



Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur ...

Historisch-Litterarischer Zweigverein des Vogesen-Clubs

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

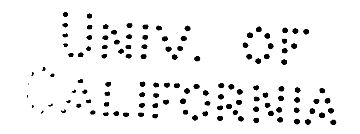
VOGESEN-CLUBS.

XIV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1898.

Inhalt.

Seite



I.

Gedichte.

1. Wanderlied.

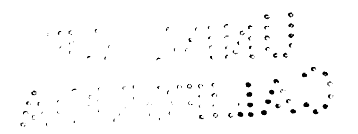
Von

August Dietz.

Der Frühling siegte: mit Macht, mit Macht,
In weiter, blühender Runde
Alle Lenzeskräfte sind entfacht,
Das ist im geheimsten Grunde
Ein Grünen, ein Sprossen, ein Wunderweben,
Ein urherrliches, frisches, frohes Leben!

Da hab' auch ich meinen Ranzen geschnallt,
Ein freier Wandergeselle:
Fort, fort in die Berge, wo brausend wallt
Der Bach, der schäumende, schnelle, —
Auch er ein Wand'rer, dess' Wellen sich wälzen
Durch blumiges Grün und moosige Felsen!

«O Welt, o Welt, wie bist du so schön!» —
Möcht' ich laut jubelnd singen,
Und tausend Stimmen, in Thal und Höh'n,
In mächtigem Chore klingen:
Der die Erde erschuf und die Sternenheere,
Dem ewigen Schöpfer sei Lob und Ehre!



2. Wangenburg.

Von

Ed. Spach.

Fröhlich geht es aufwärts
Durch das freundlichgrüne
Romansweiler Thälchen —
Köstlichfeinen Grasduft
Hauchen frischgemähte
Wiesen uns entgegen;
Dichte Buchenwälder,
Moosbedeckte Felsen,
Kleine Wasserfälle,
Malerische Schluchten,
Rege Schneidemühlen —
Und, vom Mossigbache
Schäumend übergossen,
Treibt das Rad die Säge
Klingend auf und nieder:
Bretter, Dielen, Balken,
Riesentannenblöcke
Liegen hart am Wege
Haushoch aufgeschichtet —
Schellenläutend grasen
Kühe rings am Raine,
Weisse Ziegen klettern
Naschend durch die Büsche
Und an Brombeerranken
Sucht ein Häuflein Kinder
Schon sich reife Früchte.

*

Höher steigt die Strasse,
An der steilen Bergwand
Mühsam hin sich windend,
Und die müden Pferde
Gehn nur noch im Schritte —
Himmelhohe Tannen,
Deren schlanke Stämme
Epheu dicht umranket,
Streben allenthalben
Mächtig in die Lüfte —
Purpurrothe Glocken,
Glänzend aber giftig,
Glühen aus dem Tännicht;
Reife Vogelsbeeren
Schimmern durch die Hecken —
Weissgetünchte Häuschen,
Einzeln und beisammen,
Zeigen sich am Hange
Und es währt nicht lange
Sind wir endlich droben
Gastlich aufgehoben.

*

O wie unbeschreiblich
Schön ist's auf den Bergen!
Komm herauf — und leichter
Wirst du wieder athmen
Und dein Leid vergessen —
Glücklich, wer hier oben
Nicht nur Wohlbefinden,
Stille, Waldesfrieden,
Reinen Bergesodem
Oder Sommerfrische,
Nein, auch Seelenruhe
Sucht und wirklich findet! —
Bietet schon die Erde,
Neben viel Beschwerde,
Solche Pracht hienieden,
O wie unaussprechlich
Schön muss erst es droben
Sein im Paradiese —
Wenn wir Gott gefallen,
Wird zuletzt uns allen
Nach dem Erdenwallen
Droben einst beschieden
Sel'ger Himmelsfrieden.

*

II.

Zur

Geschichte des Deutschritterordens im Oberelsass.

Von

Theobald Walter.

Die Geschichte des Deutschritterordens im Oberelsass lag bis jetzt noch sehr im Argen. Die spärlichen Erwähnungen in den Sammelwerken von Schöpflin, Kraus, Stoffel, Baquol, Clauss u. a. beschränkten sich meistens auf kurze und vielfach fehlerhafte Bemerkungen. Dieser Zustand hatte aber seinen natürlichen Grund darin, dass unser oberelsässisches Bezirksarchiv so gut wie gar keine Ordensurkunden bewahrt hatte, die zur Berichtigung hätten herbeigezogen werden können. War nämlich früher Kriegsgefahr in Sicht, sammelte sich Raubgesindel in der Nähe der Ordenshäuser oder drohte sonst irgend welche Gefahr: stets war die erste Sorge der Komture, die Dokumente in «Leinen und Fässlein zu verpacken» und unter sicherem Geleite oder in heimlicher Nacht aus dem Lande weg nach Basel, Mainau und Altshausen in Sicherheit zu bringen. Erst unserer Zeit ist es vorbehalten worden, eine ziemliche Anzahl Schriftstücke und Briefschaften durch Austausch wieder zu erwerben und so eine genauere Untersuchung der Ordensgeschichte in unserm Lande zu ermöglichen. So habe ich in Nr. 23 und 24 der Elsass-Lothringischen Lehrerzeitung eine kurze Berichtigung über die

Kommende Rufach veröffentlicht. Ungefähr zur selben Zeit erschien in Rixheim anlässlich der Centenarfeier der Fabrik Zuber u. Komp. daselbst ein Schriftchen über die Kommende Rixheim.[1] Nichtsdestoweniger glaubte ich, dass eine Abhandlung über den ganzen oberelsässischen Besitzstand dieser einst so reichen, mächtigen und angesehenen Ordensgenossenschaft zur Ergänzung der oberrheinischen Landesgeschichte unbedingtes Erfordernis wäre, und dieser Erwägung verdankt denn auch der vorliegende Aufsatz seine Entstehung. Er ist die Frucht sorgfältiger Forschungen, die ich im Laufe des Jahres im vorhandenen Urkundenmaterial vorgenommen habe. «Zur Geschichte des Deutschritterordens» ist die Arbeit betitelt, um jedem Missverständnis vorzubeugen, als ob etwa mit dieser Veröffentlichung das Thema vollständig erschöpft wäre. Im Gegenteil, noch mancher Ergänzung und Verbesserung wird es bedürfen, bis wir eine gründliche und vollständige Geschichte des Ordens im Elsass aufweisen können. Nur aus vielen scharf behauenen Steinen lässt sich ein herrlicher Bau fügen. —

I.

Die ersten Besitzungen und Gründungen des Ordens im Oberelsass.

Wenn wir allen unsern alten Chroniken unbedingten Glauben schenken könnten, so hätten wir das älteste Haus des deutschen Ordens im Oberelsass in der Illstadt Mülhausen zu suchen. Dort verfasste im Anfange des 17. Jahrhunderts ein fleissiger Stadtschreiber, Jakob Heinrich Petri mit Namen, eine Aufzeichnung der geschichtlichen Vergangenheit seiner Vaterstadt, in der er über das deutsche Haus nachfolgenden Bericht giebt.[2] Der deutsche Orden liess unter dem Deutschmeister Heinrich Walpoden ein Spital in Mülhausen aufführen und erhielt von Heinrich VI. die Ermächtigung zu einem Mühlenbau am St. Gebhartsthor. Als die Stadt von dem Vorhaben der Ritter Kenntnis erhielt, kam sie ihnen zuvor und erbaute an derselben Stelle eine städtische Mühle, die sog. Samenmühle. Bald nachher überzog Philipp von Schwaben den Bischof mit Krieg und weilte

[1] Notice historique sur la commanderie de l'ordre teutonique à Rixheim de 1235 à 1797, devenue la fabrique de papiers peints de J. Zuber et Cie. par Gustave Gide. Rixheim, 1897. Das Schriftchen enthält mehrere unrichtige Daten.

[2] Petri, Der Stadt Mülhausen Geschichten, Mülhausen, 1838, S. 49 ff.

zu diesem Zwecke im Elsass. Da drohte der Orden der Stadtobrigkeit mit einer Klage wegen Verletzung königlicher Privilegien. Der eingeschüchterte Rat schenkte deshalb dem Orden die Hälfte der Mühle; die andere Hälfte kauften die Ritter im Jahre 1236 um 42 Mark Silber. Soweit Petri.

Diese Angaben sind indes zum Teil zweifelhafter Natur; vermögen wir doch in ganz Deutschland urkundlich kein Ordensgut aus dem 12. Jahrhundert nachzuweisen.[1] Wohl ist sicher, dass eine königliche Verschenkung von damals in Mülhausen vorhandenen staufischen Alodialgütern an den Orden stattgefunden hat, und ein Streit einer Mühle wegen ausbrach, denn die Kaufurkunde von 1236, die Angaben über den Streit enthält, ist uns noch erhalten,[2] nur dass dieselbe von Heinrich VII. und nicht von Heinrich VI. als Schenkgeber spricht und mithin dem 13. Jahrhundert angehört. «Nach dieser Urkunde, sagt Dr. Kaufmann,[3] umfasste die frühere Schenkung also nur den Platz zu einer Mühle und die Erlaubnis zum Mühlenbau; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass sie noch mehr enthielt, ja die Wahrscheinlichkeit spricht eigentlich dafür. Denn wenn wirklich nur dieser eine Platz Gegenstand der Schenkung war, dann müsste er doch genau angegeben und als sicheres Eigentum des Königs bekannt sein; es ist deshalb schwer einzusehen, wie gerade bei ihm jene Streitigkeit entstehen konnte, um die es sich doch im Wesentlichen hier handelt. Jedenfalls scheint eine solche eher möglich, wenn die Schenkung nicht nur ein kleines Plätzchen für die Mühle, sondern überhaupt eine Ausstattung des Ordens mit Teilen jenes staufischen Allods enthielt. Das Schweigen der Urkunde hierüber bedeutet nichts, da die Mülhauser ja keine Veranlassung hatten, von dem weitern Umfang der Schenkung zu sprechen... Mag indessen die Schenkung Heinrichs gross oder klein gewesen sein, die Vermutung lässt sich nicht abweisen, dass die erste Niederlassung der Deutschherren in Mülhausen auf sie zurückzuführen ist.» Diesen Worten können wir wohl auch beipflichten; denn König Heinrich sowohl als seine Gemahlin Margarethe waren eifrige Gönner der jungen Ordensgenossenschaft, und manche Berichte aus den Ordensannalen gedenken ihrer mit Dankbarkeit.[4]

Nach der Ordenstradition stammt zwar der Hauptbesitz des Ordens in und um Mülhausen aus dem Jahre 1232. Damals lebte in der Stadt der edle Altschultheiss Rudiger Roth und

---

[1] Vergl. Voigt, Geschichte des deutschen Ritterordens. I, S. 2 ff.
[2] Mossmann, Cartulaire de Mulhouse. I, No. 9.
[3] Dr. A. Kaufmann, Die Entstehung der Stadt Mülhausen und ihre Entwickelung zur Reichsstadt. Mülhausen, 1894, S. 13.
[4] Vergl. Voigt, I, S. 6, 13, 45, 50 u. a.

von diesem «rudigero rufu» sollten viele Güter durch Schenkung an den Orden gekommen sein.[1] Die Schenkungsurkunde ist zwar verloren gegangen, wohl aber besteht noch die Abschrift einer Bestätigungsurkunde des römischen Königs Heinrich aus dem Jahre 1232 im Archiv zu Königsberg.[2] Warum sollte aber nicht gerade diese Schenkung Roths eine Folge des wahrscheinlich vorhergegangenen königlichen Vermächtnisses sein! Wie dem auch sei, sicher bleibt immer, dass wir die Grundlegung zur Kommende Mülhausen zwischen 1220, dem Regierungsantritt Heinrichs, und 1232, wo Ordensbesitz nachgewiesen ist, zu suchen haben, obschon ein eigentlicher Hof erst 1264 bestimmte Erwähnung findet.[3]

Die erste Kunde über den Güterbesitz in Rufach fällt in das Jahr 1231. Damals entbrannte zwischen Gottfried, dem Meister des deutschen Hauses, und der Aebtissin von Eschau ein heftiger Streit, der Zehntleistungen wegen. Nach dem Urteile des als Schiedsrichter angerufenen Abtes von Pairis sollte das Laterankonzil als Scheidepunkt dienen. Es heisst nämlich wörtlich: Quod videlicet prædictus magister et sui successores de terris et prædijs suis habitis ante concilium mediam partem decimarum Abbatissæ et Plebanus de caetero persoluant, de terris vero habitis post concilium et postea ?[4] acquirendis decimas integraliter persoluant eisdem.....[5] Dass nur das Laterankonzil gemeint sein kann, geht aus der Bulle des Papstes Honorius III. von 1220 hervor, durch welche der allenthalben entbrannte Zehntstreit auf ähnliche Weise geschlichtet wurde. Da das Konzilium 1215 abgehalten wurde, reicht der Ordensbesitz in Rufach über dieses Jahr hinaus und ist wahrscheinlich eine Schenkung des freigebigen Strassburger Bischofes Heinrich II. von Veringen.

Eine bedeutende Erweiterung erfuhr der Besitz als Ida, die Gemahlin Heinrichs von Butenheim, 1235 zu Gunsten der Genossenschaft auf ein reiches Erbe im Sundgau verzichtete.[6] Dadurch erhielten die deutschen Brüder Güter und Zinsen in Uffheim, Pfastatt, Lutterbach, Zimmersheim und Steinbrunn. Und wie dann 1244 noch neue Schenkungen in Pfaffenheim und Sausheim hinzuflossen,[7] da mag wohl bei den in der Stadt Rufach weilenden Hospitalbrüdern der Gedanke an die Errich-

---

[1] Bez. Colm. — Austausch Baden. Nr. 1832.
[2] Vergl. Voigt, I, S. 80.
[3] Trouillat, II. S. 150.
[4] In der benutzten Abschrift fehlt ein Wort.
[5] Bez. Colmar. — Extradition Stuttgart — Deutschh. Rufach, II.
[6] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Rufach I. Bei der Bestätigung war zugegen: «Godfried procurator domus Theutonicorum in Alzacia, Burgundia et Briscaugia.»
[7] ibidem.

tung grösserer Komtureigebäude gekommen sein. Denn dass die Brüder ihre erste Heimstätte in der Stadt Rufach gefunden hatten, steht ausser allem Zweifel. Nennen doch die schon erwähnten Urkunden ganz deutlich «Magister domus theutonicorum in Rubeaco» 1231, «domus Theutonicorum in Rubiaco» 1235, »contra viros religiosos preceptorem et fratres domus theutonicorum in Rubiaco» 1244, und 1253 noch führt der Landkomtur Gottfried ein Siegel mit der Umschrift ✝ S. SCE. MARIE. DOMVS. TEOTONICOR. IN RUFIACO.[1] Wann und warum die Ritter nach dem bescheidenen Dörfchen Suntheim, einem zu Rufach gehörenden offenen Weiler am Ausgange des Sulzmatterthales, übersiedelten, ist nicht bekannt. Dort richteten sie sich in einer Hofstatt häuslich ein und erwarben auch eine Getreidemühle.

Etwa um 1275 gingen die Ritter mit dem Plane um, das Gehöfte zu vergrössern, mit Mauern zu versehen und dabei die reichen Sandablagerungen des Ombaches zu benutzen. Da erhoben sich aber Stadt und Rat zu Rufach gegen das Vorhaben des Ordens. Erst am Agnesentag 1278, anlässlich der feierlichen Einweihung der bereits vollendeten Ordenskirche durch Bischof Konrad, kam eine Vereinbarung zu Stande, in der die Stadt den Brüdern in ihrem Besitztum ausdrücklich freie Hand zusicherte und erklärte: «Zu wissen, das Wir alles des Rechtens das Wir hattend oder meintend zuhaben an den stetten des husses zu Sontheim, das den Meistern vnd den Bruder angehert, Sonderlich an der heimlichen kammer, die vber dem Ombach steet vnd der Weg, der Ine dartzu füret vnd die muren vnd die Zeune, die In dem Weg stenndt nebent dem Wasser, das da heisset die Ombach, vnd auch In demselben wasser der Ombach von der Heimlichen kammer vntz zu der Vorgenanten Bruder des teutschen husses Sontheim obren mule, dorin kein recht zuhabende, wedder zu vischen noch Mursandt, so do gefallet, Hynan vnd enweg zufurende, Sonder die obgedachten Bruder mugent des bruchen an Iren nutz, muren vnd tach zubessern vnd In eren Zuhaben, vnd auch alles, das sie Im Begriffen Hand mit muren oder mit zynen oder mit andern Buwen an dem Houe, do sie Innen wonendt sindt . . . dartzu gebent wir dem Meister vnd den vorgenannten Brüdern die gassen, die do heisset die lobgassen mit allen Rechten für die costen vnd arbeit, die sie Hattend vmb die vorgesprochene Misshellunge.»[2]

Das Ordenshaus in Kaysersberg lag ursprünglich gar

---

[1] Mone, Zeitschrift 23, 151.
[2] Stadtarchiv Rufach. — A. A. 9. — F. 79. — Annal. Colm. 74.

nicht in der Reichsstadt an der Weiss; ja die Gründung des Hauses geht vielleicht weiter zurück als die Geschichte der Stadt selbst. Eine Urkunde aus dem Jahre 1214 berichtet, dass der Ritter Burghard Wolf schwerer Vergehen wegen zum Tode verurteilt worden sei. Reumütig bekannte er seine Schuld und schenkte zur Sühne dem deutschen Orden alle seine Güter in Ingemarsheim im Elsass. Dieses Ingemarsheim kann nur unser Ingersheim bei Colmar sein. Und wenn schon die alten Formen des Dorfnamens Ingersheim, wie sie Stoffel in seinem Wörterbuch aufweist,[1] vielfach in der Schreibweise mit unserem Ingemarsheim nicht übereinstimmen, so habe ich doch die eine wichtige Thatsache für meine Behauptung, dass das Rittergeschlecht der Wolff im nahen Sigolsheim seinen Sitz hatte und also in der Gegend begütert sein musste.[2] Nun lässt sich zwar in Ingersheim bei Colmar durch das ganze Mittelalter kein Deutschordensbesitz nachweisen; auch in den Urkunden des Ordens ist der Besitz wenige Jahre nachher nicht mehr zu finden. Das thut aber nichts zur Sache; denn Beispiele, dass solche Stiftungen gleich nach der Schenkung verschwinden, um in einem benachbarten, geeigneteren Orte wieder aufzutauchen, sind nicht selten.[3] So mag es auch hier gewesen sein; denn plötzlich treffen wir den deutschen Hof in dem vorhin erwähnten Sigolsheim, dem Stammsitz der Wolff, dem Hauptorte der Markgenossenschaft im Kaysersbergerthale.[4] Bald schwand auch die Bedeutung Sigolsheims dahin, als 1293 Kaysersberg zur freien Reichsstadt erhoben wurde, und abermals begab sich das deutsche Haus auf Wanderung. Im Jahre 1295 kaufte der Komtur von Strassburg im Namen seines Ordens von dem Ritter Walther und seiner Gemahlin Elisabeth um 50 Mark Silber Colmarer Gewichtes Haus und Hof in Kaysersberg neben dem Hofe des Verkäufers und dem Gute derer von Illzich und legte die Kommende hinein.[5]

Der Hof in Kaysersberg wird vielfach als Präzeptorat angeführt. Präzeptorat ist indes nichts anderes als die alte Bezeichnung für Komturei, die schon Mitte des 13. Jahrhunderts ausser Gebrauch gekommen ist.[6] Wie sie an dem Hause in Kaysersberg haften bleiben konnte, ist mir unerklärlich.

---

[1] Stoffel, Topographisches Wörterbuch des Oberelsass. Mülhausen 1876, S. 271.

[2] Vergl. Kindler von Knobloch, Der alte Adel im Elsass. Berlin, 1882. S. 111.

[3] Vergl. nachher Sulz-Gebweiler.

[4] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg. «Die behausung zu Keyersperg . . . vormals zu Sigeltzhen gewesen. . .»

[5] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.

[6] Voigt, I, S. 109.

Die erste Erwähnung des Hauses in Gebweiler treffen wir im Jahre 1270.[1] An einem Berichte an den Bischof von Basel beteiligte sich nämlich auch der «commendator fratrum domus Thevtonicorum in Gebwilre», und 1289 übergiebt Rudolf von Dürrenbach, ein Bürger von Gebweiler, und seine Frau Adelheid den «brûdern des thuschzen huses ze Gebewilre» Fruchtzinsen und Reben, damit die Brüder ein ewiges Licht in der Kapelle unterhalten und nach dem Tode der Schenkgeber deren Seelengedächtnis feiern möchten.[2]

Nun taucht aber schon 1250 in dem nahen Sulz eine Deutschordenskommende auf,[3] die nachher spurlos verschwindet, wofür 1288 ein «dominus de sancte Ioanne» Erwähnung findet.[4] Nach meinem Dafürhalten haben wir es hier mit einem Tauschvertrag der beiden Ritterorden zu thun, der zwar bis jetzt urkundlich nicht nachgewiesen werden kann. Nichtsdestoweniger muss in Erwägung gezogen werden, dass das deutsche Haus in Gebweiler eine Kapelle besass, die dem hl. Johannes gewidmet war, und dass die Johanniter von Sulz bis zur Revolutionszeit einen ewigen unablöslichen Zins erhoben für den Platz und den Garten, wo die alte Wohnung der Deutschherren in Gebweiler sich erhoben hatte.[5]

Somit dürfen wir mit Sicherheit annehmen, dass der Ursprung unserer oberelsässischen Kommenden in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts hinaufreicht. Die Entwickelung der Siedelungen zu den blühenden Hospitälern des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts ist eine natürliche Folge der Hochherzigkeit und Opferwilligkeit des alten Oberelsässer Adels, dessen Angehörige die Brüder nicht nur durch mannigfache Schenkungen unterstützten, sondern vielfach selbst Mitglieder der Ordensgenossenschaft wurden. Treffen wir doch schon 1271 den oberelsässischen Ritter Konrad Werner von Hattstatt als Landkomtur an der Spitze der Ballei Elsass-Burgund.[6]

In der Folge bildeten die 4 oberelsässischen Kommenden einen wichtigen Bestandteil der Ballei. Jede war nachweisbar 1331 einem besonderen Komtur übergeben und Marquard von

---

[1] Trouillat, II, S. 196. «Ego commendator in Gebewilre quia sigillum proprium non habeo . . . . .»
[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Gebweiler.
[3] Stoffel, Wörterbuch, 541. «fratri Hemoni commendatori domin. Theutunicorum in Sultz.»
[4] Trouillat, S. II. 453.
[5] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Gebw. — «Zinst der Kirchgarthen nacher St. Johan zue Sultz Jährlich 1 β gelt vndt 3 hüener, sonst ledig Eigen auch zehentfrei.»
[6] Kopp, Eidgenössischen Bünde, II, S. 408.

Königsegg führte sogar 1438 urkundlich den Namen Altlandkomtur in Oberelsass.[1]

II.

Die Ordenshäuser zu Rufach, Kaysersberg und Gebweiler.

Nach dem vorhin erwähnten Vertrage von 1278 erhob sich endlich die ehemalige Kommende Rufach unangefochten auf eigenem Grund und Boden in dem friedlichen Dörfchen Suntheim, inmitten der bischöflichen Lande der Mundat. Der jungen Ordensniederlassung Ansehen wuchs bei Hoch und Niedrig, und so sehen wir denn auch 1282 die beiden Edlen Hugo von Reichenstein und Ulrich «ab dem Huse» vor Bruder Johannes, dem Komturen zu Suntheim, wie er ihnen im Namen des Landkomturs einen Erbstreit schlichtet; und 1294 legen die Herren Svigkerus, Siffridus und Svigkerus junior von Mendelberg das jus patronatus des Suntheimer Ortskirchleins zu St. Stephan in die Hände des Ordens.[2]

Nach dem Tode Rudolfs von Habsburg ergriff der Strassburger Bischof Konrad, der Herr der Mundat, die Partei Albrechts, des Oesterreichers; der Landvogt des Oberelsass aber, Theobald von Pfirt, trat für die Sache des Gegenkaisers Adolf von Nassau in die Schranken. Bald entbrannte die Kriegsfackel in den elsässischen Gauen. Im Jahre 1298 erschien der Landvogt plötzlich mit einem Heere Sundgauer Bauern in der Mundat, und die Dörfer des Sulzmatterthales sowie das am Eingange gelegene Suntheim gingen in Flammen auf. Die neue Ordensburg der Deutschherrn sah auf Trümmer und Leichen und blieb von dieser Zeit an einsam in der Au. Suntheim erhob sich nicht wieder.

Das beginnende 14. Jahrhundert zeigt uns die Blütezeit der elsässischen Kommenden. Damals beherbergte die Niederlassung in Suntheim nicht nur die Ritterbrüderschaft, sondern auch Schwestern des deutschen Ordens, das einzige Beispiel weiblicher Ordensmitglieder in der ganzen Ballei. Roth von Schreckenstein nimmt an, dass das Haus Suntheim vielleicht durch Stiftung zum Unterhalt der Schwestern verpflichtet

---

[1] Mone, Zeitschrift 24, 23.

[2] Bez. Colmar. Extr. Stuttgart Deutschh. Rufach. I. Ein Bruder Siferith von Mindelberg war 1381 Komtur in Altshausen. Vergl. Mone Zeitschr. 24, S. 268.

war.[1] Obschon eine solche nicht nachzuweisen ist, bleibt doch immer auffällig, dass gerade Witwen und Frauen dem Hause bedeutende Schenkungen übermachen. So bereits 1235 Ida, die Gemahlin Heinrichs von Butenheim. Wenn sie nur den deutschen Orden hätte beschenken wollen, wäre ihr das Haus in Mülhausen, wo wir in späteren Jahren die Güter auch finden, näher und gewiss bekannter gewesen. Im Jahre 1331 kommen zwar die Ordensfrauen nach der Kommende Beuggen, das ihnen gegen eine Entschädigung von 160 Mark Silber, die das Ordenshaus von Suntheim entrichten musste, Unterkunft gewährte.[2] Aber noch ehe sie wegzogen, erfolgten zwei bedeutende Schenkungen von Frauen an unser Ordenshaus. «Berchte von Isenheim, Johannes seligen eliche frowe» übergab demselben 4 Viertel «korngeltz» in Isenheim und Ostein,[3] 31 Schatz Reben in Isenheim, Gebweiler und Bergholz, 9 Viertel «korngeltz» in Rädersheim, 18 Schatz Reben in «Alswilre»,[4] 20 Viertel «korngeltz» in Gundolsheim, 25 in Oberhergheim und Bilzheim und 24 in Woffenheim[5] und Heiligkreuz.[6] Vielleicht ist sie auch selbst dem Orden beigetreten, wie es oft geschah; doch enthält die Urkunde darüber keine Anhaltspunkte. Aehnlich verhält es sich mit Adelheid von Illzach, des «Herrn Oswaltes seligen von Ilzich eliche frowe», die am Mittwoch in der Osterwoche 1331 dem Ordenshause reiche Güter zukommen liess.

Ueber ein Jahrhundert schweigen jetzt die Nachrichten vollständig. Erst aus dem Jahre 1444 schreibt der Rufacher Chroniker Maternus Berler: «Der Tuschen Herren closter zu Ruffach, item dess selbigen orden closter zu Gewiller uff ein nacht wurden verbrannt, welche beide closter worent gelegen auss wenig der stetten, dass mals mitt schonen gebuwen gezirrt».[7] Berler nennt uns die Anstifter nicht, und jedermann schrieb deshalb die nächtliche Plünderung und Brandschatzung auf Rechnung des Armagnakengesindels, das damals das Elsass durchschwärmte. Allem Anscheine nach aber waren die Rufacher Bürger selbst die Uebelthäter. Wie hätte sonst der

[1] Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 24. 267.
[2] Ibid.
[3] Untergegangene Ortschaft bei Isenheim. Vgl. Th. Walter, die verschwundenen Dorfschaften des Kreises Gebweiler. Gebweiler, 1895. S. 8.
[4] Zerstörtes Dorf bei Sulz. Vgl. Walter, Die verschwundenen Dorfschaften. S. 9 ff.
[5] Zerstörtes Dorf bei Heiligkreuz. Vgl. Stoffel, Topographisches Wörterbuch des Oberelsass. S. 598.
[6] Bezirksarch. Colmar. — Extr. Stuttgart. Deutschh. Rufach, I.
[7] Berlersche Chronik, folio 147 a.

Landeskomtur sich 1448 am kaiserlichen Hofe darüber beschweren können, dass «die burger zu Rufach das Huse Suntheim bey Rufach gelegen zerbrochen vnd nider vff den grunt geslissen haben».[1] Die Zerstörung des Hauses durch die Rufacher Bürger lässt sich aus strategischen Gründen auch erklären; denn wie leicht hätte sich nicht ein Haufen Gesindels in der nahen Burg festsetzen und von da aus einen unvorhergesehenen Ueberfall der Stadt bewerkstelligen können!

Schon 1333 hatte «Adelheid Kegin, H. Bernardes des Kagen seligen Tochter eins Ritters von Vendenheim» der Kommende Suntheim unter andern Gütern «ein Hus vnd einen Hof gelegen zu Rufach in der Stat vnd einen andern Hof, ein Huss vnd eine Schüre stossen an denselben Hof nebent Eberlin von Schönecke» geschenkt.[2] Diese Gebäude hatte sich der Orden wahrscheinlich als Zufluchtsort für schwere Kriegszeiten offen gehalten, und dorthin hatten auch die Ritter während der Armagnakenwirren ihre Vorräte von Suntheim untergebracht. Ueberhaupt scheinen die Höfe in der Stadt Rufach in den nun folgenden Kriegszeiten von den oberelsässischen Kommenden als sichere Kornkammer benutzt worden zu sein. Versuchte doch selbst die Kommende Mülhausen 1470 die Reinerträge des Dinghofes in Rixheim dahin überzuführen, und nur die energische Einsprache der Mülhauser Bürgerschaft und ein Richterspruch des Hofes von Rotweil konnte sie von ihrem Vorhaben abbringen.

Das Ordenshaus Suntheim erstand nur notdürftig wieder aus der Asche, und als der Landkomtur Wolfgang von Klingenberg auf einer seiner Revisionsreisen die einsame Lage der gebrochenen Heimstätte näher untersucht hatte, wandte er sich in einer Bittschrift an den damaligen Bischof Albrecht, in der er um Verlegung des Hauses nach den alten Höfen in dem festen Rufach nachsuchte, was der Bischof durch eine Urkunde von 1487 auch gewährte.[3] Allein leider fehlten die Mittel, den Umzug zu bewerkstelligen, und so musste die Sache einstweilen beim Alten bleiben. Erst die Bauernwirren von 1525 führten gewaltsam eine Aenderung herbei. Doch lassen wir den damaligen Schaffner selbst sprechen.

«Im XV^{c} vnd XXV Jar In den pfinst firtagen, vor dem vnd die schlachten zu Luppstein zu Zabern vnd Schårwiler beschåhen sind vnd der meineydigen truwlosen puren vil vmb kummen sind, das grösslich gotz will gewåsen ist, Dor noch

---

[1] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Rufach, I.
[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh Rufach, I.
[3] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Rufach, III.

Sind die von Rufach vss gezogen mit Eim pfiffer vnd böcken schlaher vnd Hand Mins würdigen Ordens kilch genant Sunthein vff gethon vnd dor vss genumen alles, das dor Inn gewäsen ist, nutz vssgenumen, vnd das Heltum vnd bildniss Ein teil In die pfarrkirch, ein teil zu den barfüsen, Ein teil vff das rothuss vnd ein teil In etzlicher Burgern Huser kumen, vnd mit der trummen vnd pfiffen mit grossem gespött getragen vnd gefürt, Dor zu III reine corpal, Dor vff das Heilich sacrament geleit ist worden In den ämpteren Der Heiligen messen, vn erlichen zerrissen vnd Ir wusten rotzigen nasen gewúst vnd zum teil die Hosen mit gebunden, Dornoch die kilchen offen gelossen vnd zum ersten alle fenster zerbrochen, das bly, windysen vnd die ysen, darin die fenster gefasset woren, Hin weg getragen; Darnach tur, thor, schlossysen, spangen, angel, fron altar, vor altar, taflen vnd die fuss búnen vor den altaren, Auch XXXII stulständ im kor, stapfel leytern vnd lettner vnd Emborkilch zu Hinderist In der kirchen, do vor alten zitten vnsers ordes frouwen vnd schwesthern gestanden sind, welche von Suntheim gen bücken komen, Auch der predig stul oder kantzel, alles Holtz wärck Hin wäg getragen; Das glöckly, wigt 1 zentner vnd XX lib., vnd der fron altar stein sind vff das schloss kumen, die vor Altar stein länen an der pfarr kilch mur, Dor nach mit grosser vnstùmigkeit Die ziegel Herab geworffen vnd welcher schon gantz blib, lauff Der nächst Dar vnd zerschlug In, dar nach das Zimmer, die bunen vnd täfel Im kor vnd kilchen abgebrochen vnd Hin wägen gefürt, vnd das täfel In der kirchen was nuw vnd das Im kor alt, Dornach kor vnd kilch die muren durchgraben vnd zu Huffen gefällt, Ouch kein fenster gestell, thur gestell gantz gelossen, Dorzu den Stock, dor Inn Ein komethur vnd Herre Ir wonung Hatten, Ee ess verbrent ward, Vnd die muren, So umb den kilch Hoff vnd kilch vnd die gantze Hofstatt gieng, mit des stocks gibel vff den grund zerbrochen. Do Ist ein gärtly mit Eim grosse thor mit eim steinen geställ zerbrochen, dor von ich alle Jor 1 omen wein vnd 1 Hun zu Zinss Hat. Ouch ist ein Heimlich gemach, genant die Heimliche kammer Enet der ombach vnd Ein pfiler Hyedissyt an der bach, vff welchem pfiler vor ziten Ein gang vber die lantstross vss dem Huss In die Heimliche kammer ist gangen, Ich hab die flöckling vff dem pfiler vnd der mure gesähen ligen vorziten, Diss vorgeschriben ding alle on nott, schantlich, grymmeklich, On truren, vnnützlich, schädlich zerrissen, Dorzu die aller besten stein In die statt zwischen die statt muren gefürt vnd Ein Hohe dicke mur von einer mur biss an die rinck mur durch den graben von der kilchen stein gemacht, auch bollwärk zwischen den muren ge-

macht, Dorzû ein Huffen Hubscher stein vff den Zibel marckt vnd ein Huffen stein by der steinhütten by dem rotthuss, der merteil von fenstern kumen sind, Etlich zu Einem schinthuss vnd wor zu âs In geliebt Hat, kumen sind, ůber das, so ich Im vertrag (sic.) die kilchen mit Ir zû gehörde vor behalten hab, Ouch dem burgermeister gesagt, Er soll die stein an beden orten vffrâcht lossen liegen, hat nur dor zu gespottet, doby man wol mag versten, wie die von rufach mit Irem Handel von den groben, ewighellischen puren gescheiden sind, kein vnderscheid, wann das sy den puren nit geschworen Hand, Das schafft das nit kumen sind, do vil böser knaben In der statt woren, den leid wessen, das sy nit kumen wolten.»[1] Die Stadt entschuldigte sich später: «Man hab im Pauren Krieg das Teutschhauss vnd die Kirch wegen des gottlossen gesindlins abbrechen müessen vnd den Altar In die barfüesser Kirch gesetzt.»[2]

Nach der wilden Zerstörung des Ordenshauses von 1525 wurde das «Teutsch Huss» dort nicht wieder errichtet. Zwar hat es Münster in seiner Kosmographie noch an der alten Stelle abgezeichnet; aber Münster war um 1512 als Lektor an der hiesigen Franziskanerschule thätig.[3] Er verfertigte also wahrscheinlich seinen nachher veröffentlichten Plan der Stadt Rufach zu jener Zeit, wo die alten Ueberreste in Suntheim noch in leidlichem Zustande waren. Als neue Heimstätte vergrösserten die Ritter jetzt auf Grund der alten Ermächtigung von 1487 die alten, in der Nähe der Franziskaner gelegenen Gebäude in der Stadt.[4]

Am Zinstag nach St. Nikolai 1549 erhielt der Komtur vom Rate zu Rufach 110 «stück holtz zu sein behausung zue erbauen erlaupt.»[5] Das in jener Zeit aufgeführte Gebäude erhebt sich heute noch mit stolzem Steingiebel in der Franziskanergasse und trägt das Datum 1551. Eine Erweiterung wurde 1572 in der Richtung nach der Weidengasse angefügt, die 1613 mit einem hübschen Erker versehen wurde, an dem die Wappen der Deutschherren noch zu erkennen sind.

Die Ordensritter hatten während der Bauzeit eine provisorische Unterkunft in der Stadt gefunden. Das Verhältnis zum Rate und zur Bürgerschaft war indes sehr gespannt, besonders zur Zeit des Komturs Diebolt von Rambschwog, der ein wilder Haudegen gewesen zu sein scheint. Den Wirt zum Sternen miss-

[1] Bezirksarch. Colm. — Extr. Stuttg. Deutschh. Ruf. I.
[2] Stadtarchiv Rufach, BB. 34.
[3] Vergl. die Hauschronik Konrad Pellikans von Rufach Deutsch von Theod. Vulpinus, Strassburg, 1892 S. 39 ff.
[4] Stadtarch. Ruf. AA. 9.
[5] Ibid. BB. 15.

handelte er im eigenen Hause, und die Stadtwache entfloh vor seinen Streichen, Alarm rufend, durch die Strassen der Stadt. Nach vielen Schreibereien wurde er 1558 vor einen bischöflichen Bevollmächtigten zur Verantwortung gezogen und schliesslich von seinen Obern wegen ungebührlichen Betragens und «schädlichen Jagens durch die früchtenn» verwarnt.[1]

Bei dem Neubau hatte der Orden auf die Errichtung einer eigenen Hauskapelle verzichtet, da die nahen Barfüsser ihm einen Teil ihrer geräumigen Kirche zur Verfügung stellten. Die Barfüsser lasen in der Folge wöchentlich zwei Zeitmessen für die Anliegen des Ordens und vierteljährlich eine Seelenmesse für die verstorbenen Ordensbrüder. Daraus erklären sich auch die Grabdenkmäler der Komture im Schiffe der Franziskanerkirche. Dort treffen wir heute noch die mit Wappen verzierten Grabsteine der Komture Balthasar von Andlau, gest. 1576, Hans Jakob Bruch von Weyandten, gest. 1587, Wilhelm von Weittingen, gest. 1609,[2] und Wilhelm Thun von Neuenburg, gest. 1662. Viele Inschriften sind bis zur Unleserlichkeit ausgetreten oder unter einem hölzernen Fussboden verdeckt.

Das alte Deutschhaus von Suntheim war nun bis auf den letzten Stein verschwunden, aber noch immer waren die alten Gerechtigkeiten an der ehemaligen Siedelungsstätte im Besitze des Ordens. Da dieser aber keinen grossen Nutzen daraus zu ziehen wusste, wurde der schon erwähnte Komtur Diebolt von Rambschwog beauftragt, behufs Veräusserung derselben mit der Stadt Rufach in Verbindung zu treten; und so schlossen denn Stadt und Komtur am Montag nach «Convertion Pauli» 1560 einen Vertrag, wonach der Orden gegen Nachlassung eines jährlichen Zinses von 1 ß Geld und 1 Ohmen Wein nebst Bezahlung von 5 Gulden Stebler auf die Schenkung vom Jahre 1278 verzichtete und sich nur «zue des Theutschenn hausses alhie nothwendikeyt Mur oder Decksanndt» aus dem Ombache vorbehielt.[3]

In einer Ratsversammlung vom Jahre 1568 bewilligte dann der Stadtrat der neuen Gründung die Vorrechte, die der Orden in andern Städten besass; er sollte nämlich «aller sachen halber frei sein, frohnens, wachens, zollens vnd ander Beschwerdten». Nur in Kriegszeiten hatten die Ritter schon seit den ältesten Zeiten bei der Stadtverteidigung mitzuwirken. Nach dem alten Stadtbuche von 1425 war dem Rat, den Ratsgenossen, den

---

[1] Ibid. AA. 9.

[2] Auf einer Thürplatte von Stein in dem schon erwähnten alten Kommendenhause in der Weidengasse ist zu lesen: WOLFF · WILHELM · VON · WEITTING · TISCHORDENS · COMMENTHUR · JN RVFFACH · HABS · MIT · MEIN · HAND · MACH.

[3] Stadtarchiv Rufach DD. 1.

Deutschherrn und den Priestern die Stadtmauer vom Thörlein bis zum Rheingrafenthor zur Ueberwachung überwiesen.[1]

Im Jahre 1579 veranstaltete die Schützengilde der Stadt Rufach ein grosses Preisschiessen, zu welchem ausser dem benachbarten Adel fast alle oberrheinischen Städte eingeladen waren. Der Hauptpreis war ein fetter Ochs, den der Komtur Sigismund von Reinach der Gilde geschenkt hatte;[2] und als im Frühjahr 1586 eine grosse Teuerung und Hungersnot ausbrach, da öffnete das Ordenshaus auch seine Kornspeicher zuvorkommend der Bürgerschaft, um der allgemeinen Not zu steuern, was von Vogt, Schultheiss und Rat dankbar anerkannt wurde.[3] Aus diesen freundschaftlichen Beziehungen zwischen Stadt und Orden lässt sich auch erklären, warum der Besuch des Landkomturs in der Stadt am 10. Juni 1591 zu einer grossen Festlichkeit in der Herberge zum «radt» benutzt wurde, bei welcher den Weissbecken der Stadt das Brot ausging, so dass welches von Pfaffenheim und Westhalten herbeigeschafft werden musste.[4]

Zur Zeit der Schwedeneinfälle stand die Kommende unter der Aufsicht des Schaffners Kopp, der im Auftrage des Komturs von Beuggen die Güter und Zinsen zu verwalten hatte. Erst nach dem Friedensschlusse von 1648 erfahren wir wieder von einem in der Ferne weilenden Komtur Georg Wilhelm von Neuenburg, der dem Rufacher Bürger Alexander Knechtlin die Instandsetzung der verwüsteten Komtureigüter übertrug. Der Intendant genehmigte das Abkommen aber nur unter der Bedingung, dass der Komtur so bald wie möglich aus Feindesland zurückkehre. Knechtlin fand reiche Arbeit; das Ordenshaus war dem Einsturze nahe, und von Gütern und Zehnten wollte nach den Schreckensjahren niemand mehr etwas wissen. Glücklicherweise fanden sich die alten Zinsbücher von 1632 und 1633 noch vor, die während des Krieges dem Lehrer Birnbaum in Mellingen in Verwahrsam gegeben worden waren.[5]

Noch waren die alten Scharten nicht ausgewetzt, und schon wieder nahte neues Unheil den elsässischen Kommenden. Ludwig XIV. übergab nämlich die Besitzungen der Deutschherren dem französischen St. Lazarusorden und vertrieb die rechtmässigen Eigentümer. Wehmütigen Herzens verliessen die Ritter im Anfange der achtziger Jahre ihre uralten Heimstätten und zogen sich grösstenteils nach Beuggen zurück, von wo aus sie nach Kräften gegen das erlittene Unrecht protestierten. Der

---

[1] Ibid. AA. 3 u 4.
[2] Stadtarchiv Rufach. EE. 3.
[3] Stadtarchiv Rufach. AA. 5.
[4] Ibid. BB. 15.
[5] Bezirksarch. Colm. — Extr. Stuttg. Deutschh. Rufach, III.

Ordensritter Morand Zurhein sparte in Paris weder Zeit noch Mühe, um bei der Regierung die Rückgabe durchzusetzen. Auf vieles Drängen des Landkomturen reiste schliesslich am 11. Februar 1683 noch Franz Benedikt von Baden, der Komtur von Freiburg, mit neuen Geldmitteln dahin ab, und zu gleicher Zeit wurden seitens des Hochmeisters und seitens der Ballei bei den Regierungsbevollmächtigten in Regensburg der Annektion wegen Vorstellungen gemacht; aber alles umsonst.[1] Erst der Friede von Ryswyk 1697 machte das Unrecht wieder gut, indem er die verlorenen Kommenden zurückbrachte. Nur wenige Jahre hatte die Usurpation gedauert, aber die Misswirtschaft in Haus und Feld hatte viele Kommenden vollständig ruiniert.[2]

Am 19. Dezember 1698 hielt der neue Komtur Friedrich Stirtzel von Bucheim seinen Einzug in Rufach, wo er von dem «alten herrn knechtlin» voller Freude empfangen wurde. Aber das Ordenshaus war in einem erbärmlichen Zustande. Der getreue Schaffner Knechtlin musste Betten leihen und den Komtur in die Kost nehmen. Bald aber lieferten die reichen Güter wieder reiche Zinsen, und der Wohlstand der Kommende hob sich zusehends. Schon 1700 erstand sie $^1/_6$ des Zehnten von Meienheim zum Preise von 2000 fl.[3]

Am 22. Januar 1716 starb der Komtur Johann Kaspar von Pfirt-Zillisheim und wurde in der Franziskanerkirche beigesetzt, woselbst sein Grabmal noch aufgestellt ist. Sein Herz kam nach seinem Heimatorte Zillisheim. Dort ist es 1864 noch wohlverwahrt an der Stelle des alten Chores aufgefunden worden.[4] Ihm folgte Johann Sebastian Vogt von Altensommerau und Pressburg. Schon längst hatte sich das Ordenshaus als unzureichend und baufällig erwiesen. Ein Umzug oder Umbau wurde von Tag zu Tag notwendiger. Da kaufte der Orden am 4. Mai 1718 das Haus eines gewissen Herrn De Brosse um 16050 livres. Die alte Heimstätte wurde veräussert und die Privilegien durch ein Dekret des Königs auf die neue Erwerbung übertragen.[5]

Wenig bleibt jetzt mehr über die Geschichte der Rufacher

---

[1] Bezirksarch. Colmar. — Austausch Baden Nr. 1840.

[2] Näheres hierüber vergl. Voigt II, 430 ff.

[3] Bez. Colmar. — Extr. St. — Rufach II.

[4] Sitzmann, Geschichte des Dorfes Zillisheim. Rixheim 1882. S. 59. Das Diarium von Murbach enthält folgende Notiz: 1766. 22 janvier. Jean Gaspard de Ferette, commandeur de l'ordre teutonique à Rouffach, meurt hydropique. Capitaine du régiment d'Alsace, il avait vaillamment guerroyé 26 ans durant, tant à Catalogne qu'en Piémont et en Belgique. Il était né à Zillisheim, de Philippe Jacques et de Marie-Anne de Schoenau, le 11 avril 1668. Diarium de Murbach (1671-1746) publié par Angel et August Ingold. Colmar 1894. S. 61.

[5] Bez. Colmar. — Extr. St. Deutschh. Rufach I.

Kommende zu berichten. Im Jahre 1757 erfolgte die Ernennung des letzten residierenden Komturs, eines Barons von Stirtzel. Er wirkte nur kurze Zeit in Rufach. Schon Mitte der siebziger Jahre legte er die ganze Verwaltung in die Hände eines Verwalters namens Aichelmann und verlegte sein Heim nach Colmar. Der Verwalter hatte auf Rechnung des Ordens die Güter zu bewirtschaften und die Akten zu verwahren. Als Besoldung erhielt er freie Wohnung im Gebäude, von den Zinsen den zehnten Pfennig und von den Früchten das zehnte Viertel. Sein Hülfspersonal bildeten eine Beschliesserin zur Besorgung von Zimmern, Möbeln und Leinen, zwei Ackerknechte und eine Dienstmagd, die vom Orden besoldet waren.[1] Die Güter erstreckten sich in der letzten Zeit noch über die Gemarkungen von Munweiler, Gundolsheim, Rülisheim, Battenheim, Ober- und Niederbergheim, Meienheim, Regisheim, Feldkirch, Bilzheim, Pfaffenheim, Heiligkreuz, Sulzmatt, Geberschweier und Hattstatt.

In dieser Verfassung traf die Revolution die Niederlassung, nur dass der vorsichtige Stirtzel bei seinem Wegzuge nach Freiburg 1789 alle Dokumente, alles Silbergeschirr und 360 «französiche Louisdor» dortselbst in Sicherheit brachte. Der neue Komtur, ein Truchsess von Rheinfelden, liess in der Kommende alles beim Alten und nahm seinen Wohnsitz ebenfalls in Colmar. Im Sommer 1790 wurde er von der Stadt zum «Colonel» gewählt und sollte in ihrem Auftrage sich an einer Versammlung in Paris beteiligen. Da aber solche Vertretungen vom Orden nicht gerne gesehen wurden, zog er es vor, nach Trier auszuwandern.[2]

Wenden wir nun unser Interesse den beiden Häusern in Kaysersberg und Gebweiler zu, die zeitweise dem Komtur von Rufach zugewiesen waren.

Der Hof zu K a y s e r s b e r g lag «zue Endt der gross vnd klein Teutschen Haussgasse» und war nur durch einen Garten von der Stadtringmauer getrennt. Die Besitzung war, wie schon erwähnt, 1295 erkauft worden; sie hatte aber durch Schenkungen bald an Umfang so zugenommen, dass sie nach späteren Urkunden drei Häuser, zwei Gärten und zwei Höfe umfasste, in deren Mitte sich das Ordenskirchlein zu St. Sebastian erhob.[3]

Die Güterbesitzungen befanden sich in den Ortschaften Colmar, Ammerschweier, Kienzheim, Sigolsheim, Bergheim,[4]

---

[1] Ibid. IV.
[2] Bez. Colmar. — Generalia 2.
[3] Ibid. Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.
[4] Vergl. Hans, Urkundenbuch der Gemeinde Bergheim, Strassburg 1894. S. 50.

Gemar, Bennweier, Ostheim, Niedermorschweier, Arzenheim und Horburg zerstreut. Von allen Seiten flossen Zinsen und Abgaben in die Behausungen nach der Reichsstadt, die noch 1331 unter dem Komtur Petrus von Strassburg Reichtum und Wohlhabenheit bargen. Aber das für den Orden so unglückliche 15. Jahrhundert[1] vernichtete auch den Wohlstand der Kommende Kaysersberg. Sie vermochte bald den Unterhalt eines Komturs nicht mehr zu bestreiten, und so sehen wir schon um 1480 einen Priesterbruder als Schaffner in der Niederlassung. Die Oberaufsicht aber führte ein benachbarter Komtur.

Und dennoch erweckte der Reichtum des Hauses 1525 den Neid der aufständischen Bauern. «Zur Vesper zit gab der rat, on wissen der gemeind die statt vff, och was kain schaden noch jn der statt nit geschehen, vnd liesen die püren jn; do ward so ain jemerlich loffen jn das tutsch Huss, besunders die landtschaffter, die da kanntlich waren, vnd waren Hungrig vnd durstig vnd dz schlemen vnd vressen die gantze nacht vnd nemen alles mit gewalt; der wolt sin Degen jn mich stossen, ich solt jnen gelt gen, do kam ain andrer, der wolt mit sin Helenbarten jne mich stossen, ich hett Im ban brieff geschickt vnd wir alt buben hettent die welt betrogen vnd übernossen, do komen die periser knecht,[2] ich wer jnen noch den sold schuldig, vnd was so ain ellend arms wesen jm Huss vnd jm Hoff, das ich nit weiss, ob die Haimbschen oder die frömden jn ein keller an wein den grösten schaden hand geton, als die frömden hand mir mangerley hussrat hinweg gefürt, gantze fesser mit wein . . . .»[3] Mit diesen Worten berichtet der damalige Pfleger, ein gebrechlicher Greis, die Plünderung. Wahrscheinlich wäre von den empörten Massen alles zu Grunde gerichtet worden, wenn der Stadtrat sich nicht ins Mittel gelegt hätte. Berichtet er doch an den Komtur in Strassburg: «Wen wir das Tutsch Huss zu vnsern Statt Handen nit genommen, were on alles vffhalten zerissen vndt zerstert worden.»[4]

Schon am 23. April 1525 hatten sich die Nonnen aus dem nahen Alspach mit ihrer Aebtissin Cäcilia Ulrich unter den Schutz des Stadtrates geflüchtet, der die Genossenschaft für die Zeit der Unruhe in Bürgerhäuser untergebracht hatte. Als aber am 18. Mai das Kloster von Grund aus der Zerstörung anheimgefallen war und ein Verweilen der flüchtigen Nonnen in der Stadt vielleicht auf Jahre in Aussicht stand, da schloss der Land-

[1] Näheres über den jämmerlichen Zustand der Ballei Elsass-Burgund in Voigt I, S. 637 ff.
[2] Die Knechte des Klosters Pairis im Hintergrunde des Thales.
[3] Bez. Colmar. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.
[4] Ibid.

komtur auf Bitten des Rates an St. Johannestag «zue Sungichten» 1525 mit der Aebtissin einen Vertrag, laut welchem er den Heimatlosen gestattete, gegen einen jährlichen Zins das Deutschordenshaus für zwei Jahre zu beziehen.[1]

Der Aufenthalt in den stillen Komtureiräumen muss den Nonnen sehr behagt haben; wenigstens trafen sie einstweilen keine Anstalten, ihre gebrochene Wohnstätte im Thale wiederzuerrichten. Im Gegenteil, als der St. Johannestag 1527 nahte, beeilten sie sich, den Vertrag zu erneuern. Aber sie stiessen diesmal auf entschiedenen Widerstand seitens des Landkomturs. Trotz der Bitten des Stadtrates und trotz der Fürsprache des unterelsässischen Landvogtes Hans Jakob von Mörsberg, wollte er durchaus von einem neuen Vertrage nichts mehr wissen. In ihrer äussersten Not wandten sich jetzt die bedrängten Schwestern an Kaiser Karl V., der schliesslich dem Unerbittlichen nachfolgende kaiserliche Ermahnung übermittelte. «Ersamer lieber Andechtiger, ab hier Inn gelegter Supplication hastu zu uernemen, welcher gestalt die Ersamen, vnnsere liebe andechtige N. Abbtissin vnd Conuent des Gotzhauss zu Alspach so zerstört vnnd verpranndt ist, vnnser Kaiserlich Regiment im heyligen Reich pittlich ansuechen, vnd dieweyl dann In solchen fällen mit dem beschädigten Closter mitleyden zu haben vnd gepürlich Hilf und Hanndtreich zu thun pillich, darumb so ist an dich vnnser gnedig gesynnen, du wollest derselben Abbtissin vnnd Conuent die behavsung Inn berürter Supplication angezeigt, vmb zimliche vnd Irem vermögen nach leydliche bezalung zu kauf folgen lassen, Oder doch Inen noch zwey Jar lang in dem bestimpten Tewtschen Hauss vmb Ir billich verzinsung zu wonen vnd zu pleyben vergünstigen vnnd bewilligen, Vnd dich dermass hier Inn erzaigen, darmit bemelte Abbtissin vnd Conuent diser vnser gnedig beger erschliesslich vnnd fruchtparlich genossen haben, empfinden mögen, das kumpt vnss von dir zu geuallen mit gnaden gegen dir zu erkhennen . . . Geben in vnnser vnd des Reichs Statt Esslingen am achtzehnden tag des Monats February, Anno Vc im Siebenundzwantzigsten.»[2] In wiefern der Komtur dem Wunsche des Kaisers nachgekommen ist, habe ich nicht feststellen können.

Bis gegen Ende des Jahrhunderts war die Kommende mit ihrem Pfleger dem Komturen in Strassburg zugewiesen; von da an wurde die Verrechnung der Einkünfte dem Hofe in Rufach übergeben. So sehen wir denn auch, dass das Haus in Kaysersberg 1609 für seinen in Rufach verschiedenen Komtur Wilhelm

---

[1] Bez. Colmar. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.
[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.

von Weitlingen eine Jahrzeit in der Kirche zu Kaysersberg stiftet.[1]

Welchen Anteil das Haus an den Schwedenwirren genommen hat, ist uns nicht bekannt. Im Jahre 1648 war ein gewisser Theobald Hirsinger in Genuss des Aufsichtsrechtes. Dieser schrieb 1649 dem Rechenschaft fordernden Knechtlin nach Rufach, dass er zwar früher «vf begeren herrn Comenthurs hunpissen (in Rufach), anietzo aber auf begeren h. Comthurs Bärendorfs alss Comenthur zu Strassburg vnd Andlau hiesigen teutschen hausses angenommen, Jahrlich Rechnung übersandt, vndt weilen die einkhommen gar gering vnd wenig ist, man ihm wegen aufpringung der Rebgüether vndt reparation am hauss vber hundert gulden in Rechnung verplieben.»[2]

Im August desselben Jahres berichtete er dann weiter, «zu Keyserspeg in dem hauss seyen Closter Frauwen, welche Ihm aber ein reuers geben miesen, dass sie dass hauss in ehren halten sollen vndt, wan es der Orden begert, aus dem hauss ziehen.»

Hier handelt es sich wahrscheinlich wieder um die flüchtigen Nonnen von Alspach, die in jenen Kriegsjahren wie anno 1525 den Schutz der Stadt in Anspruch genommen hatten. Von dieser Zeit an blieben die Ordensgüter von Kaysersberg in Händen der Familie Hirsinger, die sie von dem Komtur zu Strassburg in «admodication» besass. Nur 1729 wurden sie noch einmal von Rufach aus so lange verwaltet, bis das neue Urbarium hergestellt war, das noch unter dem Titel vorhanden ist «Beschreib- vndt Erneüerung Aller Einer Hochlöblichen Teütschen Ordens Commanderey zu Keyssersperg Eigenthumblich zueständig verlehnt- vnd aller dahin Zinssbahrer Güether Sambt deren Bezirkh, dermaligen Anstöss vndt Censiten. So beschehen In Anno 1730.»[3] Der Reinertrag belief sich noch auf 13 fl. 5 Bz. in Geld, 25 Viertel in Frucht und 75 Ohmen Wein. Der Komtur zu Rufach übergab dann die neubereinte Kommende dem Amtmann der Herrschaft Hattstatt Franz Joseph Hirsinger gegen einen jährlichen Pachtzins von 200 livres mit der Verpflichtung, sämtliche auf der Kommende ruhenden Lasten zu tragen.[4] Nach dem schon 1737 erfolgten Tode Hirsingers fiel der ganze Besitz an die Kommende Andlau, wobei er bis zur französischen Revolution verblieb. —

---

[1] Dies ist die einzige Spur des deutschen Hauses, die ich in dem leider unvollständig geordneten Archiv zu Kaysersberg habe finden können.
[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Rufach III.
[3] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Kaysersberg.
[4] Bez. Colmar. Aust. Baden, Nr. 1819.

Das deutsche Haus in Gebweiler ging, wie schon früher erwähnt, 1444 in Flammen auf. Dies ist auch die einzige Nachricht, die im Verlaufe von zwei Jahrhunderten über die Niederlassung auf uns gekommen ist.

Welche Schicksale der Bauernkrieg über das wiedererrichtete Haus gebracht hat, wissen wir ebenfalls nicht. Die Dominikanerchronik berichtet bloss, dass Sulzer Weiber und Kinder bis zum deutschen Haus vor den Thoren vorgedrungen waren, um sich bei der Plünderung der Stadt zu beteiligen und dass sie unverrichteter Sache wieder abziehen mussten.[1] Nichtsdestoweniger wurde das Haus später in die Stadt verlegt. Nur die Kirche zu St. Johann, die mit einer festen Mauer umgeben war, blieb an der alten Siedelungsstätte.

«Gebweiller ist ein gantz abgesondert hauss, sagt eine alte Rechnung, vndt hat seine gewisse einkhommen, Masen vor disem fast allenweill ein Comthur Sich dabey befunden.» Und wirklich treffen wir 1331 Niklaus von Beingen und in Voigts Ordensritterverzeichnis 1386 Albrecht von Göcph und 1394 Johannes von Gerstungen als Komture in Gebweiler. Ausserdem sind uns Rechnungsablagen aus den Jahren 1606 und 1608 von einem Komtur Julius Volker von Freyberg erhalten.[2] Der letzte residierende Komtur war Johann Eitbel von Neunegen, der im Anfange des Jahres 1613 noch einige die Güter in Ungersheim betreffende Schriftstücke unterzeichnete. Ende desselben Jahres liegt die Verwaltung schon in Händen eines Ordensstatthalters Johann Christof Biel von Bielsperg, um dann an einen von Rufach abhängigen Schaffner überzugehen.[3]

Als 1621 umherziehende Kriegshaufen das Elsass unsicher machten, fürchtete die Stadt Gebweiler von der Mauer, die die nahe Ordenskirche umgab, Nachteile bei einer etwaigen Belagerung und liess sie deshalb ohne weitere Ermächtigung seitens des Ordens niederreissen. Diese eigenmächtige Handlungsweise des Rates gab zu argen Zwistigkeiten Veranlassung, besonders, da der Rat zu verstehen gab, dass er auch für die Kirche nicht gut stehe. Der Streit gedieh schliesslich so weit, dass der Rat am 21. März 1626 auf allen Zünften verkünden liess, dass «bei thurn vnd 10 ß gelt straff» kein Bürger das Ordenshaus mehr betreten dürfe und dem Ordensgesinde den Markt verbot. Endlich wurden 1628 durch Vermittlung des Murbacher Kapitels die Streitigkeiten dahin beigelegt, dass dem Orden erlaubt wurde, an Stelle der zerstörten Mauer einen Lattenzaun zu errichten

---

[1] Chronique des Dominicains de Guebwiller, publiée avec des pièces justificatives, Gebweiler, 1844. S. 132.

[2] Bez. Colm. Extr. St. Deutschh. Gebweiler.

[3] Ibid.

und die Stadt ihm für die erlittenen Schädigungen einen Garten am Ordenshause abtrat. Nur ungern fügten sich die Ordensritter in die Verunstaltung ihres lieben Kirchgartens, war er doch «disses Hausses Beste Blumen im Krantze.»[1]

Der dreissigjährige Krieg hauste vielleicht nirgends schrecklicher als gerade in Gebweiler und Umgebung, und dass dabei das Deutschordenshaus nicht verschont blieb, versteht sich von selbst. Ein Bericht, der kurz nach 1648 verfasst ist, klagt: «Die Frantzosen vndt ihre Leüth thun, wass Sie wöllen, wass man auch schreibt . . . . Die Comende, sonderlich das Hauss ist sehr übel verwiest vnd verschlagen, auch zum teil eingefallen, So liegen die Güetter, noch mehrenteils öd vndt wüst vnd fliessen die zünsungen nitt.» Eine neue Güterbeschreibung war unumgänglich notwendig; sie kam indes der unsichern Zeiten wegen erst 1670 zu stande. Von dieser Zeit an blieb Gebweiler stets mit Rufach vereinigt.[2]

Nach dem Urbarium von 1670 umfasste das Besitztum in der Stadt Gebweiler «Hauss, Hoff, Stallung, Bachhauss, Keller, Garthen und Zuegehor» und lag in der niederen Stadt, zwischen der Strasse und «Abraham Edel Allmendtgässlin», der heutigen Pestilentzgasse. Der Güterbesitz war in den Gemeindebännen von Oberhergheim, Meienheim, Bergholz, Didenheim, Ottmarsheim, Rädersheim, Ungersheim, Banzenheim, Rimbach, Oberburnhaupt, Sulz und Isenheim zerstreut. Im Jahre 1669 betrugen die Einnahmen nur 4 Viertel Weizen, 48 Viertel Roggen, 5 Viertel Gerste, 57 Viertel Hafer, 2 Fuder 1 Ohmen Zinswein und aus dem «Eigen Gewächs» 2 Fuder 8 Ohmen Weisswein, 8 Ohmen Rotwein und 4 Ohmen Muscateller; die Ausgaben überwogen bedeutend.[3]

Dann kam die Zeit, da über dem Thore des Deutschhauses das St. Lazaruskreuz thronte, das verkündete, dass sich Fremdlinge in den Bau eingenistet hatten. Und wie sie 1698 wieder weg müssen, da ist «dz hauss noch in Einem bessern standt alss zue Ruffach, dennoch dz gantze tachwerkh sowohl auf dem hauss als der Kirchen völlig zu reparieren; die stallung ist durch einen französischen Obristen (welcher sich durch anleitung einiger Ordensfeinde hineinlogiert) ruiniert, die ständt ausgebrochen und neben etwelchen bettladen verbrant, die fass alda seyndt entfremdet und gestohlen worden. . . .[4]

Das Ordenskirchlein zu St. Johann stand 1785 noch

---

[1] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Gebweiler.
[2] Ibid.
[3] Ibid.
[4] Ibid.

einsam am Hungerstein. Wohl lasen die Dominikaner noch wöchentlich einige Messen darin, wie von alters her,[1] aber im Laufe der Zeit war es doch sehr baufällig geworden. Die vereinigten Kommenden vermochten die Kosten einer Reparatur nicht zu tragen und beantragten deshalb im genannten Jahre dessen Niederlegung. Da aber die Grabdenkmäler ehemaliger Komture und einiger adeliger Familien darin untergebracht waren und die Mauern aus Quader noch etwas Stand zu halten vermochten und überdies zur Niederlegung auch eine beträchtliche Summe erforderlich war, blieb die Sache einstweilen beim Alten.

Das letzte Revisionsprotokoll stammt ebenfalls aus dem Jahre 1785 und lautet im Allgemeinen: «Dass Hauss ist gross vnd Hoch mit zwey steinen Gäbel, sehr alt. Bis dahin ist dieses Hauss wohl unter dem Tachwessen unterhalten, Neue zu erbauen ist die Commende ausser standt.

Alles Geld und Früchte werden nach Rufach geführt vnd dort verrechnet. Bei der Commende seint Kein Bedienstete als der Rebmann, welcher den Hauszins bezahlt.

Bei der Commende seint kein Pferd noch Vieh.

Die Commende ist ohne Hausmobilien.

Die Commende ist dermahlen nicht mit Schulden beladen, schuldet aber nach Altschhausen in die Commendenkasse 3196 fl tournoise.»[2]

Somit fand die Revolution die Komturei Gebweiler in voller Auflösung, da auch die auswärtigen Besitzungen an ihrem früheren Wert und Umfang eingebüsst hatten. Doch lassen wir noch kurz einiges über die bedeutendsten auswärtigen Verhältnisse der Kommende Rufach-Gebweiler folgen.

In Meienheim erhob die Kommende $^1/_6$ des Fruchtzehnten, das sie 1700 gekauft hatte. Die andern Zehntbeständer waren ein Baron von Ulm (1785 Baron von Reichenstein) mit $^1/_6$ und das Damenstift von Remiremont mit $^2/_3$. Im Machtolsheimer Banne (die Ortschaft war längst untergegangen) gehörte dem Orden der ganze Zehnten, während er sich in den des ebenfalls zerstörten Dorfes Sappenheim bei Ottmarsheim im Verhältnis von 1 : 3 mit dem Kloster Engelpforten in Gebweiler teilte.

Das Patronatsrecht übte die Kommende nur noch im St. Johannkirchlein, dem Ueberrest des Dorfes Machtolsheim,

[1] «Item XIIII fl den Predigern Herren von vnsserer Kirche Bey Hungerstein von 1607 biss Georgii 1608 zu versehen geben.» «Diss Wachss ist widerumb in des Ordens Kirchen Bey Hungerstein verbraucht worden.» Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Gebweiler.

[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Rufach IV.

aus, da ja Suntheim und Sappenheim schon in ältester Zeit vollständig zu Grunde gegangen waren. Der Orden unterhielt bis 1670 in dem einsamen Kirchlein einen älteren Priester. Als dann der Priestermangel im Elsass die weitere Besetzung der Stelle unmöglich machte, erhöhte der Orden die Renumeration um 20 ℔ und übergab die Besorgung des Gottesdienstes den Kapuzinern in Ensisheim, die von da an monatlich eine Messe daselbst lasen. Bei dem Kirchlein erhob sich auch der Zehnthof des Ordens, in den die Abgaben flossen und wo in älterer Zeit der Pfarrherr seine Wohnung hatte. Ausserdem besass der Orden in der Nähe des Hofes einen Eichenwald, in welchem die Herren von Breitenlandenberg das Weid- und Aeckerichrecht besassen und aus dem der Orden 1786 für 16 500 liv. Eichenstämme verkaufte.[1]

Grössere Ackerhöfe hatte die Kommende in Munweiler, Ungersheim und Didenheim. Des Hofgut in Munweiler umfasste 208 Juch. Acker und 201 Juch. Wiesen. Die Gebäulichkeiten fielen während des dreissigjährigen Krieges ein, und noch im August 1648 war das Auffinden der Ordensgüter und Zinsen unmöglich, da nicht angebaut wurde und im ganzen Dorfe nur sechs Haushaltungen zu finden waren. Der Hof in Ungersheim gab 1613 zu Streitigkeiten mit den Zehntinhabern des Ortes, den Herrn von Bollweiler und der Vogtei Ensisheim, Veranlassung, weil letztere den Pächter des Hofes, Meier den Aeltern, aus dem Dorfe vertrieben hatten.[2] Der «eigenthumbliche Hoff mit seinem Begriff vnd zugehörigen gebäuwen in Deidenheimb» lag zwischen dem Andlauer Hoff und Lützeler Hoff und brachte mit seinen Gütern einen jährlichen Reinertrag von 18 Viertel Roggen, 18 Viertel Hafer «Murbacher Mess», 17 Schilling in Geld und 2 Hühnern.[3]

Zum Schlusse dieses Abschnittes sei noch ein Hof in Geberschweier erwähnt. Er gehörte zu keiner oberelsässischen Kommende, sondern war unmittelbar vom Haus Beuggen abhängig. Wie er an das Haus kam, lässt sich nicht nachweisen. Schon 1388 war er lehensweise an einen gewissen Ruedi Bues vergeben worden. Er umfasste 50 Schatz Reben, 2 Schatz Garten, 38 Juchart Acker und vereinnahmte 2 Fuder, 18 Ohmen, 25 Mass an Weinzinsen und 1 ℔ 8 β an Geldzinsen. Im Jahre 1564 übergab ihn der Komtur Hans Kaspar von Jestetten der Familie Schösslin als Erblehen gegen einen jähr-

---

[1] Bez. Colm. Generalia. Andere Waldungen besass die Kommende bei Arzenheim.
[2] Ibid. Extr. St. Deutschh. Rufach. III.
[3] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Gebweiler.

lichen Zins von 4 Fuder 4 Ohmen Wein mit der ausdrücklichen Verpflichtung Hof und Güter in gutem Stand zu halten.[1]

III.

Die Kommende Mülhausen-Rixheim.

Das deutsche Haus in Mülhausen mit seiner Kirche zu St. Maximilian und seinem schönen Garten erhob sich am Ende der Schulgasse, zwischen der Stadtmauer und der Deutschhofgasse. Die älteste Geschichte der Niederlassung seit dem schon erwähnten Mühlenkauf liegt für uns im Dunkel. Die wenigen Schenkungen und Verträge, die auf uns gekommen sind, sind ohne weitere Bedeutung.[2] Um das Jahr 1318 scheint der Orden seine Gebäulichkeiten vergrössert zu haben; wenigstens verglichen sich in dem genannten Jahre Stadt und Rat von Mülhausen mit dem Orden vor dem Ritter Johannes Ulrich am Huse wegen ihres Gartens und eines Steges dazu und «vmbe dú nuwen hohen vnde witen venster, die die selben tutschenherren hant in der ringmvren.»[3]

Bedeutender waren die Streitigkeiten, die sich Mitte des 15. Jahrhunderts zwischen Stadt und Orden erhoben und deren Veranlassung aus dem Zeugnis des Priesters Heinrich Kegler vom Jahre 1453 hervorgeht. «Der hat geseit wie er vor vnd ee er priester würde, vnd ouch darnach, zů etwemanigem conmenthüer zů ziten zů Mulhusen jn dem tütschen hus gewesen, kuntschafft vnd wonung gehept vnd jnen ihr rechnung, so sie die gestaltend, abgeschrieben hab vnd ouch by jren rechnungen gewesen sie, nemlich vnd des ersten by hern Petern von Hirtzbach, hern Pantelen von Heydeck .... dem Truchsessen von Rinuelden, dem von Hornlingen vnd hern Johannsen von Schüll, hab also jn jren rechnungen funden, daz sie von jren win vnd korn, so sie vs der stat Mulhusen furten vnd schicktend, gezollet haben, nemlich von einem som wins vier pfenning vnd einem vierteil korns ouch souil, sie haben ouch müli zoll geben biss vff zit daz Hornlinger gefangen wart von Brüstlin selig: da meint er die von Mulhusen hettend nit zu sinen sachen gethan als billich gewesen wär, vndt wolt furer nit me zollen....»[4] Der Zwist scheint auch vor den Pfalzgrafen, den damaligen

[1] Bez. Colm. — Austausch Baden Nr. 1840.
[2] Vergl. Cartulaire de Mulhouse. I. Nr. 21, 124, 128 u. 131.
[3] Ibid. Nr. 156.
[4] Ibid. Nr. 773.

Landvogt, nach Hagenau gebracht worden zu sein,[1] gedieh aber dennoch so weit, dass die Stadt durch den Bannfluch zur Nachgiebigkeit gezwungen werden musste.[2]

Der Orden war zwar in der Folge von den gewöhnlichen städtischen Abgaben befreit, bei aussergewöhnlichen Schatzungen wurde indes auch er nicht verschont. So lieferten die «Teutschen Herren ein ross vnnd ein halben wagen» zum Mülhauser Trupp, der sich 1515 an den Kämpfen der Schweizer gegen Frankreich beteiligte.[3] Selbst als Schenkgeber treffen wir den Orden bisweilen. Erzählt uns doch die Chronik, dass bei Erneuerung der «ewigen Bundt» am Sonntag nach St. Ulrichstag 1520 der Deutschordenskomtur Georg von Andlau den Gesandten etliche Ohmen Wein «in neuwen hiezu bereiteten fässlin» verehrt habe.[4]

Von dem Reichtum der Kommende kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass sie in 34 Ortschaften mehr oder weniger beträchtliche Abgaben erhob. Die alten Zinsregister nennen uns Rixheim, Riedisheim, Habsheim, Mülhausen, Flaxlanden, Brunstatt, Didenheim, Wittenheim, Oberburnhaupt, Brubach, Eschenzweiler, Pfastatt, Baldersheim, Lutterbach, Hagenbach, Bernweiler, Heimsbrunn, Hochstatt, Thann und Altthann, Sennheim, Steinbach, Uffheim, Wattweiler, Hartmannsweiler, Berweiler, Niffer, Niedersteinbrunn, Reiningen, Ruelisheim, Sulz, Zimmersheim, Dornach und Gebweiler. Der Stolz des Ordens war der freie Dinghof in Rixheim.

Die erste Nachricht über den Dinghof verdanken wir einem Urbarium aus dem Jahre 1414, worin es ausdrücklich heisst: «Der Dünghof ist ein offen hüss, litt ouch neben dem Tutschherenguot heisset den Widenacker vndt by dem Habshemer weg.»[5] Wir dürfen aber bestimmt annehmen, dass der Orden diese alte Institution schon in den ersten Jahren seiner Niederlassung erhalten hat. Vielleicht war sie ein Bestandteil der Rot'schen Stiftung von 1232, da der Orden in spätern Prozessen die Rixheimer Güter vielfach auf jene Schenkung zurückführt. Sämtliche Dinghofgüter waren in zehn «Hubhöfe» untergebracht, die in dem alten Berein genau abgegrenzt und beschrieben sind. Im Jahre 1498 stand «Henn Amman der Erwirdigen Heren ze dem tutschen Hus ze Mülhusen wissenhafter meyger ze Richsshein» an der Spitze des Hofes.[6] Einem Aktenstück ohne

[1] Cartulaire de Mulhouse. Nr. 777.
[2] Ibid. Nr. 778.
[3] Petri. 243.
[4] Ibid. 251.
[5] Bez. Colm. — Deutschh. Mülh. 1.
[6] Ibid. Austausch Baden Nr. 1118.

Datum, das der Schrift nach dem 15. Jahrhundert angehören mag, entnehme ich folgende noch ungedruckte «Rodeln».[1]

Ess ist ze wissen, dz der tútschen Heren Dinghoff zû Richesshein die friheit hat vnd die rechtunge, wer ess, dz ein schulthess einen diep vienge oder die burger, den sol man antwurten einem meyer, ob sy wollent, mit allem dem, so sy In vahent. Wer aber dz do utzit keme, do mitte der diep geuangen, So wer der tútschen Heren meyer noch die Hûber nit gebunden, In ze behúten. Wer aber, dz man Inen einen antwurte, als vor gesprochen ist, so sol er In behúten byss dz die sune vffgot, er vnd die Hûber, vnd sol ouch der meyer vnd die Hûber zû dem schultheiss gon, dz er In neme; wil aber er In mit nemen, so môgent sy In lassen louffen mit dem rechten. Och het der Dinghoff dz recht, dz der meyer mag den Hûbern ze samen gebieten, den schedlichen man ze behûten.

Were aber, so der schulthess den schedelichen man dem meyer geantwurtet vnd den Húbern, den denne der meyer zu Ime gebútet: wer dene útzit zu dem meyer oder Hûberen redte oder zû denen, die by Inen sint oder zû Inen gehôrent, dz Inen an Iren eit oder eren gienge, die môgent die tútschen Heren angriffen an Ir lip vnd gût, wen sy ess tun sollent nach dem blossen rechten, alss och erkennet ist von alter har In dem Dinghoff von den Hûberen gemeinlich.

Die tútschen Heren sont och Jn Jrem Dinghoff einen stock haben, dar In mag man Einen schedelichen man legen vnd behúten, vnd sol der selbe stock trucken ston, vnd sol dar vff ein Huss gebuwen sin, dz die Hûber dar Inne Hubrecht halten mögent.

Der vorgenante Dinghoff hat och die friheit dz tor offen ze lassen vnd nit ze beschliessen, ob enkein man were, der flúchtig wurde vnd friheit begerte, ze suchen sin leben zebehalten, dem selben man sollent die tútschen Heren vnd die Hûber behulfen sin ein ban mil weges, ob er sin begert.

Ess ist och ze wissen, dz der Dinghoff dz recht hat, dz die tútschen Heren vnd Ir botten sont haben einen Eber, einen wider vnd einen stier, die do nútze sint dem Dorfe; wer aber dz Jeman het ein schwin, ein schoff oder ein kû, dem ess nach lieffe, wurde dz verloren, dz er es hein tribe, so solte er ess gelten. Vnd wer ess, dz der Eber, der wider oder der stier ze schaden gienge In dem Dorffe, In den reben oder vff dem velde, So sol man ess ustriben mit einer sumer latten. Wer aber, dz er ess vngewönlichen schlüge, der bessert den tútschen

[1] Bez. Colm. — Extr. Stuttg. Deutschh. Mülh. 1.

Heren einen Heilbeling vnd III ß; wer aber, dz Jme utzit breste, so solt er In bezalen.

Item och ist ze wissen, dz der tútschen Heren Hoff also fry ist, vnd wer ess, dz einer einen ersteche oder on das ein vnzucht tete oder warumb er dar In flúhe, wer Ime dar In nach lieffe frefenlich, den Hant die tútschen Heren an zegriffen an lip vnd an sin gût.

Item och ist ze wissen, dz die guetter des Dinghoff so frig sint, das weder geischlich noch weltlich gerich dar uber richten, sonder den allein Im Dinghoff.

Wer och dz man die zinse nút gebe vff die zit, alss sy vallent, so môgent die tútschen Heren wette dar vff schlahen.

Ess ist och ze wissen, wenn der tútschen Heren Hûbhoff nit gebuwen were, so môgent die tútschen Heren vnd die Hûber den Hoff ziehen vnd buwen, als dz notdurftig ist.

Ess ist och ze wissen, dz der Dinghoff die frigheitt vnd rech hett, dz kein Hûber sin hûb gût in dehein weg versetzen noch verkumbren sol noch mag, den mit sundrem gunst vnd willen des Hûb heren, vnd wer ein semliches úbe fúer, den mag ein komptur stroffen an sim lib vnd gutt.

Och Hatt der Dinghoff die frigheitt, wen ein Huber stirbett, der vallman ist, das der komptur oder wem das Hus mulhussen enpfollen ist, von eynem lantkomptur, der dissen Dinghoff besitzt als ein Her des Dinghoffes, der sol nemen das best Huppt oder das best gewant, dz der selb Huber gelossen hatt, das selb man wider vmb lösen sol von dem Dinghoff Heren mit fünf pfunt stebler.»

Wann der Dinghof zu Grunde gegangen ist, ist uns nicht bekannt; 1653 war er schon verschwunden; denn in einem Verzeichnis der Dokumente der Kommende Rixheim aus genanntem Jahre heisst es wörtlich: «It. ein Rodell vber den Dinkhoff zue Rixen mit Nr. 8. — NB. schaffner sagt, wüsse der Zeit von kheinem Dinkhoff».[1] Vielleicht hat sich die Einrichtung zur Zeit der Schwedenwirren aufgelöst, vielleicht aber hat die Kommende bei ihrer Uebersiedelung nach Rixheim, von der wir bald hören werden, schon die Güter zur Selbstbewirtschaftung an sich gezogen. —

Mülhausen war, wie vielleicht keine andere elsässische Stadt, von Anfang an den Lehren der Reformation sehr entgegengekommen. Ja, mit dem Jahre 1523 war es eine der Hauptstützen der neuen Lehre in Süddeutschland. Dass infolgedessen die Stimmung den Ordenshäusern gegenüber nicht sehr freundlich

---

[1] Bez. Colm. — Generalia I. Nr. 16.

war, leuchtet von selbst ein.[1] Somit schien die einfache Gitterbrücke, die von der Schulgasse in das Ordenshaus führte, dem Komtur Georg von Andlau nicht mehr sicher genug, und er erbaute 1526 eine feste Fallbrücke. Es kam aber zu einem heftigen Streite mit der Stadt, die einen «Haspel» vor die Brücke setzen liess. Nach vielen Schreibereien kam es schliesslich zu einem Vergleich, in dem beide Teile ihre Neuerungen wegzureissen versprachen.[2] Von dieser Zeit an suchte der Orden alles, was etwa Reibereien mit dem Stadtrat hätte herbeiführen können, zu vermeiden. War ihm doch selbst das Patronatsrecht über St. Stephans Kirche, ein Geschenk des kaiserlichen Gönners Karls IV. aus dem Jahre 1354, seiner mannigfachen Beziehung zur Stadt wegen zur unliebsamen Last geworden. Aus freien Stücken übergab deshalb der Landkomtur am St. Lucientage 1527 der Stadt Mülhausen «den kilchensatz vnnd die pfarr zu mulhusen mit sampt dem vierdteil oder quart des korn : vnd winzehend daselbst In dem bann zu Mulhen, Ouch dem wydem mit sinem zugehord vnnd dem Selbuch mit den Zinsen darinn begriffen, mit allen andern pfarrlichen rechten, gerechtigkeiten, nutzungen vnnd Herkommen» gegen eine Entschädigung von 600 Gulden.[3] Als dann im folgenden Jahre der allgemeine Sturm gegen die Kirchen losbrach, da wurde auch die Deutschordenskirche nicht verschont: sie wurde erstürmt und die Heiligenbilder und Altäre gestürzt und verbrannt. Das Kirchlein wurde dem Gottesdienst nicht wieder zurückgegeben, sondern blieb für immer verödet;[4] der Gottesdienst durfte nur noch in einem Privatzimmer des Hauses abgehalten werden.

Dann kamen 1583 bis 1586 die für Mülhausen so jammervollen Tage des Finingerstreites. Da war der deutsche Hof mit seiner Freiheit oft eine willkommene Zufluchtstätte für manche verfolgte Stadtbürger, ebenso in dem zweiten Aufstand der Bürger 1590.[5]

Ausser der Entweihung der Kirche hatte das Ordenshaus keine sonderlichen Unannehmlichkeiten seitens der Stadt zu erdulden gehabt. Schreibt doch selbst Mitte des 16. Jahrhunderts der Komtur an seinen Vorgesetzten: «Die Obrigkeit von Mülhausen haben Niemahlen keine authorität in dem teutschen Hoff sich angemasset, sogar dass auch die Statt Bedienten, wann sie

---

[1] Vergl. Petri. S. 268.
[2] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1828.
[3] Ibidem. Nr. 1829.
[4] «Die Kirche aber schon bey der reformation profaniert, die Altäre zu Boden geworfen und seither in statu quo belassen worden.» Bez. Colm. Aust. B. Nr. 1829.
[5] Vergl. Mieg, Geschichte der Stadt Mülhausen I, S. 207.

dem jeweiligen schaffner, der ein Burger, etwas von Obrigkeit wegen anzusagen gehabt, ihre Mäntel und Stattfarben Vor dem Thor des Hoffes haben ablegen müssen.»[1]

Und dennoch ging die Kommende rückwärts. Die schrecklichen Bürgerkriege und die obsiegenden Reformationslehren verleideten den Ordenskomturen den Aufenthalt in der Stadt, wo eigennützige Schaffner an ihrer Stelle die Leitung des Hauses und dessen Bewirtschaftung übernahmen. Deshalb schrieb auch der Landkomtur Dietrich von Hohenlandenberg um 1580 anlässlich eines Prozesses an den Pfarrherrn von Hagenbach: «Mühlhausen ist khein ordentlich Chomture mehr.» Aehnlich stand es mit der im 13. Jahrhundert von Heinrich von Hazheim[2] gegründeten Kommende Basel, wo die Ordenskirche seit dem 10. Februar 1529 verödet lag.

In dieser Not erbarmte sich des Ordens ein Bürger der Stadt Basel namens Georg Sigmund Biermann, dessen Gemahlin Elsbeth Balthasarin aus dem nahen Rixheim stammte. Er war durch Erbschaft in den Besitz zweier grosser, reicher Ackerhöfe in dem Dorfe Rixheim gelangt, die er dem Orden zu einem billigen Preise antrug. Der Landkomtur säumte auch nicht und kaufte die ganze Besitzung am 28. Mai 1594 zum Preise von 7300 fl, und Frau Elsbeth erhielt ein reichverziertes «Trinkhgeschirr» mit dem Ordenswappen, das im Kaufvertrag ausbedungen war.[3]

Nun galt es zunächst, die Gunst der Bürger von Rixheim zu erwerben, und auch dazu bot sich bald Gelegenheit. Einer der beiden Höfe wäre nämlich der Bürgerschaft zu irgend einem nicht näher angegebenen Zwecke, vielleicht zum Gemeindehaus, sehr lieb gewesen. Diesem Wunsche kam der Orden schon 1599 nach, indem er den in Frage stehenden Hof zum Preise von 8250 ℔ an die Gemeinde veräusserte.[4] Die Gemeinde ihrerseits erteilte dem Orden schon in dieser Kaufsurkunde die Vergünstigung, dass er in Betreff des andern Hofes «von frohndienst, wacht, steur, schatzung vnd gewerff befreyt» sein solle, bloss eine jährliche Abgabe von 4 ℔ zu entrichten habe und ein Stück Vieh mehr unter den Hirten lassen dürfe als der bemitteltste Bürger.[5]

Am 25. August desselben Jahres[6] erschienen dann vor dem Oberamtmann Johann Christof von Stadion in Landser der Kom-

---

[1] Bez. Colm. — Austausch Baden Nr. 1828.
[2] Ibidem. Nr. 1832, II. Notiz in einer Urkunde von 1297.
[3] Bez. Colm. Kom. Rixheim 5.
[4] Gide, Notice historique, verlegt S. 36 fälschlicherweise den Verkauf in das Jahr 1458.
[5] Bez. Colmar. Kom. Rixheim 5.
[6] Gide l. c. S. 32 giebt wahrscheinlich aus Versehen 1699.

tur von Beuggen, Hartmann von Hallwyl, der Komtur von Mülhausen Joachim von Bubendorf und Hans Heinrich von Schinen von Schynach, der Komtur zu Rufach nebst dem Schultheiss und den Geschworenen von Rixheim, und diese feierliche Zusammenkunft hatte zum Zweck die Rechte des Ordens dem Orte Rixheim gegenüber endgiltig festzulegen. Das damals abgefasste Schriftstück enthält in kurzen Worten nachfolgende Bestimmungen.

Der Orden hat das Recht, Weinkäufer in seinen Kellern zu empfangen, ohne dass seine Weine dem sog. «Weinschlag» unterworfen sind.

Zur Unterhaltung der Ordensgebäude oder zu einem etwaigen Neubau liefert die Gemeinde die notwendigen Baumaterialien.

Die Kommende erhält das Wässerungsrecht, muss aber unentgeltlich einen Bullen, einen Beschäler und einen Eber halten.

Der Orden hat das Recht, die Zehntknechte zu ernennen.

Die Gemeinde lässt durch ihre Bannwarte sowohl die Güter des Ordens als die Ernte- und Zehnterträge im Gemeindebanne beaufsichtigen.

Die Dorfbürger müssen alle Ordensleute oder vom Komtur als solche bezeichnete Person auf ihre Kosten aufnehmen.

Alle Angehörigen der beiden Kirchspiele von Rixheim und Riedisheim sind verpflichtet, bei Prozessionen die Ordensfahne zu tragen.

Die Ordensritter haben den Vorsitz bei der Versammlung der Kirchenfabrik und das Vorrecht auf die Plätze im Chor, unter dem ein Grabgewölbe für die verstorbenen Ordensbrüder errichtet werden soll.

Die Hunde der Kommende sind von Kette und Maulkorb befreit.

Die Metzger des Dorfes haben die Verpflichtung, nur vom besten Fleische und zu mässigen Preisen in die Kommende zu liefern.

Der Orden kann aus dem Dorfweiher soviel Wasser entnehmen, als er zur Speisung seines Fischbehälters bedarf.

Von den Einkünften des Ostermittwochmarktes soll die Gemeinde dem Orden den zehnten Teil überantworten.

Somit war der Grund zur Errichtung einer Kommende in Rixheim hinreichend vorbereitet; aber der Komtur zögerte noch immer, den entscheidenden Schritt zu thun, und die Uebersiedelung vorzunehmen. Neue Zwistigkeiten mussten zuerst noch den Ausschlag geben. Nachdem 1590 der sog. Banditenaufstand misslungen war, flohen die Anstifter in die Orte der Umgebung. Auch der deutsche Orden gewährte einigen Flüchtlingen in Rixheim Unterschlupf. Infolgedessen beschwerte sich die Stadt

Mülhausen 1606 bei dem Landkomtur Johann Heinrich von Schinen; ja sie brachte im folgenden Jahre ihre Klage bis vor den Thron des deutschen Kaisers. Der Komtur von Laufenberg wurde zur Verantwortung gerufen, verteidigte sich aber so geschickt, dass die Stadt Mülhausen mit ihren Beschwerden abgewiesen wurde. Damit war die Freundschaft zwischen Orden und Stadt vollends gekündigt. Der Komtur von Bernhausen aber mochte nicht mehr in einer Stadt weilen, wo Schritt und Tritt Gefahr bringen konnten, und so zog er denn 1613 hinaus in die neuen Erwerbungen in Rixheim, wo er voller Freuden empfangen wurde.[1]. Die beiden Kommenden Mülhausen und Basel wurden je einem von Rixheim abhängigen Schaffner übergeben.

Als der dreissigjährige Krieg sein Elend über das Land auszubreiten begann, sass in der Kommende zu Mülhausen der Schaffner Lindt, der 1629 als ungetreuer Knecht weggejagt wurde, was mancherlei Reibereien mit der Stadt zur Folge hatte. Bedeutendere Streitigkeiten brachen 1641 mit dem Tode des Schaffners Lipps aus, da der Rat nur einen evangelischen Bürger der Stadt an der Stelle wissen, der Orden aber keine Beeinträchtigung seiner alten Privilegien dulden wollte.

Nach und nach kamen alle Güter, Zinsen und Einkünfte an die Kommende in Rixheim. Bei Mülhausen verblieben nur noch Bodenzinsen in Mülhausen, Burnhaupt, Dornach und Hochstatt.[2] Die Gebäulichkeiten und Gärten waren grössten Teils an verschiedene Private vermietet; die Kirche diente als Magazin. Sämtliche mit der Kommende verknüpften Einkünfte stiegen um 1750 durchschnittlich auf 1444 ℔. Das Inventarverzeichnis von 1757 weist ausser einigen Fässern noch nachfolgende Mobiliargegenstände auf: «1 Wappen in der Stuben, 1 Roder tisch, 6 lehnen Stühl, 2 alte büffet, 3 fruchtschauflen, 2 Büttig zum fruchtmessen.»

Mit der Zeit wurden die Gebäulichkeiten immer baufälliger;

[1] Schon 1585 hatte Sigmund von Reinach zu 300 ℔ ein Haus gekauft. (Bez. Colm. — Aust. Bad. Nr. 1139.) In den Schriften des Ordens heisst es indes ausdrücklich über die Kommende Rixheim: «Ist von dem Hochen Orden Theills von H. Biremann aus Basel, Theils von hiesigen Bürgern zu zeithen der Reformation in der Stadt Mülhausen erkaufft und zu einer Kommende gemacht worden.» Deutschh. Rixh. 5. — Gide l. c. S. 52 giebt irrtümlicherweise 1660 als Umzugsjahr an.

[2] «Johann Michael huguenin burger und schaffner alda Besorget den Einzug zu Müllhaussen, Burnhaubten, Hochstatt und Dornach, führet darüber ein Rechnung, so der Rixheimer zur Beylag dienet und geniesset ein Solarium von 5 frtl. 2 sester Weizen und 14 Ohmen Wein nebst freyer Wohnung in dasiger Kommende.» Bez. Colm. — A. Bad. Nr. 1838.

die Einkünfte des Ordens erlaubten aber eine kostspielige Reparatur nicht mehr. Infolgedessen verkaufte der Orden 1776 die Kirche mit zwei Gärten und einem grossen Teil des Hauses an Dr. Johannes Hofer zum Preise von 20000 liv.,[1] die der Orden damals sehr notwendig brauchte. Den Rest der Besitzung übergab er in demselben Jahre einem gewissen Dollfuss mit der einzigen Verpflichtung, die Gebäude in Stand zu halten. —

Die neue Gründung in Rixheim war im 30 jährigen Kriege in fremde Hände gekommen. Nachdem nämlich das Dorf 1634 so ausgeplündert worden war, «dz In keinem Huss für 8 Bazen werth» mehr zu finden war, bemächtigte sich ein Oberst von Diessbach des verlassenen deutschen Hofes, den er bis 1648 festhielt und selbst nach dem Friedensschluss nicht räumen wollte. Der Orden wandte sich desshalb an den Erzherzog Leopold Wilhelm von Oesterreich, den Schirmvogt der Häuser in Rixheim, Basel und Beuggen. Der Erzherzog erwiderte gnädig, dass er zu seinem Bedauern vernommen habe, wie «dz hauss Rixhaimb, im Sondtgaw gelegen, seiner anuertrauten Balley nunmehr in die 17 Jahr lang entzogen gewesen, worinnen sich einer von Diessbach, so auss favor des abgeleibten General von Erlach darin gesetzt worden, annoch de facto befinden thette, vnd obwohlen von den Königl. plenipotentiarijs zu Nürnberg beuelch ergangen, die heusser zu restituiren, So hette doch die Regierung zu Breysach diss Jahr noch den völligen Zehent daselbsten weggenohmen. . . .» Im übrigen verspricht er, dafür sein Mögliches zu thun, dass der Eindringling sofort das Haus räumen und dass die Zehentungerechtigkeit vergütet würde.[2] In Wirklichkeit machte sich Diessbach auch bald aus dem Staube, und der Komtur von Berndorf übertrug die Reorganisation dem Schaffner Theobald Lipps. Derselbe berichtet 1653 an seinen Vorgesetzten: «Dass Hauss ist noch in ziemlichem Pauw, aber Nirgents ist khein fenster Mehr vnd Manglet es vbel am Dachstul, weil es darein geregnet.»

Bei der Wiederherstellung der alten Rechte gab es auch manchen Strauss auszufechten. Besondere Schwierigkeiten bereitete dem Orden das Domkapitel in Basel, dem der Dinghof in Eschenzweiler gehörte, in betreff der Güterzinsen in Zimmersheim.

Gleich den andern elsässischen Kommenden kam dann das Ordenshaus mit seinen Gütern an den französischen St. Lazarusorden. Erst 1699 bezog der Komtur Anton von Pfirt an Stelle des erkrankten von Reinach die wiedergewonnene Komturei.

[1] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1832 I.
[2] Bez. Colm. — Extr St. Deutschh. Mülhausen.

Nur ungern verliess der tapfere Kriegsmann das Heer in Würzburg; viel lieber wäre er nach Polen in das Kriegsgetümmel gezogen. Seine neue Stellung in Rixheim behagte ihm deshalb nicht besonders. Auch beklagte er sich sehr, dass er «1. alles in sehr bawfälligem vndt fast vndergauglichen standt gefundten habe; 2. in deme vnglückseelig seye, dass er kheine mittell nit zue handt bringen mag; Uhrsachen, in diesen französischen Landten ein Verboth ergangen, kraft solchem man nit allein kheine früchten ausser Landts verfiehren darf, sondern in dem Ambte, da sie gewachsen, mit schadten zue verkhauffen gezwungen werde; 3. seiner anverthrauthen Comende standt wegen dessen miserabel, weilen von der Maitrisse zue Ensisheimb (welches eine Regierung, so über Holtz vndt wasser zue disponieren hat) dass zue nothdurft nöthig brenn: vnd Pauholz auss der hart disputiert.» Wegen dieses letzteren Punktes berief sich der Orden auf ein Privilegium, das er am 28. Juli 1559 von Kaiser Ferdinand erhalten hatte und nach welchem der Kommende Mülhausen und dem Hofe in Rixheim das nötige Holz gegen eine jährliche Entschädigung von 3 Viertel Roggen aus der Hart geliefert werden sollte.[1]

Die baufälligen Komtureigebäude wurden zwar nach Möglichkeit wieder hergestellt; aber sie blieben doch des Ordens unwürdig. Schon ging man mit dem Gedanken um, die Kommende nach dem neuerworbenen Fessenheim an der Rheinstrasse zu verlegen, da trug endlich ein Neubau in den Provinzialkapiteln von 1729 und 1732 den Sieg davon. Der Provinzialbaumeister Bagnato fertigte die Pläne an, und so erhob sich dann in der Zeit von 1735 bis 1745 ein neuer geräumiger Bau neben der alten Heimstätte der Ritter an der Stelle des längst vergessenen Dinghofes. Während dieser Zeit wohnte kein Komtur in Rixheim; Schaffner Nanse verwaltete unter der Oberaufsicht des Komturs von Beuggen die ganze Wirtschaft. Der kostspielige Bau aber und die in dieselbe Zeit fallenden Ausbesserungsarbeiten an den Pfarrhäusern in Hagenbach, Lümschweiler und Knöringen bürdeten trotz aller Sparsamkeit der Kommende eine Schuldenlast von 67 588 liv. tourn. auf.[2]

Die meiste Zeit stand die Kommende unter der Leitung tüchtiger Schaffner, wie Nanse, Vogler, Sauter, Mösch u. a., die zur Zeit der Selbstbewirtschaftung der Güter ein durchschnittliches Einkommen von 220 fl. in Geld, 15 Viertel Weizen, 15 Viertel Roggen, 15 Viertel Gerste, 5 Viertel Hafer und 45 Eimern Wein bezogen, «nebst der benuzung einer S. v. Khue mit

[1] Bez. Colm. — Kom. Rixh. 6. und Generalia 2.
[2] Ibid. Kom. Rixh. 5.

benöthigtem garten gewächs auf dem Hofgarthen des alten hausses.»

Betrachten wir nun die Kommende nach dem Stande von 1773. Damals hatte die Komturei keine eigene Kirche oder Kapelle, sondern war auf den Besuch des Gottesdienstes in der Dorfkirche zu Rixheim angewiesen. Dort gehörte dem Orden in dem Chor ein abgeschlossenes Oratorium in der Höhe und in dem Schiffe vor dem Betstuhl des Komturs ein eigener Altar mit Christus am Oelberge. «Die Kommende selbsten ist eines der grösten gebäude in dem Elsass, und obzwar von aussenher alles mit Mauerwerkh verfertiget, so ist doch solche kaum zur Hälfte moeubliert und bestehet in einem Corps de logis von 13 Croisés, Zwey flügel Gebaü voñ 14 Croisés jedes, einer Scheuren, einer Bascour, worinnen das wasch- und brennhaus, Holz, Schopf, Gutschen- und Wagenschöpf, küehstall und Schweineställ stehen, Welch alles nebst dem etwann 3 juchart grossen garthen und Baumgarthen mit Mauren umfangen.»[1]

Eigengüter befanden sich nur noch in Rixheim, Riedisheim, Mülhausen, Brunstatt und Dornach; dagegen genoss der Orden Zehntrechte in Rixheim, Riedisheim, Illzach, Hagenbach, Lümschweiler, Obermorschweiler und Heiweiler, Niedersteinbrunn, Knöringen und Modenheim, und Zinsen in Uffheim, Wattweiler, Uffholz, Sennheim, Brunnstatt, Muttenz, Wittenheim, Biederthal, Altenpfirt, Mittelmuespach, Baldersheim, Battenheim, Rülisheim, Brubach, Niffer, Hartmannsweiler, Gebweiler und Eschenzweiler, nebst den Patronatsrechten in Rixheim, Knöringen, Hagenbach, Niedersteinbrunn und Lümschweiler.

Die hohe Gerichtsbarkeit in Fessenheim war von der Regierung sehr eingeschränkt und wurde von einem Amtmann und einem Amtsschreiber versehen. In Fessenheim gehörte dem Orden auch die niedere Gerichtsbarkeit, desgleichen in Fischingen in Baden. «Es ist aber der Hohe Orden (in Fischingen) von ungefähr 80 bis 100 Jahre successive durch den Landesfürsten depossessioniert worden, auch von kein Merkhmal mehr übrig, als das der H. O. annoch den Vogt, den man Teuschordens Vogt nennet, sezet; dieser sitzet zwar noch im Gericht und führt den Stab; es werden aber alle Oberamtliche Befehl, Gebott und Verbott durch den Markgräflichen Vogt puplicirt und vollzogen.»

Das Jagdrecht besass der Orden nur in Fessenheim. Die Herrschaft Landser gestattete indes dem Komtur das Jagen in den Gemeindebännen von Rixheim, Habsheim und Sausheim.

Der Orden war ferner im Besitz der Steuerfreiheit, der

---

[1] Bez. Colm. — Kom. Rixheim. 5.

Zollfreiheit, und auch der Zwanzigste war der Kommende durch einen Beschluss des Conseil Souverain erlassen.

Der durchschnittliche Ertrag aller Einkünfte belief sich auf 18920 ℔, dem eine jährliche Ausgabe von 9—10000 ℔ gegenüberstand. Oft genug auch reichten die Einkünfte nicht aus. Das kann man auch begreifen, wenn man bedenkt, dass ausser dem Komtur und den Knechten und Mägden, vier Schaffner (in Basel, Rixheim, Mülhausen und Fessenheim), ein Amtmann (in Fessenheim), ein Vogt (in Fischingen), ein Wassermeister und zwei Einzieher (in Gebweiler und Wattweiler) von der Kommende ihre Solarien empfingen und ihr ausserdem der Unterhalt von 40 Gebäuden : Kirchen, Pfarrhäusern und Scheunen, zur Pflicht gemacht war.[1]

Der letzte Komtur von Rixheim, Cölestin Oktavianus von Kempf von Angreth, trat 1746 in Amt und Würde. Im Jahre 1778 kaufte er sich in Gebweiler ein Haus und siedelte im Mai desselben Jahres dahin über, hielt aber die Kommende noch «mit dem Rücken» besetzt. Der Schaffner, Balleirat Mösch, schränkte nun die ganze Wirtschaft ein. Aecker und Wiesen wurden grösstenteils verpachtet, und die sieben Personen, die noch in der Kommende Beschäftigung fanden, erhielten Kostgeld ausbezahlt. Die Kommende selbst führte kein eigenes Hauswesen mehr, «damit der Starckhe überlauf der gäste, religiosen etc. einigermassen gehemt und abgewehret werde.» So blieb die Anordnung bis in die Revolutionstage, nur dass Mösch 1789 mit Tod abging und einem Schaffner Schäffer die Stelle einräumte. Der Komtur von Kempf zog beim Ausbruch der Revolutionsbewegungen ins Ausland und starb am 1. Dezember 1796 in dem Ordenshause zu Hitzkirch in der Verbannung.

IV.

Die Zehnteinkünfte und Patronatsrechte der Kommende Rixheim. — Das Dorf Fessenheim.

Ein wichtiger Bestandteil der Ordenseinnahme waren von jeher die Zehnteinkünfte und die vielfach damit verbundenen Kollaturen, die im Laufe der Zeit teils durch Schenkungen, teils durch Kauf in den Besitz des Ordens gekommen waren. In der ersten Zeit liess der Orden die Zehnten durch seine Zehntknechte einziehen, die von Ort zu Ort wanderten, oder

---

[1] Bez Colm. — Kom. Rixh. 5. Nach den Revisionsprotokollen.

auch im Orte wohnhaft waren. Später aber verpachtete er seine Ansprüche von Jahr zu Jahr an Ortseingesessene, so 1594 den Zehnten von Steinbrunn zu 139 Viertel dreierlei Frucht und 1675 den zu Hagenbach zu 129 Viertel ebenfalls dreierlei Frucht u. a. Doch betrachten wir nun die Zehntrechte im einzelnen nach dem Stande Mitte des 18. Jahrhunderts.

Die bedeutendsten Einnahmen hatte der Orden in Rixheim selbst, wo ihm $^{2}/_{3}$ des Fruchtzehnten, $^{7}/_{9}$ des Weinzehnten und der vollständige Heuzehnte gehörte; $^{1}/_{9}$ des Weinzehnten kaufte der Komtur von Rheinfelden 1664 von der Freifrau von Grandmont.[1] Etterzehnte und Widumb waren dem Pfarrherrn überlassen. Die übrigen Zehntrechte waren im Besitze der Johanniter von Mülhausen. Nur die Junker zu Rhein und die Aebtissin von Ottmarsheim hatten zehntfreie Güter in der Gemarkung.

Die Zehntrechte in dem nahen Riedisheim reichten über das Jahr 1443 hinaus und führten Mitte des letzten Jahrhunderts zu einem kostspieligen Prozesse mit den Herren von Besenwald zu Brunstatt, die mit dem Domkapitel in Basel ebenfalls Zehntherren waren. Dem Orden gehörte nur $^{1}/_{4}$ der Wein-, Frucht-, Hanf-, Erdäpfel- und Neubruchzehnten. Ausserdem besass er ein Gehöfte in dem sog. «Marxgarthen», das er noch 1775 neu erbauen liess. Von den Grundstücken aber, die die Riedisheimer Bürger in dem Banne von Illzach hatten, erhob der Orden $^{2}/_{3}$ und das Domkapitel $^{1}/_{3}$ der Abgaben.

Vom Ackerzehnten in Hagenbach berichtet uns ein Vertrag mit dem Domkapitel aus dem Jahre 1338.[2] Sonst bezog der Orden $^{5}/_{8}$ der Frucht,-Hanf- und Kartoffelzehnten und die übrigen $^{3}/_{8}$ das Domkapitel mit dem Kloster St. Morand gemeinsam. In demselben Verhältnis wurden auch Kirchturm, Chor und Sakristei nebst Pfarrhaus und Scheune unterhalten. Ausserdem hatte der Orden in Hagenbach das als Erblehen gegebene sog. «Teutschordensgut», das 1781 in ein «schupflehen» mit einem jährlichen Zins von 4 Viertel Dinkel und 4 Viertel Hafer verwandelt wurde.[3]

In Lümschweiler gehen die Zehntrechte über das 15. Jahrhundert hinaus. Nach einer Rechnung von 1570 stieg der Ertrag auf 85 Viertel Roggen «mülhausser mess», 21 Viertel Dinkel, 21 Viertel Hafer und 42 Ohmen Wein; dies nach Abzug der Ansprüche des Pfarrherrn. Der Orden besass nur $^{3}/_{4}$ des Fruchtzehnten und $^{3}/_{8}$ des Wein- und des Hanfzehnten; das übrige

---

[1] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1141.
[2] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Mülh.
[3] Ibid. Austausch Bad. Nr. 1842.

gehörte dem Domkapitel zu Basel und in demselben Verhältnis waren beide Zehntherrn zum Unterhalte von Kirchturm, Chor, Sakristei, Pfarrhaus und Scheune verpflichtet. Zehntfrei war das sog. Hofgut, das im Besitze der Familie von Reinach war.

Ueber Gütererwerb des Ordens in Obermorschweiler erfahren wir in einer Urkunde aus dem Jahre 1408, in der die Gebrüder Hans und Peter von Dürinch etliche Güter an den Komtur von Nollingen verkaufen.[1]

Nach einer andern Urkunde erwarb der Komtur von Rheinfelden 1664 von der Freifrau von Grandmont $^1/_4$ des Fruchtzehnten im Banne von Obermorschweiler.[2] Im Anfange des 18. Jahrhunderts besass der Orden indes in Morschweiler und Heiweiler nur noch $^1/_8$ des Fruchtzehnten, «etwas weniges» vom Heu und $^1/_8$ des Hanfzehnten und musste in diesem Verhältnis zu Chor, Sakristei und Pfarrhaus beitragen. Als nach Einführung der Kartoffel Oedländereien und Brachfelder angepflanzt wurden, entspann sich 1774 ein grosser Prozess mit dem Orden, welcher den Kartoffelzehnten beanspruchte, der von den Bürgern verweigert wurde.[3]

In Knöringen erhob der Orden $^3/_4$ des Fruchtzehnten und den Widum-, Heu-, Neubruch- und Gemüsezehnten ganz; letztere hatte er dem Pfarrherrn abgetreten. Ferner war die Unterhaltung des Chores, der Sakristei, des Pfarrhofes und der Zehentscheune zu seinen Lasten.

Die Zehntgerechtigkeit in Niedersteinbrunn erstreckte sich über $^1/_3$ des Fruchtzehnten und $^1/_6$ des Weinzehnten. Statt des Heuzehnten erhielt der Orden jährlich eine Summe von 33 ℔ 6 s 8 d.

Von dem Feldstück «Frauenbreithe» bei Modenheim bezog er ebenfalls $^2/_3$ des Zehnten. Ebenso gehörte früher der Zehnte zu Rülisheim dem Orden; denn 1650 heisst es noch ausdrücklich: «Der Zehent zu Rulessheim vndt Rixen gehört ahn das hauss Mihlhaussen.»[4] Bedeutende Weinzinsen erhob der Orden in Wattweiler und Gebweiler, wo dieselben von besonderen Schaffnern verwaltet wurden. —

Grosse Pflichten und Lasten und nicht geringe Ausgaben erwuchsen der Kommende Rixheim durch ihre sog. Patronatsrechte. In den ersten Jahrhunderten setzte der Orden auf die meistens durch Schenkung erlangten Pfarrstellen von seinen eigenen sog. Ordenspriestern, und manches Gotteshaus war so eine reiche Einnahmequelle für die Genossenschaft. Aber schon

[1] Bez. Colm. — Extr. St. Deutschh. Mülh.
[2] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1141.
[3] Ibid. Kom. Rixheim. 4.
[4] Ibid.

beim Ausbruch des 30jährigen Krieges befanden sich keine Ordensleutpriester mehr im Bistum Basel, wahrscheinlich, weil sie, mit mancherlei Freiheiten ausgerüstet, vom Bischof nicht gerne gesehen wurden. Auf dem Generalkapitel vom 18. April 1671 wurde indes abermals beschlossen, darauf hinzuwirken, dass «die Gaistlichen Beneficia vor allen andern mit denen Ordens Priestern Brudern so vihl in jeder Balley füeglich, beschähen».[1] Und wie dann gegen Ende des 17. Jahrhunderts Johann Hartmann von Roggenbach Landkomtur in Elsass-Burgund war und dessen Bruder Johann Konrad den Bischofsitz in Basel inne hatte, da schien dem Landkomtur die geeignete Zeit gekommen, den Priesterbrüdern wieder Aufnahme im Bistum zu verschaffen. Am 23. Mai 1682 schloss er deshalb mit seinem Bruder einen diesbezüglichen Vertrag; aber das Kapitel in Arlesheim verweigerte dessen Ratihabition, so dass auch für die Zukunft alles beim alten blieb.[2]

Die Franzosenherrschaft rückte auch den Patronatsrechten zu Leibe. Ein Revisor der Kommenden berichtet 1785 über Rixheim unter anderm: «Mit der Eclesiastica ist man in diesem land auch sehr eingeschränkt, nicht anders hat ein Collator zu thun, als bey erledigung eines Beneficii ein subjectum zu nominiren und dem Ordinario zu praesentieren; nach erhaltener admission muss der nominatus sich bey dem Conseil souverain Stellen, den Eyd der treü dem König schwöhren und das Temporale von dem Conseil empfangen; Kaum wirdet noch ein jeweiliger Pfarrherr zu Abhörung der Kirchen Rechnung eingeladen. Die Concordaten, so vor diesem mit dem Bistum Basel von seiten des H. O. erichtet worden, Stehen nicht mehr in vigore, überhaupt ist nunmehr in dem Elsass alles auf französischen fuss eingerichtet und muss denen Königl. Ordonanzen nach gelebt werden.»[3]

Eine der ältesten Erwerbungen dieser Art scheint die Kollatur von Rixheim zu sein, die in das Jahr 1232 hinaufreichen soll. Des jeweiligen Pfarrherrn Besoldung bestand aus den vollständigen Widum-, Etter- und Neubruchzehnten und einer Kompetenz von 10 Viertel Dinkel, 30 Viertel Roggen, 10 Viertel Hafer und 30 Ohmen Wein; «in den ihlzacher, Zimmersheimer und Eschenzweiler bahn hat er vermög berain von gewissen güethern den Zehnden zu beziehen. Bey dem Pfarrhoff hat er einen krauth und grossen grasgarthen, in dem kirchberg und in der steinen hat er ungefähr ein Juchart zu Hamph und Kraut.»[4]

[1] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1838.
[2] Ibid.
[3] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1842.
[4] Ibid. «Anno lxviii (1468) wart die kilch zů Richesshein, die

Mit Rixheim war die Filialkirche von Riedisheim verbunden, die mit Mülhausen durch die Schenkung Karls IV. 1354 an den Orden gekommen war. Der Hauskaplan des Komturs versah den Gottesdienst in dem Dorfkirchlein zu St. Afra bis zum 30 jährigen Kriege. Nachdem sich aber der Kaplan und Verwalter der Kommende Mülhausen Georg Fischer 1651 in Rixheim erhängt hatte, schützte der Orden Priestermangel vor und vereinigte Riedisheim mit der Pfarrei Rixheim. Diese Anordnung blieb bei 20 Jahren, und eine Aenderung war nicht vorauszusehen. Da beschwerte sich die Gemeinde Riedisheim 1671 beim Offizial in Altkirch, jedoch ohne Erfolg. Erst 1723 verurteilte der Conseil Souverain den Orden, die alte Ordnung wieder herzustellen. Er liess die Filialkirche an Sonn- und Feiertagen wieder durch seinen Kaplan versehen, der ausserdem monatlich eine Predigt und zwei Christenlehren zu halten hatte, und gewährte ihm eine Vergütung von 106 liv. Im Jahre 1758 ging die Kaplanwürde an der Kommende Rixheim ein, und so treffen wir denn in den nächsten Jahren bald den Pfarrherrn von Rixheim, bald einen Kapuziner von Landser mit der Seelsorge in dem Oertchen beschäftigt. Der unzuverlässige Zustand gefiel den Bürgern von Riedisheim keineswegs. Sie strengten 1764 einen Prozess an, durch welchen sie die Deutschherrn zwingen wollten, ihnen einen eigenen Pfarrer zu unterhalten, erhielten aber 1783 nur einen vom Pfarrherrn in Rixheim abhängigen, aber in Riedisheim wohnhaften Vikarius.[1]

Ebenfalls eine alte Schenkung war das Patronat von Niedersteinbrunn. Eine Urkunde aus dem Jahre 1306 weist nach, dass der Orden damals schon im Besitze desselben war. Sie erzählt ferner, dass es eine Schenkung Johanns von Butenheim und seiner Gemahlin Gisela sei und enthält einen Richterspruch gegen Johann von Kötzingen, der den Besitz streitig machen wollte.[2] Eine Notiz in einem Revisionsprotokoll[3] giebt als Schenkungsjahr 1257 an, was wohl stimmen mag; denn Johann von Butenheim wird urkundlich 1246 und 1269 erwähnt.[4]

In Niedersteinbrunn bestanden früher zwei verschiedene Pfarreien mit selbständigen Pfarrkirchen. Das Patronat der obern Kirche zu St. Leodogar gehörte dem Hause Oesterreich und war als Lehen in unterschiedlichen Händen; das der niedern zu St. Laurentius war im Besitze des deutschen Ordens. Aber

---

zehendtrotten, des lütpriesterss huss vnd vnssere kelder in grunt verbrant von den eitgenossen.» Deutschorden Mülh. 1.

[1] Bez. Colm. — A. Baden. Nr. 1832, II.

[2] Ibid. A. Baden. Nr. 1832, I.

[3] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr 1842.

[4] Kindler v. Knobloch, Der alte Adel im Elsass, S. 19.

Mitte des 16. Jahrhunderts herrschte infolge der Pestzeiten Priestermangel im Elsass. Infolgedessen genehmigte der Bischof von Basel 1545 einen Vertrag zwischen dem damaligen Lehensinhaber von Wolhusen und dem Orden, durch welchen die beiden Pfarreien dermassen vereinigt wurden, dass von dem gemeinsamen Pfarrherrn wöchentlich abwechselnd bald in der einen, bald in der andern Kirche Gottesdienst abgehalten wurde.[1] Aus dem Jahre 1622 wird deshalb berichtet, «dass der Orden St. Laurentii Pfarre rechter Lehenherr vor dieser Union gewest seye.... vnd obwohl ihme, dem Truchsess, St. Leodegarij von Oesterreich zue lehen gebühre... die Collation einem Jeden Pfarrherrn durch beide theil, vermittelst des einen nomination vnnd des andern praesentation beschehe.» Und dabei blieb es auch an zwei Jahrhunderte; der Orden erhielt das Präsentationsrecht. Mit dem Jahre 1745 hörte der Gottesdienst in der St. Laurentiuskirche auf, weil sie baufällig geworden war, und auch die andere Kirche wurde wenige Jahre nachher durch den Offizial aus ähnlichen Gründen geschlossen, so dass die Bürger zum Besuch der Kapuzinerkirche in Landser gezwungen waren. Auf das Drängen des Bischofs von Basel schlossen endlich die von Reinach, als Erben derer von Wolhausen, 1760 mit dem Orden einen weitern Vertrag, eine Kirche gemeinschaftlich zu reparieren. Da aber die Bürger nicht darauf eingehen wollten, begann im Anfang der siebziger Jahre ein Neubau, bei welchem Chor und Sakristei von den beiden Zehntherren, Schiff und Turm von der Gemeinde aufgeführt wurden.[2] Das Salarium des Pfarrherrn belief sich auf 26 Viertel 4 Sester Dinkel, 10 Viertel 4 Sester Roggen, 10 Viertel 4 Sester Hafer und 3 Sester Erbsen. Von dem Widum erhielt er 32 Viertel Kernen und die Hälfte des Wein und Fruchtzehnten; es war eine der einträglichsten Pfarrstellen des Sundgaues.

Ueber die Kollatur von Mülhausen ist schon früher berichtet worden. Die Pfarrstelle wurde stets von Ordensgeistlichen versehen, die in der Kommende ihre Wohnung hatten. So berichtet Petri in seiner Chronik: «Auff sanct Johannis des Täüfferstag (1507), zue nacht, ist Johann Bertsche, Teütsch Ordens Leütpriester, in desselben Ordenshausse zue Mühlhaussen, von einem jungen Priester aus dem Thurgäüw, seinem Helfferen, in seinem bett ermördet worden».[3]

Wie der Orden in den Besitz des Kirchensatzes von Hagenbach gelangt ist, lässt sich genau nicht mehr feststellen. Dennoch lässt sich annehmen, dass er ein Geschenk der Edlen

[1] Bez Colm. — Kom. Rixh. 4.
[2] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1839.
[3] Petri. l. c. S. 221.

von Hagenbach war. Die alte Kirche zu St. Peter und Paul lag nämlich oberhalb des Dorfes, da, wo heute ein von schattigen Linden umrauschtes Heiligenbild sich erhebt. Mit diesem alten Kirchlein war eine Kaplanei zu St. Katharina verbunden, die eine kleine Seitenkapelle besass und deren Kollatur den Herren von Hagenbach gehörte. Aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Herren in frühester Zeit im Besitze des ganzen Kirchensatzes und behielten sich bei Verleihung der Ortskirche an den Orden im Jahre 1315[1] die Kapelle vor, wo manche ihrer Ahnen zur Ruhe bestattet waren. Ueber das Einkommen des Pfarrherrn berichtet ein Urbarium aus dem Jahre 1443 folgendermassen. «Ess ist zů wissen dz ein lùtpriester zů Hagenbach zů siner pfrůnde hat dess ersten von dem widmen XXXIII vierteil geltz der dryer kernen vn X vierteil von dem zehenden für den widmen zehenden oder den Zehenden vff dem widmen vnd gense vnd verlin (Ferkel) zehenden, von Jedem Huss ein Hůn, Jn den garten setzling zehen, Hanf, Zibelle vnd můss (Erbsen). Jt. fulin vnd kelber, Jt ein manwerk matten, heisset dz sinnwel manwerk. Jt. 1 manwerk heiset beginen matte. Jtem ein manwerk neben sant peters matten Hat Jungher tiebolt einen priester geben, also er Jn die kamerye gebe Jerlich V ß. Jtem zů bůtwilr den zehenden Jn garten vnd vff ackern, dz Jm etter lit vnd closter gůt ist vnd von den Húsern, die vff dem selben gůte stont; die garten Hünre vnd die lúte hörent hinúber zů der kilchen lebend vnd tod.» Ausserdem hatte er noch die Benutzung etlicher Gärten.[2] Aber schon 1447 scheint die Kompetenz eine Abänderung erfahren zu haben; denn «uff feria quinta post festum assumpt. bte. Marie» des genannten Jahres, «do leich brůder Johannes von Frankfurt, Comethur zu Mulhusen, deutsches ordens, Herr Hansen von Damerkilch die pfarkilch zů Hagenbach vnd soll der vorgeschribene Comenthur dem egenanten Her Hansen geben XLVI vierteil korns, rocken, dinckel vnd habern, das ist XV vierteil II sest. rocken, XV vierteil II sest. dinckel vnd XV vierteil II sest. habern vnd XII omen weinss».[3]

Lümschweiler kam 1326 an den Orden, ohne dass uns der Schenkgeber genannt wird.[4] Vielleicht rührte das reiche Geschenk von den Adeligen von Lümschweiler her, von denen ein «Burcardus de Lomzwiler» schon 1235 dem Orden angehörte.[5] 1535 vereinbarte sich der Landkomtur von Friedingen

[1] Bez. Colm. — Deutschh. Mülh. 1. Nach Schöpflin soll das Dorf Hagenbach erst 1300 erbaut worden sein. Die Schenkung soll vom Montag nach St. Andrestag 1315 datiert sein.
[2] Ibid. [3] Ibid.
[4] Ibid. Aust. Baden. Nr. 1842, II.
[5] Ibid. Extr. St. Deutschh. Rufach, 1.

mit dem Pfarrherrn von Lümschweiler über sein Einkommen. Danach betrug es 35 Viertel Dinkel, 35 Viertel Roggen und 35 Viertel Hafer; «ahn wein hat er ein fueder von dasigem Zehenden zum Voraus, wan es eines gibt, solte es aber mehr geben, so wirdt der Vorschuss von 3 quart Zehenden mit Ihme von Commende wegen getheillet».[1] Ferner genoss er das Widum, $^3/_8$ vom Hanfzehnten und 100 Bund Stroh. Bis zur Errichtung der Kommende Rixheim war Lümschweiler mit Basel verbunden.

Die Kollatur von Knöringen ist ebenfalls eine alte Schenkung des 14. Jahrhunderts. Im Jahre 1338 tauschte sie die Kommende in Mülhausen mit der Kommende Basel aus gegen das für sie günstiger gelegene Hagenbach.[2] Erst als im 16. Jahrhundert Basel einging, kam sie wieder an Mülhausen bezw. an Rixheim. Im Jahre 1665 wurde vor dem Offizial in Altkirch mit dem Pfarrer Schwarz folgende Vereinbarung getroffen: «Weilen Müespach die Muetterkirchen, ist Knöringen aber von vndenklichen Jahren ein Filial, ist es billig, dass in den höchsten festägen des Jahrs als am heiligen Ostertag, Pfingstag, Allerheiligen, der allerheiligst Dreifaltigkeit vnd der Himmelfahrt Mariä der Gottesdienst verrichtet werde in der Muetterkirche zu Müespach, am hochheiligen fest der Geburth Christi aber, an welchem heiligen fest drey Messen gelesen werden, Solle die Einte zue Knöringen verrichtet werden; an den übrigen Sontag vnd feyertag aber solle die dritte mess oder Gottesdienst zu Knöringen gehalten werden». Der Pfarrherr bezog an Besoldung 38 Viertel 4 Sester Dinckel, 12 Ohmen Wein, das Widum und die Heu-, Obst- und Blutzehnten. —

Eine der jüngsten und bedeutendsten Erwerbungen des Ordens im Oberelsass war das Dorf Fessenheim, jenseit des Hartwaldes an der Rheinstrasse. Noch 1303 ist das Dorf im Besitze des Hauses Oesterreich, dessen Rechte folgendermassen verzeichnet sind: «Das torf ze Vessenhein git von vogt recht ze sture bi dem meisten C q. silig. vnd C q. avene vnd X lib. zem minsten L q. silig. vnd L q. avene und VI lib. herberig nah genaden vnn ie von dem hus ein vasnacht hůn dü herschaft hat öch da twing vnd ban vnd richtet túb vnd vrewen.»[3] Aber schon Ende des 15. Jahrhunderts treffen wir Walther von Andlau im Besitze der obigen Rechte, ohne dass wir für den Besitzwechsel irgend einen urkundlichen Untergrund hätten. Walther von Andlau stak arg in Schulden, und als er mit Tod abging, ohne seinen Verpflichtungen nach-

[1] Bez. Colm — Aust. Bad. Nr. 1129.
[2] Bez. Colm. — Aust. Baden. Nr. 1842.
[3] Trouillat, III. 46.

gekommen zu sein, bemächtigte sich die Familie Stirtzel von Buchheim des Dorfes als Entschädigung für ihre Ansprüche. Den Edlen von Buchheim behagte indes das Besitztum in den Rheinwaldungen nicht, und Konrad Stirtzel ersah deshalb eine Gelegenheit und verkaufte 1513 das ganze Anwesen um 800 Gulden an «Hannsen, truchsessen von Wolhusen.»[1]

Ueber hundert Jahre verblieb das Dorf im Besitz dieser Familie, bis es im Anfange des 17. Jahrhunderts durch Erbschaft an die Adeligen von Pforr überging. Hans Adam von Pforr veräusserte 1622 den Ort «sambt der Vnderthanen, hochen, mittleren, Nidern, forstlich: vndt Malefizisch Obrigkeit Gerichte, Zwing vnd bann» an Hans Eberhard von Falkenstein, den Obervogt von Isenheim. Von 1703 ab waren die Einkünfte an einen gewissen Deshous «Obristen und Ritter des hochlöblichen Königl. Ordens Sti. Loudouici», dessen Frau eine Edle von Falkenstein war, um 36,000 liv. verpfändet. Franz Ignaz von Falkenstein löste schliesslich 1713 das Pfand wieder ein, jedoch nur, um es 1714 in die Hände des deutschen Ordens zu legen, indem er am 7. Dezember 1714 schriftlich erklärte: «Ich Frantz Ignati, Freyherr von Falkhenstein, Herr zue Haussen, Oberrimbsingen vnd Fessenheimb, Hochfürstl. Kemptischer geheimber Rath, Obrist Stallmeister vnd Pfleger der Landvogtey dissseiths der Jller, Bekhenne und vrkhunde hiemit vnd in Craft disses offnen Instrumenti: Demnach Vermittelst erhaltenen Consenses von dess Herrn Hoch: und Teütschmaisters Hochfürstl. Dht. auss Mitteln der Hochlöblichen Balley Ellsäss vnd Burgundt mir zue abwendung gewisser antringender noth eine nahmhaffte Suma von Acht und Zweinzig Tausent Fünff Hundert gulden jeder zue Sechzig Kreuzer Reichss wehrung in guet gangbahren Sorten gezahlt, gegen pactierter Verzünssung und anderen Bedingungen angeliehen und zue grosser Gnadt darmit beygesprungen worden; und damit nun eine Hochersagte Balley umb solche Hergeliehene Haubt Summa sambt davon verfallenden Interessen . . . in allwäg und zue allen Zeithen sattsamb versichert und ausser aller gefahr gesetzt sein möge, ist Bedungen, verabredet und Beederseits Beliebet worden, dz occasione Vicinitatis in Nahmen und anstatt einer mehr Hochersagter Balley die Löbl. Comende Mihlhaussen nach arth Pfand schillingsweiss in das dorff Fessenheimb sambt zue gehörigen Höff und dependentien, nichts davon aussgenommen, welches alles ich und meine Familie Bisshero in ruehiger possession ingehabt und gaudiert, mit aller

[1] Diese ganze Entwickelung nach den Prozessakten im Bez. Colm. Kom. Rixh. 5 ff. Wie Gide in seiner Notice historique S. 39 das Jahr 1513 als Erwerbsjahr für den deutschen Orden angeben kann, ist mir unerklärlich.



gerechtsambe von Hoch: und Niderer Jurisdiction und sämbtlichen gefölen und Intracten eingesetzt und jmmitiert, volglichen Befuegt seyn solle, die sowohl ordinari alss extraordinari geföll einzueziehen, jedoch alljährlich getrewlich zue verräithen, und diss so lang, Biss Hochermelter Balley umb Haubtgueth sambt pro rato verfallener Zünss vergenüegt und Bezahlt seyn würde; auch ist dabey Haubtsächlichen Bedungen worden, dass wegen fehl Jahren oder ander vrsachen willen von dissen Einkhünfften der Belauff dess völligen Zinsses nit eingehen würde, Jch schuldig und verbunden seyn solle, dass abgehende auss andern meinen gefölen und mittlen darauf zue thuen und zu ersetzen . . . . .»[1] Im September 1715 fand vor dem Landkomtur in Altshausen der endgültige Abschluss des Pfandvertrages statt. Aber schon im folgenden Jahre wurde ein neues Aktenstück ausgefertigt, in dem der Falkensteiner ausdrücklich bekannte, «dass obzwar der gegen die Hochlöbl. ritterl. Teutschordens Balley Elsas unter dato Altschausen den 11. September 1715 wegen des mir zugehörigen gewesenen Dorfes Fessenheim ausgefertigte Contract Brief nur von einer pfandung sprechen thue, der Contract gleichwohlen in der That ein unwiederruflicher, ewig verbündtlicher Kauf seye und verbleiben solle.»[2]

Kaum hatten die übrigen Familienmitglieder des Falkensteinschen Hauses von der unwiderruflichen Veräusserung des Familiengutes gehört, als auch schon ein wahrer Sturm von Protesten losbrach, die schliesslich zu einem Prozesse führten. Der Orden ahnte von der ihm nicht besonders freundlich gesinnten Regierung nichts Gutes und scheute deshalb kein Mittel, sein Anrecht entschieden geltend zu machen. Mehr als einmal reiste der Komtur Karl Anton von Pfirt nach Paris an den königlichen Hof, wo er Dank der pfälzischen Prinzessin Elisabeth Charlotte und Dank der reichlichen Geldspenden[3] eine wohlwollende Aufnahme fand und dem Orden schliesslich zu seinem Ziele verhalf. Im Oktober 1719 bestätigte Ludwig XV. die Ordensgenossenschaft im Besitze von Fessenheim.

Worin bestand nun eigentlich dieser so hartnäckig umstrittene Besitz? — Ein Aktenstück aus jener Zeit giebt uns folgenden Aufschluss. Der Orden besitzt «Ahn dem Kirchensatz vnd Collatur das jus denominandi vnd Herr Bortman zu Collmar das jus presentandi.

Die freuel und buessen.

---

[1] Bez. Colmar. — Kom. Rixh. 6 ff.
[2] Ibid.
[3] Verbrauchte er doch einmal bei einem sechsmonatlichen Aufenthalte 500 «louis d'or».

Das Siegelgeld.
Die grübling iagd.
Abzug und Erbsgulden.
Die fischendt gerechtigkeith auf dem rhein und giessen.
Accis von dem Salz, Jährlich 12 Sester.
Hindersässgulden, ein persohn giebt Jährlich 2 fl.
Die Mayerey zwischen den Insulen des rheins erträgt Jährlich 100 fl.
Fassnachtshühner giebt eine Jede Haushaltung 1 Stück.
Das frohngeld von jedem pflug 7 fl. 3 B.
Das frohngeld von den taglöhnern 2 fl.»

Ausserdem trugen die Waldungen jährlich 150 Klafter Holz ab. Zu dem Meiersitz gehörten 240 Juchart Acker, 69 Juchart Wiesen und der Aeckerich. Das «Herrschafftlich Gewerff» ergab 20 Viertel Roggen und der «Haag haaber» 8 Viertel 2 Sester. Vom Fruchtzehnten und vom kleinen Zehnten erhielt der Orden $^1/_6$. Schliesslich gehörten noch zu dem Besitztum zwei Mühlen am Rhein, eine Ziegelhütte und eine «Schaffney», in der jährlich an 500 Schafe untergebracht waren.[1]

So brachte also der Erwerb des Dorfes dem Orden reiche Einnahmen, aber leider auch viele Prozesse, die den Ertrag wieder verschlangen und oft noch mehr. Zwar verzichteten die beiden Schwestern Maria Sidonia und Franziska von Falkenstein 1721 öffentlich auf etwaige Rechte über Fessenheim zu Gunsten des Ordens. Aber im folgenden Jahre schon erhob sich ein mächtiger und gefährlicher Gegner, der Prätor Klinglin von Strassburg, dessen Mutter eine Tochter des früheren Pfandherrn Deshous war. Er stützte sich bei der Klage auf seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hause Falkenstein. Ueber 10 Jahre dauerte der Streit mit wechselndem Glück, bis endlich Klinglin durch Richterspruch des Conseil Souverain vom 7. Juli 1733 kostenfällig abgewiesen wurde.[2]

Mit dem Jahre 1738 begannen Streitigkeiten mit dem Pfarrherrn des Ortes, der den Heuzehnten von den Ordenswiesen und den Blutzehnten aus der Schäferei beanspruchte. Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt.[3]

Hartnäckiger war ein Prozess um die Rheininseln längs des jenseitigen Ufers, die zwar zu Fessenheim gehörten, aber, da der Thalweg des Rheines die politische Grenze bildete, dem Gerichte in Freiburg unterworfen waren. Da solche Streitigkeiten stets zu verwickelten Auseinandersetzungen zwischen den beiden

---

[1] Bez. Colm. — Kom. Rixheim. 6.
[2] Bez. Colm. — Kom. Rixh. 9 u. 10.
[3] Ibid. Kom. Rixh. 7.

Regierungen führten, erschien 1734 ein königlicher Erlass, dass jeder Frevel jenseit des Rheines von vorn herein mit 400 liv. Strafe zu belegen sei. Nun besass der Orden auf dem rechten Rheinufer einen Hof mit Gütern, zu denen auch die Rheininseln gehörten. Am 23. Mai 1769 pfändete der Ordensschaffner auf der Insel Massgrün 35 Stück Vieh der Bürger, das dort auf der Weide war. Da die Eigentümer sich weigerten, das Stück mit 5 fl. Strafe zu lösen, liess der Komtur von Rixheim sämtliche Tiere taxieren und öffentlich versteigern. Somit konnte nun der Streit losgehen. In Freiburg, in Paris, in Colmar, überall kam die Sache mit wechselndem Erfolg zur Verhandlung. Und als 1778 die Rechte des Ordens bestätigt wurden, da war für die Gemeinde nicht nur der Erlös des Viehes dahin, sondern sie sah sich noch einer Schuldenlast von 12 653 livres gegenüber.[1]

Ein Streit anderer Art war inzwischen ebenfalls ausgebrochen. Das Dorf Fessenheim besass zwei sehr alte Kirchen. Die eine, die eigentliche Pfarrkirche zu St. Columba, lag ausserhalb des Ortes und wurde von einem gewissen Chanoine von Anthese unterhalten; die andere zu St. Peter und Paul lag im Orte selbst und war zu Lasten des Herzogs von Württemberg. Da 1775 beide Kirchen baufällig waren, so erlangte die Gemeinde vom Conseil Souverain die Berechtigung zu einem Neubau an dritter Stelle, und die Zehntinhaber[2] sollten dazu beisteuern. Der Orden aber weigerte sich, da ihm dergleichen Lasten nicht bekannt waren, und musste schliesslich auf gerichtlichem Wege zu einem Fünftel der Baukosten genötigt werden.[3]

Die nun folgenden Prozesse der Rheinwaldungen wegen wollen wir übergehen, da sie zu weit führen würden.

Die Gerichtsangelegenheiten in dem Orte lagen in Händen eines Amtmannes und eines Amtsschreibers, die in Colmar ihren Sitz hatten und von dem Orden unterhalten wurden. An der Spitze der Gemeinde selbst stand der vom Orden ernannte Schultheiss, der keine weitere Vergütung für seine Mühewaltung erhielt als die Befreiung von Frohnen, Fastnachtshühnern und Bürgergulden. Deshalb war der Schultheiss zugleich auch Ordensschaffner, und als solcher erhielt er eine weitere Remuneration von 8—12 Ohmen Wein und 50—60 livres in Geld.[4]

---

[1] Bez. Colm. — Aust. Bad. Nr. 1856.

[2] Chanoine von Anthese 1/3, der Herzog von Württemberg 1/3, der Orden 1/6 und der Ortspfarrer 1/6. Bis 1575 war Lazarus von Schwendi im Besitze des Kirchensatzes von St. Columba gewesen.

[3] Bez. Colm. — Kom. Rixh. 8.

[4] Von den Schultheissen nennen die Akten: Johann Heimburger, der von denen von Falkenstein übernommen wurde, † 1742, Jakob Weiss † 1779, Franz Xaver Heimburger von 1779 an.

Bei seinem Amtsantritt hatte er zu schwören, dem Hochmeister und dem Landkomtur als seinen unmittelbaren Vorgesetzten «getreu, hold, gehorsamb und gewärthig» zu sein, der Komturei Rixheim und der Herrschaft Fessenheim Nutz und Frommen zu fördern, «ein ordentlich Manuale zu halten, die Rechnung zu rechter Zeit zu fertigen, die beständige Einnahme sowohl als unbeständigen gefäll und die Ausgab mit gebührenden Schein zu belegen, ohne Vorwüssen und willen vorgesetzter Herr Landkomtur den Abschied nicht zu nehmen, Ehe und bevor er behörige Rechnung und Liferung gethan, auch dessentwegen nirgens anders wo als vor dem Orden zu recht stehen, red und Anthwort und satisfaction geben.»[1]

Eine Abschätzung der Ordenseinkünfte in dem Orte aus den letzten Jahren vor der Revolutionszeit weist die Summe von 2892 ℒ 8 β auf, der aber eine Ausgabe von 2317 ℒ 19 β gegenübersteht.[2] Die Revolution räumte diesseit des Rheines mit der ganzen Herrschaft in kurzer Zeit auf, und der Meierhof «Neuhaus» jenseit des Rheines fiel im Herbst 1792 als ein Opfer der Hochwasserfluten des Stromes.

V.

Tempora mutantur.

Der deutsche Orden hatte sich niemals der besonderen Gunst der französischen Regierung erfreut, und das war auch ganz natürlich; lagen doch die festen Wurzeln der Ordensgenossenschaft im deutschen Reiche, beim alten Erbfeinde. Wie sehr sich die Ritter auch bemühten, neutral zu handeln und genau nach den Gesetzen zu wirken, überall suchte man ihnen bemerklich zu machen, dass sie unliebsame Gäste im Lande seien. Besonders tief schmerzte sie die stete Bevorzugung des Malteserordens. Während dieser von vorn herein vom «Zwanzigsten» befreit war, konnte der deutsche Orden erst nach langen Prozessen teilweise Befreiung erlangen; während der erstere beim Aufsuchen verloren gegangener Güter 100 Jahre zurückgreifen durfte, war diesem nur ein Zeitraum von 40 Jahren gestattet u. s. w., und schwer lastete auf den Besitzungen die «manus mortua», die ein frohes und freies Schaffen und Erwerben unmöglich machte. Und wie dann noch 1768 ein Erlass des Conseil Souverain die Unterhaltung der Kollatur-

---

[1] Bez. Colm. — Aust. Baden, Nr. 1831.
[2] Bez. Colm. — Kom. Rixh. 7.

gebäude betreffend allenthalben Prozesse mit ungünstigem Ausgang herbeizog, und die Komture, statt in ihren Kommenden fürsorglich haus zu halten, in den Städten ihre Deputate und noch mehr bei Festlichkeiten durchbrachten, während daheim Schaffner frei ihres Amtes walteten, da sah wohl jedermann ein, dass andere Zeiten im Anzug waren. Um das Jahr 1780 treffen wir denn auch im Oberelsass den Orden in voller Auflösung. Kaysersberg, Gebweiler und Mülhausen waren bloss noch schwindende Schatten und den Schaffnern eine unliebsame Last, und in den beiden Hauptniederlassungen zu Rixheim und Rufach war der Betrieb eingeschränkt. Ja man ging schon mit dem Gedanken um, auch diese beiden Häuser in die Hände eines Schaffners zu legen, da traten plötzlich die Ereignisse ein, die jeder längst voraus sah, aber noch in weiter Ferne wähnte: die Revolutionswogen überfluteten das Land und sämtliche Siedelungen fanden spurlos ihren Untergang.

In Rufach und Umgebung hatte man es längst auf die Fruchtspeicher und Keller des Deutschordenshauses abgesehen.[1] Um indes jeder Gewalt vorzubeugen, besetzte Mitte Juli 1789 der General von Wittinghofen die Gegend mit 800 Mann. Er selbst legte sein Quartier mit dem Generalstab in die Räumlichkeiten des deutschen Hauses, wo sie mit den Vorräten ein flottes Leben führten. Als Schaffner Aichelmann dagegen protestierte, beruhigte ihn der General, indem er bei Heller und Pfennig zu zahlen versprach. In Wirklichkeit vergütete er im November die geforderte Summe von 1428 ℔. Inzwischen wurden die Zeiten immer unruhiger; deshalb befahl der Landkomtur, der Schaffner möchte das Gesinde abschaffen und alle Vorräte so viel wie möglich zu Geld machen, was aber nur langsam vor sich gehen konnte.

Im April 1790 bewohnte wieder ein Oberst mit der Fahnenwache die Räume der Komturei. Den wildesten Sturm aber brachte das Jahr 1792. Nachdem schon im April das Gesindel der Stadt mit den Nationalgarden gemeinsame Sache zu machen schien, verschloss Aichelmann Haus und Hof und verdeckte die Ordenswappen mit Dielen, damit sie kein Aergernis erregen sollten. Aber am 23. August durchzog das 80. Linienregiment die Stadt, und wie vor dem Thore Rast gemacht wurde, brachen 200 Mann in die verlassenen Komtureiräume.

Das Dach wurde abgedeckt, die Windfahne heruntergeworfen, die Möbel zerschlagen, der Wein getrunken und verschwendet, das Bureau des Schaffners erbrochen, das Ordenssiegel nebst 100 Louisdor in Geld entwendet und der alte

---

[1] Alle Nachrichten Rufach betreff. aus Bez. Colm. Generalia 2.

Schaffner samt der Beschliesserin bedroht und misshandelt. Wenige Tage nachher erschienen die Revolutionskommissare von Colmar und erklärten das Haus als Emigrantengut, weil der Komtur im Ausland weile. Alle Einwendungen des Schaffners führten zu nichts; die Reste der Mobilien und Vorräte wurden verkauft. Zwar versuchten die Rufacher Revolutionsmänner dadurch das Gebäude für die Stadt zu retten, dass sie im Sommer 1793 ihren Sitz hineinverlegten. Allein das verhinderte keineswegs, dass das ganze Anwesen am 8. Floreal des Jahres III (27. April 1795) als Nationalgut unter den Hammer gebracht und zum Preise von 126 000 livres an den Notar Johann Theobald Munsch aus Colmar verkauft wurde. Von da an dienten die Kommendenräume bald als Gasthaus, bald als Bauernhof, bald als Fabrik, bis 1850 das Schwesternkloster von Rappoltsweiler die Gebäulichkeiten erstand und ein Mädchenpensionat hineinverlegte, und seit zwei Jahren prangen nun wieder an dem neugeputzten Erker die alten Ordenswappen der ehemaligen Komturei.

Im Ordenshause zu Rixheim waltete beim Ausbruch der Unruhen der Schaffner Schäffer seines Amtes; der Komtur hatte sich mit den Urkunden und Kostbarkeiten nach Basel zurückgezogen. Schon Anfangs 1792 bemächtigte sich die Distriktverwaltung der Gebäude und verwandelte sie in ein Gefängnis der sog. «suspects», bis zwei Jahre später ein Militärhospital darin untergebracht wurde. Um es diesem Zwecke dienlicher zu machen, verbaute die Verwaltung in kurzer Zeit die ungeheure Summe von 71 402 liv. st. 19 sols darin, und wie die Arbeiten zu Ende waren, lautete das Urteil der Sachverständigen: «Les constructions qui ont été faites dans la commanderie de Rixheim, ont ruiné un beau bâtiment . . . .» Nur zwei Jahre vermochte sich das Hospital inmitten der ausgeplünderten, verarmten Dorfschaften zu halten. Im Frühjahr 1796 wurde es aufgehoben und das Gebäude als Nationalgut ausgerufen. Durch Verkaufsurkunde vom 19. März 1797 kamen die Kommendenräume samt dem Garten zum Preise von 26 072 liv. st. an Anton Struch von Lutterbach, der das Ganze schon wenige Monate nachher an den Mülhauser Fabrikanten Risler veräusserte. Risler richtete in dem Anwesen eine Tapetenfabrik ein, die im Sommer 1797 unter Zubers Leitung bereits in vollem Gange war und die im verflossenen Jahre ihr hundertjähriges Jubiläum feiern konnte.

In Mülhausen waren nur noch Reste der alten Kommende vorhanden, die keinerlei Gewaltthätigkeiten zu fürchten hatten, so lange Mülhausen zum Schweizerbunde gehörte. Als sich die Stadt 1798 an Frankreich anschliessen musste, zog sie das Deutschordensgut an sich. Artikel VI des «Traité de Réunion»

lautet ausdrücklich: «Les forêts, maisons et bienfonds des ordres Teutonique et de Malthe . . . sont acquis à la commune.» Noch in demselben Jahre verkaufte sie dann das Deutschherrengut, den Lützelhof und den Zurheinerhof und überreichte der französischen Regierung freiwillig und allerunterthänigst den Erlös von 30 000 livres als Geschenk.[1] Heute ist auch kein Stein mehr von der alten Stiftung übrig, und selbst die Deutschhofgasse hat dem schweizerischen Freiheitshelden Wilhelm Tell längst ihren Namen abgeben müssen.

Aehnlich erging es dem Hause in Kaysersberg, wo zwar der Name Deutschhofgasse noch besteht. Die Niederlassung ging bei der öffentlichen Versteigerung am 17. Messidor des Jahres IV an Franz Gsell über, der die Summe von 4000 livres für das ganze Anwesen erlegte. Und «im Kreuzgang lärmte bald der Küfer, aus der Kirche dampfte das Malz, den Garten aber bedeckte ein Hopfenwald», und forsche Knechte führten mit stampfenden Rossen ein wohlschmeckendes Bier aus den Thoren in die Lande. Heute sind die Räumlichkeiten teils öde und teils niedergerissen, teils in Privatwohnungen und teils in Schulräume umgebaut, und auf dem ehemaligen Kommendenhofe tummelt sich die muntere Stadtjugend im fröhlichen Spiele.

Der Hof in Gebweiler kam am 22. Thermidor desselben Jahres zum Preise von 5 040 livres an den Gebweiler Bürger Joseph Riedsberger und fristete lange Jahre ein recht armseliges Dasein. Heute sind die Wappen übertüncht, und in der Vorderwand ist ein modernes Schaufenster eingesetzt, in dem sauber gefertigte Hausgeräte den Vorübergehenden zum Kauf einladen.

In Fessenheim war der reiche Grundbesitz seit 1785 in die Hände eines Pächters übergegangen; dennoch bemächtigte sich die Revolution des ganzen Besitztums und veranstaltete am 12. Pluviose des Jahres II eine Versteigerung, die aber mangels Käufer resultatlos blieb. Erst in der zweiten Versteigerung vom 26. Pluviose desselben Jahres erstanden die Breisacher Bürger Johann Keck und Johann Meyer alles Acker- und Wiesenland des Ordens samt drei Häusern mit allem Zubehör zum Preise von 70 500 livres.

Somit fand das beginnende 19. Jahrhundert den ganzen oberelsässischen Ordensbesitz bereits in fremden Händen, und es bedurfte des drückenden Lüneviller Friedensvertrages nicht mehr (9. Februar 1801), der die Zerstörung des Ordensbesitzes auf dem ganzen linken Rheinufer zur Folge hatte. Jedes Ding währt seine Zeit! Tempora mutantur.

---

[1] Mieg, Geschichte der Stadt Mülhausen, I, S. 31 und II, S. 252.

VI.

Verzeichnis der Komture von Mülhausen-Rixheim und Suntheim-Rufach.

Komture von Mülhausen-Rixheim.[1]

Berthold 1291.
Peter Pfaff 1293, 1295.
Eingilwardos 1298.
Bruno Werner 1299.
Anderlin von Herenkein 1331.
Jakob von Reinach 1350, 1352.
Hermann von Rotenstein 1362.
Berthold von Wessenberg 1370.
Ulrich von Ratolsdorf 1372.
Konrad von Steinphen 1379.
Eberhard von Königeck 1386.
Henmann von Biederich 1401, 1402.
Johannes von Nollingen 1406, 1411.
Franz von Arlesheim 1416.
Johann von Schöll 1420, 1424.
Petrus von Hirzbach 1427, 1429.
Panthaleon von Heydeck 1435.
Truchsess von Rheinfelden } zwischen 1420 und 1445.
? von Hornlingen }
Burchard von Tierberg 1440, 1442.
Eberhard von Stetten 1446.
Johann Sattler von Frankfurt 1447, 1450.
Hans Rudolf Elhart 1457, 1483.
Rudolf von Hohenratberg 1462.[2]
Rudolf von Friesingen 1469,
Georg von Werdenstein 1474.
Georg von Homburg 1491, 1498.
Rudolf von Andlau 1499.
Johann von Offenburg 1502.
Hans Sebastian von Stetten 1510, 1517.

[1] Die beiden nachfolgenden Verzeichnisse enthalten die Komture von Mülhausen-Rixheim und Suntheim-Rufach, die ich im Laufe der Arbeit erwähnt gefunden habe. Die wenigen Namen von Gebweiler und Kaysersberg stehen in der betreffenden Abhandlung selbst.

[2] Elhart war in der Zwischenzeit von 1462 bis etwa 1474 oft in Rufach thätig; daher mögen wohl diese drei Einschiebungen kommen.

Georg von Andlau 1520, 1527.
Hans Heinrich von Prasburg 1529.
Johann Bartlome von Stadion 1537, † 1540.
Franz von Friedingen 1547, † 1549.
Dietrich von Heyden 1554.
Jakob von Hertenstein 1565.
Hans Christof von Römerstall 1568, 1572.
Georg Heinrich von Andlau 1572, 1574.
Georg von Gemmingen 1575, 1578.
Sigmund von Reinach 1585. (1562 in Gebweiler.)
Joachim von Bubendorf 1594, 1599.
Konrad von Laubenberg (Laufenberg) 1606, 1608.
Hans Christof von Bernhausen 1610, 1614.
Jakob von Hornstein, kurz vor 1620.
Hans Jakob von Stein 1620—1629.
Philipp Albrecht von Berndorf 1630—1656.
Eberhard Truchsess von Rheinfelden 1656—1683.
Melchior Friedrich von Grandmont 1685.
Baron von Reinach 1698.
Karl Anton von Pfirt 1699—1723.
Ignatius von Roll 1723—1728.
Philipp Anton Joseph von Frohberg 1729—1734.
Baron von Schauenburg 1745—1756.
Baron von Rambschwag 1759—1764.
Cölestin Oktavius von Kempf von Angreth 1764 † 1796.

Komture von Suntheim-Rufach.

Gottfried 1231.
Johannes 1282.
zur Tauben (?) 1312.
Konrad von Sigolsheim 1331, 1332.
Ludwig von Bolsenheim 1375.
Berthold von Wessenberg 1384, 1386.
Albrecht Karle 1394.
Rudolf von Ambach
Imbar von Spiegelberg
Ulrich Sonnenbaum
Hans Bernhardt Surgandt } 1400—1442
Kaspar von Merkhing 1442, 1444.
Rudolf Elhart 1468.
Sigmund von Hornstein 1537.[1]

[1] Von 1444 ab war die Kommende fast immer mit Mülhausen vereinigt.

Diebold von Rambschwag 1554, 1560.
Balthasar von Andlau 1572 † 1576.
Sigmund von Reinach 1579.
Hans Jakob Bruch von Weyandten † 1587.
Heinrich von Altendorf 1589.
Hans Heinrich von Schinen 1591, 1600.
Wilhelm von Weittingen 1607 † 1609.
Heinrich Schenk von Castell 1618, 1625.
Hans Wernhardt Hundtbiss von Waltrambs 1626, 1627.
Georg Wilhelm Thun von Neuenburg 1648, † 1662.[1]
Christof Rink von Baldenstein 1667.
Heinrich Freiherr von Muggenthal 1667, 1670.
Melchior Heinrich von Grandmont 1679, 1683.
Georg Friedrich Stirzel von Bucheim 1698, 1709.
Johann Caspar von Pfirt 1714, † 1716.
Johann Sebastian Vogt von Altensommerau und Presburg 1717—1723.
Friedrich von Baden 1723—1726.
Friedrich von Schönau 1726—1731.
Wilhelm Jakob von Breitenlandenberg 1731—1751.
Johann Baptist von Eptingen 1751—1757.
Alexander Joseph Stirzel von Bucheim 1757—1789.
Friedrich Truchsess von Rheinfelden 1789, 1791.

[1] Kraus, Kunst und Altertum in Elsass-Lothringen, I. 579 hat irrtümlicherweise «Weienburg» und «1602» auf dem Grabmonument gelesen.

III.

Die Markgenossenschaft des Ehnthales.

Von

August Hertzog.

Ich habe s. Zt. in einem Aufsatze über das merowingische Herzogtum von Elsass und das Ottilienkloster die Ansicht ausgesprochen, dass Oberehnheim der Sitz der Verwaltung eines königlichen Fiskus gewesen sei, und dass sein Gebiet eine Markgenossenschaft gebildet habe.[1]

Die Beweise dafür sind sehr mannigfaltig: teils sind es Urkunden aus verschiedenen Zeiten, welche uns die letzten Spuren der Ehnmark andeuten und verraten; teils sind es, ich möchte sagen, leibliche Ueberreste jener Markgenossenschaft, welche sich bis auf unsere Tage erhalten haben. Auch aus der allgemeinen deutschen Besiedelungs-, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte lässt sich unsere Behauptung unterstützen.

I.

Aus der allgemeinen Besiedelungsgeschichte wissen wir, dass sich im Elsass schon sehr früh germanische Völker niedergelassen haben, dass sie dabei je einer ihrer Sippen eine Feld- und

[1] Cf. Mitteilungen aus dem Vogesenclub Nr. 26 Jahrg. 1893.

Waldmark anwiesen; diese Gruppen von Ansiedelungen bildeten bei den Franken und Alemannen sogenannte Markgenossenschaften. Letztere waren die Eigentümerinnen des Markareals; sie waren aber auch die Trägerinnen der Gerichts- und Heereseinrichtungen in deren unteren und kleineren Einteilungen.

Zur Zeit der Aufzeichnung des salischen Gesetzes, sowie des Alemannenrechtes kannte man schon das Privateigentum am Ackerboden, an der Ackermark. Nur Weide, Wald und sogar anfänglich Wiesenland blieben ein Gesamteigen der Markgenossen und später, als das fränkisch-merowingische Königshaus mit dem Königtume mächtig ward, wurde alles frühere Volksland zu Königsland. Der Spur dieses Königslandes müssen wir aber nachgehen, wenn wir die ursprüngliche Ehnthaler Markgenossenschaft feststellen wollen.

An der Spitze jeder Hundertschaft stand der Centenar, später Schultheiss genannt. Die Obliegenheiten dieses Beamten waren gesetzlich bestimmt; hauptsächlich war er der Gerichtsvollzieher des Grafen. Er wurde daher auch vom Grafen, nur selten vom Könige ernannt. In den eximierten grundherrlichen Marken wurde er durch den Grundherrn als Inhaber der Grafengewalt ernannt. Unsere Mark Oberehnheim war nun und blieb durch alle Zeiten hindurch eine königliche Mark, ihr Schultheiss war immer ein königlicher Schultheiss, selbst dann, wenn der Herzog von Elsass an des Königs Stelle stand, und später, als die Stadt Oberehnheim selbst sich zu einer freien Reichsstadt entwickelt hatte, blieb ihr Schultheiss ein kaiserlicher Schultheiss, nur das Civilgericht ward ein städtisches Tribunal.

Dass Oberehnheim der Sitz eines Gerichts gewesen ist, das ist für die ältesten Zeiten erwiesen; wenn auch die Urkunden, in denen der Schultheiss genannt wird, nicht bis in das erste Jahrtausend hinaufreichen, so glaube ich doch schon in der sagenhaften Ueberlieferung, dass der Herzog Etticho dort einen Gerichtssitz hatte, einen Beweis hiefür zu finden. Diese ältesten Gerichte waren Centenargerichte und ihre Sprengel bildeten Hundertschaftsmarken.

Der Grundherr dieses Gebietes war der König, mag auch an seiner Stelle der Herzog von Elsass noch so frei darüber verfügt haben; daher kommt es auch, dass alle durch diesen gegründeten Klöster königliche Abteien waren und geblieben sind. Nicht anders war es seit der Errichtung des neuen Herzogtums für die Hohenstaufen; damit fiel der Fiskus von Oberehnheim ganz und gar nicht zum staufenschen Hausgut, er brauchte also nicht erst durch das Besteigen des Kaiserthrones seitens der Staufer, wieder zu Reichsgut werden; er war es ehedem und blieb es immer. Ganz und gar nicht begründet

ist die besonders früher viel gehörte und gelesene Behauptung, das Ottilienkloster sei Grundherr von Oberehnheim gewesen. Nie hat es den Schultheissen ernannt, immer war der Schultheiss ein königlicher oder kaiserlicher Beamter, selbst dann noch, wenn ein Herzog dem ganzen Lande vorgestanden hat.

Als Hauptort der Ehnhundertschaft war Oberehnheim auch der Sitz des Gerichtes. Bis zur völligen Befreiung der Stadt, war das Oberehnheimer Gericht ein königlicher, herzoglicher oder kaiserlicher Gerichtsstuhl. Wahrscheinlich hängt es damit zusammen, dass später, nachdem das Gericht ein städtisches geworden war, viele Nachbardörfer, deren früherer Zusammenhang mit dem Oberehnheimer Schultheissentume nicht nachgewiesen werden kann, dort oft ihr Recht zu holen kamen. Dass die zur Markgenossenschaft gehörigen nahen Dorfschaften, nachdem sie schon ein eigenes Dorfgericht erhalten haben, das Oberehnheimer Gericht gleichsam als ihr Obertribunal ansahen, lässt sich eben aus diesem Verhältnis erklären. Wenn wir aber erfahren, dass Leute aus entfernten Dorfschaften, so z. B. aus Hüttenheim bei Benfeld nach Oberehnheim appellieren, aus Barr sogar, Mittelbergheim, Goxweiler, Heiligenstein und anderen nach Barr gerichtspflichtigen Dorfschaften, dahin kommen, um Rechtskundschaft am Stadtgericht zu holen, so dürfte dies wohl nur auf dem hohen Ansehen dieses Gerichtes beruhen; denn es ist kaum zu denken, dass diese Dörfer in altersgrauer Zeit einmal zum Oberehnheimer Gerichtssprengel gehört haben. Der Charakter eines Oberhofes für den Oberehnheimer Gerichtsstuhl kann nur dadurch erklärt werden, dass dieses Gericht immer ein königliches Gericht gewesen ist und es in Strafsachen bis in die neueste Zeit hinein geblieben ist.

Vielleicht mag aber doch der frühere königliche Fiskus von Ehnheim über die engere Ehnmark hinaus gereicht haben. Dass einige Dörfer, welche wie Oberehnheim am Andlauriede, das wir später noch näher besprechen werden, beteiligt sind, fortgefahren haben, in Malefizsachen ihren Gerichts-Unterzug an das Oberehnheimer Schultheissengericht zu nehmen, ja durch die Ordnung des betreffenden Gerichtes dazu noch bis in die neueste Zeit gezwungen waren, kann nur diese Vermutung bekräftigen. Deutet doch gewöhnlich Gerichtsgemeinschaft auch auf frühere Markgenossenschaft hin.

Wenn wir zunächst nur die topographischen Verhältnisse ins Auge fassen, finden wir den Kern unsrer Mark im Wasserbecken der Ehn mit seinen nördlichen, südlichen und östlichen Wasserscheiden, während nach Osten eine bestimmte Grenze fehlt, und am Ausgange des Thales eine grosse Allmende liegt, welche zwischen den Ortschaften des Andlauthales und des

Kirnecklaufes und denjenigen des Ehnthales ungeteilt geblieben ist: das grosse Andlaur ied.

Behalten wir immer das eigentliche Gebiet des Beckens der Ehn im Auge, so sehen wir, dass es mit dem Bruderberg oder Oberehnheimer Dekanate übereinstimmt. Wir finden die nachbezeichneten Ortschaften darin und sehen bei den meisten, dass sie zum königlichen Krongute oder zum etichonischen Herzogsgute gehört haben. Das sind Zusammenhänge und Verhältnisse, die stark für unsere Annahmen sprechen.

Am Fusse des Ottilienbergs liegt das kleine Dorf St. Nabor, das heute zwar eine selbständige politische Gemeinde bildet, in kirchlichen Sachen aber immer noch von der Pfarrei Ottrott abhängt. Es ist eine Kolonie von Ottrott, welche jedoch wie wir im erwähnten Aufsatze über das merowingische Herzogtum im Elsass ausgeführt haben, zur Zeit der heiligen Ottilia, noch nicht bestanden hat. Ich schätze dass Ottrott, «die Rodung Otto's», mit St. Nabor während der karolingischen Ausbauperiode der Landallmenden, besiedelt worden ist. (IX.—X. Jahrhundert.)

In das Flussgebiet der Ehn gehört auch noch das später bischöflich gewordene Städtchen Börsch. Grenzstreitigkeiten zwischen dem Strassburger hohen Stifte und der Stadt Oberehnheim, wegen des Strittwaldes, des jetzigen Klingenthales zeigen, dass Börsch in ganz frühen Zeiten wohl zur Ehnmark gehört hat, denn dazumal gehörte es noch zum Krongute, wahrscheinlich zu Bischofsheim, nachdem in einer allerdings gefälschten königlichen Schenkungsurkunde für die Kirche von Strassburg ein kleinerer Gau genannt wird. Bekanntlich liegt ja auch die Dekanatskirche, der Bruderberg, nahe bei Bischofsheim.

Der zu Börsch gehörige Weiler mit früherem Kloster von St. Leonhard hatte Allmendnutzungsrechte auf der Oberehnheimer Allmend, ohne Zweifel ein Ueberrest von der früheren Markgenossenschaft des Mutterdorfes St. Leonhard.

Zwischen Oberehnheim und Bischofsheim lag das nun zerstörte Dorf Ingmarsheim (803),[1] worin die Abtei Leberau und der Ottilienberg Frohnhöfe besassen.

Weiter nach der Ebene hin liegt der Ort Innenheim, zuerst in einer Schenkungsurkunde an die Abtei Weissenburg erwähnt. Zu Krautergersheim besass der Etichonide Graf Eberhard Güter um das Jahr 735. Unweit von letzterem Orte findet man das langgestreckte Dorf Meistratzheim, das schon im VIII. Jahrhundert in mehreren Traditionsurkunden von Weissenburg erscheint; es liegt ebenfalls an der Ehn. Nieder-

[1] Jahr seiner ersten urkundlichen Erwähnung.

ehnheim war damals von Oberehnheim noch nicht unterschieden. Goxweiler und Bernhardsweiler sind in geographischer Hinsicht auch noch hierher zu rechnen. Alle diese Dörfer bestanden schon in der merowingischen Zeit. Auch Rosheim ist als zum Ehnbecken und zum Bruderbergdekanate gehörig, der Mark von Oberehnheim zuzurechnen.

Somit gewinnen wir folgende geographische Ausdehnung der altfränkischen Mark des Ehnbeckens oder der Markgenossenschaft von Oberehnheim : im Westen das Waldgebiet bis an die lothringische Grenze, (das Steinthal) wo auch noch Wisch zum Bruderbergdekanate gehörig mit aufgezählt werden kann, das Ehnthal mit Klingenthal, Börsch, den beiden Ottrott, St. Nabor, Truttenhausen : all diese am Fusse des Ottilienbergs. Innenheim, Krautergersheim, Meistratzheim, Goxweiler und Bernhardsweiler bildeten den östlichen und südlichen Teil der Mark, den nördlichen Rosheim, Bruderberg und Bischofsheim. Verschwunden sind darin folgende Gemarkungen : Ingmarsheim zwischen Oberehnheim und Bischofsheim ; Heyweiler und Finhey zwischen Niederehnheim und Bernhardsweiler; oben auf dem Berge der Weiler Hohenburgweiler und der Weiler Oberlinden bei Schloss Oberkirch. Südlich bildete wohl die Wasserscheide nach der Kirneck zu die Abgrenzung unseres Gebietes und nördlich der Flusslauf der Breusch. Beherrscht wurde das ganze durch die Feste Hohenburg, nachträglich Ottilienberg genannt, mit der berühmten königlichen Klosterstiftung.

Nichts deutet darauf hin, dass Barr mit dem Kirnecklaufe zu dieser Markgenossenschaft gehört habe; denn aus späteren Zeiten kennen wir bis jetzt keine Urkunde, welche von der Zusammengehörigkeit mit der Ehnmark etwas sagt oder Zustände angiebt, die auf eine solche hinweisen ; im Gegenteile wird in einer kaiserlichen Urkunde für Truttenhausen das Gebiet von Barr dem von Oberehnheim entgegengestellt und wie folgt bezeichnet: «Villarum nostrarum Barre, Heiligenstein, Bergheim, Gertenwilr, Gockeswiler, Burgheim superius et inferius.» (1360)

II.

Bis jetzt sprechen für die Existenz unserer Markgenossenschaft nur allgemein bekannte Momente aus der Besiedelungs- und Rechtsgeschichte, sowie ferner die geographische Gruppierung jener Dörfer, in welchen Ottilianischer oder herzoglicher Besitz aus den ältesten Zeiten des Frankenreiches nachgewiesen ist. Hätten wir dafür keine anderen Beweise, so blieben diese Erwägungen reine Vermuthungen, die durch nichts weiter gestützt,

unsere Forschung zu keinem befriedigenden Ergebnisse führen dürften. Wir können aber zum Glück noch andere Beweise erbringen, Urkunden nämlich aus späterer Zeit, welche Rechte und Zustände darlegen, die nur aus einer früheren markgenossenschaftlichen Zusammengehörigkeit entsprungen und entstanden sein können.

An Privateigentum können wir natürlich den alten Bodenkommunismus nicht mehr erkennen; es haben sich aber Allmendgemeinheiten erhalten und diese können wir in den auf uns überkommenen Urkunden wiederfinden, ja teilweise haben sich solche bis auf unsere Tage erhalten.

Allmend sind die Wiesen, die Weiden und die Waldungen, soweit sie nicht durch königliche Schenkung in Privatbesitz übergegangen sind. Auf der Allmend hatte in frühester Zeit unserer Geschichte jeder Markgenosse das Recht zu roden, sogenannte Bifänge zu machen; ein Fremder konnte sich in der Mark nur mit Einwilligung aller Genossen, oder mit einem königlichen Briefe einsiedeln. Der grosse Besitz unserer Klöster sowie der damaligen Grossen war meist solches Briefland. Diese durften dann auch nicht darüber verfügen wie sie wollten, und mussten immer des Königs Einwilligung einholen, wenn sie etwas davon veräussern wollten.

Doch auch die Feldmark bildete damals noch eine Feldgemeinschaft, und durfte der einzelne nicht damit machen, was er wollte. Wollte er sein Loos veräussern, so musste dann die ganze Gemeinde ihre Einwilligung dazu geben; später blieb von diesem Rechte nur noch übrig, dass der Veräusserer zuvor sein Gut seinen Markgenossen anbieten musste und dass jeder Genosse eine gewisse Zeit lang das Recht hatte, den vom Dritten bezahlten Kaufpreis dafür zu erlegen, wenn es an einen Nichtgenossen verkauft worden war.

In der Bodenbestellung war jeder an die Beschlüsse der Markgemeinde gebunden und es durfte auf der Feldmark, die im Gewannverbande stand, nichts anderes angebaut werden als das, was nach damals herrschender Dreifelderwirtschaft hineingehörte. Zu gewissen Zeiten des Jahres waren auch die Aecker der Gemeindenutzung durch die Weide unterworfen; die Wiesen wurden regelmässig beweidet; die Weinberge durften nur auf den Aussenländereien und Bodenflächen errichtet werden, welche nicht im Hufenverbande standen, also auf ausgerodeten Allmenden. Wo aber Reben stehen, die nicht allzu jungen Ursprungs sind, da kann man auf frühere Allmenden schliessen, ebenso auch bei den Wiesen.

So war das Recht am Grund und Boden in der alemannisch-fränkischen Zeit gestaltet. In Bezug auf das Erbrecht galt da-

mals noch der strenge Ausschluss der Frauen vom Erbe an Grund und Boden. Waren keine männlichen Erben vorhanden, so fiel das herrenlose Gut an die Markgenossenschaft zurück. Dasselbe galt auch noch in späteren Zeiten, falls keine Erben da waren, oder falls ein Gut verlassen wurde ; dies der Grund auch, warum die Gemarkungen verschwundener Dörfer, abgegangener Bifangansiedelungen, Klöster oder Kirchen, jedesmal in die Gemarkung eines Nachbar-, des Mutterdorfes wieder einverleibt wurden; eigentlich fielen sie nicht an diese oder jene Gemeinde anheim, sondern an die Markallmend zurück und erst von dieser kamen sie an eine bestimmte Gemeinde, weil diese Felder natürlich sofort zur Kultur wieder an die Markgenossen zugewiesen wurden. Bei unserer Ehnmark werden wir ebenfalls sehen, dass alle verschwundenen Ansiedelungen derselben zuerst wirklich an die Allmend heimgefallen waren. Sie wurden wieder Besitz und Eigentum des Königs oder Kaisers, der darüber verfügen konnte wie er wollte, und diese verschwundenen Dörfer auch wirklich wieder anders wohin als Lehen vergeben hat; und zwar that dies bei den genannten abgegangenen Ortschaften immer der Kaiser und nie das Ottilienkloster. Somit war dasselbe nie Grundherr der Mark von Oberehnheim, vielmehr selbst nur ein Markgenosse; darin liegt auch ein fester und nicht zu widerlegender Beweis, dass das Gebiet von Oberehnheim nie vom königlichen Stuhle oder vom staatlichen Verbande anders als lehenweise losgetrennt worden war ; es war nie und nimmer Eigentum des Ottilienklosters. Wenn das Ottilienkloster in mehreren umliegenden Ortschaften Frohnhöfe und Landgüter besass, so war dies gewöhnlicher Privatbesitz, der für dasselbe nur hofrechtliche Befugnisse begründete, und es nie zu souveränen Gerechtsamen berechtigt hat. Herr Abbé Gyss, der gelehrte Verfasser einer zweibändigen Geschichte von Oberehnheim, hat auch schon das Richtige vermutet, indem er die Meinung ausspricht, es sei wohl möglich, dass die Zugehörigkeit von Oberehnheim zum Ottilienberg doch nicht so intim gewesen sei, um die staatlichen Bande zum Deutschen Reiche ganz zu zerreissen.

Wirklich gelöst waren diese auch nie, wir sehen immer die Kaiser von Zeit zu Zeit durch Verwaltungsakte recht kräftige Beweise davon geben, dass sie sich zu aller Zeit für die Herrscher dieses Gebietes halten. Der bisherige Irrtum stammt einzig und allein aus einer falschen Deutung der oft unklar gefassten Schenkungs- und Privilegienurkunden, so dass man sich lange Zeit nicht dazu verstehen konnte und wollte, die Sache so aufzufassen, wie sie eigentlich sich verhielt. Wenn in einer Urkunde ein Ort angegeben war, in dem ein Kloster oder sonst jemand, Güter mit einem Hofe geschenkt erhielt, so glaubten bis

jetzt die meisten Schriftsteller — nur Schöpflin hat allein das Richtige vermutet — es sei der ganze Ort geschenkt worden. Also in der Thatsache, dass der Kaiser immer und immer wieder über die Wälder, die Allmenden sowie über die Felder der verlassenen Dörfer Ingmarsheim, Finhey und Heyweiler verfügt, liegt ein sehr klarer Beweis für den früheren Bestand einer grossen Allmendmark, welche sich über das ganze Ehnthal ausdehnte.

Wir finden aber noch weitere urkundliche Spuren dieser Markgenossenschaft. Dass man auch früher die Sache so aufgefasst hat, geht aus einer Urkunde des XV. Jahrhunderts im Oberehnheimer Archive hervor, in der es von Waldungen hinter dem Ottilienberge wörtlich heisst : «Die Wälde die vor menschengedenken unser Almende und des Riches Eigenthum sind.» Mit Recht sagt Herr Gyss, dass diese Waldungen auch nie dem Kloster zugehört haben, war ja doch die Heidenmauer die Grenze der Hohenburger Domäne, der Terra salica des Klosters, wie sie Papst Leo IX. genannt hat. Herr Gyss begrenzt diesen Waldkomplex wie folgt :

«Tout indique que le groupe de montagnes qui comprend le plateau de Ste. Odile et les hauteurs du Champ du feu, ainsi que celles du Ban de la Roche, formait primitivement un grand tout qui était propriété du fisc public.»

Die Schlösser, welche sich im Laufe der Zeit in diesen Wäldern erhoben, waren zu deren Schutze und zur besseren Ausnutzung im Auftrage des Bischofs von Strassburg während des Interregnums durch Lehensleute erbaut worden; sie waren gleichsam die Oberförsterwohnungen jener Zeit und bildeten von jeher, seit ihrer Gründung, kaiserliche Lehengüter mit dem Waldbezirke, der dazu gehörte. Mit der Zeit wurden aber diese Herren Oberförster der Stadt Oberehnheim gefährlich für die ruhige Ausübung ihrer Waldrechte durch ihre Bürger und Hintersassen, es entstanden Händel, und die Folge davon war gewöhnlich, dass die Stadt diese Reichs-Waldlehen an sich brachte. So kamen diese Waldungen in die später genauer abgegrenzte Gemarkung von Oberehnheim hinein. Dies war der Fall beim Schloss Kagenfels und den dazu gehörigen Forst von Hohenburgweiler; so kam auch Birkenfels mit seinen Waldungen an die Stadt; so auch die beim Urlossholz gelegene Brüchelmatt und die Wiesen des Lerchenbergs sowie der Kriechmatt.

Als das Kloster Truttenhausen auf der Allmende errichtet werden sollte, so geschah dies durch einen Vertrag mit der Stadt Oberehnheim, durch welchen das Kloster im Besitze seiner Rodung bestätigt wurde und die Genehmigung der Weide- und

Waldnutzung auf der Allmend erhielt, jedoch nur gegen Zahlung von 80 Mark Silber und gegen eine jährliche Rente von 10 Pfund Silbers (1312, 1345).[1]

Im Jahre 1327 gestattete die Stadt Oberehnheim auch dem Kloster St. Leonhard, gewisse Weiderechte auf ihrer Allmende auszuüben und nahm die Mitglieder des Stiftes zu Stadtbürgern auf. Ohne Einwilligung der Markgenossen konnte eben kein neuer Genosse aufgenommen werden.

Um 1383 verübten die Unterthanen der Herrschaft zum Stein-Rathsamhausen in den Markwaldungen grosse Verheerungen und Diebstähle. Dies gab zu langwierigen Auseinandersetzungen zwischen der Stadt Oberehnheim und dem Herrn Dietrich v. Stein Anlass, und führte zu einer definitiven Anweisung eines genau begrenzten Waldstückes an diese Herrschaft zum Nutzen ihrer Unterthanen aus dem Steinthale (Ban de la Roche). Auch hier offenbart sich wiederum der Zustand früherer Allmendgemeinschaft.

Im XIV. Jahrhundert muss, nach den diesbezüglichen Urkunden zu schliessen, welche es bis dorthin als Ortschaft erwähnen, das Dorf von Vienhege, heute das Acker- und Rebgewann Finhey, von selbst, d. h. ohne dass wir darüber Verhandlungen vorfinden, an die Gemarkung Oberehnheim gefallen sein. Schon weiter oben haben wir das Anheimfallen der Gemarkungen zerstörter Niederlassungen erwähnt. So wird wohl auch die nur kleine Gemarkung des Weilers Oberlinden an die Markgenossenschaft gefallen sein, denn schon sehr früh, 1202, wird dieser Ort in einer Urkunde als zu Oberehnheim gelegen erwähnt; der Anfall hat sich ganz natürlich von selbst vollzogen; es war zugleich auch ein Rückfall an das Reich, denn immer hat dasselbe, wie wir wissen, die Oberehnheimer Allmenden als Reichsallmenden betrachtet und behandelt.

Dasselbe gilt von Heyweiler, das zwischen Oberehnheim und Goxweiler sich befand; auch dieser gewiss nur kleine Weiler ging ohne Sang und Klang in der Ortsgemarkung von Oberehnheim auf.

Um 1422 entstand ein langwieriger Zwist zwischen der Stadt und den Gemeinden Börsch und Bischofsheim wegen der Grenzen der sogenannten Heroldesstrutt oder Strittmatt, des jetzigen Klingenthales; die zwei genannten Dörfer waren Gemeinbesitzer des Waldes von Börsch und Bischofsheim, der damals noch nicht geteilt war. Dieser Grenzstreit deutet

[1] Die diesbezüglichen Urkunden, sowie die über die noch zu erwähnenden Thatsachen, sind im Oberehnheimer Archive vorhanden und einzusehen. Cf. Gyss, Catalogue des Archives d'Obernai. Série DD. Propriétés communales.

aber sicherlich auch auf einen früher ungeteilten Zustand zwischen der Stadt und diesen Dörfern. Damals behauptete auch die Stadt, dass das Reich, folglich sie selbst, Eigentumsrechte an der Heroldesstrutt besessen habe, und berief sich dafür auf eine frühere Absteinung des erwähnten Waldgebietes. Durch Arbitralbeschluss von 1443 wurde anerkannt, dass die genannte Wiese sammt dem angrenzenden Thumprobstwald zur Zeit Eigentum des hohen Stiftes sei; das Schiedsgericht konnte aber nicht umhin, der Stadt einige Wege- und Uebergangsrechte daran zuzuerkennen.

Noch in derselben Zeit behaupteten die Börscher Einwohner Miteigentumsrechte am Ehnbache, den die Stadt Oberehnheim für sich beanspruchte. Die Stadt ward immer stärker und anspruchsvoller; sie ruhte nicht, bis sie ihre Markgenossen auf ein Minimum ihrer Rechte an der gemeinen Mark eingeschränkt hatte; doch konnte sie nicht überall mit ihren ausschliessenden Handlungen und Prozessen durchdringen; das Nutzungsrecht der anderen Nachbargemeinden wurde meist anerkannt, durch Verträge festgestellt und genauer begrenzt.

So entstand ein Wald- und Allmendstreit zwischen den Inhabern der Reichsherrschaft Lützelburg-Rathsamhausen für ihre Unterthanen und Hintersassen von Unter-Ottrott und der Stadt Oberehnheim (1442), welche, weil die Allmend damals noch ungeteilt war, den Bewohnern dieses Dorfes die Waldnutzung und die Allmendweide verweigern wollte. Es war dies offenbar eine Ungerechtigkeit; naturgemäss konnte Oberehnheim an der gemeinen Mark nicht allein Teil haben oder gar Obereigentum daran ausüben; ihre Tochtergemeinden und Mitgenossen-Gemeinden, sollten sie wirtschaftlich sich erhalten, mussten auch Anteil an Wunn- und Weide haben und erhalten. Ein Tochterdorf von Oberehnheim war Nieder-Ottrott, gehörte es doch bis ins XVII. Jahrhundert hinein zur Pfarrei der Stadt. Diese aber wehrte sich gegen die Anerkennung der Allmendrechte von Ottrott und es entspannen sich wiederum langwierige Händel; die Vertreter von Oberehnheim waren zähe und gar nicht grossmütig. Man kann das Bestreben der Stadt erklären und verstehen, billigen kann man es aber nicht. Auch hier musste die Stadt doch nachgeben, denn in einem Vertrage von 1494 wurden dem Dorfe Holz- und Weiderechte an einem bestimmten Orte der Allmend zugestanden.

Auch zwischen St. Nabor und Ober-Ottrott, das damals ein Lehen der Herren von Andlau war, und der Reichsstadt entstand ein ähnlicher Streit; der aber nicht zum Abschluss gelangte.

Nur über einen früheren unaufgeteilten Gemeinbesitz konnten

solche Händel und Prozesse entstehen; sie bestätigen unsere Behauptung. Aehnliche Vorgänge finden wir in den zahlreichen Urkunden des Stadtarchivs über das ebenfalls noch ungeteilte Ried des Bruches, das östlich von Niederehnheim zwischen Walff und Westhausen liegt.

Anno 1433 war die Riedallmend des Bruchs noch ganz ungeteilt zwischen den Gemeinden Nieder- und Oberehnheim. Es entstand ebenfalls Streit darum. Die Stadt Oberehnheim war eine habsüchtige Nachbarin; hätte sie es fertig gebracht, so wären die Allmenden heute sicher in ihrem alleinigen Besitze. Doch in den meisten Fällen siegte das gute Recht über den hartherzigen Eigensinn der kleinen Bauern- und Krämer-Republik. Damals schrieb Kaiser Sigismund an die Edlen von Landsberg, welche Niederehnheim vom Reiche zum Lehen hatten, sie sollten doch dahin trachten, die Gemeinheit des Riedbruches aufzuteilen, um so allen Händeln den Garaus zu machen. Die Teilung fand aber nicht statt. Hundert Jahre später entstanden neue Spänne, und es wurde 1555 zwischen der Stadt und den Freiherrn von Landsberg durch Vermittelung des Unterlandvogtes Eberhard Grafen von Erbach eine Abmachung in Bezug auf die alte Gemarkung von Finhey, sowie auf die Riedweide getroffen; aber aufgeteilt ward das Ried auch damals noch nicht. Nun entwickelten sich weitere Prozesse mit neuen Vergleichen, doch kam man nicht eher zur Ruhe, als bis die Stadt Oberehnheim um 1620 ihren Anteil am ungeteilten Riedbruch an die von Landsberg verkaufte.

Ich glaube nun, auf Grund dieser zahlreichen Händel und Prozesse deren Verlauf in dem reichen Oberehnheimer Urkundenmateriale des Stadtarchivs verfolgt werden konnte,[1] die Existenz einer Ehnmarkgenossenschaft genügend dargethan zu haben. Einen anderen neuen Beweis wird uns die kirchliche und gerichtliche Abhängigkeit der Markgemeinden von ihrem Hauptorte, der nachmaligen Reichsstadt Oberehnheim liefern.

III.

Die Spuren der ehemaligen Gerichtsgemeinde der Ehnmark lassen sich in den Urkunden weit seltener verfolgen, als die wirtschaftlichen Ueberreste der Ehngenossenschaft. Aus den karolingischen Kapitularien kennen wir aber die Gerichtsverfassung der ersten Zeit unserer Markgenossenschaft, ich habe

---

[1] **Siehe: Abbé Gyss, Archives communales de la ville d'Obernay, Série DD. Propriétés communales.**

weiter oben dieselbe in grossen Zügen bereits dargestellt. Wir wissen, dass die Existenz eines Schultheissenamtes in jener alten Zeit immer auf eine Hundertschaft hinweist. Der ordentliche Richter war aber der Graf, so lange ein Ort nicht zur Stadt erhoben worden, oder mit Immunitätsrechten an einen Grundherren, durch den König oder den Kaiser verliehen worden war. Letzteres ist jedoch bei unserer Ehnmark nie der Fall gewesen. Das Ottilienkloster hatte nie die Eigenschaft eines Grundherrn der Mark; daher war auch der Schultheiss immer ein kaiserlicher oder königlicher Beamter. In den frühesten Urkunden, in denen der Oberehnheimer Schultheiss erscheint, sieht man denselben deutlich nur in dieser Eigenschaft; ja in einer derselben erscheint er sogar als Gefolgsmann des Kaisers zu Hagenau.

Durch die Erhebung zur Stadt wurde Oberehnheim aber vom Landgerichte, d. h. vom Grafengerichte befreit, eximiert, dies ist ein charakteristisches Recht jeder zur Stadt erhobenen Ortschaft. Das Stadtrecht ist immer nur ein Handelsrecht; jedoch der Blutbann blieb allzeit beim staatlichen Beamten oder beim Grundherrn, der denselben vom Staatsoberhaupte erhalten konnte. Der ordentliche Blutrichter für Oberehnheim war somit der Stellvertreter des Kaisers in den kaiserlich gebliebenen Städten und Landen, war der kaiserliche Landvogt zu Hagenau; als Vollzugsbeamter und auch als Unterrichter amtierte der kaiserliche Schultheiss, der selber immer vom Kaiser ernannt werden musste und wurde. Der Kaiser war zugleich Grundherr und Gerichtsherr des Ehngebietes geblieben; das Oberschultheissenamt ward immer vom Kaiser als ein Reichslehen ausgethan.

Der Kaiser war aber auch von jeher der rechtmässige und geborene Vogt der Abtei von Hohenburg und derjenigen von Niedermünster. An Stelle des Kaisers trat nach Wiederherstellung des elsässischen Herzogtums der jeweilige Herzog von Elsass und Schwaben; daher stammt auch die innige gerichtliche Verbindung der Abteien mit der herzoglichen Verwaltung. In dem Privileg Ludwig des Frommen für Hohenburg von 837 nimmt der Kaiser die Abtei unter sein königliches Mundiburdium, und spricht nirgends von einem Rechte derselben, ihren Vogt selber zu wählen; immer hatte dasselbe der Kaiser oder sein Stellvertreter der Herzog; später erscheint sogar der kaiserliche Schultheiss von Oberehnheim als Vogt des Klosters. (Urkunde der Aebtissin Herradis für Ingmarsheim, 1190, im Bez. Archiv zu Strassburg G. Nr. 470.) Es ist dies zugleich die älteste Urkunde, in welcher der Schultheiss von Oberehnheim erwähnt wird.

Der Sitz des kaiserlichen Gerichtes war von Alters her der um die Villa sich ausdehnende Salhof mit der Kirche. Die Urkunde König Wilhelms von Holland, welche die Rückerstattung aller dem Kloster Hohenburg entwendeten Rechte und Besitztümer dekretiert, können wir nicht dahin erklären, dass damit auch der Selhof oder Salhof und die hohe Gerichtsbarkeit über die Ehnmark wieder zurückgegeben werden sollte. Wenn die bezügliche Urkunde von einer Villa des Klosters zu Oberehnheim spricht, während doch zu jener Zeit Oberehnheim schon lange Stadtrechte besass, so sehen wir eben in dieser Villa nur denjenigen Teil des Ortes, der zum ländlichen Besitze des Klosters an diesem Orte gehört hat. Der kaiserliche Salhof war diese Villa nicht. Trotz der formellen Erklärung des Kaisers hat diese Restitution übrigens nie vollständig stattgefunden, ausdrücklich ist in der erwähnten Urkunde von 1249 nur der Kirchensatz zu Oberehnheim erwähnt, und die päpstliche Bulle, welche diese Restitution bestätigt, spricht ebenfalls nur von diesem Rechte des Kirchensatzes, ohne des Selhofes zu gedenken. Der Salhof gehörte eben zur kaiserlichen Pfalz oder Burg von Oberehnheim. Und diese war auch nie der Frohnhof des Klosters, was sie gewiss einmal gewesen wäre und hätte sein müssen, wenn überhaupt die Stadt je dem Kloster Hohenburg als ihrem Grundherrn zugehört hätte. Auch erfahren wir aus 19 späteren Urkunden, dass beide ottilianische Klöster in der Stadt Frohnhöfe besassen. Wozu diese Frohnhöfe, wenn der grosse weitläufige Selhof mit der festen Burg dem Kloster gehört hätte?

Hätte übrigens König Wilhelm den Salhof und die hohe Gerichtsbarkeit dem Kloster geben wollen, so hätte er dies ganz gewiss deutlicher ausgesprochen, als es geschah. Die ganze Urkunde hatte entschieden keinen anderen Zweck für den König, als sich das Kloster und etwa auch die Geistlichkeit des Landes geneigt zu machen; Regalien wollte er keine veräussern und hat es auch nicht gethan. Dass er sich selbst immer als Herrn des Kirchensatzes zu Oberehnheim ansah, geht aus einer anderen Urkunde hervor, in welcher der Fürst diesen Kirchensatz, d. h. das Recht den Pfarrer zu ernennen und über die Einkünfte der Kirche zu verfügen, an das Hochstift von Mainz weiter begab, um dessen Einkünfte dadurch zu vermehren. Selbst wenn er den Kirchensatz bereits dem Kloster einmal gegeben hatte, so konnte der Eigentümer der Kirche denselben immer wieder an sich zurückziehen. Das hatten früher auch schon die Hohenstaufen gethan und König Wilhelm folgte ihnen. Hohenburg und das Hochstift Mainz haben sich dann später durch einen speziellen Vertrag geeinigt.

Dass der Selhof durch die Urkunde Wilhelms nicht an

Hohenburg kam, beweisen auch die Habsburgischen Urkunden, welche teils selbst im kaiserlichen Hofe zu Ehenheim erlassen wurden, teils von diesem als von des Reiches Selhofe reden.

In einer Urkunde von 1276 wird der Selhof wie folgt erwähnt: «Cunradus de Berchem praeses provincialis generalis . . . dum (D. Rex.) apud Hagenougiam maneret . . . . qui D. Rex nobis injunxit ideo et praecepit ut apud curiam suam que dicitur Selhoff veniremus . . . .» Hier also bezeichnet Kaiser Rudolf ausdrücklich den Selhof als seine Curia, und diese Curia war nichts anderes als die kaiserliche Burg mit dem sie umgebenden Burgbann oder Burgfrieden, auf dem auch die Kirche, die Begräbnisstätte und das Gericht sich befanden.

So viel über den Sitz des Gerichtes zu Oberehnheim sowie über den Kirchensatz der Pfarrkirche. Es bleibt uns jetzt noch übrig, den ursprünglichen Gerichts- und Kirchensprengel zu bestimmen.

Dies ist aber viel schwieriger, als der Nachweis der früheren Allmendgemeinschaft. Durch die späteren Verleihungen von Ortschaften zu Lehenrecht trennte sich nach und nach eine Ortschaft um die andere von der alten früheren Genossenschaft ab; jeder neue Lehenshalter erhielt die Immunität vom ordentlichen Landgerichte, jedes Dorf bekam seinen eigenen Schultheiss. Die frühere Zusammengehörigkeit wurde bedeutend gelockert.

Dasselbe fand auch statt mit der kirchlichen Gemeinschaft. Wenn einmal ein Dorf stark genug war und der Lehnbesitzer desselben darauf bestand, so wurde es von der Hauptpfarrei von Oberehnheim losgetrennt und eine neue Pfarrei darin errichtet, über welche der neue Lehenshalter an Stelle des Kaisers das Patronat ausübte. Von diesen Zusammenhängen geben uns spätere Urkunden deutliche Kundschaft.

In Bezug auf die Gerichtsorganisation ist es besonders die dauernde Zugehörigkeit einiger lehenrechtlich verliehenen Ortschaften zum Oberschultheissenamte von Oberehnheim, welche die Existenz einer mit der Markgenossenschaft verbundenen Gerichtsgemeinschaft darthut.

Zum Oberschultheissenamte gehörten folgende Ortschaften: Die Stadt Oberehnheim mit ihrem Dorfe Bernhardsweiler, die verschwundenen Ortschaften von Ingmarsheim, Finhey, Heyweiler, Oberlinden und Hohenburgweiler, ferner die beiden Ottrott mit St. Nabor, dann die Dorfschaften Krautergersheim und Innenheim sowie auch Niederehnheim; weiter ausserhalb des Ehngebietes noch die Dörfer Nothalten, Heiligenstein, Blienschweiler und Zell, die wohl erst in späterer Zeit zum Oberschultheissenamte geschlagen wurden, nachdem das Barrer Schultheissenamt aufgehört hatte, kaiserlich zu sein.

Alle diese Orte gehörten mit Ausnahme der vier letztgenannten Reichsdörfer, wie wir schon sahen, zur Allmendgemeinschaft des Ehngebietes. Aber auch Barr, Blaesheim am Glöckelsberg und Mittelbergheim bei Barr haben den Unterzug ans Schultheissenamt von Oberehnheim wohl aus demselben Grunde wie die obengenannten Reichsdörfer.

Auch von der Kirchengemeinschaft mehrerer Dörfer des Ehngebietes finden wir urkundliche Nachrichten. Vergegenwärtigen wir uns den Zustand in der Zeit der alten fränkischen Gerichtsgemeindeschaft, so finden wir zu Oberehnheim den königlichen Hof mit Pfalz und Kirche, um diesen herum die Winzer und die Ackerbauern, die alle zu Anfang die Hofkirche besuchten. Entferntere Ortschaften hatten nur kleine Kapellen, in welchen von Zeit zu Zeit Leutpriester Messe lasen. Nach und nach bekam aber jede Gemeinde eine Kirche. Doch finden wir z. B. in den Urkunden des Stadtarchivs Oberehnheim, dass die Kirche von Unter-Ottrott erst um das Jahr 1656 nach einem Kompetenzstreite des Stadtpfarrers mit dem bischöflichen Stuhle von der Pfarrei zu Ober-Ottrott annektiert worden ist. Die Inkorporation der früheren Pfarrkirche von St. Johann-Oberkirch und von Ingmarsheim, der ersteren in die Pfarrei von Oberehnheim, der letzteren in die Abtei Hohenburg, welche deren Patronin gewesen war, deutet ebenfalls auf eine frühere Zugehörigkeit zur Pfarrei Oberehnheim, deren Kirchensatz bekanntlich lange Zeit durch die Abtei ausgeübt wurde. In Finhey unterhielt die Stadt die Kirche des verlassenen Dorfes. In Bernhardsweiler befand sich eine Filialkapelle von Oberehnheim, deren Kaplanbestellung ebenfalls der Abtei auf dem Berge gehörte. Der Kirchensatz zu Ober-Ottrott stand dem Kloster Niedermünster zu; dieses konnte denselben aber nur von Oberehnheim ableiten; der Ort Hohenburgweiler gehörte nach einer Urkunde von 1196 ebenfalls zur Pfarrei von Oberehnheim. Ohne Zweifel gehörte die Feldkirche von Niederehnheim ebenfalls zur Pfarrkirche des königlichen Hofes, bevor dort das Kloster Moyenmoutier — Mayenmünster — Güter erhielt und eine Propsteikirche darauf errichtete. Die Priester dieses Klosters sollten den Gottesdienst in der Feldkirche, in der Kirche von Hindisheim — ein Dorf der noch zu besprechenden Riedgemeinschaft — sowie in der Kirche des heiligen Aper zu Krautergersheim — auch eine Riedgemeinde — und in der Kapelle der heiligen Jungfrau zu Niederehnheim versehen.

Der kirchliche Zusammenhang der meisten Dörfer des Ehngebietes kann darnach kaum bezweifelt werden und in ihm liegt ein weiterer Beweis für die Existenz der ehemaligen Ehnmarkgenossenschaft.

Schauen wir nun noch, was von dieser alten Mark bis auf die heutige Zeit übrig geblieben ist. Ueberreste dieser Mark finden wir in der bis jetzt noch nicht völlig aufgetheilten Allmendgemeinschaft zwischen der Stadt und einigen Nachbargemeinden.

IV.

Zwischen der Stadt Oberehnheim und dem Dorfe Unter-Ottrott liegen Wiesen, Weinberge und Allmendweiden: die Wiesen im Thale; die Weinberge auf den Abhängen, und die Weiden auf dem nicht gerodeten Plateau derselben Rebhügel. Wiesen und Reben waren in frühester Zeit auch Allmend; jetzt sind sie es nicht mehr, nur noch der oberste ungerodete Teil dieser Höhen ist Weide. Diese Weiden sind aber heute noch ungeteilt zwischen Ottrott und Oberehnheim. Zwar sind die bezüglichen Markungsgrenzen katastralisch festgestellt; aber die Gemeinde Ottrott hat bis heute noch kantonierte Nutzungsrechte an der Oberehnheimer Allmende. Was den Wald anbelangt so wurde die Waldgemeinschaft zwischen den zwei genannten Gemeinden erst in diesem Jahrhundert und erst nach einem langen Prozesse, aufgehoben.

Zwischen St. Nabor und Bernhardsweiler liegt ebenfalls eine bis jetzt ungeteilte Allmend von Oberehnheim, an der Bernhardsweiler und St. Nabor heute noch Weiderechte ausüben; St. Nabor gehört bekanntlich zu den beiden Ottrott. Die Allmend ist katastralisch ebenfalls im Banne von Oberehnheim resp. Bernhardsweiler aufgezeichnet, und diese Weideservitut der Ottrotter resp. St. Naborer Bürger besteht bis jetzt noch und wird kaum mehr aufgehoben werden.

Zwischen Bernhardsweiler und Heiligenstein befindet sich ebenfalls eine grosse Allmend, die Bernhardsweiler oder Heiligensteiner Hardt genannt, sie liegt ganz im Oberehnheimer Banne. Bernhardsweiler übt Weiderechte darauf aus, und ein Teil davon ist zur Kultivierung durch die Gemeinde von Oberehnheim verpachtet; dasselbe ist der Fall bei der Allmend zwischen diesem Dorfe und St. Nabor. Bernhardsweiler bezieht vom Pachtertrage je den fünften Teil, ebenso für die Waldungen.

Auf dem Nationalberge und dem Ingmarsheimer Berge erstrecken sich ebenfalls ausgedehnte Weidgänge, die jedoch ausschliesslich den Oberehnheimern zustehen. Die Grenzen zwischen ihnen und den anstossenden Bischofsheimer Weidgängen sind aber erst in neuerer Zeit abgesteint worden, wie es die jetzt noch stehenden Grenzsteine darthun; sicher ist, dass vor dem 16. Jahrhundert die Grenze noch nicht festgelegt war.

Zwischen Oberehnheim und St. Leonhard findet sich auch wieder ein Allmendplateau, das zum Oberehnheimer Bann gehört; es ist das der sogenannte Börscher Bühl, auf dem die Bewohner des Weilers St. Leonhard, der zu Börsch gemeindehörig ist, Weidebefugnisse ausüben.

Das ist die westliche Markallmend. Nach Osten hin breitete sich ehemals auch eine grosse Gemeinemark aus, es ist dies das sogenannte Ehenried oder das Bruch. Wie wir bereits wissen, hat die Stadt Oberehnheim erst im XVII. Jahrhundert ihre Rechte daran den Herren von Landsberg resp. den Niederehnheimern verkauft. Die Gemeinden von Goxweiler, Niederehnheim, Meistratzheim, Krautergersheim, Innenheim und Bläsheim, haben heute noch Anteile an dieser grossen Gemeinmark des Ehnriedes; jedoch sind die Gemarkungen heute genau von einander abgegrenzt; früher, noch im Anfang unseres Jahrhunderts, waren indes diese Gemarkungen im Riede nicht abgeteilt.

Die Spuren der alten Ehnmarkgenossenschaft haben sich demnach bis auf unsere Zeiten recht deutlich erhalten. Wir haben somit Beweise aus allen Jahrhunderten dafür erbracht, dass die Oberehnheimer königliche Fiskalmark, den Grundsätzen altgermanischer Ansiedelungsweise entsprechend, sich innerhalb der Grenzen des Ehngebietes ausgedehnt hat. Ihre Grenze nach Norden finden wir an der Wasserscheide des Rosheimerthales; nach Süden an derjenigen des Kirneckthales. Nach Westen sind die Grenzen erst später durch Verträge mit der Herrschaft von Rathsamhausen zum Stein festgestellt worden; aber auch hier sind es Wasserläufe und Bergscheiden, welche die Linie bilden; nur nach Osten in der weniger umstrittenen Allmend des Ehnriedes blieben die Grenzen der einzelnen Markungsantheile längere Zeit noch unbestimmt.

V.

Begeben wir uns nun noch auf das heutige Andlauried, welches eben jetzt einer grossartigen Melioration unterworfen wird, und schauen wir nach den jetzigen Besitzverhältnissen der anstossenden Gemeinden, so werden wir dort wiederum die von mir weiter oben erwähnte frühere Markgenossenschaft entdecken. Das Andlauried ist eine weite versumpfte Ebene, zwischen Erstein und Oberehnheim von Osten nach Westen, und von Geispolsheim nach Kertzfeld von Norden nach Süden sich ausdehnend. Nach einer bereitwilligen Mitteilung der Meliorationsbehörde des Andlauriedes, haben heutzutage folgende sechzehn Gemeinden Anteil am Andlauriede: 1. Zellweiler 220 ha; 2. Walff 374 ha;

3. Niederehnheim 304 ha; 4. Meistratzheim 575 ha; 5. Krautergersheim 242 ha; 6. Bischofsheim 244 ha; 7. Innenheim 64 ha; 8. Bläsheim 436 ha; 9. Geispolsheim 132 ha; 10. Hindisheim 764 ha; 11. Limersheim 151 ha; 12. Schäffersheim 112 ha; 13. Bolzenheim 138 ha; 14. Uttenheim 155 ha; 15. Westhausen 456 ha; 16. Kertzfeld 482 ha.

Was die heutigen Eigentumsverhältnisse anbelangt, so ist hier zu erwähnen, dass das Andlauried unter die 16 Gemeinden verteilt ist, so dass die Gemeinden mit Ausnahme von Zellweiler Haupteigentümerinnen des in ihre Gemarkung fallenden Teils des grossen Bruches sind.

Ein kleiner Teil der einzelnen Gemarkungen gehört Privaten. Nur das Bruch der Gemeinde Zellweiler ist in zwei Hälften geteilt, die eine gehört der Gemeinde Zellweiler, die andere ist weiter noch unter folgende Gemeinden zu gleichen Teilen verteilt, wobei die betreffenden Gemeinden sämtlich ausserhalb des Andlauriedes liegen, nämlich:

Barr, Mittelbergheim, Heiligenstein, Gertweiler, Goxweiler, Burgheim, Stotzheim und Zellweiler, so dass aber Zellweiler an der zweiten Hälfte nochmals mit $^1/_8$ beteiligt ist. Unaufgeteilte Flächen giebt es im Andlauriede keine mehr. Die den einzelnen Gemeinden infolge der französischen Revolution zugeteilten Flächen sind bestimmt abgegrenzt.

Vor der französischen Revolution war dies grosse Ried noch nicht aufgeteilt, es war eine grosse gemeine Mark. Unter den genannten Dörfern finden wir aber auch viele, beinahe alle, die nach dem Obergericht von Oberehnheim ihren Unterzug hatten. Dies ist aber nicht ohne Bedeutung, ich glaube in dem Gebiete der genannten Ortschaften dasjenige Gebiet zu erkennen, welches administrativ und gerichtlich zum königlichen Fiskus von Oberehnheim gehörte, wie dieser unter den Merowingern und Karolingern ja noch bis in spätere Zeit hinein existierte, bis die feudale Organisation denselben auseinandergerissen hat. Somit hätten wir für den zur Pfalz von Ehnheim gehörigen Fiskus folgende geographische Gestaltung gefunden: das Ehnthal mit Ehnheim; das Kirneckthal mit Barr und das Andlauthal mit Andlau, deren genannte Hauptorte fränkische Königshöfe waren; nach Osten zu war dieser ausgedehnte Fiskus durch die Scheer begrenzt, d. h. durch die von der Scheer berührten oder durchflossenen Gemarkungen der Ortschaften: Kertzfeld, Westhausen, Uttenheim, Bolsenheim, Schäffersheim und Limersheim.

Alles was östlich davon lag das gehörte ohne Zweifel zum königlichen Oberhofe von Erstein. So dürfte nun die weiter oben nachgewiesene ausgedehnte Gerichtsbarkeit des Oberehnheimer Oberschultheissenamtes kein Rätsel mehr sein.

VI.

Der wirtschaftliche Mittelpunkt der königlichen Ehnmark war der königliche Hof und das war kein anderer als der königliche Hof von Oberehnheim, der angeblich im 8. Jahrhundert von einem Merowinger dem Kloster von Hohenburg geschenkt wurde. Ehenheim hiess die Villa, weil sie an den Ufern der Ehn gelegen war. Die hohenstaufische Burg als Nachfolgerin der fränkischen Villa, welche in ihrer neuesten Gestalt aus dem XVI. Jahrhundert heute im Besitze der Gemeinde steht, ferner der Kirchhof mit der Kirche und der daneben sich befindende Platz, der Selhof genannt, entsprechen dem Platze, den die alte königliche Pfalz eingenommen hat. Dieser Complex bildete ein Ganzes für sich, und lag auch ausserhalb der Stadtmauern, nachdem der Ort Oberehnheim zur Stadt emporgewachsen war.

Um den königlichen Hof herum standen die Wohnhäuser der dort angesiedelten Bauern. Oberehnheim war während der merowingischen, fränkischen Periode nichts weiter als ein Bauerndorf und der königliche Oberhof war der Mittelpunkt, von dem aus alle Ansiedelungen angelegt wurden. Prüfen wir aber die heutige Lage Oberehnheims auf einer guten und genauen Karte, auf den Messtischblättern, so können wir jetzt noch ein deutliches Bild des Rodungsvorganges auf unserer Ehnmark uns vergegenwärtigen. Halten wir immer fest, dass Wald, Weide und Reben, sowie Wiesen ursprünglich Allmend waren, so sehen wir um Oberehnheim, Ottrott, Boersch, Bischofsheim, St. Leonhard, St. Nabor und Bernhardsweiler herum lauter Kulturarten, die auf solche Allmenden schliessen lassen. In der Thalsohle schöne, durch die Ehn berieselte Wiesen, auf den Abhängen vorzügliche Rebanlagen und weiter oben Wald und Weiden. Dazwischen hie und da ein Bifang, das Hofgut des Oberehnheimer Spitales und die Ferme des Kilbsthales. Nur ganz klein sind die Lichtungen hinter Oberehnheim, wo Ackergewanne vorhanden sind; so hinter der Stadt, nahe an deren Vorstadt die kleinen Ackergewanne des verschwundenen Weilers Oberlinden bei Schloss Oberkirch-St. Johann.

In der Nähe von St. Nabor, Bernhardsweiler und Heiligenstein sind die meisten Aecker, wie wir bereits gesehen haben, von der Stadt verpachtete Allmenden. Das Dörfchen St. Nabor, die beiden Ottrott, Boersch und Bernhardsweiler haben nur ganz winzige Ackergewanne. Alle diese Dörfer, sowie die um die königliche Villa herum erbauten Ansiedelungen von Oberehnheim, standen somit inmitten einer Allmend, welche nach und nach ganz mit Reben bebaut worden war. Diese Dörfer sind also

von Anfang an als Rebdörfer besiedelt und angelegt worden; ihre Bewohner waren Berufswinzer.

Die heutige Vorstadt von Oberehnheim ist heute noch das eigentliche Winzerquartier, die Thorbogen an den Privathäusern sowie diejenigen in den ebengenannten Rebdörfern stammen meist aus dem XVI. Jahrhundert und tragen alle das Winzerzeichen (Rebmesser und Traube, oft mit Rebstock). Diese jetzige Vorstadt war aber in fränkischer Zeit nichts anderes als das alte, um den Frohnhof herum angelegte Winzer- und Bauerndorf an der Ehn: Ehnheim. Hier war das Kloster Hohenburg ebenfalls begütert, hier bezog es viele Hauszinse.

Die Winzervorstadt hat als solche auch nie volles Stadtrecht gehabt; ein Bauer ist eben kein Handelsmann, kann somit des vollen, reinen Stadtrechtes als eines Handelsrechtes nicht teilhaftig sein. Dieser Zustand hat sich trotz mancher Verschmelzung bis zur französischen Revolution erhalten; auch lag die Vorstadt immer vor den Mauern der Stadt und wurde erst viel später, nach der Befestigung von Oberehnheim, mit einer Mauer umgeben.

Der Winzercharakter dieser Ansiedelungen von Oberehnheim, und der obengenannten Dörfer im Westen des Markgebietes, ist heute noch deutlich erkennbar, nur mit dem Unterschiede, dass zur Zeit die Rebanlagen noch bedeutend ausgedehnter sind, als in jener frühen Periode, weil in jüngster Zeit, nach Aufhebung des alten Flurzwanges, die Reben auf die Ackerflur hinübergegriffen haben.

Die eigentliche Ackerflur der Mark mit ihren Bauernansiedelungen treffen wir mehr nach Osten in der Ebene an, in der Mitte zwischen den westlichen Aussenfeldern, die zu Rebbergen gemacht wurden und den östlichen des Ehenriedes, die als Weide-Allmenden nie in Privatbesitz übergingen, wie die Reben und der Wald oder die guten Wiesen. In dieser Lage befinden sich die Feldfluren der Stadt selbst, die der verschwundenen Dörfer Finhey, Heyweiler und Ingmarsheim — jetzt in der städtischen Gemarkung eingegangen —, ferner die von Bischofsheim, dann die Feldgewanne der reinen Ackerbauerndörfer Niederehnheim, Meistratzheim, Goxweiler, Krautergersheim, Innenheim und Bläsheim. Alle diese Feldmarkungen stossen nach Osten an das grosse Ried, an dem sie alle bis heute noch ihren Anteil haben und an dem die Stadt Oberehnheim, wie wir wissen, früher ebenfalls Anteil gehabt hat.

Wenn ich so wie ich glaube die Existenz einer uralten Fiskalmark und Markgenossenschaft dargethan habe, so hoffe ich auch noch ein Weiteres bewiesen zu haben, dass nämlich der landläufigen Annahme entgegen, deren Gebiet nie vom

Reiche getrennt worden ist, und dass ganz besonders die Ottilianische Abtei Hohenburg nie die Oberherrschaft darüber gehabt hat. Die Stadt Oberehnheim und die umliegenden, zur Mark gehörigen Dorfschaften waren und blieben bis zur französischen Annexion Reichsgebiet des alten römischen Reiches Deutscher Nation.

IV.

Kulturgeschichtliche Beiträge.

Von

Heinrich Lewy.

1. Ei im Fundament eines Hauses.

Herr C. W. Faber hat in einem früheren Bande dieses Jahrbuchs (XII, 54 ff.) die kleine Metalltasse mit dem Hühnerei besprochen, welche 1894 zu Mülhausen zwischen den Mauersteinen eines alten Hauses aufgefunden worden ist. Er sieht in dem Ei einen Ersatz für das nach altem Glauben bei Bauten erforderliche Opfer eines Huhns oder eines Hahns, wodurch die belastete Erde versöhnt werden sollte.

Ich verweise auf Grimm, Aberglaube der Esthen, Nr. 69: «Wird das Vieh zuerst im Jahre ausgetrieben, so graben sie unter die Schwelle, über welche es zuerst treten muss, Eier, wodurch alles Ungemach von ihm gebannt wird.» Ohne Zweifel waren das Opfer an die schädlichen Dämonen: vgl. K. Meyer, Der Abergl. des Mittelalters, S. 224. Derselbe berichtet S. 213 f., dass man an Himmelfahrt ausgebrütete Eier an die Dächer befestigte, zum Schutze gegen die Hexen. Merkwürdigerweise wird es schon in der aus dem 3. christlichen Jahrhundert stammenden Tosefta, einem talmudischen Werke, sowie im babylonischen Talmud als heidnischer Aberglaube verpönt, wenn eine Frau Eier in die Wand steckt und Lehm davor klebt angesichts der Küchlein.

Das Metall der Tasse ist wohl doch von anderer Seite richtig für Eisen gehalten worden, während Herr Faber wegen der

regelmässigen Arbeit Kupfer annimmt. Das Eisen bricht Zauber, nach weitverbreitetem Aberglauben. Grimm, Abergl. Nr. 516: «Frühjahrs, beim ersten Austreiben des Viehs, legen sie Aexte, Beile, Sägen und ander Eisengerät vor die Stallthür; es kann dann nicht bezaubert werden.» Wuttke, Der deutsche Volksabergl. der Gegenwart, 2. Aufl. S. 264: «Stahl und Eisen legt man unter die Thürschwellen, in die Wiege, trägt es bei sich u. s. w.» (gegen Behexung). Interessant ist die Bemerkung in den griechischen Scholien zur Odyssee XI, 48: «Es herrscht allgemein der Glaube unter den Menschen, dass Tote (Geister) und Dämonen sich vor dem Eisen fürchten». Auch diese Anschauung muss im 3. Jahrhundert in Vorderasien verbreitet gewesen sein, da ihr im Talmud entgegengetreten wird.

2. Zum Elsässer Judendeutsch.

Die verdienstvolle Arbeit des Herrn C. Th. Weiss über das Elsässer Judendeutsch (Jahrbuch XII) ist von Herrn C. W. Faber durch dankenswerte Beiträge ergänzt worden (Jahrbuch XIII). Indessen bleibt noch immer einiges nachzutragen. Ich gebe die hebräischen Wörter an erster Stelle nach der bei den deutschen Juden üblichen Aussprache und füge in Klammern die Umschreibung nach der sogenannten portugiesischen Aussprache bei, wie sie auch in allen wissenschaftlichen Kreisen gilt. Die Namen der beiden Verfasser bezeichne ich durch ihre Anfangsbuchstaben; die hinzugesetzten Zahlen beziehen sich auf die Nummern der einzelnen Ausdrücke.

W. 147. **Erefraf** «Gesindel» nicht vom späthebr. Plur. ʿarawreiwîn (ʿarabhrêbhîn), sondern von ʿ**eirew raw** (ʿêrebh rabh), eig. «zahlreiches Gemisch», wie Exod. XII, 38 der Schwarm der Nichtisraeliten genannt wird, welcher sich am Auszuge aus Aegypten beteiligte.

W. 247. **Makes un fauli Fisch**, zur Bezeichnung eines doppelten Schadens, von **makkaus** (makkôth) «Schläge». Auch hochdeutsch: «Faule Fische und geschlagen dazu». Ursprünglich vollständiger: «Er isst faule Fische, bekommt Schläge und muss zahlen». In dieser Gestalt stammt die Redensart aus alten Sammlungen rabbinischer Schrifterklärungen (Mechilta

Beschallach 1, Jalkut Exodus 225): Ein königlicher Koch, der faule Fische eingekauft hat, soll zur Strafe entweder die Fische essen oder 100 Hiebe empfangen oder eine Geldbusse zahlen. Er wählt das Erste, kann aber bald nicht weiter, daher tritt das Zweite ein, was er ebenfalls nicht völlig aushält, so dass ihm auch das Dritte nicht erspart bleibt.

W. 297. **newich**, oder vielmehr **nebbich**, ist in allerjüngster Zeit aus böhmischem ne bych «ich möchte nicht (in gleiche Lage kommen)» oder nebohy «Unglücklicher» abgeleitet worden, früher aus ne buh «Gott soll es nicht (kommen lassen)». Zugrunde liegt aber doch wohl, wie längst vermutet, das deutsche **nie bei euch**!, eine Redensart, die in dem Aberglauben vom Anwünschen wurzelt (vgl. W. 469) und schon durch eine Bibelstelle zu belegen ist: Klagel. I, 12: «Nicht euch treffe es, die ihr des Weges ziehet!»

W. 344. **rota Schemser**, als Spitzname eines Rothaarigen, kommt von hebr. **schemez** «übler Ruf».

W. 409. Das isch user wohr bedeutet vielmehr: «Das ist sicher nicht wahr».

W. 412. **vjifrach** ist nicht missverstanden aus hebr. wajjiwrach (wajjibrach) «und er entfloh», sondern dieses hebräische Wort wird citiert, weil es das bekannte Anfangswort einer liturgischen Prophetenlektion ist: Hosea XII, 13: «Und Jakob entfloh in das Gefilde von Aram».

F. 1. Wegen der Bedeutung von **Am haarez** s. W. 13.

F. 3. **Bachinem** aus **bĕ-chinnom (bĕ-chinnâm)**, welches im Talmud vorkommt.

F. 4. Wegen der Bedeutung von **Balbais** s. W. 29. Ableitung von Balmachom s. W. 282.

F. 5. **Barches** oder **Berches** nicht von hebr. bĕrôchaus (bĕrakhôth) «Segnungen», da ja für jedes Brot, nicht nur für das Sabbathbrot mit einem Lobspruch gedankt wird, sondern nach der richtigen Erklärung von M. Grünbaum (Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Ges. XXXI, 348) nach der germanischen Perchta benannt, deren Name auch sonst in einzelnen Gegenden in Verbindung mit gewissen Speisen vorkommt. «Berches» ist Abkürzung aus «Berchesbrot» oder «Perchisbrot», mit welchem Brote der Berches auch hinsichtlich der eigentümlichen Gestalt Aehnlichkeit hat.

F. 6. **Batige** von hebr. **bĕdîqô** (bĕdîqâ) «Untersuchung». Bedeutung von badaq s. W. 57.

F. 7. **Bave** «trinken», wohl zu französ. boir, nous buvons.

F. 10. **Bekofe** «angesehen» (doch wohl bekofed?) von hebr. **bĕ-kôwaud** (bĕ-kâbhôd) «in Ehren».

F. 14. **Bikan** von der neuhebr. Zusammensetzung **bĕkan** «am hiesigen (Orte)» ; kan «hier».

F. 18. **Buschkaïm** «Hosen» von hebr. **bĕ-schauqajim** (bĕ-schôqajim) «auf den Schenkeln»,

F. 23. Lies : **Chasid.** Oder Chosid ?

F. 28. Lies : **Choschen** und **Ephod.**

F. 29. **Chozbe** «stolz, frech» vom aramäischen **chuzpô** (chuzpâ) «Dreistigkeit».

F. 30. Lies: «r e i c h».

F. 35 a. **Dofes** «Gefängnisstrafe» von hebr. **tôfas** (tâfas) «gefänglich einziehen».

F. 35 b. Im Talmud Plur. tachtaunijaus (tachtônijôth) «Afterleiden». Im übrigen s. W. 130.

F. 36. Der Name Darius ist unter Juden niemals üblich gewesen. D r e y f u s geht zurück auf eine ältere Form T r e v e s, und die hebräische Wiedergabe dieser im Mittelalter weist nach den Darlegungen des Rabbiners Dr. Stern in Kiel auf die französische Bezeichnung von T r i e r (Trèves) und nicht, wie man früher geglaubt hat, auf Troyes.

S. 41 a. **Erf** «Bürge», s. W. 16.

F. 57. **Halmoëd** «Halbfestzeit», aus **chaul** (chôl) «profan» und **maueid** (mô'êd) «Fest», also «Werktage der Festzeit».

F. 60. **Haphthores** nicht Auszüge, sondern Stücke aus den Propheten. Der Sing, hafṭôrô (hafṭârâ) bedeutet eigentlich «Befreiung» von einer Pflicht, nämlich der des Pentateuch-Lesens. Die Einrichtung stammt aus der Zeit der syrischen Religionsverfolgung, in welcher jenes verboten war.

F. 62. **Hilel haschem** wohl nicht «Schandfleck», sondern «Schändung der jüdischen Religion», von **chillul haschêm** «Entweihung des (göttlichen) Namens».

F. 74 a. **Kerie** «wehe !» von hebr. **qĕriô** (qĕriâ) «Ruf, Geschrei».

F. 76. **mees** «Geld» vom hebr. Plur. **môaus** (mâ'ôth) «Münzen». Studentisch «Moos».

F. 77. Vgl. W. 185. Aus der Bedeutung «Busse» entwickelt sich «Einbusse».

F. 81. **Ksifisjad** «Handschrift» vom hebr. **kĕsiwas jad** (kĕthîbhath jad) «das Schreiben der Hand».

F. 89. **Hall** von **hallêl,** dem eigentlichen Namen dieses Lobgesanges.

F. 93. **Machule, machole** nicht «krank», sondern «alle», Partic. **mĕchullô** «vernichtet».

F. 94. **Machsechovim** «Hexen, Geister» von hebr.

Plur. **mĕchaschefîm** «Zauberer». Das Fem. Sing. dazu s. W. 243.

F. 95. **Madchen** «ein wenig», von hebr. **mĕʻaṭ** mit deutscher Verkleinerungsendung.

F. 106. **Mesume** von mesummon heisst nur die gemeinsame Verrichtung des Tischgebets seitens 3 Erwachsener. Das Nachmittags- (nicht Nacht-) Gebet minchô kann, ebenso wie das Tischgebet, auch ein Einzelner verrichten; aber die für jedes Gemeindegebet erforderliche Zehnzahl heisst **minjan** d. i. «Zahl».

F. 107. Das «Höre, Israel!» in der Kapsel am Thürpfosten ist der Bibelabschnitt Deuter. VI, 4—9 und XI, 13—21. Es bildet einen Bestandteil des täglichen Morgen- und Abendgebets, und sein erster Satz wird auch in der Sterbestunde gesprochen.

F. 124. **Orech** «Gast» von hebr. **ôrêach** «Wanderer».

F. 125. **Oschbes** «Wirtshaus» zunächst aus talmudischem **oschpîsâ**, dies aus lateinischem hospitium.

F. 136. **Sandler** «Schuhmacher» aus talmudischem **sandĕlâr**, dieses aus lat. sandaliarius.

F. 147. Vgl. W. 356. Ueber **Schlemil** sind erst jüngst wieder allerlei Vermutungen geäussert worden, die nicht überzeugen. Das gleichbedeutende **Schlemuchem** «unpraktischer Mensch» stammt wohl von hebr. **schĕlô mĕchukkom** «der nicht gewitzigt ist». Und so könnte Schlemil ein **schelô môîl** sein, d. i. «einer, der nichts gewinnt», ein Mensch, der auf keinen grünen Zweig kommt.

F. 151. Der schaufôr (schôfâr) wird am Neujahrsfeste geblasen. Mit einem Tone dieses Instruments schliesst der Versöhnungstag.

F. 156. **Seder** s. W. 377.

F. 161 b. **Sof** «Gulden», Plur. suchum (?), von hebr. **sohow** (zâhâbh) «Gold», Plur. sĕhowim (zĕhâbhîm).

F. 164. **Srore'** «vornehmer Herr» von hebr. **sĕrôrô** (serârâ) «Herrschaft, Hoheit».

F. 167. **Tachrichim** «Todtenkleider», von talmudischem Plur. tachrîchîn.

F. 168. Talles «Gebetmantel» von talmud. ṭallis (ṭallîth) «Mantel mit Schaufäden».

F. 171. **Thenoïm** «Ehevertrag», Plur. von talmud. **tenaj** «Bedingung».

F. 172. Lies: **Thilles** «Lobgesänge». Dies vom hebr. Plur. **tĕhillaus** (tĕhillôth).

F. 173. Lies: hebr. **tĕwûô** (tĕbhûâ).

F. 174. Hebräisch **tĕfillô** «Gebet», aber **tiflô** «Thorheit,

Spielerei». Die Redensart «Tiphele schlagen» für «Orgel spielen» erklärt sich aus einer abfälligen Beurteilung dieser Neuerung im synagogalen Gottesdienste.

F. 175. **Thiphelines** «die Gebetsriemen», genauer die Gebetskapseln mit den Riemen, von talmud. **tĕfillîn** mit französischer Pluralendung.

F. 178. **Tokea** «Trompetenbläser». Der übliche Ausdruck ba'al toqêa ist eigentlich unrichtig gebildet.

185. **Zephire** von hebr. **sĕfîrô** «Zählung» da die 49 bezw. 50 Tage vom Passahfeste bis Pfingsten nach der Vorschrift des Pentateuch gezählt werden.

V.

Zaubersegen.

Mitgeteilt von

C. Hartmann

in Carspach.

Bei Verstauchungen spricht man :

> **Es ging ein Hirsch über eine Heide,**
> **Er ging zu einer grünen Weide,**
> **Er stiess sein Bein**
> **An einen Stein.**
> **Da vergab ihm unser Herr Jesus Christ,**
> **Schmiert mit Schmalz und Schmeer**
> **Und es ging wieder hin und her.**

Ein alter Mann hatte diesen Spruch mit noch anderen in einem Heftchen aufgeschrieben. Nach den hochdeutschen Sprachformen zu schliessen, ist er von auswärts ins Land gekommen und wohl aus einem Zauberbuch abgeschrieben. Er erinnert übrigens deutlich an einen der Merseburger Zaubersprüche. [Vgl. die Litteratur in Müllenhoff und Scherer, Denkmäler, 3. Ausg. von Steinmeyer 2,47.]

VI.

Pfeffel und Lucé.

1785—96. 1801—08.

Von

Th. Schöll.

Kurz vor seinem Tode teilte im Jahrbuch 1891, Pfarrer Rathgeber 12 Briefe von Pfeffel an Lucé mit, und schickte ihnen eine wertvolle Notiz über die Familie Lucé voran,[1] aus der wir ersehen, dass der Ungar Nik. Lucae († 1717), als Mühlbacher Pfarrer, eine Nachkomme des bekannten Paul Leckdeig, der 1564—1599 in Münster Pfarrer war, heiratete und Urgrossvater ward von Joh. Friedrich Lucé, dessen Briefwechsel mit Pfeffel Gegenstand dieses Beitrages ist.

Den 7. Juni 1752 zu Münster geboren, besuchte Fried. Lucé die dortige lateinische Klosterschule, lernte Französisch in Müm-

[1] Einige Versehen verunzieren seinen sonst recht genauen Bericht: Rieder war nur 10 Monate Pfeffels Sekretär (S. 128). — Friederike war Pfeffels 3. Tochter (129). — Leckdeig war der 3. evang. Pfarrer von Münster (130). — Lucé wurde schon 1795 nach Münster berufen (131); die Aussage (132), dass seine Witwe «im Schoss ihrer Familie» starb, müsste erklärt werden, da keines ihrer Kinder bei ihr wohnte und ihre eigne Familie im Badischen wohnte. Dass sie endlich «eine entfernte Anverwandte Pfeffels» (130) war, ist möglich, bedarf aber des Beweises.

Dass Aug. Périer nie Zögling des Pfeffelschen Instituts war (129), hat schon Archivrat Dr. Pfannenschmid nachgewiesen (Vgl. Revue d'Als. 1896, S. 130).

pelgard, vollendete seine Gymnasialbildung in Buchsweiler, studierte Theologie in Tübingen und kam 1772 nach Kolmar, wo er 1774 am Pfeffelschen Institut und an der lateinischen Stadtschule Lehrer ward und 1775 die Schwester seines Kollegen Wild, eine Tochter des Bürgermeisters zu Durlach, die er in Pfeffels Hause kennen gelernt, heiratete. Später wurde er auch Diakon und zugleich Rektor am evangelischen Gymnasium. In der Revolution diente er der Munizipalität als Uebersetzer und ging in dieser Eigenschaft nach Paris, um bei der Teuerung Frucht vom Nationalkonvent zu erlangen. Er fungierte auch als Stadtbibliothekar, bis ihn im Sommer 1795 der Kirchenrat seiner Vaterstadt zum Kollegen seines kränklichen Landsmanns, Elias Stutz, ernannte. Diesen ersetzte im folgenden Jahr Georg Heinr. Heylandt, und nun bekleidete Lucé bis zu seinem Tode (27. Juli 1808) die erste Pfarrstelle. Seit 1804 war er auch Konsistorialpräsident; das geistliche Inspektorat dagegen, zu dem ihn Pfeffel als Mitglied des Direktoriums vorschlug, nahm er nicht an, sei es aus reiner Bescheidenheit, sei es wegen seines Brustleidens, das ihn auch von schriftstellerischer Thätigkeit fern hielt.

Ein Bruder von ihm war Gerber in Münster und ging ihm ein Jahr ins Grab voran. Er selbst hinterliess einen Sohn, Friedrich (1789—1815) und zwei Töchter, die Mütter des Strassburger Botanikers Kirschleger und des Kolmarer Bildhauers Bartholdi. Von den Vätern dieser beiden hervorragenden Männer wird in den nun mitzuteilenden Briefen ihres Schwähers mehrmals die Rede sein.

Die Briefe umfassen Lucé's Pfarrthätigkeit in Münster mit einer 4jährigen Unterbrechung (1797—1800), die sie in zwei ungleiche Teile trennt. Wenden wir uns zunächst zum ersten Teil.

I.

Okt. 95 — Dez. 96.

Der erste erhaltene Brief ist vom 15. Okt. 95 und lautet:

«Hier schick' ich Ihnen durch Freund Wandelburg [1] die zwei Transporte Maklot [2] auf einmal. Dank für die gütige Sendung

[1] Diesen Namen führte seit 1782 (Pfannenschmid, S. 68) Pf's. ältester Sohn Gottlieb (damals Kolmarer Postdirektor), zum Andenken an den Ahnen, Martin Kriegelstein, den Kaiser Rudolf II. 1598 in den Adelstand erhob. Siehe darüber den Brief, den Pf. 1807 an den baierischen Dr. u. Bürgermeister Kriegelstein schrieb u. den wir im Anhang beifügen.

[2] Zeitungen vom Karlsruher Herausgeber Maklot, der schon 1763

und neue Bitte für die folgenden Blätter. Schlossers Gastmahl lasen wir zwar, die beiden Mädchen mitgerechnet, auch schon; da ichs aber noch einmal angefangen und nicht zu Ende bin, so will ichs Ihnen nächstens übermachen. Es stehen doch ganz vortreffliche Sachen darin, und das alles so natürlich und doch so ganz überdacht!

Möchten Sie uns nicht noch in dieser Nachherbstzeit auf einige Tage besuchen? Die Witterung scheint günstig, und unsre Herzen sind bereit, Sie nach Winke zu empfangen... Gruss an Freund Buxtorf.»[1]

Am 12. November hatte der gewünschte Besuch noch nicht stattgefunden. «Hier empfangen Sie, schreibt Lucé an jenem Tag, mit meinem und der Mina[2] grossem Danke, die Maklotischen Blätter wieder zurück. Dass dieselben wenig tröstliches und für unsre hocherleuchtete Nation noch weniger rühmliches enthalten, ist leider allzuwahr; und es scheint überhaupt, wir hätten besser gethan, den Vater Rhein in seiner bisherigen Bestallung, denn als General-Gränzenhüter, provisorisch zu lassen.[3]

Da Ihre Martyrographie, welche Sie hinderte zu uns zu kommen, längst fertig ist, so freuten wir uns seither, wiewol vergeblich, auf Ihren l. Besuch. Was Sie thun wollen, thun Sie bald; denn schon fängt es an, ziemlich grönländisch bei uns auszusehen; wir sind zwar noch nicht selbst eingeschneit, doch sind es schon einige unsrer Brüder.[4]

Leid that es mir, dass ich nicht in Colmar war, den l. Rosenstiel,[5] meinen alten Freund, zu sprechen. Wenn er noch bey Euch seyn sollte, so grüssen Sie ihn doch in meinem Namen, wie man alte Freunde grüsst: und das können Sie, aus vielfacher Erfahrung, am besten ausrichten.

Dank für Ihre Verwendung für meinen Antheil an den einzugehenden Fruchtzinsen. Auch dem Consistorium werde ich meinen Dank aussprechen.»

Pfeffels Trauerspiel, Der Einsiedler, in 2. Ausgabe veröffentlicht hatte.

[1] Rieders Vorgänger als Sekretär.

[2] Seiner Frau.

[3] Am 5. April hatte Preussen im Basler Frieden die freie Verfügung über das linke Rheinufer der Republik überlassen.

[4] In Sulzern war seit 93 ein Pfarrer: Fried. Bern. Balzweiler; in Mühlbach war ein Pfarrer (Dan. Fried. Eccard), aber kein Helfer mehr seit der Revolution.

[5] Von den 2 Brüdern R. aus Mietesheim, wurde der ältere (geb. 1751) der Legationsgehülfe, von dem hier die Rede, vom Diplom. Pf. beschützt; er war Sekretär der Rastadter Gesandtschaft 1799 und entkam dem Mord, obgleich er im ersten Wagen sass. Sein Bruder besuchte Pf. (Sommer 1784) als preuss. Bergrat zu Berlin, wo er 1832 starb.

Der Besuch erfolgte damals nicht: «Hier wieder, heisst es am 23. Nov., die erhaltenen Maklots, und abermals Dank für Ihre Sorgfalt. Könnt' ich's doch durch eine Gegensendung erwiedern. Aber wir leben hier wie in einer von der politischen Welt abgerissenen Insel und erfahren nichts als was uns der Paquetbote von Colmar bringt. Unsere innere Staatshaushaltung ist so geräuschlos, dass die nächsten Nachbarn der Gemeindestube kaum etwas davon hören. Mein Bruder ist Präsident des Cantons und der biedre Dulong Commissär des Vollziehungsraths. Alles geht beinahe durch ihre Hände, und da beide bescheidne und friedsame Männer sind, so müssten alle Maklots in der Welt sehr spitze Ohren haben, wollten sie Nahrung bei uns finden. Also schreiben und senden kann ich Ihnen nicht viel, wol aber hätt' ich vieles mündlich zu erzählen, auch Mina, die sich mit mir schon lang auf Ihren versprochenen Besuch freut. Realisiren Sie ihn also so bald als möglich . . . .

Freund Buxtorf bitte ich inliegendes Briefchen dem Bürger König oder seinem Schwager einzuhändigen.»

21. Dez. «Schon lange warten diese Maklots auf ihre Rückreise. Theils hofften wir Sie selbst bei uns zu sehen, theils wollt' ich sie nicht ohne schriftliche Begleitung abziehen lassen; und die Zeit zum Schreiben ward mir bisher nicht zu Gute. Predigten aller Art, Kinderunterricht, Krankenbesuche und noch sonstige Geschäfte rauben mir alle Musse weg. Diese Woche allein hab' ich 6 Predigten zu halten, wovon zwo vorbei sind. Unser Consistorium ist in Verlegenheit wegen des Neujahrstages. Unser neuer Commissaire du pouvoir exécutiv, Herr Barth, gewesener Procurator und Ex-maire, will nichts davon hören, weil dieser Tag, ein blos politischer Tag, der neuen angenommenen Constitution aufgeopfert werden müsse. Melden Sie mir doch, wie Sie es in Colmar halten, und darnach richt' ich mich alsdann auch.

Unsre Rika,[1] die bei Greiner logiert, wird Ihnen gesagt haben, wie wir leben und dass wenig Zeit des Tages vergeht, ohne dass wir von Ihrem werthen Hause reden. Hoffentlich bringt sie uns die erfreuliche Nachricht, wann Sie uns den längst versprochenen Besuch gönnen werden.»

7. Jan. 96. «Die Witterung ist gut, kommen Sie bald und bringen Sie zugleich den Frieden mit, der, wie man hier zu Lande sagt, vor der Thüre seyn soll.»

28. Jan. «Hier Nummer 1 und 3 der Carlsruher Zeitung. Dank auch für die Mittheilung dieser Blätter und Bitte um

---

[1] Friederike Lucé, bald Frau Kirschleger. Der Name ihrer Kolmarer Wirthe ist unleserlich, könnte auch Grimm heissen.

Fortsetzung. Ihr Neffe Friedrich[1] übergab mir in der jovialsten Laune das 13. Heft Ihrer ungedruckten Poesien, das ich, Ihrem Verlangen gemäss, der Frl. Maruscha bei ihrer Abreise wieder mitgeben und ihm einige prosodische Verbesserungen beifügen werde . . . Auch für das meiner Mina gemachte Geschenk mit dem Heilbronner Almanach dank' ich Ihnen; die Musik ist meist herzlich; und wenn in den Erzählungen und Gedichten manches zu überladen ist, so herrscht doch ein gewisses Gefühl darin, das einem in unsern unpoetischen Zeiten wol thut. Nun kommen Sie bald! . . .

Das Vorläufige zur Bestellung der sog. Erdkeime hab' ich längst eingefädelt, allein noch keinen Bericht erhalten. Da diese Dinger nur im vordern Thale, Sulzbach oder Wasserburg, verkauft werden, so sieht man die Leute nur selten, weil sie nicht hier in die Kirche gehen. Doch denk' ich Sonntag zu erfahren, ob und wie theuer man die verlangte Anzahl, nach Colmar geliefert, haben könne!»

15. Febr. «Hier das 13. Heft Ihrer ungedruckten Poesien. Ich sollt' es zwar der Freundin Maruscha mitgeben, allein, bei ihrer schnellen Abreise, hatt' ich so viel Amtsgeschäfte, dass es mir unmöglich war, die versprochenen Anmerkungen beizufügen. Hier sind sie.[2] . . . Die Commission wegen der Erdkeime betreffend, erhielt ich die Nachricht von Sulzbach, dass die verlangte Anzahl von 90—100 Stück dort vorräthig wäre, aber in der geforderten Länge von 18—20 Schuh — die höchste die man hat — nicht unter 8 Sols das Stück nach Colmar geliefert werden könne. Der l. Freundin Pfeffel wird der Preis etwas hoch vorkommen, mir auch . . .

Dass Frau Meyenküchel Samstag hier begraben wurde, wissen Sie wol schon. Schon 14 Tage lag sie, auf einer Seite gelähmt, in ihrem Bette! . . . .

Mit uns grüsst Sie, laut einem Schreiben, das wir vorgestern erhielten, der biedre Landrath,[3] der fortfährt zu versichern,

[1] Der ältere Sohn des Diplomaten, geb. Regensburg 1760, Kaufmann. War im Sommer und Herbst 1795 Distriktsbeamter in Kolmar (Pfannenschmid, S 361). Gründet bald darauf ein Handelshaus in Antwerpen, wo er ein Frl. v. Horn heiratet und wo er 1828 noch wohnt. Im Sommer 1791 kam er von London aus nach Kolmar zu Besuch.

[2] Als unerheblich ausgelassen (näml. die Anmerkungen).

[3] Wild, Bruder der Frau Lucé. damals in Müllheim bei seinem Onkel Gross, dessen 3 Söhne Pf.'s Eleven gewesen. Der älteste derselben, Georg, war auch Pf's. Sekretär von Ostern 1784 an. Karl, der zweite, trat im Frühjahr 1783 ein, wohnte bei Konrektor Lucé und war mit dem jungen v. Kalb einer der schwierigsten Schüler, die Pf. je hatte. 5 Briefe von Vater Gross und einer von Georg (Giessen, 7. Aug. 1783) sind erhalten.

dass er gleich nach dem Frieden, aber nicht eher, uns wieder besuchen werde. Er lebt übrigens vergnügt beim Onkel in M., wo der Tod der l. Tochter in C., der nach 8täg. hitziger Krankheit erfolgte, unsägl. Leid verursachte . . .»

Der Winter verstrich, ohne dass Pf. nach Münster kam. «Diese Zeitungsblätter, schreibt ihm Lucé am 19. März, behielt ich so lange, weil mir die Rückkehr des guten Wetters Hoffnung gab, Sie selbst bey uns zu sehen. Auch bin ich doppelt böse über die Unpässlichkeit unsrer l. Freundin Pf.

Freylich erhielt ich längst Ihr neues Gedicht Octavia[1] und hätte es zurückgeschickt, wenn ich nicht wünschte, es an Ihrer Seite durchzugehen. Wenn Sie nicht kommen, so gehe ich selbst nach Ostern auf einige Tage nach Colmar, und dann werd' ich Ihnen meine Anmerkungen darüber auskramen. Auch über das prosaische Opusculum, das Sie mir ankündigen und auf Schlossers neuestes Produkt freu' ich mich sehr. Aber ungern erfuhr ich, dass dieser Freund so weit gen Norden zieht.[2] Schwerlich seh' ich ihn wieder; doch da wir heute so viel Dinge erleben, die, wie Shakespeare sagt, nicht in unserm Compendium standen, so dürfen wir schon in unsern Hoffnungen etwas dreister seyn. Melden Sie ihm, dass in den Vogesen ein Paar Eheleute lebt, dem er und seine Gattin unvergesslich ist.

Was Melle. Meyenküchel betrifft, von deren Lehrgaben und Sitten Sie ein zuverlässiges Zeugniss wünschen, so kam ich zwar nie in den Fall, sie als Lehrerin zu beobachten; von ihrer immer löblichen Aufführung aber kann ich zeugen. Während der Krankheit ihrer Mutter zeichnete sie sich durch Ordnung, Reinlichkeit, unermüdete Fürsorge aus. Sonst lebte sie still und eingezogen, kam manchmal zu meinen Kindern und betrug sich stets bescheiden und sittsam. Ich glaube daher, dass sie bey Kindern grosse Dienste leisten kann und in jeder Rücksicht werth ist, gut unterzukommen. Sie hat deutsche und franz. Lekture und suchte Geist und Verstand, soviel sie konnte zu bilden.»

5. April. «Hier wieder No. 29—34 der Maklotischen Zeitung. Ich war der festen Meinung, Sie würden sie selbst abholen.

[1] Dieser Titel steht in keinem Verzeichnis. Das Gedicht muss umgetauft worden sein. Es wird das weiter unten genannte, An Beide, gemeint sein.

[2] Nach Eutin, wo er bis zum 20. Okt. 1798 blieb. Emmendingen hatte er schon 1787 verlassen, um (bis zu seinem Abschied, 1794) Karlsruhe zu bewohnen. Seit 1794 war er in Anspach. Mit seiner 1. Frau, der Schwester Goethes, war er in Kolmar im Frühjahr 1776, mit Joh. Fahlmer den 23. Mai (Pfingsten) 1779.

Den Gedanken, sie Ihnen zu bringen, musst' ich aufgeben, weil mein College seit dem Anfang der Charwoche krank darnieder liegt. Was aber Ihr Herkommen betrifft, so erwarteten wir Sie gestern und heute um so gewisser, als ein Freund von Buxtorf Sie mir bereits vorgestern ankündigte.»

12. April. «Nun wird doch Ihre l. Frau von der Basler Reise bald zurück seyn. Wir alle wünschen mit täglich stärkerer Sehnsucht Sie zu umarmen. Ich glaubte vor Ostern, dass mir diese Freude noch vor den Meinigen, durch eine Reise nach Colmar, beschert werden würde. Allein mein College wird immer kränklicher und kann gar nicht mehr ausgehen. So sehr ich indessen beschäftigt bin, fürchten Sie ja nicht, mich zu stören. Morgen- und Abendstunden kann ich immer der Freundschaft widmen.

Vom Sturme, der wieder den protest. Kirchengütern bevorsteht, haben wir auch schon gehört, doch selbst noch nichts persönlich erfahren. Unsre Verwaltung, die ganz aus Protestanten besteht, nahm alles was wir hier besitzen, stillschweigend unter die Stadt-Domänen und ist bereit, es auf den ersten Wink herauszugeben. So verlehnte sie mir kürzlich das Oberpfarrhaus samt Garten um 100 Liv. jährl., und ich werd' es bald beziehen. Der Himmel beschere uns nur bald den l. Frieden, und das übrige wird sich alles schon geben.

Hier wieder mit Dank die Maklots und auch Ihr schönes Gedichtchen Octavia. Mich wundert, dass Sie die Heldin Corday nicht erwähnt; dies grosse Weib verdient gewiss in der Galerie Ihrer Gedichte aufgestellt zu werden.

Der Abschied von Ihrer l. Caroline [1] muss ziemlich schwer gefallen seyn, obgleich sie an Leib und Seele wol versorgt wird. Karl ist doch immer wohl? Ich las in Zeitungen von seinem Prinzipale, dass er mit Gendarmen nach Paris begleitet worden sey. Es müsste ihm der Ex-maire von Versailles, Bassal, den ich in Paris als einen unruhigen Mann kannte, diesen Stein in den Garten geworfen haben.

Gestern erhielten wir einen Brief aus Durlach. Das Innere schrieb meine Schwiegermutter, die Adresse aber der Landrath. Alles ist wol; nur beschwehrt man sich sehr über Theuerung. Man wünscht den Frieden und hofft auch auf ihn.

Mina bittet Sie, inliegenden Brief nach Basel an Freund Haas zu senden.»

21. April. «Dank für die Mittheilung des Supplements zu

---

[1] Pf's. 2. Tochter, der zukünftigen Frau K. L. Berger. Sein 2. Sohn Karl (1775—1858) arbeitete 1795—98 im Buieau des franz. Gesandten in Basel.

Ihrem Gedichte an Ida und Emma.[1] Das Einschiebsel, Corday betreffend, ist meinem Gefühle nach vortrefflich gerathen. Die Anrede an Emma ist ebenfalls schön und macht mich auf das angekündigte Lehrgedicht an Ihre Töchter begierig.

Da ich Ihnen für alle die Blumen und Früchte, die Sie mir in goldnen Gefässen zusenden, nichts würdiges aus meinem Gärtlein geben kann; so schicke ich Ihnen wenigstens etwas, das ich vor dem Untergang gerettet. Sie erinnern sich vielleicht, dass ich einst auf der Nationalbibliothek eine alte, unleserliche Schrift, den Bauernkrieg betreffend und von einem alten Grafen von Rappolstein herrührend, fand. Ich nahm sie, mit Erlaubniss meines Nachfolgers[2] im Amte, zur Entzifferung hieher und bin nun damit fertig. Das Ding ist grösser als ich dachte und enthält interessante Details. Besonders hat es mancherlei Belege von der traurigen Wahrheit, dass Unwissenheit und Entfernung von Gott zu allen Zeiten gleiche Folgen haben und Blutdurst und Vandalismus hervorbringen. Vor dem Manuscripte selbst steht ein Brief der Gemahlin des Autors an ihren Sohn, den bekannten Grafen Egenolfen, mit welchem sie das Tagebuch ihres Gatten dem Sohne überantwortet und welchen ich Ihnen zur Durchlesung überschicke. Ich zweifle nicht, dass es Ihnen und Ihren Freundinnen Ida und Emma wahre Freude machen werde.[3]

Bartholdi[4] wird Ihnen gesagt haben, dass er gestern mit seinem Karl hier war. Es that uns allen wohl, nach so langem Fasten, wieder einen vertrauten Freund zu geniessen. Wann kommen denn Sie? Gottlob, dass, wie michs Vivot und Bartholdi versicherten, Ihre neuste Krankheit bald vorüber ist.»

25. April. «Hier das Manuscript des Grafen Ulrich. Es wird Ihnen, obgleich in andrer Rücksicht, eben so wohl gefallen als das Begleitungsschreiben der edlen Gräfin. Aber Ihr so herzliches Gedicht über die Unsterblichkeit schick' ich Ihnen noch nicht, weil es Frau und Kinder gern lesen möchten, die

---

[1] Schäfernamen von Octavie und Henriette v. Bergheim. Der Titel ist An Beide (III, 91). Das Gedicht ist zu lang, um hier eingerückt werden zu können.

[2] Lucé scheint also auch Kolmarer Bibliothekar gewesen zu sein, wie Lerse, der von Anf. 1792 bis Sommer 1793 Distriktsarchivar war, und dessen Nachfolger Marquair war.

[3] Es ist das Schriftstück Ulrich des XI., das von Pf. Michel zu Rappoltsweiler mitgeteilt, aber ohne den Brief der Gräfin (geb. v. Fürstenberg), in der Alsatia (1854, S. 135) steht. Es kam 1793 mit dem ganzen Rappoltsteinischen Schlossarchiv in die Oberrh. Dep. Archive.

[4] Der Kolmarer Apotheker Franziskus Aegidius B. war Pathe v. Gottlieb Pf. (1761). Im Sommer versammelte sich die Lesegesellschaft im Bartholdi'schen Garten an der Rufacher Strasse.

ich seither noch nicht zu einer freyen Stunde vereinigen konnte . . . Glück zur Rückkehr der l. Frau Pf. . .»

27. April, Mittwoch Abends um 8 Uhr. «Man erzählt hier seit Gestern, der Feldzug in Italien sei bereits mit einem beträchtlichen Siege wieder eröffnet. [1] Sie müssen es schon in Colmar aus Privatbriefen über Basel wissen, wenn etwas wahres an der Sache ist. . .»

Am Samstag, 7. Mai, ergreift Frau Lucé die Feder. «Seit vorgestern ist mein Mann von heftigem Kopfweh geplagt, welches ihm nicht nur das Predigen für Morgen, sondern auch nur wenige Zeilen zu schreiben, unmöglich macht. Ich weiss nicht ob ich's seinen häufigen Geschäften oder der rauhen windigen Luft zuschreiben soll. Ich hab' meine Heilkunst damit angefangen, ihn auf strenge Diät zu setzen. Sie werden mir leicht glauben, dass ich hier doppelte Anstrengung brauche, weil Sie sich noch gar wohl erinnern, dass Sie hierin immer mein Fürsprecher bei ihm waren. Die glückliche Ankunft unsrer lieben Freundin Pf. freut uns innig. Die Trennung von der guten Caroline muss rührend gewesen sein.»

25. Mai. «Hier empfangen Sie wieder das 14. Heft Ihrer ungedruckten Poesien. Am besten gefiel mir das erste Gedicht an Beide. Die glücklichen Veränderungen, die Sie darin anbrachten, machen es zu einem der schönsten Produkte Ihrer Muse. Doch will ich — Laye in Apoll's Heiligthum — es wagen, Ihnen eine und die andre unmassgebliche Anmerkung darüber vorzutragen.

Seite 3 sagen Sie, indem Sie von Ihrem verklärten August [2] reden :

O Gott! noch immer hör' ich sie,
Die Stimme deines Zorns, ertönen :
Gieb, rief sie, gieb mir deinen Sohn.

Konnte das wol eine Stimme des Zornes seyn, da Sie kurz darauf selbst bekennen, dass der gute Jüngling so gross und so tröstend für Sie starb?

Ich würde mit mehr Beruhigung den 2. Vers so lesen :

Der ew'gen Weisheit Stimm', ertönen.

Seite 10 sagen Sie mit vielem Rechte, dass die Pein des Ueberlebens noch tiefer in die Sehnen des Gefühls dringe als

[1] Bereits am 11. April hatte Bonaparte mit dem Sieg bei Montenotte seinen weltberühmten Feldzug begonnen, u. am 28. April erkaufte der König v. Sardinien den Waffenstillstand von Cherasco mit der Abtretung von Savoyen.

[2] Kam krank von der Armee zurück u. starb am 29. Juli 1794 in den Armen seines Vaters.

die Pein eines kurzen Todes und führen dann in Ihrer Galerie grosser Männinnen das edle Weib des jungen Custines[1] auf, das dieses Ueberleben wie eine Heldin erträgt. Hier wünschte ich, als Gegenbild, das den Ruhm der Frau v. Custine noch interessanter machte, die Aufopferung der jungen Commandantin von Longwi[2] geschildert, welche nach der Verurtheilung ihres Mannes müde zu leben, das Blutgericht bat, sie mit ihrem Geliebten sterben zu lassen und welche, da man es ihr ausschlug, mit kaltem Blute im öffentlichen Verhörssaale ausrief: «Jetzt will ich euch zwingen, ihr Tyrannen, mich ungetrennt von meinem Manne zu lassen. Es lebe der König!» — Wirklich ward sie auch — es geschah als ich in Paris war — zwo Stunden darauf mit dem Commandanten auf die Schlachtbank geführt.

Seite 11 hätte ich gern für die vielen Leser, die der Helden unsers grossen Staatstrauerspiels nicht kundig sind, den Namen Custine ausgedrückt, und würde lieber lesen:

> Erlaucht und reich an Geist und Schätzen,
> Zu furchtbar für die Tagesgötzen,
> Starb Custine auf dem Würgaltar. . . .

Doch: ne sutor ultra crepidam! es ist Zeit, dass ich schliesse. Es freut mich sehr, dass Karl Bartholdi Professor geworden;[3] er ist gewiss ein einsichtsvoller und würdiger Mann. Ueberhaupt macht dem Jury die bisherige Wahl alle Ehre. Dank für die deutschen Zeitungen und auch für die Neuigkeiten aus Italien; wenn doch nur unsre Siege den allgemeinen Frieden beschleunigten! Der mit Sardinien ist denn nun geschlossen: Gott geb' ihm Nachfolger!»

Am 25. Juni. «Dank für Ihr Geschenk der Louise.[4] Da wir noch nicht völlig ausemigrirt,[5] so ist uns leider das Ver-

---

[1] Pf.'s Zögling, von ihm im Sommer 1793, 9 Tage im Wandschrank seines Arbeitzimmers verborgen, geht nach Paris um die Rettung seines verhafteten Vaters (28. Aug. guillotiniert) zu erwirken, folgt ihm am 3. Jan. 1794 nach, 25 Jahre alt. Seine Wittwe, Delphine de Sabran, ersetzte später Frau v. Beaumont bei Chateaubriand. Sein Schwager Elzear dichtete Fabeln u. gehörte zum intimen Kreise der Frau v. Staël. Vgl. Annales de l'Est VII, 271 u. Gaston Stiegler, Le Maréchal Oudinot (Paris, 1894), S. 271 u. 354.

[2] Longwy ergab sich den Preussen am 24. Aug. 92.

[3] An der Colmarer Zentralschule. Pf. war Mitglied der betreffenden Jury. Karl B. schrieb in das Journal des travaux de la société fr. de Statistique univers. (April-Juni 1845) eine Notice statistique sur la vallée de Munster.

[4] Ein historisches Familiengemälde, erschien zuerst in Cottas Flora, dann (1811) im 3. Bd. der Pros. Vers. Vgl. Rev. d'Als. 1895, S. 228.

[5] Ins obere Pfarrhaus.

gnügen, es gemeinschaftlich zu lesen, noch nicht zu Theil geworden. Der geschlossenen häuslichen Contracte ohngeachtet, dergleichen Speisen nur in circulo caritatis zu geniessen, hab' ich zwar das meiste schon in petto genossen und sag' Ihnen unter der Hand den besten Dank. Nächstens macht sich meine ganze Hausgenossenschaft auch daran, und dann wird unser aller Dank laut werden. Zu meiner Familie schloss sich nun seit 8 Tagen ein biedrer Zürcher, der die schönsten Kenntnisse mit dem besten Herzen verbindet. Er ist selbst Mitglied der helvet. Gesellschaft und Bruder des Herrn v. Meiss,[1] den wir auf unsrer 1. Wallfahrt nach Schinznach so liebenswürdig fanden. Wenn Sie zu uns kommen, erleben Sie gewiss Freude an ihm, besonders wird Ihnen sein musikalisches Talent in Schweizer- und andern herzl. Liedern gleich uns gefallen. In 8 Tagen sind wir völlig eingenistet, und dann schieben Sie ja Ihren Besuch nicht mehr auf.

Hier Ihre gütig mitgetheilten Maklots, Nr. 64—71, und das XV. Heft Ihrer ungedruckten Poesien, das ich mit wahrer Seelenfreude las. Besonders ist das 1. Stück, zwo Weise, ein ganz herrliches Ding, voll tiefer, praktischer Weisheit und von unnachahmlicher poet. Ausführung. Das Einzige, was ich daraus wegwünschte, wäre die meiner Meinung nach dem Epikur angethane Ungerechtigkeit, als ob er der Urheber des trostlosen Systems wäre, das erst lang nach ihm seinen Namen erhielt. So klein die Stücke sind, die ich im Diogenes Laertius von ihm las, und so verstümmelt sie zum Theil auch scheinen, haben sie doch alle das Gepräge eines gutdenkenden Mannes, womit denn auch alles was wir zuverlässiges von seiner Geschichte wissen, übereinstimmt. . . . .

Herzliche Grüsse von uns allen, besonders von der Rika, die von aller ihr bei Ihnen erwiesenen Güte noch ganz durchdrungen ist.»

3. Juli: «Mit Dank füge ich die Maklots hier bei. Jetzt müssen sie von Tag zu Tag wichtiger werden,[2] wenn Sie Ihnen anders noch zukommen. Auf jeden Fall empfehl' ich mich Ihrer weitern Gefälligkeit . . . . Das XVI. Heft ihrer ungedruckten

---

[1] «Die von Meis (Meiss, Meys) gehören zu den ältesten adel. Geschlechtern v. Zürich. Einer v. ihnen erwarb durch Heirat die Herrschaft Wülflingen. Gottfried v. M. (geb. 59) besuchte die Kriegsschule, die er 1776 verliess, nachdem er (21. Okt.) Aug. Pf.'s Pathe geworden. Er war 1781 Leutnant im Schweizerreg. Steiner, 1787 Oberstleutnant dess. Reg., das 1788 in Besançon lag.» Pfannenschmid, S. 338. — Ein Zürcher Ehepaar v. M. besucht Pf. den 30. Okt. 1789.

[2] Am 24. Juni hatte die Rheinarmee unter Moreau Kehl besetzt, dann Biberach erstürmt und die Richtung nach Villingen eingeschlagen.

Poesien hab' ich richtig erhalten, will mich aber mit der Durchlesung desselben noch nicht sonderlich eilen, da Sie es hoffentlich selbst bei mir abholen.»

6. Juli, Mittwochs Abend 9 Uhr. «Dank für den Maklot, der, Gott geb' es, nicht der letzte seyn wird, so wie für die Nachricht vom Quasi-Frieden mit Sr. Heiligkeit,[1] dem bald andre folgen mögen. Hier übergiebt mir Rika ein Brieflein an Ihre Sophie. Es enthält Mode-Commissionen; wir geben hier zu Lande den Ton an und Rika möchte heut noch[2] Antwort erhalten, um die Bestellung besser machen zu können.»

29. Aug. «Hier das 16. Heft Ihrer ungedr. Poes. Ich meldete Ihnen schon, dass es sehr correct abgeschrieben; und die wenigen Fehler, die ich nach 3maligem Lesen fand, sind nur ein Beweis davon. Auch traf ich durchgängig die Punktuation richtig an . . . Die Fortsetzung der Alsa ist meisterhaft. Gott gebe, dass Sie dieser Fortsetzung bald noch eine andre beifügen können. Ob übrigens die vortreffliche La Roche itzt noch in der Vergleichung mit einer Sillery[3] ein Lob finden dürfte, zweifle ich sehr, weil die fränkische Heldin nicht mehr im besten Rufe steht und besonders in Deutschland als Orleanistin verhasst ist.

Hier folgen wieder einige Maklots. Da der Ehrenmann den Waffenstillstand seines Landes mit so grossen Lettern druckte, wird er noch grössere in Bereitschaft halten, den baldigen Frieden desselben der Welt mitzutheilen. Denn da Wirtemberg Friede hat, wird Baden nicht säumen bald nachzufolgen, obgleich dieser letzte Friede wegen der Besitzungen auf dem Hundsrücke[4] mehr Schwierigkeiten hat als mit dem Schwabenkönig.

Nun noch eins! Sie versprachen uns, noch im August wieder zu kommen,[5] und übermorgen ist der letzte Tag desselben!»

20. Sept. «Durch Freund Wilhelm Crämer,[6] welcher sich

---

[1] ? Erst am folg. 19. Febr. verzichtete der Papst durch den Vertrag v. Tolentino auf Avignon. das Comtat Venaissin, die Marken v. Bologna und Ferrara und die Romagna.

[2] Es soll wohl heissen: am Tag der Ankunft des Briefes.

[3] Mme. de Genlis hatte einen Nachkommen des bekannten Ministers von Heinrich IV. geheiratet (1761), der als Agent des Herzogs von Orléans am 30. Okt. 1793 zum Tode verurteilt wurde. Sie selbst war bis 1792 die Erzieherin des spätern Königs Ludwig Philipp.

[4] Baden besass auf dem linken Rheinufer ausser kleinen Besitzungen in der heutigen Pfalz, die Hälfte der hintern Grafschaft Sponheim auf dem Hunsrück.

[5] Also hatte der so lang erwartete Besuch doch schliesslich stattgefunden.

[6] Cramer? «angesehenes Genfer Geschlecht, das aus Holstein stammte, sich in Strassburg niederliess, von wo Johann Ulrich nach

mit seiner Schwester Luise einige Tage bei uns aufhielt, erhalten Sie die verlangten Desbillon'schen Fabeln.[1] Der Musenalmanach 1796, den Frau und Kinder noch durchgehen, folgt nächstens. Es stehn artige Dinge darin, besonders sind die kleinen Poesien von Ihnen und Voss lesenswürdig. Für Ihre Fragmente aus Gilberts Leben,[2] die ich gleich bei meiner Ankunft durchlas, dank ich sehr. Fahren Sie fort, der guten Sache der Religion und der Tugend das Wort zu sprechen! Man hört Sie so gern und fühlt sich bei Ihnen neue Kräfte auf dem Wege, den Sie so liebenswürdig zu machen wissen.

Heut schreibt mir Metzger,[3] dass er vielleicht künftige Woche zu mir kommt; wie erwünscht wäre es uns, wenn Sie mitkämen.»

17. Okt. «Sie haben mir mit dem 17. Heft Ihrer ungedruckten Poesien, das ich Ihnen, nebst Nr. 11—15 der Maklot. Zeitung, zurückschicke, viel Vergnügen gemacht. . . Mina antwortete mündlich auf Ihren letzten Brief, den jungen Berckheim betreffend. Es thut auch mir leid, dass wir dem Verlangen der werthen Eltern nicht entsprechen können; aber wohl thut uns Ihr so ehrenvolles Zutrauen.

Grüssen Sie mir herzlich Ihren Herbstgast, den lieben Karl. Ich bin nun doppelt ungehalten auf das böse Wetter, das Sie und ihn verhinderte uns zu besuchen. Ich hoffte noch immer, allein es will nicht besser werden, und so wird seine Pass-Zeit verstreichen und er wieder in Basel seyn, wenn post nubila Phoebus erscheint. Inzwischen soll das Sie nicht verhindern noch vor dem Winter zu uns zu kommen. . . .»

8. Dez. «Hier Nr. 130—135 der Maklotischen und 92—93 der Zürcher Zeitung. Letztere soll, wie mir Weiss sagt, Bronnern[4] zum Verfasser haben. Wenigstens sieht man jeder Zeile an, dass sie kein Eingeborner schrieb. Zugleich schick' ich Ihnen den Vossischen Musenalmanach[5] von 1796 zurück, mit der Bitte mich in Ansehung desselben für 1797 nicht zu vergessen. Obgedachten Bronners Werke versprachen Sie mir zur Durchlesung, sobald sie Freund Neukirch[6] abgefertigt haben

Genf zog und dort 1668 das Bürgerrecht erwarb.» Pfannenschmid, S. 262. Ein Kriegsschüler aus Genf hiess so.

[1] Erschienen 1768 in Mannheim, wohin der gelehrte Jesuit sich nach der Aufhebung seines Ordens zurückzog. († 1789). Sie sind lateinisch geschrieben.

[2] Pros. Vers. (1811), III, S. 126.

[3] Dessen Neffe ist es, der letzten Winter in Wiedensohlen starb.

[4] Jahrbuch, 1892, S. 2.

[5] Jahrbuch 1895, S. 26.

[6] Buchhändler, hatte schon sein Geschäft in Colmar 1778 (Epistel an die Nachwelt, S. 79), u. noch 1809, da er kurz vor Pf.'s Tod, dessen goldner Hochzeit beiwohnte.

wird, sollten Sie demnach den 1. Theil, der des Verfassers Leben enthält, bey Händen haben, so ersuche ich Sie um gütige Mittheilung.

In Ermangelung neuer Lektüre, fahr' ich fort, mich mit Altem abzugeben und finde allerhand, das auch Sie mit Vergnügen lesen werden und das ich auf Ihren Besuch aufspare. Unter anderm lieh mir mein College Heylandt[1] eine Sammlung gedruckter, alter deutscher Gedichte aus dem 16ten Jhd., wovon die 2 folgenden vielleicht dem Hrn. Billing[2] noch unbekannt sind.

1. Die Biecher[3] Vincentii Obsopei von der Kunst zu trinken, aus dem Latein in unser teutsch Sprach transferiert durch Gregorium Wickgramer Gerichtschreiber zu Colmar. Freyburg im Breysgow, 1537. Mit römisch-königl. Maj. Freyheit. In 4°, mehr als 100 S. stark.

2. Ein schöner und nützlicher Dialogus, welcher durch mancherley biblische Historien anzeigt, aus vielen alten heidnischen Exempeln probiert, was grossen Unraths vom Anfang der Welt her und noch, vom Hauptlaster der Trunkenheit herzufliessen thut, und Gedicht in folgende Reime gestellt durch Jörg Wickram.[4] Tichter und Bürger zu Colmar. Gedruckt zu Strasburg durch Paulum und Philippum Köpflein Gebrüder, 1555. In 4°, über 30 S. stark.»

Anhang.

Ueber den am 15. Okt. 95 von Lucé erwähnten Namen Kriegelstein-Wandelburg und die Frage, in welchem Verhältnis die Familie Pfeffel zu demselben stand, finden wir in folgendem Briefe einen Aufschluss, den Pfeffel 1807 an einen wahrscheinlich bairischen Dr. und Bürgermeister Kriegelstein richtete.

Pfeffels Brief an Bürgermeister Kriegelstein.

«Ich erinnere mich noch sehr wohl des Schreibens, womit Hr. Dr. Kriegelstein mich im Sommer 1792 beehrt hat. Ich musste es aber wider Willen unbeantwortet lassen, weil wegen

[1] Stützens Nachfolger.
[2] Der Pfarrer u. Lehrer, Verfasser der Colmarer Chronik.
[3] = Bücher.
[4] Jahrbuch, 1895, S. 6.

des ausgebrochenen Krieges und der damals eben stattgehabten Gefangenschaft des Königs der Briefwechsel ins Ausland gefährlich zu werden begann und nachher immer gefährlicher wurde. Ich sandte aber das Schreiben meinem Bruder, der damals, als kgl. Hofkonsulent, ein diplomatisches Geschäft am Zweibrückerhofe zu besorgen hatte. Es scheint, dass er den Brief nicht erhielt, weil er mir den Empfang nie angezeigt hat; und als er nach 7jährigem Exil über Kolmar nach Paris zurückkehrte, hatten eine Menge schauerlicher Begebenheiten das Schreiben des Hrn. Dr. Kriegelstein ganz aus meinem Gedächtniss getilgt. Da mein Bruder im verwichenen März als kaiserl. Konsulent und Mitglied der Ehrenlegion seine 80jährige Laufbahn vollendet hat, so muss ich mich auf das einschränken, was ich von der Familie Kriegelstein zuverlässiges zu melden weiss.

In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts lebten in Kolmar zwei angesehene Brüder, Martin und Ludwig Kriegelstein. Vom Ursprung ihres Namens ist hier nichts bekannt. Martin wurde d. 13. Jan. 1598 von Kaiser Rudolph II. unter dem Namen Kriegelstein v. Wandelburg wegen geleisteter Dienste in den Adelstand erhoben; und weil er nur zwei Töchter hatte, so ward im Adelsbriefe, den ich mehrmals gelesen, diesen beiden Töchtern der äusserst seltene Vorzug ertheilt, den Adel auf ihre Kinder zu vererben. Das Diplom hat bei den hiesigen Kriegelsteinischen Descendenten in ihrem Familienarchiv bis 1793 existirt, da dasselbe während der Schreckenszeit, aus bekannten Ursachen, mit Einwilligung der vier Familienchefs, wovon ich einer bin, verbrannt wurde. Des Wappens weiss ich mich nur noch dunkel zu erinnern. Der Schild war getheilt und führte, wo ich nicht irre, in dem einen Felde zwei Krüge.

Magdalena, eine von den beiden Töchtern Martins, heirathete den 15. Dez. 1595 ein kolmarisches Rathsglied, Georg Herr. Dieser war in gerader Linie der Urgrossvater meiner Mutter, die im Dez. 1773 starb. Der Herrische Mannstamm besteht noch in Kolmar; und in Reichenweier sind noch männliche Abkömmlinge des Ludwig Kriegelstein vorhanden, der in Kolmar Rathsherr oder Zunftmeister gewesen sein muss, weil auf der ersten Zunft, zur Treue genannt, sein Wappen und Namen auf die Fensterscheiben gemalt war, bis 1790 alles was wappenähnlich aussah, zerstört wurde. Ludwig wurde von Sebastian Wilh. Linck, einem der hiesigen Stättmeister und Reformatoren, im Duell erstochen. Sein Bruder starb 1603. Beide waren katholisch, ihre Kinder aber traten der Augsburgischen Konfession bei.

Die Binder v. Kriegelstein und Wandelburg Kriegelstein stammen alle von Martins Töchtern ab. Der erste Binder, der diesen Beinamen führte, war ein leiblicher Vetter meiner Mutter; er änderte in Wien die Religion und wurde Reichshofrath. Seine Descendenz blüht noch in Oestreich.[1]

Den Namen Pfeffel v. Kriegelstein nahm mein Bruder 1759 in Regensburg an. Er hatte sich das Diplom authentisch kopieren lassen und beim Reichstage geltend gemacht. Seit der Revolution war von dieser Benennung keine Rede mehr. Sein Sohn, der Kgl. bairischer Envoyé am Dresdner Hofe ist, hat sich derselben bis jetzt auch nicht bedient. Ich kenne nur einen Wandelburg Kriegelstein aus der Familie Hausmann,[2] der unter diesem Namen eine Zeitlang in Paris eine Schuldforderung der Stadt Nürnberg als Agent reklamirte.[3]

Ein Franzose, der den Namen Kriegelstein führt, ist mir unbekannt, es müsste denn Hr. Thurninger von hier sein, der als secrétaire des Grafen Monmartin mehrmals in Gotha und Umgegend war, von Magdalena Kriegelstein abstammt und nun hier Criminalrichter ist.[4]

Dies ist alles, was ich Hrn. Dr. und Bürgermeister Kriegelstein, nebst meinem ergebensten Empfehl, über diesen Gegenstand sagen kann.

N. S. Hr. Birkel, der 1759 in Strassburg studirte und lange als franz. Legationssekretär am Bairischen Hofe stand, ist gegenwärtig Mitglied unsers peinlichen Gerichtshofes. »[5]

II.

1801.

Zur Ausfüllung der 4jährigen Lücke in Lucé's Korrespondenz haben wir, was sein Verhältnis zu Pfeffel betrifft, nur des Letztern durch Rathgeber hier 1891 (S. 132) mitgeteilten Brief

---

[1] Eine Baronin Binder v. Kriegelstein heiratete einen Edlen v. Hochstetter, der Bankier und Hofrat des Königs v. Polen war. Beide besuchten Pfeffel am 28. Aug. 1781.

[2] Georg Hausmann (1752—1828), einer der 7 Söhne des Apothekers Christian Hausmann (1715—93), führte ein loses Leben und starb in Paris. Er bekam den Beinamen Wandelburg, weil er ein Kolmarer Stipendium dieses Namens genoss.

[3] Siehe Revue d'Alsace 1890, S. 361.

[4] Georg Joseph, früher Beisitzer des hohen Rates u. hrzg. würt. Hofrat, nachher juge suppléant des Distriktstribunals (S. Pfannenschmid, Fremdenbuch, S. 224).

[5] Ueber ihn, siehe Rev. d'Als., 1896, S. 302.

vom 23. Okt. 1799[1] über Schlossers Tod, den Karoline Pfeffel durch ihre Freundin, die Dichterin Wilhelmine Müller, geb. Maisch, bei welcher sie eben mehrere Wochen zugebracht, erfahren hatte.

Was Pfeffels besondre Lebensverhältnisse in dieser Periode angeht, verweisen wir auf seinen Briefwechsel mit Gérando (Rev. d'Als. 1896, S. 64—72), mit Sarasin (Voriges Jahrbuch, S. 133—150), mit Jacobi und Rieder (Zeitsch. f. d. Gesch. des Oberrh., 1896, S. 37—45 und 1898, 4. Heft).

Dass seine Freundschaft zu Lucé unterdessen nicht erkaltete, beweist die Fabel, die er ihm am Schluss des Jahres 1800 widmete und auf die der folgende Brief anspielt. Sie steht in den Poet. Vers. (Heitz. 1834), S. 137 des 4. Bdes und lautet:

Der Tiger in der Hölle.

«Auch für die Thiere schuf Zeus ein Elysium
Und einen Tartarus. Zwar schweigt Aesop zur Sache;
Doch es erräth sich leicht warum:
Er fürchtete die Pfaffenrache.
Da lob' ich mir mein Säkulum,
Das nicht mehr an Symbolen klaubet,
Und was ich will, sey's noch so dumm
Und noch so ketzerisch, zu sagen mir erlaubet.
Doch nun zu meinem Text. Ein thierischer Tyrann,
Ein grosser Tiger, ward durch Rauben und durch Morden
Der Schrecken seines Gaus. Er würgte ganze Horden,
Und was des Ogers Grimm entrann
Verkroch sich in entlegne Steppen.
Umsonst befahl der Leu ihn vor Gericht zu schleppen;
Er spottete mit frechem Witz
Des Grosssultans und der Justiz.
Einst frass das Ungethüm sogar auch seine Jungen
In einem Anstoss leckrer Wuth;
Die sichre Mutter war zum Schutz der kleinen Brut
Auf ihr Geschrei herbeigesprungen;
Auch sie erlag in ihrem Blut.
Doch biss sie sterbend ihm noch in die Kehle,
Und eh' der Tag verging, fuhr seine schwarze Seele

---

[1] Aus Versehen deutet Rathgeber das Datum 2. 2. auf unsern, statt auf den republikanischen Kalender und setzt 2. Februar 1799, was keinen Sinn hat, da Schlosser erst am folgenden 17. Okt. starb. Auf dessen Grab sang Pfeffel:

«Ein Blümchen nur (auf meinem Herzen dorrte
Das Blümchen) leg' ich auf dein Grab,
Mein Bruder, Ach! mein Schmerz hat keine Worte
Und keine Zeit wischt meine Thränen ab.»

Mit Brüllen in die Unterwelt.
Ein Dogge, der Merkur des Schattenreichs der Thiere,
Führt ihn vor den Senat. Die Richter sind drei Stiere,
Die den Gott Apis einst mit Würde vorgestellt.
Der Mörder war verhört. Er trotzte den Archonten,
Die sich auf ihrem Thron vor Zorn kaum halten konnten.
Nein, rief der Präsident, ein solcher Bösewicht
Kam uns, seitdem uns Zeus die höchste Richterstelle
Verliehen hat, noch niemals zu Gesicht:
Man führ' ihn in die Menschenhölle!
  Das Compliment, mein Freund, war nicht sehr schmeichelhaft
Für uns, die wir so sehr mit unsrer Würde prahlen.
Doch was verschlägt das unsern Cannibalen?
Die haben ja den Orkus abgeschafft.»

Trotz des veränderten Zeitgeschmackes und der altmodischen mythologischen Verzierungen, liest sich diese Satire noch mit Vergnügen, und die Schlusspointe: «Man führ' ihn in die Menschenhölle!» kommt so unerwartet, dass sie ihre komische Wirkung heute noch behält. Damit sollte allerdings das Gedicht schliessen, und die 4 Moralverse scheinen etwas lahm und frostig nachzuhinken. Wie dem auch sei, der Adressat meint darüber Folgendes.

3. Febr. 1801. «Verzeihen Sie, dass ich Ihnen den Empfang Ihres ersten Briefes v. 6. Pluvios[1] nicht mit rückgehendem Bothen meldete. Ueberhäufte Amtsgeschäfte in der Kirche und Krankenbesuche in entfernte Filiale hinderten mich gleich zu schreiben. Empfangen Sie also jetzt für den neuen und öffentlichen Beweis Ihres gütigen Andenkens meinen schuldigen und herzlichen Dank und seyen Sie überzeugt, dass ich Ihre Freundschaft unter die ersten Güter meines Lebens zähle. Was die Fabel selbst betrifft, so gefiel sie mir als Kunstwerk vor vielen ihrer Schwestern. Nur schlägt der Schluss, meinem Gefühle nach, die Menschheit zu sehr darnieder, die, um der Cannibalen willen, ganz herabgesetzt wird ohne ein Wörtchen Apologie.[2]

Ihre Ode An das neue Jahrhundert gefiel mir besonders in der verbesserten Gestalt, als das Glaubensbekenntnis des Weisen und Menschenfreunds, das, wie Horaz sagt, in goldner Schale den Zeitgenossen überreicht wird.»

Diese Ode steht S. 161 des genannten Bändchens. Interessant ist sie für uns, die wir das ganze Jahrhundert nun bald kennen und wissen, dass es der armen Menschheit den Weltfrieden noch nicht brachte. Schade nur dass am Schluss des

---

[1] = 29. Januar.
[2] Schon 1776 hatte Pfeffel die kleine Fabel Das Pferd und das Füllen an Lucé gerichtet.

Verses gleich eine Geschmacklosigkeit sie entstellt. Im Ganzen mundet sie wohl. Hier folgt sie:

«Schauernd grüss' ich dich, schicksalschwangeres Kind!
Blut und Thränen baden deine Wiege;
Ueber deinem Haupt brüllt ein Wirbelwind,
Um dich her liegt eine Welt im Kriege.

Sieh, der Menschheit Blick wendet ahnungsvoll
Sich nach dir vom grossen Todesgarten:
Bist du, ruft sie, der, welcher kommen soll,
Oder soll ich eines andern warten?

Bist du, Fremdling, das was der Sykophant,
Dein gepries'ner Vorfahr, scheinen wollte,
Dessen Taschenspiel Weisheit dem Verstand
Und dem Herzen Tugend geben sollte?

Zweifel gab er nur, statt der Wahrheit mir,
Statt der Tugend Gold, nur eitle Blende.
Freiheit gab er zwar, aber neben ihr
Schwang die Zwietracht Schwert und Feuerbrände.

Täusche nicht, wie er, mich durch falsches Licht,
Schmücke mit dem Kranz des Philosophen
Meinen ärgsten Feind, den der Gottheit nicht;
Ach! und glänze nicht durch Katastrophen.

Glänze wie der Mond im Cypressenhain,
Sanft und hell. Kannst du der thränenmüden
Armen Dulderin sonst kein Gut verleihen,
O, so gieb zum Gruss ihr doch den Frieden.»

Der so heiss ersehnte Friede kam zwar (Lunéville, 9. Febr.), aber auf wie kurze Zeit! Und auch er hielt den Tod von des Dichters Schwelle nicht fern: Ein Enkelchen (Kind der Frau Berger) war ihm im Januar gestorben, und schon 5 Monate darauf musste Lucé wieder sein Beileid bezeugen über den Tod von Pf.'s Schwiegertochter, der Frau des Postdirektors (geb. Gloxin).

28. Juni. «Ich hätte sehr gewünscht, Ihnen mündlich zu sagen, welchen Antheil wir alle am unerwarteten Tode Ihrer seligen Frau Tochter nehmen. Donnerstag war ich fest entschlossen nach Colmar zu reisen, aber die eingefallene üble Witterung hinderte mich. Gott stehe dem Wittwer und seinen Kindern bey;[1] und Sie wolle er vor fernern Trauerfällen bewahren! Ihre l. Gattin und Töchter sind nun hoffentlich wiederhergestellt. Das giebt uns die erfreuliche Aussicht, Ihnen

[1] Die Schwester der Verstorbenen trat noch dasselbe Jahr an ihre Stelle.

bald hier sagen zu können, was unsre alte und unwandelbare Freundschaft für Sie fühlt und wünscht.

Ich hätt' Ihnen auch Herders Kalligone[1] gebracht. Sie gefiel mir vorzüglich vor vielen andern Schriften dieser Art, desgl. meinem Collegen Heylandt, den sie aber, in Ansehung des kantischen Systems nicht bekehren konnte; mir aber bewies sie aufs neue die Unzulänglichkeit der kritischen und aller abstrakten Theorien über die Menschenkraft und ihre tausendfältigen Wirkungen, und das Mährchen im 3. Teil p. 68 enthält, meiner innern Ueberzeugung nach, die Quintessenz aller Kritik und Metaphysik.

Zugleich schick' ich Ihnen einen Aufsatz über die Kuhpocken-Inoculation,[2] den meine Caroline[3] abgeschrieben und ich für den Deckerschen Hinkenden Bothen aufgesetzt. Nach allem was ich über diese wichtige Entdeckung las, sah und dachte, halt' ich dafür, dass sie sobald als möglich zu einer Volkssache werden sollte. In dieser einzigen Absicht ist der Aufsatz geschrieben. Hätt' ich Zeit gehabt, ihn abzurunden und zu übersetzen, so wäre ich vielleicht versucht worden, ihn an den Präsidenten[4] der Société d'émulation zu senden. Und da mich Hr. Briche um Beyträge zum neuen Wochenblatt ersuchte, so hätt' er vielleicht, der ersten Bestimmung unbeschadet, als Beytrag zu demselben dienen können, indem der Hinkende Bothe gewöhnlich erst im Oktober herausköml. Lesen Sie ihn also und melden Sie mir Ihre Meynung darüber...»

10. Sept. «Ich erhielt Ihren Brief gestern spät, beantworte ihn heut und werde meinen wahrscheinlich erst morgen fortbringen. Die Gelegenheiten nach Colmar sind am Ende der Woche seltener. Sollt' ich auch Morgen keine finden, so schick' ich Ihnen Gegenwärtiges durch einen Expressen.

Bei weiterer Ueberlegung ist mein Reiseplan in etwas abgeändert worden. Ich kann unmöglich über den Rhein, ohne

---

[1] Eben erschienen. Pfeffel urteilt darüber:
«Ein frischer Quell entsprang am Felsenthrone
Der plastischen Natur, er wies ihr rein und hell
Ihr eignes Bild. Sie zog es aus dem Quell
Und sagte: bleib. So wurde Kalligone.» (IV, 171.)

[2] Jenner machte seine Entdeckung schon 1776, veröffentlichte sie aber erst nach 20jähriger Experimentierung. Nach Rathgeber (1891, S. 131, Note), gab Lucé auch eine Schrift über die Seidenwürmer heraus, deren Kultur er empfahl.

[3] Die spätere Frau Bartholdi.

[4] Den Präfekten Noel, den Stifter der Gesellschaft, dem Pf im selben Jahre seine Fabel Alsa (Poet Vers. 1834, V. 22) widmete. und dessen Secrétaire général der zugleich genannte Briche war.

zu meinem Schwager, dem Landrath, nach Müllheim zu gehen; und da er uns mehrmals durch Calame[1] sagen liess, er möchte wieder unsern Fritz sehen, so muss ich diesen wol mitnehmen. Um Sie nun an Ihrer Freyburger Reise um keinen Tag zu bringen, wäre mein Vorschlag:

Wir reisten Montag Morgen in einem Gefährdte, das Sie bestellten und woran ich die Hälfte bezahlte, nach Altbreisach ab. Von dort gingen Sie links und ich rechts. Mittwochs käm' ich dann auch, wo möglich in Begleitung Hrn. Wilds, nach Freiburg, wo ich Donnerstag und, wenn Sie es gut fänden, auch Freitag bleiben könnte, weil ich mich schon mit meinem Collegen verabredet habe.

Steht Ihnen dieser Plan an, so benachrichtigen Sie mich durch rückkehrende Gelegenheit. Einstweilen schick' ich Ihnen den Avis unsrer Mairie für meinen Pass und auch, zu meinem Signalement, einen meiner alten Pässe, in dem nur das Alter (49 statt 46 Jahre) zu ändern ist. Freund Merian[2] ist wohl so gut, meinen neuen Pass zu bestellen, damit ich Sonntag Abend das wichtige Geschäft schon vorgearbeitet finde. Auch Fritzens Signalement lege ich bei, falls er einen eigenen Pass nöthig hat; im Avis der Mairie ist er schon mit einbegriffen.

So eben höre ich, dass Hr. Jäglins Knecht morgen früh mit Holz nach Colmar fährt. Er wird Ihnen dies bringen und auch Ihre Antwort abholen.»

9. Nov. «Mit Dank für Ihre Bemühung schick' ich Ihnen die unterschriebene Petition und Deklaration unsers Consistorii zurück, mit der Bitte an Sie und den würdigen Hrn. Sandherr, es an die Behörde zu spedieren. Gesiegelt hab' ich das Päckchen nicht, um unsern Freunden in Colmar unsre Unterschriftsweise sehen zu lassen. Ich glaubte dadurch einerseits unsern Consistorial-Gliedern, die sich eben nicht viel mit Schreiben abgeben, eine Erleichterung zu verschaffen; und anderntheils die Zahl und Namen unsrer Hauptdörfer der Regierung vor Augen zu legen. Freund Sandherr wird also der Speditionsmühe noch die des Sigillierens beyfügen müssen.

Ich schick' Ihnen auch die verlangte Abschrift der Petition für unsern Quasi-Ambassador Ulrich (Metzger) in Paris. Meine Caroline hat die Abschrift gemacht und zugleich den Brief an Portalis[3] beigesetzt. Wollen Sie beides nach Paris schicken, so

---

[1] ?

[2] Pf.'s Sekretär. Siehe das Muster eines solchen Passes Rev. d'Als. 1897, S. 231. Ueber Pf.'s Besuch bei Jacobi, vgl. Ztschr. für Gesch. des Oberrheins, 1896, S. 51.

[3] Nämlich obige Petition an den Direktor der Kultusangelegenheiten.

steht es auf einem Bogen, wäre es nur die Petition, so kann der Bogen halbiert werden.»

11. Nov., Mittwoch Abends. «Vielleicht wissen Sie schon, dass ein Arrêté des Consuls vom 17. Brumaire X,[1] unter der Nomenclatur der Ausgaben des Ministeriums des Innern, à la charge du thrésor public, im 9. Kapitel le service des Cultes festsetzt. Ich las dieses Arrêté in Nr. 1740 der Clef du Cabinet vom 12. Brumaire. Mich dünkt, dies kann nicht blos vom kathol. Cultus verstanden werden.

Zugleich gebe ich Ihnen zwo Verbesserungen von Sprüchwörtern, die ich vorgestern in D. Luthers Schriften las. Die Welt sagt, schreibt er:

> Wer sagt, dass Wucher eine Sünde sey,
> Der hat kein Geld, das glaube frey!

Aber ich Dr. Luther sage:

> Wer sagt, dass Wucher keine Sünde sey,
> Hat keinen Gott, das glaube frey! (Tischreden, p. 238.)

Die Welt sagt:

> Ich lebe und weiss nicht wie lang,
> Ich muss sterben, weiss auch nicht wann,
> Ich fahr' von dann, weiss nicht wohin,
> Mich wundert, dass ich so frölich bin.

Aber ich Dr. Luther ändre als Christ die letzten Vers und reime mit frölichem Mund und Herzen so:

> Ich fahr' und weiss, Gottlob, wohin,
> Mich wundert, dass ich so traurig bin. (Werke Luthers, VIII. Theil, Jena 1562, p. 334.)

Seit einiger Zeit sammle ich eine Menge dergl. Gedanken aus des grossen Mannes Schriften. Wenn Sie Lust haben, sie zu lesen, so stehn sie Ihnen zu Diensten, zu welchem Gebrauch es sey». (Fortsetzung folgt.)

[1] 30. Okt. 1801.

VII.

Herder und Goethe in Strassburg.

Vortrag

von

Ernst Martin.

Spricht man von Goethe's Aufenthalt in Strassburg, so denken die Meisten sogleich und hauptsächlich an sein Liebesverhältnis zu Friderike Brion. Als vor einigen Jahren der Gedanke lebhaft betrieben wurde, dem jungen Goethe hier ein Denkmal zu setzen, meinte ein Student, das dürfte nur ein Reiterdenkmal sein; denn anders als zu Pferde auf dem Wege nach Sesenheim könnte man sich den Strassburger Goethe gar nicht vorstellen.

Gewiss hat die berühmte «Sesenheimer Idylle» in Goethe's Leben und Dichtung tiefe Spuren hinterlassen. Aber sie ist erst weit später, erst durch die eigene Schilderung des greisen Dichters in «Dichtung und Wahrheit» bekannt geworden. Und während seines Strassburger Aufenthalts hat er noch andere Einwirkungen erfahren, deren Folgen unmittelbar hervortraten und durch die er überhaupt erst das geworden ist, was wir an ihm besonders verehren. Die Grundrichtung seiner wundervollen Jugendpoesie erhielt Goethe durch Herder, mit dem er im Winter 1770/71 viel zusammen war.

Soll ich Herder's Verdienste um die deutsche Litteratur würdigen, so muss ich etwas weiter ausgreifen.

Das XVIII. Jahrhundert nannte sich das philosophische Jahrhundert, das Jahrhundert der Aufklärung. Aber diese Auf-

klärung trat anfangs im Bund, später oft im Gegensatz zu einer anderen Strömung hervor, die wir ihrem ersten Namen nach als den Pietismus bezeichnen können; die aber weiterhin in der Gefühlsdichtung Klopstocks und selbst im Idealismus Schillers wiederkehrt. Sie macht dem Vorwiegen des Verstandes gegenüber das Gefühl, der Kritik gegenüber die Begeisterung geltend.

Der Pietismus ist eine wesentlich deutsche Bewegung, durch den Elsässer Spener hervorgerufen, der 1705 als Hofprediger in Berlin starb. An der jungen Universität Halle traf der Pietismus zusammen mit der neuen Philosophie, die freilich durch den Deutschen Leibnitz mitbegründet worden war, aber durch die französischen und englischen Popularphilosophen immer weiter und in immer grössere Kreise geführt wurde. Pietismus und Aufklärung bekämpften beide, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und in verschiedener Weise jene Unduldsamkeit der Konfessionen, welche aus den heftigen Religionskriegen des 16. und 17. Jahrhunderts zurückgeblieben war und jeden neuen Aufschwung, besonders in 'Deutschland hemmte. Jene Kriege hatten zuletzt den Grundsatz, dass in den einzelnen deutschen Gebieten die Konfession durch den Herrscher bestimmt werden konnte, von neuem bestätigt. Jeder Staatsangehörige sollte in seiner Obrigkeit zugleich die Hüterin und Beschützerin seines Glaubens sehen. Daraus ergab sich eine so unbeschränkte Fürstengewalt, wie sie nie zuvor in Deutschland bestanden hatte. Es ist kein Wunder, wenn die Fürsten, die gleichzeitig das böse Beispiel Ludwigs XIV. vor Augen sahen, von dieser Gewalt vielfach einen willkürlichen, grausamen und dabei heuchlerischen Gebrauch machten, auf den wir immer wieder mit Staunen und mit Abscheu blicken. Der Adel, gleichfalls nach französischem Muster im Hofdienst verderbt, schloss sich den Fürsten in der Misshandlung des Bauernstandes an, der in Folge des langen Krieges in Armut und Unwissenheit versunken war. Ueber den Bauern, wie über den Handwerker fühlte sich der Gelehrte hoch erhaben, so kläglich es auch mit ihm stand. Denn die Wissenschaft lag ebenfalls traurig darnieder und die Universitäten verbanden mit einem ausschweifenden Studentenleben eine hohle Pedanterie der Professoren. Man braucht nur an Gottsched und seine Perückenherrlichkeit zu denken, an Gottsched, der doch fünfmal als Leipziger Rektor an der Spitze der berühmtesten Universität Deutschlands stand.

Die Philosophie der Aufklärung gelangte durch Friedrich den Grossen auf den Thron. Zum ersten Mal ward neben dem Fürstenrecht die Fürstenpflicht von Friedrich verkündet, der sich den ersten Diener des Staates nannte. Von seinem Feuer-

geist durchglüht, siegte das kleine preussische Heer über eine Welt von Feinden. Seit langer Zeit hatte der Deutsche wieder einmal Grund dem Auslande gegenüber auf seinen Namen stolz zu sein.

Was Friedrich der Grosse für unser politisches Leben, das leistete Lessing für die Litteratur. Er zerschmetterte jene hohle Anmassung unserer Gelehrten und führte die echte Kritik bei uns ein, die der Litteratur wie der Forschung gleichmässig zu Gute kam. Er schuf uns ein deutsches Kunstdrama, und machte die deutsche Litteratur frei von der Nachäfferei der ausländischen, besonders der französischen Schriftsteller. Mit Friedrich hatte er die Wucht und die Ausdauer des Angriffs gemein. Und wenn man Friedrichs Adlerauge pries, so sprach man minder respektvoll von Lessings durchdringendem Geierblick.

Die Bewunderung für Friedrich den Grossen war während des siebenjährigen Krieges auf das höchste gestiegen. Als er nun aber siegreich zurückkehrte und dem jubelnden Empfang seiner Hauptstadt auswich, da trat freilich bald eine andre Stimmung ein. Hart wie gegen sich selbst, war er auch gegen seine Unterthanen. Er wollte eben die Verwüstungen seines Landes sobald als möglich verwunden sehen, er war überzeugt, dass er noch lange das Errungene zu sichern habe. Toujours en vedette! In diesem Gefühle fuhr er fort die Mittel seines Staates mit fester Hand zusammenzufassen. Auf neue Bahnen überzugehen, neue Kräfte zu entfesseln, dazu war der frühgealterte nicht mehr bereit.

Für die deutsche Litteratur hatte Friedrich keinerlei Verständnis: je weiter sie sich von der französischen, von Voltaire abwandte, desto mehr musste sie ihm missfallen. Die Dichter unter seinen Landeskindern versuchten vergeblich seine Aufmerksamkeit zu gewinnen. Als seine Berater ihm nahelegten, Lessing als Oberbibliothekar in Berlin zu halten, — Lessing der eben durch den Laokoon seine gelehrte Meisterschaft bewiesen und in Minna von Barnhelm den grossen König und sein Heer verherrlicht hatte —, lehnte Friedrich dies kalt ab: eine jugendliche Unbesonnenheit Lessings gegen Voltaire hatte ihm eine dauernde Abneigung eingeflösst.

Für die Dichtung, welche der religiösen Empfindung des Volkes diente, hatte Friedrich erst recht nur Hohn. Als 1780 in Berlin ein Streit über die Einführung eines neuen Gesangbuches ausbrach, nannte Friedrich die Kirchenlieder verächtlich dummes Zeug.[1] Und doch waren eben diese Lieder von seinen Soldaten am Morgen beim Ausmarsch in den Kampf und nach dem Siege auf dem Schlachtfeld angestimmt worden.

Da wandte sich die deutsche Litteratur ab von Friedrich

dem Franzosenfreund, dem Freidenker. Und nun schien gerade damals für die deutsche Litteratur im Lande seines bisherigen Hauptgegners eine neue Hoffnung anzubrechen. Joseph II. überbot noch die Aufklärung Friedrichs. Nachdem der Jesuitenorden, der unermüdliche und unerbittliche Verfechter der alten konfessionellen Unduldsamkeit, aufgehoben worden war, glaubten die deutschen Schriftsteller dass Oesterreich in seiner Hauptstadt der Wissenschaft und Dichtung eine neue glänzende Stätte bereiten wollte. An Joseph II. richteten Klopstock und Wieland ihre Wünsche. Von Lessings Berufung nach Wien war eine Zeit lang die Rede. Dann aber zerrannen auch diese Träume.

Lessing brachte das letzte Jahrzehnt seines Lebens grossenteils einsam und verbittert in Wolfenbüttel zu, wo er die Bibliothek verwaltete. Seine Werke aus dieser Zeit gehören freilich zu dem Erhabensten, was unsere Litteratur aufzuweisen hat. Aber so gross Lessing in seiner befreienden, reinigenden Thätigkeit war, als Dichter gab er sich selbst das Zeugnis, dass er allzusehr mit Berechnung arbeite, dass er die Fülle, die Frische der ursprünglichen Schöpfungskraft nicht besitze. Als Kritiker hatte er von den Franzosen auf die Griechen zurück und auf die Engländer hingewiesen; aber auch nach seinen Urteilen schien es, als ob für die Dichtung Regeln bestünden, als ob ein Ideal der einzelnen Dichtungsgattungen gesucht werden müsste, an welchem gleichmässig jedes Dichtwerk gemessen werden könnte. Nur in vereinzelten Aeusserungen hat Lessing auch regellosen Schöpfungen aus dem Volke, aus der Natur heraus Anerkennung gezollt.

Vollends seine Freunde und Nachahmer zeigten bald, wie einseitig die Richtung der Aufklärung war, wie ohne Lessings Geist die rein verstandesmässige Beurteilung der Litteratur zum ungerechten, unverständigen, unfruchtbaren Absprechen entarten musste. Die Nicolai haben die Berliner Kritik in übeln Ruf gebracht.

Die deutsche Litteratur bedurfte für ihre Lehre der Ergänzung, für ihren Betrieb der Verjüngung. Lessings Gedanken weiterzuführen, eine neue freie Bahn zu eröffnen, auf der für unsere Dichtung die schönsten Blüten gepflückt werden sollten, das war das Werk, das Verdienst Herders. Herder steht neben Lessing, einem durchaus männlichen Charakter wie Friedrich der Grosse, mit einem mehr weiblichen Naturell, mit einer Feinheit der Empfindung, einer Empfänglichkeit für das Schöne aller Zeiten und Völker, mit einer Fähigkeit der Nachbildung, welche unserer Litteratur seitdem geblieben ist und sie befähigt hat, nach einem Wort des alternden Goethe, zur Weltlitteratur zu werden.

Herder stand schon durch seine Herkunft dem Volke näher als unsere anderen klassischen Dichter. Sein Grossvater war ein armer Weber gewesen. Sein Vater war Volksschullehrer in dem ostpreussischen Städtchen Mohrungen. Die Möglichkeit auf der Universität zu studieren, erlangte der begabte Jüngling nur dadurch, dass ein russischer Militärchirurg, der sich in Königsberg noch weiter bilden wollte, ihn als Gehilfen mitnahm. Aber bei der ersten Section, der Herder beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Rasch entschlossen, ging er zur theologischen Fakultät über, obgleich er kaum für zwei Wochen die Mittel besass sich selbst zu erhalten. Der glückliche Erfolg dieses Schrittes hat ihm für sein ganzes Leben ein hohes Selbstvertrauen gegeben. Sein Eifer, seine Begabung verschafften ihm rasch die Gunst seiner Lehrer. Unter ihnen war auch Immanuel Kant, dessen geistvolle Behandlung der Philosophie und Naturwissenschaft tiefen Eindruck auf Herder machte. Aber noch mehr ward er im Grundzug seines Denkens durch einen Königsberger Schriftsteller bestimmt, der sich der Philosophie der Aufklärung mit ganzer Kraft, tiefsinnig und begeistert, widersetzte, der aber freilich seine zahlreichen Schriften durch eine ganz wunderliche Mischung von gelehrten Anspielungen und rätselhaften Winken um ihre Wirkung, ja fast um ihre Verständlichkeit brachte. Es war Hamann, der nach einer aussichtslosen Thätigkeit als Hauslehrer und nach missglückten kaufmännischen Unternehmungen eine magere Anstellung im Zollfache gefunden hatte. Trotzdem wurde er damals schon bei den Frommen in ganz Deutschland als «Magus im Norden» gefeiert. Durch ihn und seine Nachfolger gelangte die aus dem Pietismus hervorgegangene Neubelebung des religiösen Gefühls zu einer Macht, welche sich weiter und weiter ausdehnen und durch die Romantiker auch auf die katholischen Litteraturkreise übertragen werden sollte. Hamanns Ausleger Herder hat auch der deutschen Litteratur eine neue Grundlage gegeben.

Zwanzigjährig ward Herder 1764 nach Riga berufen, das damals, wie er sagte, unter russischem Schatten beinahe Genf war. Als Lehrer und Prediger erlangte er bald die Gunst der reichen Kaufleute, die Anerkennung der Regierung. Und hier in Riga begann er auch seine schriftstellerische Thätigkeit, die ihn schnell den ersten Namen Deutschlands zugesellte.

Er schloss sich im Anfange, wie vielfach auch später, an Lessing an, doch mit voller Selbständigkeit. Er sammelte zunächst Lessings und seiner Freunde Urteile in den «Litteraturbriefen», aber er verwertete sie zu neuen Schlüssen und fügte neue Gesichtspunkte hinzu. So in den «Fragmenten

über die neuere deutsche Litteratur» 1766, während die «Kritischen Wälder» 1769 an Lessings Laokoon anknüpften.

Schon aber verwickelten ihn diese Schriften in ärgerliche Händel. In Halle war damals ein noch junger Philologe, Klotz, wegen seines eleganten Lateins und einer Reihe eilig hingeworfener Schriften von Friedrich II. zum Professor ernannt und mit dem Geheimratstitel ausgezeichnet worden. Klotz missbrauchte seine frühen Erfolge, indem er andere Professoren und Schriftsteller, meist ebenso lüderliche Arbeiter wie er selbst, um sich sammelte und die Schriften der Parteigenossen anpreisen, die der Gegner in hämischer Weise herunter ziehen liess. Herder hatte seinen Namen als Schriftsteller verbergen wollen; Klotz und seine Genossen zogen ihn mit Hohn ans Licht und brachten Herder so weit, dass er seine eigenen Arbeiten unterdrücken wollte.

Es war eine schärfere Klinge, die seinen Gegner fällen sollte. Lessing schrieb seine «Antiquarischen Briefe» gegen Klotz, worin er dessen Blössen aufdeckte, ja ihm litterarische Diebstähle und niedrige Umtriebe nachwies. Vergebens versuchte Klotz mit Schmeicheleien und Drohungen sich zu schützen. Bald stand er beschämt und verlassen da. Sein früher Tod war fast eine Art Rettung vor einem Weiterleben in allgemeiner Verachtung.

Herder aber hatte sich durch diese Kämpfe den Aufenthalt in Riga verleiden lassen. Auch trieb es ihn seine Jahre zu nutzen und die Welt zu sehen. Rasch entschlossen legte er seine Aemter nieder und fuhr im Juni und Juli 1769 auf langer Seefahrt bis nach Nantes. Wir besitzen das Tagebuch seiner Seereise und ersehen daraus, wie es in ihm von Plänen und Gedanken brauste. Noch dachte er an die Rückkehr nach Lievland, dessen gesammtes Schulwesen umzugestalten er sich vornahm; ja er träumte davon sich an Katharina II. zu wenden und ihr für Russlands Kultur ein vollständiges Programm vorzulegen.

Ganz besonders aber las er auf dem Schiff die Litteraturwerke Skandinaviens und Englands, an deren Küste er vorüber fuhr, und das unendliche Meer ringsum, die Sterne über ihm, das erfüllte ihn mit einem erhabenen Schauer, wie er zur grossartigen, von ihm ganz gefühlten Geistesart der alten Volkspoesie des Nordens so recht passte.

Da musste nun die neuere Kultur Frankreichs, die er zunächst in Nantes, dann in Paris kennen lernte, einen kleinen, unkräftigen Eindruck auf ihn machen. Er lernte flüchtig die Encyclopädisten kennen, deren Lehre, dass der Mensch eine Maschine sei, dass alle Sittlichkeit sich auf Eigennutz zurück-

führen lasse, ihm den vollen Gegensatz zum heldenhaften Altertum, zur Wahrheit der Bibel darbot. Selbst Rousseau, auf den ihn Kant hingewiesen, sank in seinem Urteil, das die Uebertreibung und Unwahrheit des Genfer Schriftstellers wahrnahm.

In Paris erhielt Herder den Antrag zu einer ehrenvollen Stellung als Reiseprediger eines holsteinischen Prinzen. Auf dem Wege nach Kiel verkehrte er in Hamburg einige Zeit freundschaftlich mit Lessing, den er später als den grossen Wahrheitssucher gepriesen hat.

Die Reise mit dem Prinzen führte Herder im September 1770 bis Strassburg. Herder hatte unterwegs einsehen müssen, dass der vornehme Führer der Reisegesellschaft ihm keineswegs die Achtung zollte, die er doch am Hofe genossen hatte. Auch war an ihn eine andere Berufung ergangen, nach Bückeburg, wo der Graf von Lippe, der sich in Portugal als Feldherr ausgezeichnet hatte, den berühmten Schriftsteller als Hofprediger zu gewinnen wünschte. So löste Herder seine früheren Verbindlichkeiten, blieb aber zunächst in Strassburg, weil er hoffte durch den berühmten Chirurgen Lobstein von einer Thränenfistel am rechten Auge befreit zu werden. Kurz zuvor hatte er in Darmstadt sich verlobt. Karoline Flachsland aus Reichenweier, welche in Darmstadt bei ihrem Schwager lebte, hatte Herder predigen hören, und ihr tiefempfundener Dank für seine Engelsworte führte die Annäherung herbei. Die Ehe zwischen dem Ostpreussen und der Elsässerin ist eine sehr glückliche geworden. Herders Frau nimmt neben Meta Klopstock, Eva Lessing und Lotte Schiller einen Ehrenplatz in der deutschen Litteraturgeschichte ein. Sie hat ihr Leben lang an den Arbeiten ihres Gatten verständnissvollen Anteil genommen, sie hat ihm ein glückliches Familienleben bereitet, wofür er ihr noch in seiner letzten Dichtung «Admetos Haus» seinen Dank ausspricht. Sie hat mit ihrer Electranatur, wie Goethe sie nach der leidenschaftlichen Schwester des Orestes nannte, nur zu sehr ihres Gatten Partei ergriffen in den Streitigkeiten, welche die letzten Jahre Herders verbitterten.

Trösteten ihre Briefe die Einsamkeit und gezwungene Unthätigkeit Herders während seiner Strassburger Kur, so war freilich deren lange Dauer und schliesslicher Misserfolg eine schwere Prüfung für den ohnehin höchst reizbaren Schriftsteller.

Die Schmerzen der Operationen hatte er heldenmütig ertragen; dass er Strassburg verlassen musste ohne seinen Zweck zu erreichen, hat ihn allerdings gegen unsere Stadt nicht gerade mit günstigen Gefühlen erfüllt.

Und doch hat dieser Aufenthalt Herders in Strassburg für

unser ganzes geistiges Leben die grösste Bedeutung gewonnen infolge seines Zusammentreffens mit dem jungen Goethe. Wohl hatte dieser schon früher über den dichterischen Gesichtskreis jener Zeit hinausgestrebt und manche Erscheinungen eines freieren Geistes kennen gelernt; auch die rasche Entfaltung seiner Kraft in Strassburg trieb ihn immer weiter. Dennoch darf man sagen: Herder hat Goethe eine neue und aus eigenem Antrieb schwerlich eingeschlagene Richtung gegeben. Aber wenn Herder ihm die fruchtbarste Lehre mitgeteilt hat, Goethes Dichtergeist hat die Schuld hundertfältig zurückerstattet. Nur fünf Jahre älter, war Herder Goethe damals weit voraus; er sah sich später von diesem ebenso weit überholt.

In der Zwischenzeit umgab Goethe und der rasch sich um ihn sammelnde Freundeskreis Herder als den Führer in der Bewegung, welche man nach dem Drama eines Genossen jenes Kreises als «Sturm und Drang» bezeichnet. In der That ist es schwer, einen ganz zutreffenden Namen für Wesen und Gang dieser Bewegung zu finden. Leidenschaft, welche alle Kräfte auf einen Zweck richtet, ist allerdings nach Hamann und Herder die Quelle der Poesie, und Leidenschaften darzustellen ihre Hauptaufgabe. Auch Geniezeit nennt man diese Strömung, weil sie von den allgemeinen Regeln auf das Recht des Dichters hinwies, sich selbst zu bestimmen. Nicht am wenigsten aber gab das Volkstümliche den Grundton dieses Brausens und Klingens: das Volkstümliche, welches von Anfang an keineswegs auf das Deutsche beschränkt war, aber mit Notwendigkeit auf die Wiederbelebung der Eigenart unserer Nation hinführte. Mit dem Volksmässigen aber zog die ganze Welt der Sagen und Märchen, der Ahnungen und Erscheinungen in unsre Dichtung ein; was die Aufklärung als Aberglauben verscheuchen wollte, das erwies sich für die Phantasie der Künstler als höchst fruchtbar.

Die hohe Bedeutung des Verkehrs mit Herder in Strassburg kommt in der weit späteren Selbstbiographie Goethes nicht zu ihrem vollen Rechte. Aber sie ist unbestreitbar. Sind doch Goethes Worte über seine Umwandlung in Strassburg oft dieselben, welche Herder auf seiner Seereise in jenem Tagebuch gebraucht, z. B. über das gealterte Wesen der damaligen französischen Litteratur. Goethe war nach einem damaligen Briefe nach Strassburg gekommen um gründlich französisch zu lernen, d. h. gewiss sich überhaupt die französische Bildung anzueignen. Dass hier in ihm vielmehr die «Deutschheit emergierte», war gewiss nicht allein durch seine elsässischen Freunde veranlasst, die er ebenso bieder in ihrer deutschen Sinnesart als pedantisch in ihrem französischen Ausdruck fand. Und wenn Goethes

8

Leipziger Dichtungen anakreontisch tändeln, die späteren Strassburger Lieder aber bereits den stürmischen Ton der Empfindung anschlagen, so ist das ganz in Uebereinstimmung mit Herders Lehre über das Wesen der Lyrik. Selbst Goethes Pläne zu Dramen über Götz und Faust mag er allerdings, wie er angiebt, vor Herder verheimlicht haben; aber wenn Herder bald nachher das Mittelalter sogar im Ueberschwang gegen die Kälte und Kraftlosigkeit der Gegenwart verherrlicht hat, so muss davon in den Strassburger Unterredungen auch geredet und Goethes Gedankenwelt dadurch bereichert und geradezu umgestaltet worden sein. Nach Goethes Zeugnis enthielten ja die damaligen Gespräche Herders bereits die Keime zu allen seinen späteren Werken. Auch dass Herder bald nachher, als der erste, Hutten mit Begeisterung gepriesen hat, ist für Götz nicht zu übersehn.

Goethe stand eben, als er im Alter seine Lebensbeschreibung verfasste und über den bereits verstorbenen Herder berichtete, unter dem Eindruck ihres späteren Zusammenseins, wobei nicht nur Herders Empfindlichkeit und Spottsucht sich stets fühlbarer gemacht hatte, sondern überdies ein tiefer Zwiespalt beider Naturen je länger je mehr zu Tage getreten war. In Weimar, wohin Herder auf Goethes Betreiben schon 1776 berufen worden war, hatte dieser sogleich an dem Genieleben des jungen Herzogs und an dessen Gleichgiltigkeit gegen die ihm mit Recht sehr wichtigen Schul- und Kirchensachen Anstoss genommen. Eine offene Aussprache mit Goethe 1783 hatte allerdings Herders Wünsche gefördert und beide einander wieder genähert. Herders Hauptwerk aus dieser Zeit, seine «Ideen zur Geschichte der Menschheit» sind reich befruchtet durch Goethes Mitteilungen aus seinen naturwissenschaftlichen Studien. Dann aber brachte Herders Begeisterung für die französische Revolution ihn in ein schiefes Verhältnis zu Karl August, wenn auch die fürstlichen Frauen dem sittenstrengen, geistvollen Hofprediger ihre Gunst bewahrten. Goethe stand begreiflicherweise auf Seiten seines fürstlichen Freundes. Als nun vollends Goethe sich mit Schiller verband, da brach Herders Eifersucht mit verletzender Gewalt hervor und trennte die beiden alten Freunde auf immer.

Schon in Strassburg hatte Herders Neigung zu tadeln und zu schelten Goethes Geduld oft auf eine harte Probe gestellt. Es ist ein Zeichen für Goethes völlige Gesundung, dass er sich dadurch nicht abschrecken liess, Herder immer wieder zu besuchen. In Leipzig hatte er als Student es versäumt Lessing auf dessen Durchreise zu sehn, doch wohl weil er dessen unbesiegliche Ueberlegenheit sich nicht gefallen lassen wollte; er ist dadurch um die persönliche Bekanntschaft mit Lessing überhaupt gekommen. Noch später aber sprechen Briefe

Goethes es aus, wie furchtbar er durch Herders Vorwürfe erschüttert wurde. In der That hatte dieser durch seine Schulmeisterei sich sogar seine Braut beinahe entfremdet. Herder urteilte damals, wie er sich bald darauf ausdrückte, dass Goethe sich in Strassburg zwar höchst gutmütig, aber leicht und spatzenmässig gezeigt habe. Das war eine gewaltige Verkennung des Jünglings, der damals den herrlichen Wahlspruch hatte, nichts sein, aber alles werden zu wollen. Immerhin mag Goethe sich freilich manche Blösse gegeben haben. Hat er doch Herder zwar schon damals als einen berühmten Gelehrten gekannt, aber seine damaligen Hauptwerke erst später in die Hände bekommen. Vielleicht ist die Vermutung nicht zu gewagt, dass Goethe auch seine eigene falsche Selbstzufriedenheit in die Gespräche Wagners mit Faust hat einfliessen lassen; wenigstens sind Fausts Belehrungen gewiss ganz in dem Ton gehalten, den Herder seinem Schüler gegenüber anschlug. Von Herder eignete sich Goethe auch, wie er sagt, jene Herbigkeit, jenen trunkenen Grimm gegen alles Halbe, Mittelmässige an, womit er bald darauf in seinen Farcen Wieland und die Genossen seines Geistes verfolgte, Wieland, der ihm eben noch in Leipzig, ja selbst noch in Frankfurt 1770 als Vorbild gegolten hatte.[2]

Fragen wir nun nach den einzelnen Gegenständen, die in jenen Strassburger Gesprächen behandelt worden sind, so nennt uns Goethe selbst die Preisschrift Herders über den Ursprung der Sprache, die dann von der Berliner Akademie gekrönt wurde. Auch ihrer Bedeutung wird Goethe in «Wahrheit und Dichtung» nicht ganz gerecht. Herder trat zwischen die ältere theologische Auffassung, dass Gott den Menschen die Sprache gelehrt, und die neuphilosophische, dass die Sprache willkürlich von den Menschen erfunden worden sei; er wies darauf hin, dass die Sprache im Wesen des Menschen, in seiner Besonnenheit begründet sei: der Mensch der Urzeit habe unter den einzelnen Sinneswahrnehmungen allgemeine Merkmale z. B. für die Gattungen der Tiere, herausgefunden und diese Merkmale für das Gehör bezeichnet, das zwischen dem allzufern reichenden Sinn des Gesichts und dem allzu nah begrenzten des Gefühls mitten inne liege. Herders Auffassung, welche gleichmässig Psychologie und Physiologie berücksichtigt, entspricht auch der heutigen Sprachwissenschaft. In noch weit höherem Grade ist unsere Litteraturwissenschaft aus Herders Anregungen erwachsen.

Für den jungen Dichter wurde der tiefere Einblick in die englische Litteratur wichtig, welchen ihm Herder eröffnete. Goethe erzählt sehr anschaulich, wie Herder ihm den Vicar

of Wakefield vorgelesen und ihn gescholten habe, als er nicht sofort die Kunstgriffe des Romanschreibers entdeckte.

Auch über Shakespeare gab ihm Herder die gedankenreichste Aufklärung und rief so die begeisterte Nachahmung hervor, welche Goethe dann seinem ganzen Freundeskreis vermittelte.

Endlich gab der vor kurzem erst bekannt gewordene Ossian Herder die Gelegenheit über das Wesen und den Wert der alten, der Volkspoesie sich auszusprechen. Wie die berühmten Worte Goethes lauten: Herder lehrte, dass die Dichtkunst nicht ein Privaterbteil einiger feingebildeter Männer, sondern eine Welt- und Völkergabe sei. Er hat damals schon eine Sammlung der «Stimmen der Völker in Liedern», oder wie er selbst dieses 1778 erschienene Buch nannte, seiner «Volkslieder» vorbereitet, welche aus allen Nationen, aus allen Zeiten und Himmelsstrichen Aeusserungen der Volkslyrik vereinigten. Indem er diese Lieder mit dem feinsten Verständnis und der glücklichsten Nachbildung ins Deutsche übertrug, eignete er unserer Litteratur die Dichtung aller Völker zu. Auch deutsche Lieder sammelte er, aber diese ebenso wie die der andern Völker nur aus Büchern. Dass man jedoch im deutschen Volke selbst solche Lieder noch in Gebrauch finden konnte, wusste er wohl und er forderte daher Goethe auf, solche Lieder im Elsass zu sammeln und ihm mitzuteilen.

Wie vortrefflich Goethe diesen Wink benutzte, bezeugten auch bereits Herders «Volkslieder», und selbst diese nicht völlig, indem sie aus einem Dutzend von Goethe gesammelter Lieder nur wenige ausgewählte wiedergeben.

Wir besitzen die ganze Sammlung in zwei Handschriften Goethes, von denen die eine, in Weimar befindlich, aus Herders Nachlass stammt, die andere, nicht mehr ganz vollständige, einst im Besitze der Frau von Stein, jetzt der Strassburger Universitäts- und Landesbibliothek angehört. Namentlich in dieser älteren Fassung tritt die ausgezeichnete Sorgfalt hervor, mit welcher Goethe selbst die mundartlichen Eigenheiten der Lieder aufnahm.[3]

Diese Lieder sind uns zum Teil noch jetzt aus anderen späteren Sammelwerken bekannt. Ja als Studenten haben wir sie selbst gesungen: das Lied «vom eifersüchtigen Knaben», oder «der jung, jung Zimmergesell». Aber schon diese Beispiele zeigen, dass die Volkspoesie zu ihrer Würdigung ein tieferes Eindringen, eine Scheidung von Kern und Schale verlangt. Wenn wir sangen:

«Was zog er aus der Taschen?
Ein Messer, war scharf und spitz.

Er stach's seiner Liebe durch's Herze,
Das rote Blut gegen ihn spritzt» —

dann versäumten wir nicht durch die Aussprache «scharit und spitz» zu zeigen, dass uns die Liebesgeschichte doch etwas bauernmässig vorkam. Die ungenauen Reime stimmen ganz zu der unbeholfenen Ausdrucksweise. Immerhin machte sich doch uns noch die Innigkeit des Gefühls, das Treffende einzelner Wendungen wohl bemerklich. Wir teilten trotz allem die Lust, mit welcher ja gerade im Elsass noch heute Bauernburschen und Mädchen solche Lieder in der Spinnstube singen; denn das ist gerade die Eigentümlichkeit des Volksliedes, dass man es nicht für andere singt, sondern zum eigenen Vergnügen. Goethe hat 1770 die Bemerkung des alten Paracelsus verzeichnet, dass die Lieder vom Tannhäuser, von der Frau von Weissenburg, Niemand mehr erfreuen, als den Sänger selbst. Deshalb singen wir auch unsere Lieder im Chor; das deutsche Lied ist Gesellschaftslied, die französische chanson, die aus Beranger bekannt ist, wird von Einzelnen vorgetragen.[4] Demgemäss strebt auch die französische chanson nach Witz; sie liebt es, ihre Pointen im Refrain der Couplets zu widerholen. Solche witzige Lieder hatte auch bei uns der junge Lessing gedichtet und eines davon: «Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben?», welches den Besuch des Todes bei dem zechenden Mediciner schildert, wird wohl noch jetzt gesungen. Ganz anders das deutsche Lied, welches Empfindungen ausdrückt und diese gern an die Erzählung anknüpft. Aus dem erzählenden Volkslied ist nach Herders Lehre und Bürgers Beispiel unsere Balladen- und Romanzenpoesie hervorgegangen. Das Volkslied ward zum Jungbrunnen für unsere Lyrik.

Die von Goethe gesammelten Lieder sind alle erzählend; sie sind meist rührend, einige legendenhaft fromm. Es sind (ausser dem Liede von dem Lindenschmid, einem Raubritter aus dem 15. Jahrhundert) Liebesgeschichten, z. T. solche zwischen vornehmen Herren und Mädchen aus dem Volke; aber auch die Liebesverhältnisse zwischen Königskindern erscheinen ganz auf den gleichen Ton gestimmt. Möge es gestattet sein, an einem Beispiel zu zeigen, wie vielseitig und wie kräftig hier ein tiefes Gefühl in wenigen schlichten Worten seinen Ausdruck gefunden hat.

Das Lied vom Herrn von Falckenstein.[5]

Es reit der Herr von Falckenstein
Wohl über eine breite Haide.

Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Maidel in weissen Kleidern.

«Wohin, wonaus du schöne Magd?
Was machen ihr hie alleine?
Wollt ihr die Nacht mein Schlafbule seyn.
So reitet ihr mit mir heime.»

«Mit euch heimreiten das thu ich nicht,
Kann euch doch nicht erkennen.»
«Ich bin der Herr von Falckenstein,
Und thu mich selber nennen.»

«Seyd ihr der Herr von Falckenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch beten um den Gefangnen mein,
Den will ich haben zur Ehe.»

«Den Gefangnen mein den gib ich euch nicht,
Im Turn muss er verfaulen;
Zu Falkenstein steht ein tiefer Turn
Wohl zwischen zwo hohen Mauern.»

«Steht zu Falckenstein ein tiefer Turn
Wohl zwischen zwo hohen Mauern,
So will ich an die Mauern stehn,
Und will ihm helfen trauern.»

Sie gieng den Turm wohl um und wieder um:
«Feinslieb, bist du darinne?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm' ich von meinen Sinnen.»

Sie gieng den Turm wohl um und wieder um,
Den Turm wollt sie aufschliessen.
«Und wann die Nacht ein Jahr lang wär',
Keine Stund thät' mich verdriessen.

Ey, dürfft' ich scharfe Messer tragen
Wie unsers Herrn seine Knechten,
So thät ich mi'm Herrn von Falckenstein
Um meinen Herzliebsten fechten.»

«Mit einer Jungfrau fecht ich nicht,
Das wär mir immer eine Schande.
Ich will dir deinen Gefangenen geben,
Zieh mit ihm aus dem Lande.»

«Wohl aus dem Land da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen,
Und wo ich was hab liegen lan,
So darf ich's wieder hohlen.»

Gewiss ist das Bild dieses Mädchens ganz vorzüglich gezeichnet, wie sie ihrem gefangenen Liebsten so treu anhängt und die Anträge des stolzen Ritters zurückweist, wie sie das Gefängnis nächtlich umwandelt und ihren ohnmächtigen Hass gegen den Unterdrücker in wilde Wünsche ergiesst. Aber auch der Herr von Falckenstein, der durch die tiefe Trauer des Mädchens gerührt, ihren Geliebten grossmütig frei giebt, kommt zu seinem vollen Rechte. Die schnippischen Schlussworte des Mädchens geben der leidenschaftlichen Stimmung des Ganzen einen scherzhaften, befreienden Abschluss.

Goethe hat mit Stellen aus unserm Lied auch sein eigenes Jugenddrama zu schmücken versucht.[6] Im Götz von Berlichingen lässt er den Bauernführer Metzler gegen die Gräfin von Helfenstein, welche um Barmherzigkeit für ihren von den Bauern gefangenen Mann bittet, das von sich und seinem Bruder erzählen, was im Liede dem Mädchen und ihrem Geliebten widerfährt: nur stirbt dort der Bruder im Gefängnis. Später hat Goethe die Stelle weggelassen. Mit Recht. Was dem liebenden Mädchen wohl anstand, das passte nicht für den Bruder. Wäre dieser wohl Nächte durch an den Turm gestanden? Hätte dieser sich nicht, wenn es ihm voller Ernst war, an dem Bedrücker sogleich rächen können?

Den vollen Wert, so hatte Herder gelehrt, erhalten die Lieder erst durch ihre Tonweise: sie sollten gesungen werden. Diesen Gedanken, den Goethe später in einem berühmten Gedichte an seine Braut, an Lili, dichterisch ausdrückt, («nur nicht lesen, immer singen! und ein jedes Blatt ist dein»), hatte er auch für seine elsässische Sammlung im Auge behalten. Er hatte die Melodien gesammelt und sie seiner Schwester Cornelia mitgeteilt, die so herzlich an allen seinen Studien teilnahm: uns sind diese Aufzeichnungen verloren.[7]

Wo aber hat nun Goethe jene Lieder wohl gesammelt? An Herder schrieb er: er habe sie «aus den Kehlen derer ältesten Mütterchens aufgehascht.» Wir erinnern uns aber, dass in Sesenheim Friderike dem jungen Dichter mit Vorliebe Elsässer und Schweizer Lieder vorsang. Und so dürfen wir wohl annehmen, dass sie auch seine Forschungen unterstützte, wie er andrerseits für sie Ossians Gesänge übersetzt hat.[8] Vielleicht ist in der Strassburger Handschrift der Volkslieder noch ein Zeugnis dieses Ursprungs vorhanden. Hier ist eine Strophe von fremder Hand nachgetragen, welche mit der Schrift Friderikens in jener Zeit auf jeden Fall mehr Verwandtschaft zeigt als mit der Schrift ihrer Eltern und Geschwister.[9]

Und so sind wir denn doch wieder bei der Sesenheimer Idylle angekommen. Aber nicht wollen wir damit schliessen.

Wir freuen uns jetzt hier in Strassburg ein Denkmal mit den künstlerisch wiedergegebenen Bildern unserer drei Dichter Stöber zu sehn, deren Bedeutung besonders auf dem Gebiete der volkstümlichen Dichtung liegt, indem sie sogar in der elsässischen Mundart dem Gemütsleben ihrer Heimat treffenden Ausdruck verliehen haben; von denen überdies August Stöber auch als Forscher ganz auf den Bahnen gewandelt ist, welche Herder zuerst gewiesen hat. Sollten wir hier in Strassburg nicht auch auf Herder, diesen Stern ersten Rangs in unsrer Litteratur stolz sein und an seine Anwesenheit, seine Wirksamkeit hier dankbar erinnern wollen?

Noch ist die Stelle zu sehn, an welcher Goethe mit Herder zusammentraf. Der ehemalige Gasthof zum Geist[10] ist heute Thomasstaden 7. Vom Hof aus sieht man die Gallerien, welche die Gastzimmer verbanden, und betritt man die breite helle Treppe, auf welcher Goethe Herder zuerst angesprochen hat. Doch das Haus ist jetzt Privathaus und es ist fraglich, ob der Besitzer den Wunsch hat, an Herder und Goethe zu erinnern.

Aber die Stadt könnte ja wohl einer der neuen Strassen, die so rasch emporwachsen, den Namen Herders geben. Eine Herderstrasse würde sowohl in der Nähe der Goethe- wie der Lessingstrasse sehr gut am Platze sein.

---

[1] Fisch, Generalmajor von Stille, S. 93.

[2] In einem Brief an den Buchhändler Reich vom 20. Februar 1770 rühmt Goethe Wielands Shakespeareübersetzung.

[3] So die 2. Pers. Plur. auf n: was machen ihr hie alleine? Eine wenn auch nicht ausschliesslich, so doch vorwiegend in unterelsässischen Liedern vorkommende Eigenheit ist der Einschub eines es. «Ich hab es kein Mann und will es kein Mann.» So noch in Mündels Sammlung Elsässischer Volkslieder: Nr. 26 «Gib du mir's meinen Ring»; ebenso in Nr. 27, 54, 58, 133 fgg. Der Dichter Candidus schrieb am 10. März 1854 an Jacob Grimm: «in einem hinterlothringischen Dreikönigslied erinnere ich mich gehört zu haben: Sanct Joseph der es zieht es sein Hemdelein aus Und machets dem Kindelein Windelein draus».

[4] Dass das deutsche Volk mehr im Chor zu singen gewohnt sei als die romanischen, wird schon zur Zeit der Kreuzzüge bemerkt, s. Müllenhoff und Scherer Denkmäler deutscher Poesie und Prosa zu Nr. XXIX (3. Aufl. von Steinmeyer 2, 157). So heisst es im J. 1147: Tota terra jubilat in Christi laudibus, etiam per cantilenas linguae vulgaris, maxime in teutonicis, quorum lingua magis apta est concinnis canticis.

[5] Der Abdruck oben schliesst sich wesentlich an die Strassburger Handschrift an. Die Weimarer hat manches ausgeglichen, z. B. Strophe 2, 3 w o l l e n i h r und 4 r e i t e n i h r, wegen Zeile 2 m a c h e n i h r. Sie schreibt 5, 1 g e b i c h d i r, weil 10, 3 steht w i l l i c h d i r g e b e n, wobei auch das elsässische g i b i c h verändert worden ist, wie 8, 4 w a n n in w e n n; 11, 4 d ö r f in d a r f. Sie bessert den Vers, indem sie 1, 2 schreibt e i n (ebenso 10, 2); 4, 3 u m ' e n;

7, 1 indem sie wohl einschiebt, was in der Strassburger Hs. fehlt. Sie macht den Sinn glatter, indem sie 11, 3 wo in wenn verändert. Sie macht den Reim genauer, indem sie 1, 4 mit weissem Kleide; 7, 2 darinnen schreibt. Alle diese Veränderungen konnte Goethe vornehmen, ohne dass ihm eine neue Quelle oder eine bessere Urschrift vorlag. Ich komme also von der Ansicht zurück, welcher ich in Goethes Werken (Weimar) Bd. 37 beistimmte, dass die Strassburger und die Weimarer Handschrift gemeinsam aus einer dritten, uns verlorenen stammen. Selbst die Vermutung, die ich in Seufferts Litteraturdenkmalen 14, XVI äusserte, dass die Strassburger Hs. aus einer schriftlichen Vorlage abgeschrieben sei, erscheint mir nicht mehr hinreichend begründet. — Das Lied vom Herrn von Falkenstein ist im 16. Jahrhundert viel gesungen worden, wobei der an verschiedenen Orten vorkommende Name auch an verschiedene Geschlechter denken liess. Mehrere Fassungen bieten Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder Nr. 294, Mittler, D. Volksl. Nr. 105-107. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes S. 102 fg. hält die versöhnliche Fassung, welche zuletzt dem Grafen für seine Gnade dankt, für ursprünglicher; das mag sein, aber schöner ist die unsrige. Das Lied wird 1569 citiert im Theatrum Diabolorum s. Osborn Acta Germanica III, S. 182. Besonders heiter ist, was H. E. Meyer, D. Volkskunde 323 anführt: «Die Stralsundische Chronik berichtet zum Jahre 1543: der gottlose Organist Peter Kulen habe, wenn er Christus unser Heiland habe anstimmen sollen, statt dessen gespielt Ik sach den Herrn von Falkenstein ut siner Borch wol riden».

[6] Weissenfels, Goethe in Sturm und Drang I, 199.

[7] Wie treu Goethe die elsässischen Lieder im Gedächtnis behalten hatte, geht auch daraus hervor, dass er 1814 in Karlsruhe in Hebels Gegenwart ein solches vortrug: Sulpiz Boisserée, Stuttg. 1862, S. 288. Das Wiedersehn mit Jung Stilling in Karlsruhe, welches freilich die alte, vierzig Jahre hindurch vernachlässigte Freundschaft nicht wieder wecken konnte, mochte ihn auf diese Jugenderinnerungen zurückgeführt haben.

[8] Die Vermutung, dass Goethe seine Volkslieder in Sesenheim gesammelt hat, wird wesentlich unterstützt durch eine früher von mir übersehene Briefstelle in den Anmerkungen zu Froitzheim, Lenz und Goethe (1891) S. 120. Danach hatte der Dichter Lenz 1776 von Weimar aus Friderike ersucht ihm die «Romanzen» mitzuteilen, mit denen er dem Herzog Vergnügen machen werde.

[9] Für jenes Blatt der Strassburger Handschrift von Goethes Liedersammlung und die Einträge der Eltern und der Töchter Brion im Sesenheimer Kirchenbuch um 1770 hat Hr. Universitätssecretär Dr. Hausmann gütigst photographische Aufnahmen besorgt, nach denen die beifolgenden Abdrücke gemacht sind (s. S. 122, 123). Nur Friderike schreibt z. B. die t so wie in dem Einschub der Goethehandschrift. Und die kleine, zusammengedrängte Schrift könnte durch die Beschränkung des Raumes veranlasst sein. Doch leugne ich nicht, dass die Sache sehr unsicher ist. In jedem Falle wird es unsern Lesern angenehm sein Goethes Handschrift mit denen der Familie Brion zusammen vor Augen zu haben.

[10] Adolph Seyboth, Das alte Strassburg, S 118, wo auch eine Abbildung.

Ich muss noch heut nach Wartelsteine,
Zu meiner Allerliebsten;
Er flog wohl über Wald und Wiesen,
Wie Vögel unterm Himmel.

Und als er kam nach Wartelsteine
Wohl auf die grüne Heide,
Begegnen ihm die Todtenträger
Mit einer Todtenleiche.

Steht still steht still ihr Todtenträger! Laßt mich die Leich beschauen;
Er hob den Ladendeckel ab, Und schaut ihr unter die Augen

Magdalena Salome Brionin geb. Schöllin als Döttel

Catharina Magdalena Brionin als Döttel

Maria Salome Brionin als Döttel

Friderica Elisabetha Brionin als Döttel

Solchen Actum hab ich Johann
Jacob Brion Pfarrer allhier
verrichtet.

VIII.

Kleine Beiträge

von

E. Martin.

1. Eine alte Inschrift des XIV. Jahrhunderts.

Vor mehreren Jahren zeigte mir Herr Pfarrer Horning eine Inschrift, welche in der Jung-Sankt-Peterkirche, im letzten östlichen Joch des nördlichen Seitenschiffs auf einem alten Wandgemälde zu Tage getreten war. Das Bild, wohl der Mitte des XIV. Jahrhunderts angehörig, stellt Christus unter dem Kreuze vor seiner Mutter dar: hinter ihm Simon von Cyrene und die Schergen, hinter ihr Magdalena und andere Frauen; unten in kleiner Gestalt wohl ein Donator. Bei einem nochmaligen Besuche am 10. Februar 1898 zeigte sich die Inschrift weniger gut erhalten als ich sie früher gefunden hatte.

Ich las diesmal:

MARIA ZARTE . . . ER . . . D . NKE DIR ALLES GV̊TES DES DV MIR | HEST VNTZ . . AR . . . . . . U MV̊S ICH TRVRIG VON DIR GON | LIDEN DEN B . . . RL . . . . . . OT FVR ALLER . INER FR$\overset{I}{V}$NDE NOT DIE ICH VON D . . . . . LEN BO^{E}SE NV VNDE IEMER ME ERLO^{E}SE.

Mit Sicherheit lassen sich folgende vier Reimpaare herstellen, welche durch ihre Einfalt und Innigkeit gewiss den Leser gewinnen werden.

Maria zarte muoter, ich danke dir
alles guotes des du mir
hest untze har geton.
Nu muos ich trurig von dir gon
liden den biterlichen tot
für aller miner friunde not,
die ich von der hellen boese
nu unde iemer me erloese.

Für den Sprachforscher sind die mundartlichen Formen bemerkenswert: har für her, das o anstatt des langen a, hest für hast. Der erste Vers ist überfüllt, ist aber wohl kaum durch Ausstossung von Maria oder zarte zu berichtigen.

2. Daniel Martin.

(Nachtrag zu Jahrbuch XIII, S. 203.)

Von Daniel Martin handelt auch Charles Nerlinger in der Revue d'Alsace 1897 p. 78 ff. Hier und in den folgenden Quartalheften werden die französischen Stücke des Parlament Nouveau abgedruckt, so dass unsere Mitteilung einzelner deutscher Stücke hierdurch ergänzt wird. Wichtiger ist, dass S. 82 noch zwei grammatische Werke von D. M. angeführt werden, wovon sich Exemplare auf der Bibl. Nat. in Paris befinden :

1. Acheminement à la langue allemande, contenant des reigles faciles de la pronontiation exprimée par le moyen du son des lettres Françoises : comme aussi l'explication de chasque partie d'Oraison avec un abbrégé de Syntaxe. Item Le Trucheman Des François et Allemands, cest-à-dire, Devis, ou colloques François et allemands pour toutes occurences, dressez à l'usage de la Soldatesque Françoise venant en ceste ville : comme le contenu le monstre en la page suyvante. Le tout dédié à la Noblesse Françoise cherchant de l'exercice à sa vertu en la Guerre d'Allemagne, par Daniel Martin Linguiste. Das ist kurtze Anleitung zu der Teutschen Sprach ... beides der Teutschen unnd Frantzösischen Soldatesca sehr nützlich .. — Strasbourg, Everhard Zetzner, libraire, l'an 1635, in 12° (246 pages).

Davon scheint nur eine Bearbeitung das in einer nach Martins Tod erschienenen Ausgabe vorliegende Werk :

2. Le guidon Allemand, enseignant la prononciation allemande, exprimée par le moyen du son des lettres Françoises, avec l'explication de chasque partie d'oraison, un abbregé de Syntaxe et des Dialogues ; dédié à la jeunesse Françoise curieuse d'ap-

prendre la langue allemande. Par Daniel Martin, linguiste. De nouveau imprimé, reveu et corrigé. Der Teutsche wegweiser... — Strasbourg chez George André Dolhopf; Jean Everard Zetzner, marchands libraires, l'an de grace 1653, in 12° (236 pages).

Eine weitere Bearbeitung ist dann wohl das an 3. Stelle genannte Werk:

Le parfait Guidon alemand reveu et renouvellé par D. M. de nouveau reveu et corrigé par H. S. Der Teutsche vollkommen Wegweiser... A Cologne, chez François Metternich,.. 1712 in 12°. 418 pp.

Einem freundlichen Briefe von Dr. Adolf Schmidt, Sekretär der Grossherzoglichen Bibliothek in Darmstadt, entnehme ich, dass diese Bibliothek reich ist an Werken Martins (und Habrechts s. u.), welche wohl aus Moscheroschs Nachlass stammen. Sie besitzt:

«1. Favus Praeceptorum Linguae Gallicae mit der Jahreszahl 1622 auf dem gestochenen Titelblatt. (mit hds. Zusätzen.)

2. Μυροθήκιον Κελτικόν. Arg. Eb. Zetzner 1632.

Daran mit besonderem Titelblatt: Complimens pour diverses occasions. Strasbourg. Ev. Zetzner 1632. (Randbemerkungen.)

3. Les Colloques Francois & Allemands. Argentinæ Impensis Eberhardi Zetzneri. M. DCXVII. (1617.) Vorrede 4. Sept. 1627. (Randbemerkungen.)

Es giebt auch Exemplare mit der richtigen Jahreszahl 1627, wie aus Stengel, Chronol. Verzeichnis französischer Grammatiken S. 36 Anm. zu ersehen ist.

Unserem Exemplar sind angebunden: Frantzösische vnd Teutsche Sprichwörter. Editio II. Argentorati Typis Rihelianis. 1627. und Compendium Favi Praeceptorum Linguae Gallicae. Argentinae Impensis Eberhardi Zetzneri. 1627.

Von den Sprichwörtern besitzen wir auch

4. Editio III. Argentorati. Typis Joh. Philippi Mülbii 1643.

5. New Parlement. Strassburg, Lazari Zetzners, S. Erben 1637.

6. Dasselbe. ebd. Joh. Eberhard Zetzner 1679.

7. Vindicatio Linguae Gallicae s. l. 1624, angebunden an Steph. Spalt, Vindiciae Linguarum Teutonicae et Romanae. Arg. 1624.

8. Acheminement (s. o.) scheint sehr selten zu sein, Stengel kennt sie nur aus Brunet.

9. Oratoire chrestien. A Strassbourg chez l'Autheur, en la ruë du Moustier. M. DC. XXXVI. Widmung vom 20. Octobre 1636.

Von Habrecht besitzen wir u. a.

Ianua·Linguarum Silinguis. Argentinae Sumptibus Eberhardi Zetzneri. M. DC. XXX. Auch die Epistola dedicatoria ist Kalendis Maji — 1630 datirt.»

Ueber das Acheminement von D. Martin verlohnt es sich wohl noch einige Bemerkungen zu machen.

Wie seine meisten anderen Werke besteht es aus einer Grammatik und einer Reihe von Gesprächen: sie sind beide verhältnismässig kurz und auf das für einen Soldaten oder vielmehr Offizier Nötige beschränkt.

Die Grammatik beginnt mit den deutschen Buchstaben, deren Unterschied in der Aussprache von der französischen angegeben wird. Bemerkenswert ist besonders: **Eu** sonne comme **Ey** en la Haute Allemagne; **Oe** comme **E**: erlese ons fom besen. Also die Entrundung des ö war bereits eingetreten. Merkwürdig ist: Löw vaut Ley ou Leuy, selon aucuns Leuve. Dagegen: U voyelle sonne comme ou : du = frz. tou. Also die heutige elsässische Aussprache des u als ü war noch nicht vorhanden.

Die Formenlehre und Syntax sind dürftig und äusserlich gefasst.

Die Gespräche erinnern z. T. an die in den andern Schriften Martins vorkommenden. Eigentümlich ist aber S. 191:

«Gespräch zwischen einem Frembden und einem Burger der ihme der statt Strassburg sonderliche sachen anzeigt.»

Der Wirt, daran erinnert «dass ihr mich auff den Münster Thurn führen wollet,» sagt: «ich muss zuvor in meinen futtersack (poche) greiffen, ob ich die bleyenen zeichen drinnen hab welche mir der Herr Ammeister gegeben hat; sonsten würde uns der sigrist die thür nicht auff thun». Der kürzeste Weg wäre «neben am stad, uber die newe bruck; ich will aber lieber uber die Schindbruck [Rabenbrücke] gehn ein wort dem schleiffer zu sagen, der vor dem schlachthauss sein gädlein hat . . . Ein grosses gebäw neben dem gran . . ist das Kauffhauss. Und hier ist der fischmarckt, an dessen end stehet die Pfaltz oder Rathhauss, der Newbau und die Müntz. Lasst uns die Krämergasse hinauff gehen. — Ach wie ein portal! was Gelt haben so viel Bilder zu schnitzlen gekostet! — Last uns das wunderbarliche Uhrwerck sehen, ehe wir hinauffsteigen. — Ich wolte auch gern dz Zeughauss sehen. — Ich will euch auch Morgen meiner Herren Speicher oder Kornhauss sehen lassen wie auch den Spital, das Blatterhauss und Waysenhauss. Wann ihr auch lust habt ein achtzigjährigen Wein zu versuchen, ich will sie euch büssen lassen in einem meiner Herren Keller . . . In dieser statt sind sieben Pfarr (paroices): die zum Münster,

zu St. Thomas, zum Jung unnd Alten Sant Peter, zu Sant Clauss, Sant Willhelm, und zu Sant Aurelien». [Von Plätzen nennt der Vref.:] den Kornmarkt, da auch der kümpel oder grümpel oder grümpelmarkt gehalten wirdt; den barfüsserplatz [Kleberplatz], da man heutiges tags den wein- und zum theil Holtzmarckt hält, die kleine Metzig beim Pfenningthurn, darinnen ein horn ist von einem einhorn, den Ross- Kraut- und Kirschenmarckt, den Thomas vnd Stephanplan; auch sind schöne seltzame sachen in einer kunstkammer [Museum] im baarfüsser Kloster, wie auch schöne antiquitäten beym Herren L. die zum meisten guldene Schawpfenningen und seltzame und alte müntzen seind. Es ist auch ausserhalb der statt im Schiessrein ein so grosser lindenbaum, dass man ein Tilenboden innerhalb der äste gebawet hat, darauff man bey zwantzig Tisch stellen kan, dahin die Burger mit allem lust trincken gehen, wie in einem mit grünen tapecereyen behencktem sal.» [1]

Interessant ist auch das folgende Kapitel:

La Monnoye Allemande et sa Valeur rapportée à celle de France pour l'an 1634.

Pfenning ou Heller.

C'est la plus basse monnoye qui soit, elle est faite en teste de cloux blancs de bahuts, les deux valent un liard, et par consequent les huict un sol. Le Heller de Strasbourg a un H dessous la fleur de lys. Le Pfenning d'Alsace en vaut deux d'autre pays: par ainsi ils valent un liard piece. Les Lorrains appellent ceux-cy des Blancs.

Kreutzer.

Le Kreutzer vaut deux liards ou Pfenningen de Strasbourg, les Lorrains l'appellent Demi-gros.

Halberbatz, ou Halbbätzle.

C'est une piece valant un sol, les Palatins et voisins lappellent weisspfenning, les lorrains un Gros.

Blappart.

C'est une piece de six liards, ou de dixhuict deniers, et a le chiffre de 3 d'un costé, qui signifie trois Kreutzers.

Batz.

Batz est une piece de deux sols, ou deux gros.

---

[1] Solche Tanzböden auf Bäumen gab es im vorigen Jahrhundert besonders in der Ruprechtsau.

Schilling.

C'est une piece de trois sols, ou 3 gros, ou 12 liards.

Spitzbärtel.

Zwantzigpfenninger.

C'est une piece de cinq sols, valant le mesme icy que le demi-teston d'Espagne ou d'Angleterre, qu'ils appellent halbs Kopffstück.

Dreibätzner.

C'est une piece de six sols ou gros de Lorraine, ou 24 liards, 4 blapparts ou 2 schillings.

Münchkopff.

Argent d'Italie, ayant une teste de Pape d'un costé, et un lion tenant un estandard, de l'autre, ceste piece vaut icy trois bats et demi, sept sols ou sept gros.

Halb cardick.

Pour halb quart d'escu, ou Demi quart d'Escu, il vaut icy, quatre bats ou huict gros.

Cardick.

Par corruption pour Quart d'escu, il vaut huict bats, ou seize gros.

Kopffstück.

C'est un teston d'Espagne, valant icy cinq bats, ou dix sols: les trois font un florin.

Frantzösisch Kopffstück.

C'est un teston de France, qui vaut icy un demi florin ou quinze sols ou gros.

Halb Reichsthaler.

C'est un demi risdale, valant 23 sols et un liard, ou 23 gros et un blanc. Le risdale vaut 46 sols et demi.

Ein Gulden.

C'est un florin, ou quinze bats, ou 30 sols ou 30 gros, ie n'en ay iamais veu en espece.

Ein Guldenthaler.

C'est un Risdale, ayant l'effigie d'un prince, au milieu, ou en bas duquel il y a le nombre de 60: il vaut vingt bats ou quarante sols ou gros.

Goldgulden.

Piece de bas or, ressemblant fort aux jectons de Nuremberg, ils valent icy deux florins ou 60 sols, ou trois livres.

Pistolet, ou halbduplon.

C'est une demi-pistole, qui vaut icy trois livres dix huict sols, et parfois quatre livres, et le pistol le double.

Ducat.

Le ducat vaut trois florins ou quatre livres et demie.

Rosennobel.

Un Noble à la rose vaut trois escus, ou neuf livres, parfois on le met pour 4 Risdales.

Les Patacons s'appellent kreutz haler (so!) et ne valent qu'autant que les Risdales.

L'escu sol, quils appellent Sonnenkron vaut toujours 2 ou 3 sols moins que le ducat.

Aus dem «Gespräch mit einem Balbierer» [der zugleich als Wundarzt auftritt] s. 200 ff.

«Mein Gesell hat auch nichts mehr zu thun als dess bawren- Knebels leuss zu brühen (qu'à eschauder les mistoudins de ce pitaud ou pied-gris).

— (Qu'entendez par ce jargon) was meinet ihr mit dem rothwelsch? — Ich verstehe dass er ihm mit warmer lauge zwagen soll. Man schilt uns leussbrüher hie zu land, wie die Schneider böck und geiss. Wann einer umb solcher spötischen Zunamen halben auff den Esel sitzen wolt [sich erzürnte], würden die Bürger alle einander erwürgen. Der Kürssner möchte den zu todt schlagen, der ihn ein Katze schälte; der Goldschmidt, den so ihn ein hasenfuss nennen wolt. So würde der kretzträger (crocheteur) doll werden wann er sein namen harpffnist hören solte. Also geschehe es auch wann man einen Müller einen mäldieb schälte; einen Weber einen dachs: einen Passementmacher gründige schenckel, schuster pechnaass, ein weinschenck weinverderber ou mischer; ein Bott, lugenschmidt; Gartner ein raupe (ou) Krautkopff; Wurtzkrämer, pfeffersack; Notarium und schreiber, scripsit (ou) Blackscheisser, Dintenfresser; Student, gerstenfresser ou hungerleider, Praeceptorem classicum und Schulmeister, sternkucker, gesätz- [l. gesäss-] feger; Papierer lumpemann. Wie wol solche stichwort (lardons) einen gar tief treffen, muss er doch seinen Zorn verbeissen. (Aehnlich im Parl. Nouv. 792 ff.)

Zum Schluss: (une barbe d'advocat, qui croist par articles), ein item bart | ein haar hie | das ander dort | wie die Häuser in der Ruprechtsaw.

IX.

Historische Lieder aus dem Elsass.

Mitgeteilt von

J. Bolte.

1. Schaffner von Alspachs liedt.

Inn Buchsboums thon.

1 Nun went wir aber heben an
Vnd singen von einem hincketen man,
Der nam sich grosser hoffart an,
Wolt yederman bezwingen,
Dorum wöllen wir von jm singen.

2 Schaffner von Alspach ist ers genant,
Im gantzen Elsas wol bekandt,
Man sagt vom jm jm gantzen landt,
Hab sich nit wol gehalten
By jungen vnd auch by alten.

3 Er hatt gar manchem leidt gethon,
Ders nit wirdt vngerochen lon,
Wiewol jm ist yetz worden der lon,
Die stroff ist aber zu kleine,
Es gfelt nit gar der gmeine.

4 Er hatt furwor jnn einer schlacht
Der kronen vil zusamen bracht,
Er ist geloffen tag vnd nacht,
Meint jm ein namen zu machen,
Des darff er nit gelachen.

5 Mitt ander leut hab vnde gut
Treib ers ein grossen vbermut,
Hielt aber sein mul nit jnn rechter hut,
Dorumb möcht jm nit gelingen.
Nach vngluck det ers ringen.

6 Die von Alspach ein zehenhoff handt
By einer kilchen Mygwilr genant,
Do selben sich der schaffner fandt,
Er wolt, er hetts vermitten,
Das ers dohin was gritten.

7 Daselben furt er grossen bracht,
Den herren von Rappoltstein ers veracht,
Hatt sich aber nit wol bedacht,
Was[1] er doran thet gwinnen,
Ist ers wol worden jnnen.

8 Dornoch vs seinem stoltzen sinn
Reidt ers gen Rappoltzwilr hin,
Zum engel thet ers keren jn,
Das hett man baldt vernommen,
Das ers dohin was kommen.

9 Vnd als er fur den engel kam,
Gar baldt man jn geuangen nam,
Do wardt der hincken schaffner zam,
In glustet nit zu singen,
Inn durn do miest ers springen.

10 Als man jn nun deth griffen an,
Sprach er: «Ich hab doch nichts gethan,
Das ich also muss gefangen gan,
Das darff ich worlich jehen.»
Er meint, es solt jm nit gschehen.

11 Die weibel furten jn geschwindt,
Dann sie waren jm alle vindt,
Der schaffner weinet wie ein kindt,
Do er sich sah gefangen,
Sein hoffart was jm vergangen.

12 Er also vff der selben fart
Inn obern durn gefieret wardt.
Er sprach: «Die gfengnus ist mir zu hartt,
Ich mag sy nit erzigen.»
Im schmachten nit die figen.

13 Nach dem hat man sich baldt bedacht
Vnd jn zu einem vogt gemacht,

---

[1] Was was.

Wie wol er den herren hett veracht,
Inn einer vestin bekante,
Ist Berokeneck genante.

14 Als er der vestin hett gewalt,
Der adel zu jm wardt gschicket baldt,
Sy sagten jm gar manigualt,
Detten jm ein frag vffgeben,
Der selben miest ers geleben.

15 Nämlich das man wolt von jm han,
Er solt vnd miest streng recht verston,
Do wurdt er hören seinen lon,
Doruff sich wol bedrachten,
Wie man solt herren verachten.

16 Der schaffner sprach: «Lieb junckhern vnd herren,
Ich bitt, jr wöllen mich geweren
Vnd bitten meinen gnedigen herren,
Das sich sein gnad wöll mosszen,
Strengen rechtens mich erlossen.

17 Dann ich will alles tragen ab,
Das ich vff jnn gelogen hab,
Er stel mir nur das rechte ab,
Dann ich wolts gern vermiden,
Ich mag es auch nit liden.»

18 Gar baldt hett man sich doruff bedacht
Vnd jm ein gschrifftlin furher bracht,
Was man jm selben het[1] gemacht.
Wissen wir nit alleine,
Sonder er vnd die gantz gemeine.

19 Dorumb, schaffner, du frischer knecht,
Detst dich jnn dem nit bedencken recht,
Das du die herren hast geschmecht.
Drumb wans dir wer ein liden,
So must du die herschafft miden.

20 Dann hettstu dich anders bedacht,
Dein fraw vorhin vom pfaffen bracht,
Hettst d herren glossen vnueracht,
Wer dir bass angestanden,
Werst nit kumen zu solichen schanden.

21 Mitt herren ist bös kirsen essen,
Des hett sich der schaffner nit vermessen,
Acht wol, er hett des sprichworts vergessen,
Daran dett ers nit dencken,
Er meint, man wurdts jm schencken.

---

[1] het hett.

22 Nitt wither ich nun singen kan
Was der schaffner ist fur ein man,
Das selb weis er vnd yederman.
Sein zung det jn dohin bringen,
Dann er sy nit kan zwingen.

23 Die vns dis liedtlin handt gedicht,
Des handels waren sy wol bericht,
Sy gönten es dem schaffner nicht,
Möchten der wil nit haben,
Er wurdt sy sonst gduret haben.

24 Sy singen das vnd noch vil mer,
Den herren soll man geben ehr.
Acht wol, der schaffner dieg [!] solchs nit mer
In allen seinem leben,
Dusent kronen wolt ers dafur geben.

Amen Finis τελος

1541

Tosiours en esperance

I. K.

---

2. Ein new Lied vonn der begangnen Schlacht ihm Ellsass geschehen vff Mittwuch nach Catharinae Anno 1589.

Ihm Thon, wie mann den Albrecht vonn Rosenburg sinngt.

1 Der Hertzog auss Lottringen ist ein freyer Kriegsmann,
Er greifft die Sachen dapffer ahn
Inn deutschen vnnd inn weltschen Lannden,
Er zeucht bitz inn dass Ellsass herauss
Vnnd treibt die Hugenotten drauss
Mitt Spott vnnd grossen Schannden.

2 Die Strassburger hätten ein Sprichworth gemacht,
Dardurch den Bischoff ghar veracht,
Wann ihre Kinndtlein thätten greinen,
Sprachens: «Schweig, mein liebs Kinndelein!
Es kompt der stoltz Pfaff Hensselin,
Vnnd er würdt Spanger bringen.»

3 Dass handt sye allso lang gemacht,
Bitz dass mann hatt die Spannger pracht
Gantz heimblich vnnd gantz stille.

Do griffen sye die Sachen hurttig ahn,
Do pleibet mancher vff dem Plan
Zwüschen dem Rhein vnnd auch der Ille.

4 Allssbaldt Herr Frantz von Dompartingen
Mitt seinen Reüttern dass wardt innen,
Dass Hertz [?] thätten sye schoben
Vnnd eylten nach einer werthen Statt,
Basell dieselb den Nammen hatt
Ihm Schweitzer Lanndt hoch dortt oben.

5 Alls baldt die Bassler merckhten den Bossen,
Ghar baldt handt sye vffgeschlossen
Vnnd thätten die stolzen Hälden schönn empfangen.
Die inn einer schandtlichen Flucht
Wider den auss Lottringen hochgeacht
So mannliche Thatten hätten begangen.

6 Allso seindt sye khommen daruon,
Haab vnnd Guett dohinden gelahn,
Darzue auch Ross vnnd Wagen,
Mitt denen sye seindt vonn Hauss gekhommen
Vnnd auch den Bauren ihm Lanndt genommen
Zue einem grossen Schaden.

7 Gott sey gedanckht ihm Himmel hoch,
Der Kruog hatt aber einmal ein Loch
Vnnd einen Krebssgang bekhommen.
Die Meüss haben dass Gharn zerbissen,
Vnnd ist dass Webb am Sthuol zerrissen,
Dass sye haben gespunnen.

8 Sye haben dem Hertzog auss Lottringen hartt gethrowen,
Vnnd dass ist wahr vnnd nicht erlogen,
Vnnd achten ihn für ein Narren.
Aber er hatt sich mitt ihnen wol verglichen,
Hat jhnen die Narren kappen dapffer vmb dass Maul gestrichen,
Wie sye wol haben erfahren.

9 Danckh habt der deüre werthe Höldt,
Der sich so dapffer wogt jnn dass Veldt
Wider der catholischen Kirchen Stürmmer.
Er hatt sich mitt jhnen dapffer verglichen
Vnnd jhnen den Gryssum angestrichen
Vnnd sye dapffer thuen firmen.

10 O du edler König zue Nauarra (? n),
Du hast abermahl ein Schlacht verlorn
Wohl vff dem teütschen Boden.
Darumb so schickh baldt annder Geltt,
Dass mann dir new Kriegsuolckh bestellt
Wol bey den teutschen Hugenotten!

11 Dann wir haben noch vil guetter Kinndt,
Darzue dess Schenckhen ehrlich Gesindt,
Die er hinder sich hatt gelassen,
Wölliche alle seindt vff vnnserm glauben
Vnnd könnden dapffer sthelen vnnd rauben:
Darauff darffst du dich verlassen.

12 Dass Lied hab ich gemacht zue Ehren
Allen catholischen Färstenn vnnd Herren
Inn theutschen vnnd welschen Lannden.
Der lieb Gott wöll sye nitt verlahn,
Wölle jhnen allezeitt beysthan,
Dass sye sein Kirchen erhalten vor Schannden.

Die beiden vorstehenden Lieder stehen in der Sammelhandschrift der Königl. Bibliothek zu Berlin Mscr. germ. fol. 754, Bl. 39a und 35a. Ueber die Hs. vgl. Alemannia 25, 88. Ebenda findet sich

Bl. 58a:

Chanson nouuell des triomphes et magnificence qui ont estez faict a Paris au mariage du roy de Nauare et de tres ylustres princesse ma dame Marguerite fill du roy Henry et soeur du roy Charles a present regnant, et se chant sur le chant de Charles:

Jesus par sa puissance | A permis au francois

aus dem Jahre 1572. (11 Str.)

Bl. 58b:

Chanson nouuelle a lencontre des Huguenaux pour la trastre affection quilz auoient enuers le roy en voulant mettre a mort sy neust este layde de dieu. Et se chant sur le chant Noble vill de paris le coeur de toute la France:

Tramblez tremblez Huguenaux | Maintenant sont mis par terre.

(10 Str.)

Auf das im zweiten Lied behandelte Ereignis bezieht sich auf ein Lied, wovon ein Druck sich in der Berliner Bibliothek unter *Ye 4841* befindet (vgl. auch Weller Annalen 1,92 N. 413).

Ein schön New Lied, | . . . . | . ., von dem verrhe- | terigē handel, so newlicher zeit vber die Deut- | schen Landsknecht im Elsass geschehen, | ober dem Wasser die Ill genant. | Im thon, Auss frischem freyem muth, etc. | . . . | Getruckt zu Basel bey Samuel Apiario, 1589. | 4 Bl. 8°.

Ach Teu[t]schland nemet acht,
Dein heil doch eins betracht.
Thut euch fleissig hüten,
Seid munter, fleissig wacht!
Man hat uns lang geprophecelt

Von diser hochbetrübten zeit:
Es kömpt vns jetzt zů hauss
Mit schmertz vnd grossem strauss. (22 Str.)

Ebenda unter *Yd 7851,4* ist auch ein Druck, zu welchem Weller Annalen 1,93 N. 420 gehört:

Zwo | Warhafftige | Newe Zeitungn, Die Erste, | Von der gewaltign schlacht, so der | König von Nauarra mit dē Bapst | gehalten hat, jhm 17 Tausent Mann | abgeschlagen, vnnd die Stadt Ruan | eingenom̄en. Geschehen den 9. Janua- | rij dieses 90. Jars . . . | Im Thon, wie man den Lin- | denschmidt singt. | . . . | Basel, Melchior Nerick. 4 Bl. 8°.

Nun höret zu, jhr Arm vnd Reich,
Ein newes Lied aus Franckreich,
Was sich in kurtzen Tagen
In diesem Jar, sag ich fürwar,
Newlich hat zugetragen. (20 Str.)

X.

Die Kunkelstube.

2. Fortsetzung

von

Hans Lienhart.

An meine früheren Mitteilungen über die Kunkelstube im Unter- und Mittel-Elsass [1] sollen sich diesmal einige Ergänzungen aus dem Ober-Elsass reihen, und in einem späteren Jahrgang unserer Zeitschrift gedenke ich dann den Kreis der Betrachtungen dieser Volkssitte mit dem Sundgau abzuschliessen.

Die folgenden Gesellschaftsspiele aus der Kunkelstube werden besonders in Dürrenenzen westlich von Colmar, im Ried, gepflegt, in derselben Ortschaft, aus der uns von Herrn Werkmeister Obrecht so viele wertvolle Beiträge für das Wörterbuch der elsässischen Mundarten zugeflossen sind. Aber auch in den benachbarten Gemeinden Arzenheim, Balzenheim, Kuhnheim u. a. sind sie nicht unbekannt. Die Sitte der Abendzusammenkünfte hat hier den gleichen Charakter wie im Norden des Landes, und nur die Benennung derselben wechselt mit den verschiedenen Gegenden. Während man z. B. nördlich vom Hagenauer Forst sagt ‚in d Maistub gehn', im westlichen Teil des Zaberner Kreises ‚in d Visit gehn', im Landkreis Strassburg und im Mittel-Elsass ‚in d Kunkelstub gehn', heisst es in Rappoltsweiler ‚z Këlte [2] geh', in Dürrenenzen ‚z Kunkle

---

[1] s. Jahrg. VIII, S 76 ff. und XI, S. 202 ff.
[2] ë lautet wie frz. a.

geh', in Sulzern ,ze Stuwene, ze Kwëlte gieh', in Neubreisach ,z Liecht geh', in Rufach und im Sulzmatterthal ,z Kwëlte geh', in Obersteinbrunn, Sierenz und Hirsingen ,z Këlte geh', in Hirsingen auch ,z Stubete geh', in Fislis ,z Chëlte goh'.

Kehren wir nach Dürrenenzen zurück! In den Kunkelstuben wurde in früheren Jahren nur gesponnen; heutzutage ist diese Beschäftigung, wenn auch nicht ganz verdrängt, so doch erheblich zurückgegangen und durch Strick-, Häkel- oder Näharbeiten ersetzt. Die Abendzusammenkünfte werden in der Regel in solchen Häusern abgehalten, wo die jungen Leute in ihrem lebhaften Treiben am wenigsten gestört werden, wo ihnen ein hinreichend grosser Raum zur Verfügung steht, wo weder Kinder noch betagte Personen zur Familie gehören. Ja, es kommt bisweilen sogar vor, dass die schlauen Töchter des Hauses, in welchem die Abhaltung einer Kunkelstube geplant ist, ihre Eltern bitten oder nötigen, sonstwo ,z Kunkle z geh'.

Die Mädchen treffen nach 6 Uhr abends mit ihrer Arbeit in dem bestimmten Hause ein. Bis 8 Uhr wird dann gearbeitet; dazwischen wird gescherzt und gesungen und ab und zu auch gelauscht, ob sich noch keiner der jungen Burschen sehn oder hören lässt. Diesen wird manchmal vorher von irgend einer Teilnehmerin der Ort der Zusammenkunft verraten; öfter aber müssen sie ihn durch ,Bossle' ausfindig machen, d. h. durch Horchen an den Fenstern der verschiedenen Häuser selber erraten, wo i h r e Kunkelstube tagt. Die absichtlich laut und lebhaft geführte Unterhaltung der Mädchen erschwert ihnen freilich ihr Geschäft nicht sonderlich. Die Burschen verhalten sich aber während des Suchens in der Regel ganz still, und erst wenn sie ihre ,Partei' gefunden haben, machen sie absichtlich Geräusch, klopfen an Fenster und Thüre, sprechen mit verstellter Stimme und treiben sonst noch allerhand Unfug. Um 8 Uhr treten sie dann in die Kunkelstube ein, und dann ist die Zeit der ernsten Arbeit vorbei. Die ganze Gesellschaft bleibt aber bis 10 Uhr oder noch länger beisammen und vertreibt sich die Zeit mit folgenden Gesellschaftsspielen:

1. Gfallt d^i^r di^n^ Gsell?[1]

Ein Bursche O übernimmt die Rolle des Spielordners. Die übrigen Mitspielenden stellen sich paarweise in zwei Reihen

[1] Hochgestellte Buchstaben werden in der Mundart nicht ausgesprochen.

hintereinander auf, womöglich so, dass immer ein Bursche und ein Mädchen zusammen kommen. In der vorderen Reihe steht jedesmal der ‚Meister' des Paares und trägt die Nummer 1, hinter ihm sein ‚Geselle' mit Nummer 2. Der Ordner hat ein am Ende mit einem Knoten versehenes Taschentuch — einen sog. Plumpsack — und fragt nun der Reihe nach jede Nummer 1: ‚Gfallt d^{i}r di^{n} Gsell?' worauf der Gefragte erwidert: ‚Ja!' oder ‚Nit so üwwel!' oder ‚Nit so gar wuhl!' — O.: ‚Worum nit?' Darauf erfolgt als Antwort irgend ein Grund, der mit einem Scherz verbunden, die übrigen zum Lachen reizt. — O.: ‚Welle^{r} gät d^{i}r gfalle^{n}?' In der Antwort wird sodann irgend eine andre Nummer 2 bezeichnet, welche mit der bisherigen flink den Platz wechseln muss, wobei es für beide mehrere Plumpsackstreiche von seiten des Ordners absetzt. Zugleich treten die beiden Nummern 2 als nunmehrige ‚Meister' in die vorderste Reihe ein. So dauert das Spiel einige Zeit. Auf einmal ruft der Ordner — nicht etwa Nr. 1 Kehrt! sondern — Büch uf Büch! und dann wird weiter gespielt. Zur Abwechslung erfolgt dann später der Kommandoruf: Rücke^{n} uf Rücke^{n}! Manchmal wird auch plötzlich das Licht ausgelöscht, wodurch eine ziemliche Verwirrung entsteht, welche aber den Spielern nicht immer unerwünscht ist, denn das Sprichwort sagt: ‚Im Dunkle^{n} isch guet munkle^{n}' und ‚Im Dunkle^{n} isch s Griffe^{n} erlaubt!'

2. D^{e}r Herr Rapp het d Kapp verlore^{n}.

Der Spielordner gibt jedem Mitspielenden eine Farbe als Namen. Dann fängt er an: ‚D^{e}r Herr Rapp het d Kapp verlore^{n}; i^{ch} main als, d^{e}r Rot het si^{e}!' Der Rote verteidigt sich sodann schlagfertig mit den Worten: ‚D^{e}r Rot het si^{e} nit, d^{e}r Gēl^{be} het si^{e}!' worauf sich dieser in gleicher Weise verteidigt und einen andern anklagt. So geht es weiter, bis schliesslich einer einen Fehler macht, sei es, dass er antwortet bei Nennung einer Farbe, die er nicht trägt, oder dass er beim Aufruf seiner Farbe nicht sofort antwortet. Wer gefehlt hat, muss ‚e Pfan^{d} gēb^{en}'; später werden die Pfänder wieder unter allerlei Scherzen eingelöst. Dabei ist für Uneingeweihte besonders die Aufgabe verfänglich: ‚Dē^{r} muess s Rot zwische^{n} de^{n} Bei^{nen} zeige^{n}', d. i. die roten Linien zwischen den geschlossenen Fingern der vor das Licht gehaltenen Hand, oder ‚Dē^{r} muess s Gēl^{be} im Hēmb^{d} zeige^{n}', womit die gelbe Schnalle gemeint ist, welche früher an Stelle der Knöpfe am Männerhemd sass. Bisweilen muss ein Mädchen in den Hausflur gehn und ‚um e Mann hile^{n}' (weinen). Sie schwärzt dabei ihre Hände mit Russ,

und nun öffnet einer die Thüre von innen und fragt sie nach der Ursache ihrer Thränen. ‚Ich hil um e Mann!‘ — ‚Wellen wotsch dënn?‘ Sie bezeichnet dann den Uneingeweihten, zu dem sie mit den Worten geschickt wird: ‚Geh zue-n-ihm und froj e!‘ Das thut sie und schmeichelt ihm und streichelt ihm mit ihren geschwärzten Händen über seine Backen, bis er schliesslich ganz schwarz ist und ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters wird.

3. Supp ëssen.

Gewöhnliche Spielkarten, aber eine weniger als Mitspielende, werden auf einem Tisch ausgebreitet, um den sich die Spieler setzen. A fragt nun seinen Nachbar oder seine Nachbarin B: ‚Was hesch gegëssen?‘ B nennt dann einen recht drolligen oder derben Namen einer Speise, z. B. ‚e gschwellti Häringseel!‘ oder ‚e Stückle vum e Katzenroller! vum e Soiarsch!‘ u. s. w. — A: ‚Was noch?‘ B antwortet in gleicher Weise wie vorher oder ‚e Mëhlsupp! e Fleischsupp!‘ und wenn er dann plötzlich sagt ‚e Supp!‘ so greift jeder Mitspielende rasch nach einer Karte. Wer keine bekommt oder wer zu früh, etwa bei ‚Mëhlsupp‘ schon nach den Karten greift, muss ein Pfand hergeben, und nach einer Weile erfolgt die Auslösung der Pfänder wie unter Nr. 2.

4. Pfinni, Pfinni, Pfand.

Die Spielenden setzen sich in einem Halbkreis nieder. Ein Bursche A geht nun mit einem Mädchen B zu Nummer 1 und kitzelt dieselbe — einen Burschen sowohl wie ein Mädchen — auf den Knieen mit den Worten: ‚Griwwele, grawwele underm Dach, Dër wo schmollt ader lacht, Ader d Zähn zeigt, Dër muess Pfinni Pfinni Pfand gëben!‘ A sucht dabei durch allerhand Grimassen zum Lachen zu bewegen; gelingt ihm das nicht, so geht er zur folgenden Nummer über. Wer aber lacht, muss ein Pfand an B geben, welche es in ihre Schürze nimmt, und das geht so weiter, bis eine genügende Anzahl von Pfändern zum Auslösen vorhanden ist.

5. Steinle-Verstecklis.

Zwei Mitspielende A und B stehen, die übrigen sitzen im Halbkreis. A hat ein Steinchen oder einen andern kleinen Gegenstand, und indem er von einem zum andern geht, thut

er so, als ob er das Steinchen unter einer Schürze, einer Blouse oder einer Jacke versteckte. Bei einem thut er es wirklich. B muss nun das Steinchen suchen. Mit den Worten: ‚Misle, Mäsle, zeig m^{i}r s Gläsle! Wo? do! Under wel^{chen} Stüehle^{n}, Bänke^{n}, Bli^{b}t's hënke^{n}?‘ fängt er seine Thätigkeit an und untersucht dabei — recht gründlich und nicht immer in der feinsten Weise — jede Schürze, jeden Kittel, wobei jedes so thut, als wäre das Steinchen bei ihm versteckt. Findet B dasselbe schliesslich, so muss eine andere Person an seine Stelle treten, worauf sich der nämliche Vorgang wiederholt.

6. s Geisle verteile^{n}.

Der Spielordner ist zugleich der Verteiler des Geisleins. Er behält für sich den Pelz und giebt den übrigen je ein Stück, z. B. ‚e Horn, e Fuess, d^{e}r Wad^{e}l, s Loch, s Ütter, d Schnurr‘ u. s. w. Sodann beginnt das eigentliche Spiel damit, dass der Ordner irgend eine Eigenschaft des von ihm behaltenen Felles hervorhebt; er sagt etwa ‚Ich haw e grosse^{n} Pelz‘. Jedes der Mitspielenden muss von seinem Teilstück das Gleiche aussagen. Ist das der Reihe nach geschehn, so lobt der Ordner eine andere Eigenschaft des Fells, z. B. ‚Ich haw e herte^{n} Pelz‘ oder ‚Ich haw Hor am Pelz‘ u. s. w., und alle übrigen thun es ihm nach. (Wenn der geneigte Leser einmal die Reihe durchprobiert, wird er begreifen, dass das Spiel oft von gewaltigen Lachsalven begleitet ist.)

7. s Diwele stopfe^{n}.

Die Spielenden sitzen in einem Kreis am Boden und halten mit ihren Händen einen an beiden Enden zusammengeknüpften ringsum laufenden Strang fest. A bekommt nun ein etwa 5 cm langes und 1 bis 2 cm breites, nicht allzu hartes Stückchen Leder in den Mund, das ihm sein Nachbar B entreissen muss, freilich ohne die Hände von dem Strange weg zu nehmen. Er muss es daher mit dem Munde thun. Dabei zerren alle übrigen gewaltig an dem Strange, so dass es oft sehr schwer hält, den Lederstreifen zu erhaschen. Ist dies schliesslich doch gelungen, so sucht C dem B denselben wegzureissen. Die Bewegungen der beiden Streitenden haben eine auffallende Aehnlichkeit mit der Fütterung der jungen Tauben durch die alten.

8. Diwele, witsch uf!

Die Spielenden sitzen um einen Tisch. Der Vorspieler beginnt: ‚Diwele, witsch uf! s fliejt e Krabb nuf, s fliejt e Häher nuf, s fliejt e Schĕr nuf, u. s. w.‘ Bei jedem Gegenstand hebt er die Hand auf, und die Mitspielenden thun dasselbe. Nur müssen sie sich hüten, die Hand in die Höhe zu nehmen bei der Nennung eines Gegenstandes, der nicht fliegen kann. Wer das dennoch thut oder aber versäumt, die Handbewegung zu machen, wenn ein fliegender Gegenstand genannt wird, muss ein Pfand geben, und zum Schluss werden die Pfänder eingelöst wie unter Nr. 2.

9. Krüt verkoifen.

A ist Käufer, B Verkäufer der Kohlköpfe, d. i. der übrigen Mitspielenden, welche am Boden kauern. A fragt B: ‚Hän ihr kein Krüt zu verkoifen?‘ — B: ‚Doch, do steht noch!‘ Sie feilschen dann ein Weilchen miteinander, wobei der Verkäufer nicht versäumt, seine Ware höchlichst zu rühmen. Der Käufer untersucht die Köpfe durch Befühlen und Klopfen, ob sie auch ‚satt‘ sind. Schliesslich werden sie handelseinig unter der Bedingung, dass der Verkäufer dem Käufer die Kohlköpfe nach Hause schaffen hilft. Zunächst werden dieselben nun auf einen einzigen Haufen zusammen getragen, sodann löscht einer das Licht aus, und ein anderer begiesst das Krüt, ‚dass s nit lummerig (welk) wurd‘. Es entsteht dabei meist ein wirres Durcheinander, was übrigens niemand unangenehm ist.

10. Die Räüwergschicht.

wird nur gespielt, wenn eine oder zwei uneingeweihte Personen unter der Gesellschaft sind. Eine derselben wird zum Herrn Maire (Bürgermeister) ernannt, eine andere, wenn möglich, zur Froi Mairen. Von den übrigen Mitspielenden wird einer Adjoint (Beigeordneter), einer Wächter, zwei sind die Diebe und die übrigen die Bürger der Gemeinde. Die zwei Diebe verlassen das Zimmer, der Wächter stellt sich mit einem Stock bewaffnet an der Thüre auf, und die übrigen legen sich schlafen. Bald verfällt auch der Wächter in Schlaf, und in diesem Augenblick schleichen sich die Diebe ins Zimmer und stehlen, was sie erhaschen können. Plötzlich erwacht der Wächter, die Diebe ergreifen die Flucht, werden aber von ihm verfolgt und

bald eingefangen. Durch den Lärm sind auch die übrigen erwacht. Der Wächter führt nun die Diebe, welche sich inzwischen die Hände am Feuerherd mit Russ geschwärzt haben, in die Stube herein. Hier fallen sie vor dem Maire und seiner Frau auf die Kniee nieder, bitten jammernd um Vergebung und streicheln ihnen dabei die Wangen. Plötzlich ertönt ein schallendes Gelächter, und jetzt erst merken dieselben, dass sie im Gesicht kohlschwarz sind.

11. D^{ie} Soi suechen^{n}.

Man nimmt aus einem Kartenspiel das Herz-As, den Herz-Bauer und den Herz-König und ergänzt dieselben bis zur Zahl der Mitspielenden. Jeder zieht nun eine Karte. Herz-König und Herz-Bauer werden auf den Tisch niedergelegt, und die beiden Inhaber stehen nun selber als König und Bauer vom Tische auf. Letzterer geht auf jenen zu und redet ihn an: ‚Gotte^{n} Morje^{n}, Herr Kinnig!‘ und teilt ihm weiter mit, dass ihm in der verwichenen Nacht ein Schwein abhanden gekommen sei. Er habe starken Verdacht, dass der Dieb sich unter den hier Anwesenden befinde und bitte um die Erlaubnis, seine Sau suchen zu dürfen. ‚Se sueche^{t} si^{e}, awer in ke^{ine}m lëtze^{n} Stall!‘ Der Bauer sucht nun auf den Gesichtern zu lesen, wo das Herz-As steckt; trifft er richtig, so darf er dem Inhaber eine Anzahl Hiebe mit einem Plumpsack geben; rät er aber falsch, so muss er sich selber von letzterem das Gleiche gefallen lassen. Dabei hat dieser vor und nach dem Schlagen einen Streich auf den Tisch zu thun und dazu ‚Plumpsack‘ zu sagen. Vergisst er das, so bekommt er die Prügel zurück unter Beobachtung der gleichen Vorschrift.

Zu den angeführten Spielen kommen noch zwei: Fünkele blose^{n} und Schlurwe^{n} stosse^{n} (Pantoffel suchen), welche schon im Jahrbuch XI S. 203 für Bischofsheim geschildert worden sind.

XI.

Schriftdeutsche Wörter mit abweichendem Sinn in der Mundart des Dorfes Waldhambach.

Gesammelt von

J. Spieser.

Wenn zwei dasselbe sagen, so sagen sie nicht dasselbe, ist bekanntlich der Sinn eines alten lateinischen Sprichwortes. Das Wort ist bereits wahr, wenn die Beiden, die dasselbe zu sagen scheinen, in der gleichen Sprache und Mundart erzogen sind. Ganz besonders trifft der Satz aber da zu, wo der eine in der Schriftsprache denkt und redet, der andere aber in der Volksmundart. Die Dorfkinder in der Schule, der Bauer in der Kirche machen sich bei den hochdeutschen Worten und Wendungen der Lehrer und Prediger oft ganz andere Begriffe, als diese damit verbinden. Zum ersten sind ihnen nämlich sehr viele hochdeutschen Ausdrücke abstrakten Inhalts mehr oder weniger ganz unbekannt, mindestens aber ungeläufig, und zum andern hat in der Mundart gar manches Wort, das auch die Schriftsprache verwendet, eine andere Bedeutung als in dieser. Selbstverständlich ruft darum der gehörte oder gelesene hochdeutsche Ausdruck in den Gedanken des Ungelehrten zunächst diejenige Vorstellung wach, die dieser in seiner Mundart mit dem betr. Wort verbindet. Giebt der Satz bei dieser Auffassung einen irgendwie denkbaren Sinn, so versteht der Hörer eben etwas ganz anderes, als der Redner sagte; giebt er keinen annehmbaren Sinn, so macht der Hörer sich überhaupt keinen

Gedanken bei dem was er hört, und seine Aufmerksamkeit erlahmt. Einer meiner Amtsbrüder gebrauchte in seiner Predigt am Sonntag der letzten Gemeinderatswahlen einmal den Ausdruck «Stimmung». Da sah er, wie ein scheinbarer Schläfer das Gesicht plötzlich emporrichtete und gespannt aufzuhorchen anfieng, nach einigen Sätzen aber enttäuscht den Kopf wieder sinken liess um weiter zu schlummern. Der Mann kannte offenbar keine andere «Stimmung» als die mit dem Stimmzettel. Eine Predigt über diese hätte ihn interessiert. Was aber der Prediger von der «Stimmung» sagte, das wusste er mit der ihn interessierenden «Stimmung» schlecht zusammen zu reimen, darum gab er den Versuch auf und nickte weiter. Ich glaube, das war ein Vorgang, der sich in Kirche und Schule unendlich oft in irgend einer Form wiederholt. Jedenfalls muss ich meinen Konfirmanden biblische Ausdrücke wie «ärgern», «böse», «willfährig», «freien», «Gast», «geizig», «gemein», «Gerechtigkeit», «harte Rede» u. s. w. u. s. w. immer wieder aufs neue erklären. Dasselbe gilt von grammatischen Erscheinungen. Die süddeutschen Mundarten haben das Imperfektum glücklich über Bord geworfen; in folge dessen weiss aber das Kind mit einem ihm begegnenden schriftdeutschen Imperfektum nichts anzufangen, es deutet dasselbe zunächst als Präsens. Gerade so geht es ihm mit dem Präsens des Konjunktivs; «er komme» wird gefasst als «er kommt» statt als «er soll kommen». Ein Satzbau mit «weder — noch», «es sei denn dass» oder ausgelassenem «wenn» (z. B. «kommt er» für «wenn er kommt») oder einer Apposition ist meinen Konfirmanden meist unverständlich. Bei dem Spruch Mat. 7, 2 «Mit welcherlei Gericht ihr richtet,werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maass ihr messet, wird euch gemessen werden» wollen die meisten hersagen: «werdet ihr gemessen werden», weil für den betreffenden Sinn ihr Sprachgefühl verlangen würde: «werdet ihr gemessen kriegen», eine Ausdrucksweise, die z. B. in meiner Heimat, dem Oberelsass, nicht üblich ist.

Es könnte nun im deutschen Unterricht der Schule viel zum bessern Verständnis der Schriftsprache gethan werden, wenn die Lehrkräfte sich ganz genau darüber klar wären, wie weit die Mundart solchem Verständnis förderlich ist und wie weit sie ihm entgegenwirkt. Dem Schüler müsste der Unterschied klar und deutlich zum Bewusstsein gebracht werden. Zur Kontrolle des Verständnisses leistet meiner Erfahrung nach das Übersetzen in die Mundart die besten Dienste. Auf diesem Wege lässt sich auch am leichtesten feststellen, welche hochdeutschen Ausdrücke in der Mundart gänzlich fehlen, eine Statistik, die für den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen von grösster Be-

deutung wäre. Wenn einmal das «Wörterbuch der elsässischen Mundarten» vollendet vorliegen wird, dann wird durch dasselbe auch eine solche Statistik wesentlich erleichtert werden. Grössere Dienste wird dasselbe aber noch einer andern Statistik leisten, nämlich der Sammlung derjenigen Wörter und Ausdrücke, die zwar in Mundart und Schriftsprache gleichzeitig vorkommen, aber in beiden etwas anderes bedeuten. Diese zu kennen, ist fast noch wichtiger, weil das Kind hier umlernen muss, indem es nicht nur mit einem gegebenen neuen Wort einen Begriff zu verbinden, sondern einen bis dahin mit einem Wort verbundenen Begriff erst noch zu unterdrücken hat.

Ich habe nun meine Waldhambacher Wörtersammlung unter diesem Gesichtspunkt durchgeblättert und nachstehend diejenigen Wörter herausgeschrieben, die an hochdeutsche Wörter anklingen, aber eine davon verschiedene Bedeutuug haben. Auf irgend welche Vollständigkeit der nachstehenden Sammlung in irgend einer Hinsicht erhebe ich keinen Anspruch. Ich möchte nur durch dieselbe anregen, ähnliche Sammlungen auch für andere Gegenden anzulegen.

Da es sich hier lediglich um Wortbedeutungen handelt, so habe ich die mundartlichen Lautformen gänzlich unberücksichtigt gelassen und alles in hochdeutsches Gewand gekleidet.

Acker Flächenmaass: 20 Ar.

als 1) betont: 'immer' «er ist als noch da» 2) unbetont bezeichnet es die Wiederholung (in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft): «er kommt als», «er ist als kommen» [il venait], «er wird als kommen».

angehen «was soll ich jetzt angehen» (beginnen)? «Da weiss man nicht, was man soll angehen» (wie man sich helfen soll). — «Das Feuer geht an».

anlaufen erröten (vor Zorn oder Scham). Vgl. Hochd. 'die Scheiben laufen an'.

anliegen «er hat mir angelegen» (mich dringend gebeten), «ich soll mit ihm gehn».

Anspruch «ich hätte einen Anspruch an euch» 'eine Bitte'.

Ansprechen beanspruchen dürfen: 'ein Fenster spricht 3 Schuh an' d. h. ein Neubau muss 3 Fuss entfernt bleiben.

Anstand Beschwerden: «Er hat A. mit dem Wasser».

anstossen «ein Lied anstossen» anstimmen.

ärgern nur 'erzürnen', nicht 'ärgern' im biblischen Sinn.

aufheben «jemand etwas aufheben» zur kritisierenden Erwähnung im Gedächtnis behalten; **aufheblich** zum Tadeln geneigt, empfindlich.

Aufruhr Auflauf, Aufregung: «das ganze Dorf ist im Aufruhr gewesen» z. B. bei einem Brand.

aufrupfen aufrücken (eine Wohlthat).

ausbleien nivellieren. Vgl. «Blei».

ausdenkisch «es ist mir ausdenkisch worden» ich habe es vergessen.

ausgetrieben durchtrieben.

ausheben auf frischer That ertappen, auch «ausreissen».

Auskehren «zum Auskehren» schliesslich; zu guter Letzt.

ausmachen ausfindig machen, hinter jemandes Pläne, Geheimnisse kommen: «die will ich ausmachen!»

austragen verraten, verleumden. «Wenn die wüssten, wie ihre Magd sie austrägt, [und da] hätten sie sie schon längst fortgejagt».

Auswurf «der X . . . . .er Pfarrer predigt recht schön, aber es ist schade, er hat keinen Auswurf, die Rede bleibt bei ihm, sie fährt nicht hinaus in die Kirche». — «Wenn dies den Auswurf (Ausschlag) soll geben» . . .

ausziehen ausbeuten. «Sie ziehen ihn aus». «Man soll sich nicht ausziehen, ehe man sich schlafen legt», d. h. sein Vermögen nicht bei Lebzeiten den Erben geben.

babbeln reden (ohne wegwerfende Nebenbedeutung): «Er kann nicht mehr hart babbeln» (der Kranke) kann nicht mehr laut sprechen.

Bart auch 'Kinn'. «Dies Mädchen hat Kursten (Krusten, Ausschlag) am Bart, unter dem Bart».

Bauer Pferdebesitzer, Fuhrmann. «Kühebäuerlein, Ochsenbauer» ist, wer mit Kühen oder Ochsen fuhrwerkt. «Es ist nicht jeder ein Bauer, der eine Geischel (Peitsche) trägt,» (nicht jeder so vornehm, wie er thut).

Becher Trinkglas.

bedauerlich rührend. «Dies Buch ist so schön, bedauerlich geschrieben».

bedient dienstfertig.

behaltsam «ein behaltsamer Kopf» ein gutes Gedächtnis.

Behausung elende Wohnung.

beleidigen betrüben: «der hat noch nie kein Kind beleidigt».

beschliessen mit dem Schlüssel abschliessen. «Beschliesse die Hausthüre.» «Eine **beschlüssige** Thüre.»

bestechen mit Mörtel bewerfen.

beten hersagen. «Kind, bete dem Herrn Pfarrer!»

bewogen befreundet, vertraut. «Wir sind schon lang gut bewogen mit einander».

bezahlen «sie haben viel zu bezahlen», sie stecken in Schulden.

bezwecken erreichen : «mit dem (damit) kannst du nichts bezwecken».

Blei «die Matte ist nicht ganz im Blei» etwas uneben; «im nämlichen Blei» auf demselben Niveau.

blöde schüchtern. «Dies Kind ist arg blöde, es traut gar nicht hart (laut) reden, wenn jemand fremdes da ist». (Im Münsterthal nur: schwächlich, empfindlich; fadenscheinig.)

Blume 1) Blume 2) Jahresertrag: «die Stücker (Feldstücke) mit samt der Blum(e)».

böse erzürnt: «diese zween sind bös übereinander»; schwierig: «dies ist bös machen». «Er hat einen bösen Kopf» lernt schwer. «Er trinkt bösen Wein» der Wein regt ihn zu Streit auf, betrunken ist er streitsüchtig.

brauchen Geheimmittel, Zaubermittel anwenden. «Der kann brauchen für Augenweh. Der X. hat gebraucht gekriegt. Wir haben ihm gebraucht, sonst wär es nicht mehr gut (gesund) geworden».

brav arbeitsam, sparsam.

Bube, Knabe, Jüngling, Junggeselle («ein alter Bube»). Ein Wort wie Bubenstück bedarf in der Schule der Erklärung.

Bühne Zimmerdecke (im Münsterthal auch «Speicher»).

dauern bedauern. «Ich daure ihn» = er dauert mich.

Dicht vom Wasser ausgehöhlte Rinne im Feld; überhaupt 'Vertiefung'.

dick «dick reden» unsaubere Reden führen.

Ding «ich gehe jetzt das Ding hinauf, hinab» ich gehe hinaufzu, hinabzu.

Dohlen m. unterirdische Rinne.

doktern den Arzt konsultieren.

doppelt, «dreidoppelt» dreifach, «vierdoppelt, fünfdoppelt» u. s. w. 4, 5-fach.

Dreck 1) Schmutz 2) Unkraut: «wir haben viel Dreck im Garten» 3) Eiter: «die Wunde zieht Dreck» 4) nichts: «ja, Dreck» (oft mit dem Zusatz «in einem Lümplein!»)

drehen 1) drehen 2) drechseln. **Dreher** Drechsler.

Duft Reif; «die Bäume sind geduftet».

Durchgang Seuche. «Vor dem Jahr (voriges Jahr) ist so ein Durchgang gewesen unter den Leuten.»

Eckstein Viereck: «ecksteinlich» karriert.

einfältig verliebt, zärtlich. «Die Geiss ist so einfältig mit ihren Zicklein».

einhauen verleumden: «ich muss eingehauen worden sein bei ihm».

einmal jemals: «meine Frau ist jetzt so gesund als sie noch einmal gewesen ist.»

Ende «an einem Ende» (auch «an einem Eck») irgendwo, «er wird an ein Ende anhin sein» er wird irgendwohin gegangen sein. Den selben Bedeutungswandel hat das hochd. 'Ort'·durchgemacht, das z. B. im Münsterthal noch 'Rand, Ende' bedeutet.

erblich, ansteckend: «ist die Krankheit erblich?» **erben** angesteckt werden: «er hats geerbt.»

erst(er) «ein erster Schaffer» ein vorzüglicher Arbeiter.

fährig brünstig (von Kühen).

Fall, «zum Fall» zum Beispiel.

fallen «es ist ganz auf mich gefallen» ich war ganz davon erschüttert.

Familie n. die ganze Verwandtschaft: «das Familie kommt morgen zusammen». «Mit dem sind wir auch im Familien.»

fehlen misraten, verunglücken: «es ist ihm eine Kuh gefehlt»; «es hat ihm eine Kuh gefehlt» könnte man sagen, wenn einer etwa am Morgen merkte, dass ihm eine Kuh gestohlen worden war. «Es fehlt sich nicht» höchst wahrscheinlich.

fest gesund, rüstig: «ich bin nicht mehr ganz fest».

Flucht Richtung. «Man sollte nicht meinen, dass sie die Flucht so genau könnten kriegen, für inwendig im Berg zusammen (zu) kommen» (beim Tunnelbau).

fortmachen «etwas fortmachen», eine Eingabe bei einer Behörde einreichen. «Sie haben etwas fortgemacht, jetzt ists gekommen (d. h. der behördliche Bescheid ist eingetroffen), dass er (der Militärpflichtige) darf da bleiben».

fördern «wir sind nur selb dritt; es fördert darnach (dann) nicht so viel» die Arbeit schreitet nicht so schnell vorwärts.

freien «er freit an ihr» er wirbt um sie. Vgl. hochd. Freier.

Freund Verwandter.

freveln Forstfrevel begehen; «**gefreveltes** Holz».

Frost Frösteln: «es hat mich ein Frost angestossen.» Der Frost draussen heisst **Gefrier** (f.)

Frucht Weizen (im Münsterthal: Roggen).

fühlen tasten, hinfühlen, nicht 'empfinden'; letzteres heisst in der Mundart «spüren». «Fühlen» verhält sich zu «spüren,» wie «lugen» (schauen) zu «sehen», wie «horchen» zu «hören».

Gast Grobian: «er ist ein Gast, ein wüster Gast».

Gefallen «der Christian geht dem [= der] Karoline zu Gefallen» (geht ihr nach). «Er ist mir zu Gefallen (meinetwegen) herab gekommen und hat mich meineidig verscholten.»

gehen drückt das nah bevorstehende Futurum aus: «das Kind (das bereits im Bett liegt) geht schlafen» schläft ein; «er geht sterben; die Kuh geht machen» (kalben). Der Imperativ des Wortes dient zur Einführung von Aufforderungen, z. B. «geh, komm daher; geht, bleibt noch ein bischen da; geh doch still sein».

geizig ist nur, wer nichts herausgeben will; für die in Luthers Bibel oft vorkommende Bedeutung 'habsüchtig' hat die Mundart das Wort «grittig» (engl. greedy).

gelebt «ein gelebter Mann» Mann in mittlern Jahren, etwa 40 Jahre oder darüber.

gelehrt wer viel auswendig kann: «Das Kind ist g.»

gemein leutselig. «Gemeiner Hand» gewöhnlich.

Gerechtigkeit Anwesen, Besitz, Eigentum.

gering, schwächlich: «ein geringes Mensch.»

gern «gern schlafen» schläfrig sein. «Es regnet nicht gern.» «Das giebts gern» das kommt leicht vor.

getüchtigt gehörig, sehr.

geschwachen «es geschwacht ihm» er, bezw. sie (das Mädchen) wird ohnmächtig.

gespassig komisch, rätselhaft.

Gewerbe Scharnier.

gewiss unbetont: wie man sagt; «er hat gewiss ein Mensch auf dem Bupert» er soll eine Liebschaft in Puberg haben.

gewünscht glücklich: «da wär sie gewünscht, wenn sie es allfort (immer) so hätte».

giftig auch 'zornig' «der ist aber giftig worden».

glatt ziemlich, ganz: «es ist glatt kalt».

gross Pate oder Patin. «Wer ist gross gewesen bei der (dieser) Kindbett» (Taufe)?

grün frech, hochmütig. «Sie werden alls (immer noch) grüner!»

Gut nur vom liegenden Gut gebraucht.

gut mild, phlegmatisch: «er ist zu gut». Auch 'gesund.'

Hafte Häkchen und Öse.

halb(e) Nacht Mitternacht.

Handstreich Handschlag zur Besiegelung eines abgeschlossenen Vertrags, Kaufs u. s. w.

hantieren «etwas h.», beschäftigt sein, behandeln; «mit dem (der) möchte ich nicht leben, das (die) ist bös zu hantieren». «Er hantirt unter dem Schopf herum».

hängen «an jemand hängen» jemandes Gläubiger sein.

harmonieren Lärm machen.

hart laut: «rede hart, dass man dich versteht; der schnauft

(atmet) hart; er hat eine harte Rede an sich» er pflegt laut zu sprechen. **hartlehrig** unbegabt.

hausen haushalten: sparsam sein: «die hausen nicht, sonst hätten sie auch etwas».

hausieren die Haushaltung besorgen. «Es ist jetzt Hausierenszeit». «Ich habe den ganzen Morgen zu hausieren gehabt».

heben 1) gähren 2) halten, tragen, lüpfen: «komm, Kind, ich hebe dich; komm heb mir, ich pack's nicht allein auf mich; Sorge heben; hebt ihn» haltet ihn an; «das ist nicht gut genäht; das hebt nicht; der ist so dürr, er hebt leider bald nicht mehr aneinander; da wirds noch heben, bis der sein Geld kriegt».

Heft Handhabe; auch «verrufene Ortschaft».

Heide Zigeuner.

heilig (allzu) fromm; «du bist ein Heiliger, du läufst alle Sonntage in die Kirche!»

heimlich leise «heimlich reden, heimlich gehen».

Heimlichkeit Freundschaft, Familienanschluss: «er (ein Alleinstehender, Familienloser) sucht Heimlichkeit an ihm».

Henker Jacke.

hergeben verkaufen.

Herr Vornehmer: «der braucht nicht mehr zu schaffen, der ist jetzt ein Herr». «Der führt ein Herrenleben.»

herrisch «(die) unsere Gesangbücher sind noch herrisch» noch gut für lange. «Die(se) Frau trägt sich herrisch» kleidet sich vornehm.

herumgeben, herummessen sich erbrechen; auch «sich übergeben».

heulen weinen.

hintennach (⏑́ ⏑ —) nach: «dies Kind läuft einem allfort (immer) hinten nach».

Hitze «aus der Hitze reden» im Fieber sprechen.

hören gehören: «das Pfarrholz hört ins Pfarrhaus, und das Schulholz ins Schulhaus»; «das hört ihm gesagt, das hört gemacht».

interessant einträglich.

inständig «inständig gewogen» knapp gewogen.

kampieren kämpfen, Leiden ertragen.

Kasten Kiste.

Kehr «jemand etwas zu Kehr machen» zu leide thun; «zu kehr reden» reden, was den Andern verdriesst. — «Sie sind im Kehr um ihn herum gestanden» (im Kreis). «Er (der Fuhrmann) hat den Kehr (Wendung) nicht gekriegt.»

kehren umwenden.

kennen verstehen: «das kennst du nicht besser; der kennt nichts». — **kennig** kundig.

Kerl «auf der Brust bin ich noch ein Kerl, aber die Beine wollen nicht mehr».

Kindbett Taufe, Taufschmaus, Konfirmationsschmaus. «Kindbettvater» Vater des getauften Kindes.

klagen «die Kuh klagt sich» ist unwohl.

Klumpen Holzschuh.

kontribuiren gehorchen: «der muss konterbiren».

köstlich schön: «ein köstliches Haus; das Fürtuch (Schürze) ist noch köstlich für dich»; schön gekleidet, schöne Kleider liebend: «ein köstliches Mädchen».

kriegen bekommen; dient zur Bezeichnung des Dativ-Passivums: «wir haben die Äpfel gestohlen gekriegt» uns sind die Äpfel gestohlen worden. «Geglaubt kriegen.»

Kunst 1) «das ist mir eine Kunst» das kann ich nicht. 2) Feuervorrichtung in der Küche.

kuppeln eine Heirat vermitteln.

lack matt, müde.

Land, Ländchen Beet.

lahm hinkend, «lahm gehen» hinken.

landen «mit denen kann er nicht landen» die sind für ihn zu schlau.

lästig schwer von Gewicht, beleibt: «unsere Grossel (Grossmutter) ist eine lästige Frau».

lauern halb wachen, halb schlafen; vom Wetter: 'nicht eigentlich regnen, aber auch nicht trocken sein', «es lauert heut den ganzen Tag».

laufen laufen (im Münsterthal: 'gehen'); herum ziehen, auf den Abendmarkt gehen: «dies Mädchen läuft» oder «ist eine Läuferin» oder «ist verlaufen».

Läufer Schwein von etwa 10 Wochen bis zu einem halben Jahr.

Lebenstag grosse Umstände, Aufsehen, Lärm.

ledig unverheiratet oder verwitwet.

Leib nicht der ganze Körper, sondern nur der 'Unterleib'.

Leiche Leiche; Leichenbegängnis, Leichenschmaus: «auf die Leiche laden».

leid weh: «der Finger thut mir leid».

leider! drückt nicht ein Bedauern des ganzen Satzinhaltes aus, sondern nur das Geringe, das Bedauernswerte eines einzelnen Begriffs im Satz. «Mein Mann schafft jetzt an der Bahn; beim Wagnern hätte er nicht soviel verdient, ach leider!» — «Es nützt sie leider nichts, dass sie mir's so gemacht haben» (mich

so schlecht behandelt). «Man ist leider so froh, wenn die Kinder wieder gesund sind.»

leiern langsam arbeiten: «sich ausleiern» sich abnutzen.

lieblich freundlich, leutselig.

liederlich «ich bin dies Vergangene (neulich) ganz liederlich gewesen, ich habe die Wegsteuer (Kraft) nicht mehr gekriegt, für auf ein Bein stehen».

lugen schauen; pflegen: «wer lugt ihm?» wer pflegt ihn? Staunen: «der wird aber lugen!» «Da lugt nichts heraus» das trägt nichts ein.

Maul Mund.

meineidig sehr: «m. gross; sie hat m. gescholten».

meinen «sich meinen» stolz sein.

Mensch 1) Mensch 2) Schatz, Liebchen «er hat ein Mensch» (ohne schlimme Nebenbedeutung). 3) «ein rechtes Mensch» eine gross gewachsene (weibl.) 'Person'. «Ich meine, ich sollte dies Mensch kennen.»

merken (er)raten: «dies muss man merken».

Muff «er hat nicht Muff gemacht», keine Antwort gegeben und keine Miene verzogen.

münzen bestimmen: «die(se) Strümpfe habe ich für die Mutter gemünzt gehabt». «Das Haus habe ich mir gemünzt gehabt zu steigen (steigern)».

nachführen erzählen: «es wird noch lang nachgeführt».

Nachteil «Dies Fass giebt dem Schnaps keinen guten Nachteil».

nähen prügeln.

natürlich so wie etwas sein soll: «heute ist einmal natürliches Wetter; heut ist's natürlich schön; eine natürliche Predigt. Willst du jetzt einmal natürlich schaffen oder nicht! Eine natürliche Grundbirnensuppe.»

Neid Groll, Zorn, Verstimmung: «das Kind ist heute so neidig, es heult (weint) den ganzen Tag».

packen 1) bewältigen: «die Arbeit pack ich heut nicht mehr» 2) ringen «komm, wir gehen packen miteinander; packst du mich» kannst du mich tragen? auch: kannst du mich zu Boden werfen?

Rand 1) Stoss 2) Eifer: «wenn der einmal in den Rand kommt» 3) Weile: «er ist einen guten Rand dagewesen».

rasch rüstig: «ein rascher Mann». Auch: «geraschti».

Rätsel Erzählung, Sage, Hexengeschichte.

Reihen pl.: Mittelfuss «er kommt nicht in die Klumpen» (Holzschuhe), «er hat zu hohe Reihen».

rein fein zerkleinert: «reiner Sand, reines Holz, reine Wolle, reiner Nähts (Faden), reiner Strähl (Kamm), reine Haare; das Buch ist zu rein gedruckt.»

Reiter Sieb (für Getreide).

rupfen ausziehen: «einen Zand (Zahn) rupfen; der Schlüssel ist gerupft gewesen; ein Haus abrupfen.»

rütteln erwähnen, widerholen: «das wird noch deck (oft) gerüttelt; der Pfarrer hat ihn (den Verstorbenen) in der Predigt nicht Ein Mal gerüttelt».

Sache das Nötige: «hast du ein Sach am Salat?»

Sack Tasche, Geldbeutel: «es geht nicht aus deinem Sack».

— **Briefsäcklein** Umschlag.

sauber schön, «ein sauberes Mädchen».

Sauerei Grobheiten: «einem Sauerei machen».

saufen saugen, lutschen: «das Kälbchen sauft an der Kuh.» «Daumensaufer» Daumenlutscher.

See (sêp) Sumpf in einer Vertiefung einer Hochfläche.

sein «dies kann noch sein» (warten) = damit hat's keine Eile.

Seite Konfession: «auf eurer Seite».

simulieren nachgrübeln, sich Gedanken machen: «der simuliert allfort» (fortwährend).

solch sehr: «ein solch grosses Buch; solch krank». 'Ein solcher' heisst «ein soner».

Sorge Achtung «hebe Sorge dazu» gieb acht darauf.

Schaden Unterleibsbruch.

schädlich boshaft, anzüglich: «der kann aber schädlich reden».

schaffen (fast nur intr.) arbeiten.

Schaft Wandbrett.

schalten schieben: «einen Wagen schalten» mit der Hand vor oder rückwärts bewegen.

Schank Schrank.

schätzen berechnen: «man kann die Leute nicht schätzen; ich schätze (glaube), das wird auch so sein».

Schau «auf die Schau gehen» mit den Angehörigen zum ersten Mal ins Haus des Freiers gehen, um sich dessen «Gelegenheit» und «Gerechtigkeit» anzusehen.

schaudern «es ist kalt, es schaudert mich ganz» ich zittere vor Kälte.

scheel einäugig, an einem Auge blind: «ein scheeles Pferd».

Scheide 1) Scheide; 2) Grenze.

Schelle 1) Klingel; 2) Blase unter der Haut, «ich habe mich gebrennt, es hat Schellen gezogen.»

schenken erlassen, verzeihen: «es ist dir diesmal nicht geschenkt.»

schinden quälen: «der schindet Leute und Vieh».

schlau schräg, schief, abschüssig. Wortspiel: «ja, der ist auch schlau — wenn er am Berg liegt».

Schlupf Masche; Schleife; Schlinge.

schmeicheln streicheln: «schmeichle mich; die(se) Feder schmeichelt gut, fühl einmal».

schmelzen 1) schmelzen; 2) mit Butter, Schmalz, Speck oder Öl versehen: «wir haben nichts mehr zu schmelzen im Haus; die Suppe ist mit Butter geschmelzt».

Schmutz 1) Kuss; 2) Fett; 3) Schmutz.

schnappen umkippen; auch «bejahend nicken».

Schneppe 1) Schnepfe; 2) Mützenschirm. «Schneppenkappe» Schirmmütze.

schnattern zittern vor Kälte: «ich schnattere ganz; auch die Gänse «schnattern».

Schopf Schuppen.

spärlich sparsam: «die ist gar spärlich».

Spiel Menge: «dies Menschenspiel hättest sollten sehen».

spuken spotten: «sie spuken darüber» es wird darüber gespottet.

Schrift Urkunde, Schriftstück: «sie sind mit einer Schrift im Dorf herum gegangen».

Stärke Hemdenstärke; **stärken** einstärken.

stechen «früher haben sie in der Schule als gestochen» sie wechselten je nach den Kenntnissen und guten Antworten die Plätze. Vgl. hochd. 'Stichwahl'.

stehen sich ziemen «dies steht nicht für dich».

Stimmung Wahl, Abstimmung.

Stoff f. Art, Sorte. «von der nämlichen Stoff Säue».

stören «sich an etwas stören» um etwas bekümmern: «er hat sich nichts dran gestört; sie haben mit einander gestört» (gezankt); auch: «sie haben **Störung** gehabt».

strack starr, steif, gerade aus: «der Weg geht strack (steil) hinauf; der selbe (jener) sagts den Leuten strack hinweg» ist barsch. «Strackkopf» Starrkopf.

Stück Acker: «sie haben viel Stücker und Matten». «Es ist keine Matte, es ist ein Stück».

Schuld «er ist Schuld (bzw. «schuldig») dran, dass ich noch lebe.»

Schutz 1) Schuss; 2) «ein Schutz Wasser» so viel wie man mit einer Pumpbewegung erhält; 3) eine Weile «er ist einen guten Schutz da gewesen.»

schwellen 1) anschwellen; 2) kochen «Grundbir(n)en (Kartoffeln) schwellen».

Schwank «er hat einen Schwank gekriegt» er hat das Gleichgewicht verloren.

schwenken ausspülen.

Schwermut Beklemmung, Atemnot.

schwermütig schwer «der Stein ist schwermütig zu heben; er schnauft (atmet) schwermütig». «Wir haben eine schwermütige Kellerstege.»

tapfer schnell: «geh tapfer».

taub auch 'dumm'. «Du tauber Nickel!»

Teil «ein Teil» $^1/_3$, «zwei Teile» $^2/_3$, «drei Teile» $^3/_4$, «sieben Teile» $^7/_8$ usw. «Ins Teil kommen» geteilt werden.

thun «ich habe wollen Holz hauen, aber der Vater thut's (leidets) nicht».

Todfall die an das Verkehrssteueramt in einem Sterbefall durch die Erben zu entrichtenden Gebühren.

traktiren mishandeln.

Treppe Stufe. «In unsern Keller geht es sechs Treppen hinab». «Die Stiege hat 15 Treppen.»

Tugend Eigenschaft, Benehmen. «Er hat alle wüsten Tugenden.» «An seinen Tugenden und an seinem Ansehen habe ich gleich gedenkt, das ist erster ein Meier als ein Schulmeister» (nach seinem Benehmen u. Äussern hätte ich ihn eher für einen Bürgermeister als für einen Lehrer genommen).

tupfen 1) anstossen mit den Gläsern 2) tauchen, tunken.

übel dran arm; «der Übeldran» die Armut. «Uns thäte nichts fehlen, wann nur der Übeldran nicht wäre!» «ein übeldraner Mensch»; «einen übeldran machen» ins Unglück bringen. «Wenn einen der Übeldran plagt, soll man nicht so grossartig (vornehm) wollen sein.»

Überfall Anteil am Obst eines Baumes der auf benachbartem Grundstück steht und durch seinen Schatten und seine Wurzeln das angrenzende Grundstück schädigt. (Münsterthal: «Abfall»).

Übergewicht «das Ü. kriegen» d. Gleichgew. verlieren.

überhalten «sich im Essen ü.» zu viel essen.

umschmeissen eine Fehlgeburt thun.

unfehlbar «am Dienstag komm ich unfehlbar» (ganz bestimmt).

ungemeint unerwünscht.

ungeschickt unschicklich, schlecht.

unschuldig unerfahren, unwissend, kindisch.

Unzucht Zuchtlosigkeit, Unbotmässigkeit: «Es ist wirklich» (z. Z.) «eine Unzucht unter den Kindern, dass mir nicht so denkt.»

Vater und **Mutter** in manchen Familien: 'Grossvater und Grossmutter'; die Eltern selbst werden dann «Pappe» und «Mamme» genannt.

verachten bemerken, inne werden (im Münsterthal: 'verleumden').

verargen beschädigen: «unsere Kinder verargen niemand nichts».

verbrennen «ein Mann von Dunfässel, wo verbrannt ist, geht heute mit einem Wagen durchs Dorf.»

verdächtig schlecht: «so etwas ist ja ganz verdächtig». «Die machen sich ganz verdächtig», bringen sich in üblen Ruf.

vergangen «dies vergangen» neulich.

vergönnen misgönnen.

verloren sanft ansteigend, in spitzem Winkel auslaufend: «da geht's verloren den Berg hinauf, den andern Weg gehts (mehr) sträcker (steiler)».

vermachen eine Fehlgeburt thun: «Die Kuh hat vermacht».

verma(h)nen vermögen, besitzen. Ebenso «ma(h)nen» mögen. Der auch anderwärts vorkommende Stamm «ich man» 'ich mag' ist hier auf das ganze Zeitwort übertragen. Ähnlich auch «(wir) willen, haben gewillt».

vermerken bemerken, in acht nehmen.

vermutlich selbstverständlich, gewiss. «Habt ihr's denn selbst gesehen? — Ei vermutlich !»

vernehmen verstehen: «wie ich an ihm vernehme», wie ich aus seinen Reden verstehe.

verputzen «er kann's nicht verputzen, (über sich bringen) dass er nicht so viel gekriegt hat, wie (der) sein Nachbar».

verraten raten «der Doktor hat mirs verraten».

verschicken sich benehmen: «zeig, wie verschickst du dich wieder !»

versprechen sich zum Vorsatz nehmen.

verthoren bethören, die ganze Aufmerksamkeit gefangen nehmen. «Die Kinder verthoren sich damit», beschäftigen sich damit, so dass sie alles andere darüber vergessen. «Verthort» oder «thortig» verliebt. (Im Münsterthal «vernarren» in all diesen Bedeutungen.)

vertraut zuverlässig: «die Post ist eine vertraute Sache».

verwachsen «das Kind hat seine Kleider verwachsen» ist ihnen entwachsen.

verwenden entwenden. «Unsere Magd verwendet nichts».

verwüsten überwerfen. «ich habe mich nicht wollen verwüsten mit ihm» (es mit ihm verderben).

viel «zu viel gut» (zu gut), «zu viel schön, zu viel glatt.» Ebenso «mehr» beim Komparativ: «mehr schöner».

Vogt Vormund.

voll «im vollen Schein» zur Zeit des Vollmonds.

völlig beleibt: «er ist als früher nicht so völlig gewesen. Der Ring ist mir etwas zu völlig gewesen, ich habe ihn verloren». **Vollkommen** wird ähnlich gebraucht.

vornehm tüchtig, «eine vornehme Näherin».

Vorschuss «selbmals (damals) hat man aus der Schule viel Vorschuss gehabt» (Vorrat an religiösen Kentnissen), «wenn man in die Pfarrschule gekommen ist».

vorstellen konfirmieren.

Vorteil Geschick: «Er hat keinen Vorteil zu nichts».

wackeln nachgeben. «Da wird nicht gewackelt, das muss fertig sein».

Wandel Freiheit: «er hat zu viel Wandel». «Da will ich jetzt Wandel lassen» diese Frage will ich offen lassen.

Wanne Getreideschwinge.

Wecken 1) Keil, 2) Wecken (Backwerk).

weder «ich habe es besser, weder ich es gehabt habe».

Weg «Das hat guten Weg», damit hats keine Gefahr. Richtung: «drehe dich denen» (diesen) «Weg»; Art und Weise: «machs denen Weg» machs so.

Wegsteuer Kraft. «Der Kranke hat die Wegsteuer nicht mehr für aufzustehen.»

weitäugig die Augen tief im Kopf habend.

welsch französisch; unverständlich redend: «das Kind redet (bezw. ist) noch ganz welsch».

wenden «ich sehe wohl schon lang, was wendet» wie es steht (wo es hinaus soll).

werden «das wird gemacht» ich bin entschlossen, dies zu thun; ebenso «jetzt wird heimgegangen», «jetzt wird noch ein Rand (e. Zeit lang) zugelugt» u. s. w. Ähnliche passive Wendungen im Hochdeutschen wird also der hiesige Volksschüler gleichfalls als Ausdruck eines Entschlusses aufzufassen geneigt sein.

Wert Ansehen, Geltung, Bedeutung: «Du hast keinen Wert bei denen». «Das hat keinen Wert.»

Wesen Anwesen, Besitztum. (Im Münsterthal: «ein läufiges Wesen» eine Mühle, Fabrik oder drgl.)

windisch windschief.

wirklich zur Zeit, augenblicklich; zum Beispiel.

Wisch Kopfring zum bequemern Tragen einer Last. «Ein Wisch» etliche.

wollen (bezw. mit Stammausgleichung «willen») «sich nicht mehr willen» sehr erstaunt sein. «Der hat sich nicht mehr gewillt, wo er das gehört hat.»

wollüstig mutwillig. «Die Kinder sind wollüstig.»

wunderlich neugierig.

Würste auch 'Eingeweide'.

Wurzel Möhre, Gelbrübe.

wüst garstig, hässlich (leiblich und geistig).

Zeitlang Heimweh (im Münsterthal «Lang Zeit»).

zulugen abwarten(d zusehen): «man muss da noch zulugen».

zusperren zuschliessen: «sperre die Thüre zu».

Zweck Bedeutung: «der Schoaschl» (kleine Georg) «hat den Hafen» (Topf) «hingemacht. — Das hat keinen Zweck, für einen Nickel» (10 Pfg.) «kriegt man einen neuen».

Zwecke Quecke.

zweifeln halb und halb glauben, vermuten. «Es ist eingebrochen worden hincht» (letzte Nacht) «sie» (man) «zweifeln am N. N. — An dem hätte ich das letzte gezweifelt» dem hätte ichs am letzten zugetraut.

zwingen bewältigen: «meinst du, dass wir diesen Stein zwingen?»

XII.

Bezirks- und Gemeinde-Archive im Elsass.[1]

Von

W. Wiegand.

Es mag als ein missliches und wenig aussichtsvolles Unterfangen erscheinen, vor einem grösseren Kreise, vor einem Laienpublikum über Archivwesen, seine Aufgaben und Interessen, über die Eigentümlichkeiten des Archivdienstes reden zu wollen, da Archive nicht gewohnt und nicht geschaffen sind, etwa wie die Bibliotheken eine allgemeine Teilnahme, ein weiteres Interesse auf sich zu ziehen. Auch unter den Gebildeten sind über das Wesen und die Arbeit der Archive oft die seltsamsten Ansichten verbreitet, die nicht blos daraus erklärlich sind, dass diese Anstalten ein sehr stilles und in festen Grenzen sich bewegendes Leben führen und dass die bekannteren Vorstellungen vom Beruf und von der Thätigkeit der Bibliotheken verwirrend eingreifen. Die Ursachen dieser Erscheinung liegen tiefer.

Die Archive sind zu allen Zeiten entstanden aus der umfassenden Schreibthätigkeit der Verwaltung auf allen Stufen

---

[1] Der vorliegende Aufsatz ist die Erweiterung eines Vortrags, den ich in der Allgemeinen öffentlichen Sitzung des Historisch-litterarischen Zweigvereins des Vogesen-Clubs am 29. November 1896 im neuen Bezirks-Archiv gehalten habe und dem sich ein Rundgang durch die Räumlichkeiten desselben anschloss.

staatlichen Lebens und noch heute ergänzen sie sich unausgesetzt daraus, ihr Name schon setzt sie in unmittelbare Beziehung zur Regierung. Die lateinische Bezeichnung, archium archivum, die freilich erst seit der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. auftaucht und die dem gebräuchlichen tabularium gegenüber nur sehr selten erscheint,[1] stammt von dem griechischen ἀρχεῖον, dem Denominativ von ἀρχή «Regierung», das den Ort einer ἀρχή, also ein Regierungs- ein Amtsgebäude bezeichnet. Die geschichtliche Entwicklung des Archivs zeigt in ihrem ganzen Verlaufe uns überall den Charakter eines staatlichen Instituts, das zu Staatszwecken dient und für sie arbeitet. Noch im vorigen Jahrhundert betrachtet man die Archive allgemein als die grossen Rüstkammern der Gerechtsame und Eigentumstitel des Staats, die mit besondrer Vorsicht gehütet werden müssen. Aber seit dem Beginn unseres Jahrhunderts hat sich ihre Aufgabe erweitert, wenn auch ihr Wesen sich im Grunde nicht verändert hat. Die Revolution und die mit ihr im Zusammenhang stehenden tiefgreifenden staatlichen Veränderungen haben den Archiven sehr umfangreiches neues Material zugeführt, zugleich aber Vieles von ihrem Inhalt rechtlich wert- und bedeutungslos gemacht. Zugleich hat die wissenschaftliche, vor allem die historische Forschung seitdem an ihre bisher verschlossenen Thüren geklopft und in immer steigendem Masse Eingang gefunden. Seitdem ist ein gewisser Zwiespalt wenn auch nicht in den Charakter der Archive so doch in die Auffassung von ihrem Beruf gekommen, der für ihre Thätigkeit und für ihre Würdigung verhängnisvoll geworden und der noch keineswegs überwunden ist. Ich kann die vielverhandelte Kardinalfrage hier des weitern nicht erörtern, ob die Archive ihren Schwerpunkt mehr in der Mitarbeit an der staatlichen Verwaltung suchen sollen, worauf sie ihr Ursprung und ihre ganze Geschichte verweisen, oder ob sie sich die unbeschränkte Unterstützung der wissenschaftlichen Arbeit im weitesten Umfang, die vielfach von ihnen verlangt wird, als Ziel setzen sollen. Es versteht sich von selbst, dass sie den Mittelweg suchen und finden müssen, auf dem sie einerseits niemals ihrem eigentlichen Charakter untreu und andrerseits doch den Interessen der Gegenwart gerecht werden. Wenn wir heute eine ganz allgemein gehaltene Definition des Archivs geben sollten, welche dieser Auffassung Rechnung trägt, so würden wir es etwa bezeichnen als eine Sammlung von auf dem Wege der Geschäftsführung ent-

[1] Die älteste Erwähnung des Namens findet sich beim Rhetor Fronto in einem Briefe an Marc Aurel, dann bei dem Karthaginiensischen Kirchenschriftsteller Tertullian und bei den römischen Juristen, bei Julius Paulus, bei Ulpian und in Justinians Novellen.

standenen Schriftstücken, welche rechtlichen wie wissenschaftlichen Zwecken zu dienen bestimmt ist.[1] Die wissenschaftlichen Aufgaben hat das Archiv mit der Bibliothek gemeinsam, wenn sie auch vielfach anders geartet und weiter gespannt sind; aber dem Grundcharakter nach ist es total verschieden, durch den Inhalt und den Ursprung seines Materials wie durch seine innere organische Verknüpfung mit der staatlichen Verwaltung, die der Bibliothek ebenso mangelt wie etwa dem Museum oder dem Theater. Andrerseits scheidet sich das Archiv in gleicher Weise scharf von der Registratur. Ursprünglich bis in das 17. und 18. Jahrhundert hinein vereinigt haben sie seitdem ihre Trennung so vollzogen, dass die Registratur die Sammlung der laufenden, noch im Gebrauch befindlichen Akten einer Geschäftsstelle bildet, und dass sie nur rechtlichen Zwecken dient, während das Archiv eben diese Akten, nachdem sie für den Dienst des Tages entbehrlich geworden, nach sorgfältiger Sichtung und Prüfung auf ihre Bedeutung in seine Bestände aufnimmt. Die Registratur ist also die immer fliessende Quelle des Archivs, sie bildet die Vorhalle für seinen Tempelbau.

Diese allgemeinen Auseinandersetzungen glaubte ich vorausschicken zu müssen, um für meine Aufgabe, eine kurzgefasste Schilderung des Archivwesens im Elsass,[2] den Boden des Verständnisses zu bereiten. Denn sollen dabei nicht blos die thatsächlichen Zustände und ihre Entstehung, sondern auch die Aufgaben der Zukunft berührt werden, soll ein allgemeineres Interesse dafür erweckt, ja nach mancher Richtung hin die Mitwirkung bestimmter interessierter Kreise gewonnen werden, so erschien diese principielle Verständigung unerlässlich, wenn auch im Elsass wie überhaupt auf französischem Boden der

---

[1] Bei der Formulirung dieser Definition sind die zahlreich vorhergegangenen Versuche einer solchen aus alter und neuer Zeit berücksichtigt. Unter den neuern hebe ich aus den von deutscher Seite ausgegangenen Definitionen die von Rockinger, Ermisch, Löher und Wackernagel hervor, die französischen von Richou und Lelong, die holländische von Muller, die italienischen von Cecchetti und Silvestri. Völlig deckend schien mir keine ihrer Fassungen. Die Definition soll trotz grösster Präcision und Kürze des Ausdrucks es durchblicken lassen, dass sie die extremen Forderungen von Löher einerwie von Höhlbaum und Prutz andrerseits ablehnt. Ich gedenke diese theoretischen Fragen demnächst an andrer Stelle ausführlich zu behandeln.

[2] Das Lothringische Archivwesen glaubte ich ausschliessen zu müssen, weil dort die Verhältnisse zum Teil anders liegen, mir auch nicht so bekannt sind wie im Elsass. Wieviel ich der grundlegenden Arbeit meines verehrten Collegen Pfannenschmid: «das Archivwesen in Elsass-Lothringen, Colmar 1875» verdanke, brauche ich wohl kaum erst zu sagen.



staatliche Charakter und Zweck der Archive viel weniger in Zweifel gezogen worden ist als jenseits des Rheins.

Unsre Bezirks-Archive sind wie alle französischen Departemental-Archive in den wilden Stürmen der Revolution geboren, sie, die ihrem innersten Wesen nach allem Umsturz so fremd wie möglich sind, verdanken ihre Entstehung einer der gewaltigsten und tiefgreifendsten Umwälzungen der Geschichte. Die Dekrete und Gesetze der französischen Nationalversammlung, namentlich das Gesetz vom 5. November 1790, welches die staatliche Einziehung der Urkunden, Papiere und Register der sogenannten Nationalgüter und ihre Ablieferung in die Distriktshauptorte anordnete, das Gesetz vom 25. Juli 1793, das ähnliche Massregeln für die Archivalien der Emigrirten traf und schliesslich das Gesetz vom 26. Oktober 1796, das die Distrikts-Archive aufhob und dieselben im Hauptorte des Departements, in einem Archiv centralisierte, bilden die Grundlage des neuern französischen und damit auch unsres elsässischen Archivwesens. Der ganze durch die Jahrhunderte angehäufte Schatz von pergamentenen Besitztiteln, welchen die Bistümer, Klöster und Kapitel sowie die weltlichen Herrschaften bisher besessen hatten, wurde mit einem Federstrich Eigentum des Staates, dazu traten die Akten der aufgehobenen staatlichen und ständischen Behörden. So flossen im Archiv des Niederrheinischen Departement die archivalischen Bestände der Grafschaften Hanau-Lichtenberg, Leiningen, Nassau-Saarwerden, des Ritterschafts-Direktoriums und der Elsässischen Intendanz zusammen mit den gleichen Sammlungen des Bistums Strassburg, des Domkapitels, der Strassburger Kapitel von Alt- und Jung-St. Peter, der Abteien St. Stephan, Neuweiler, Weissenburg, Ebersheimmünster, Maursmünster, Andlau, der Johanniter-Comtureien u. s. w., während in Colmar die Archive der Oesterreichischen Regierung in Ensisheim, der Herrschaften von Horburg-Reichenweier und Rappoltstein mit denen von Murbach, Marbach, Lützel, Münster, Pairis, Masmünster u. s. w. vereinigt wurden.

Uebrigens griff die thatsächliche Entwicklung der gesetzgeberischen in Strassburg wie in Colmar voraus. Hier bei uns fällt die Geburtsstunde des Archivs schon in den Mai 1792, während sie dort in den November 1795 zu legen ist. Für den Geist, in dem jene Massregeln getroffen wurden, giebt es vielleicht kaum etwas Bezeichnenderes als die Motivirung des Beschlusses, durch den das Direktorium des Niederrheinischen Departement am 2. Mai 1792 das Archiv ins Leben rief. «Auf die Berichte von Thomassin, heisst es da, des Direktors der Nationalverwaltung der Domänen, die hervorheben, dass die aus den

Nationalgütern fliessenden Mittel gänzlich unzureichend sind, dass ohne neue Massnahmen der Nationalkasse ungeheure Einkünfte verloren gehen werden und dass, um diese Verluste zu verhindern, es absolut notwendig erscheint, die Archive aller geistlichen Körperschaften in Strassburg zu vereinigen und dort ein besonderes Bureau für die Durchsicht aller Einkunfts- und Zinsverzeichnisse nach den Gemeinden geordnet einzurichten, beschliesst das Direktorium, in Anbetracht, dass von den vier Distrikten seines Bezirkes der Strassburger allein nutzbringend für die Erhaltung der Domänen gewirkt hat, dass die drei andern Distrikte aber dies nicht gethan haben, dass ihre Archivalien meist noch versiegelt im Verwahr der aufgehobenen Stiftungen liegen, in Anbetracht ferner der daraus erwachsenen grossen Schwierigkeiten und Verluste für die Domänen der Nation, gegen die allein die Vereinigung der Archive am Hauptorte des Departements die beste Abhilfe bietet, mit Rücksicht ferner darauf, dass die Stadt Strassburg eine grössere Zahl von Personen birgt, die in beiden Sprachen bewandert sind und die alten Archivalien lesen und benutzen können, als die andern Städte des Departement, in Anbetracht schliesslich, dass wie gross auch das unbedingte Vertrauen des Direktoriums auf den Erfolg ist, welchen die Hingabe aller Franzosen für die Sache der Freiheit den Armeen der Nation verbürgt, es dennoch die Pflicht einer weisen und vorausschauenden Verwaltung ist, gegen die Wechselfälle des Kriegs die Werte zu schützen, auf denen ein Teil des Nationalvermögens beruht, und dass es demgemäss als das beste erscheint, in eine Festung das Archivdepot zu legen — beschliesst also das Direktorium die Vereinigung aller Archive in Strassburg und die Einrichtung eines Archiv-Bureau mit fünf Beamten und dem Auftrage, die Archivalien namentlich die Pachtverträge zu sichten, eine Generalkolligende der Grundrenten herzustellen u. s. w.»

Die rein praktische und utilitarische Tendenz, aus der heraus das Archiv geschaffen wurde, zeigt sich in diesem Beschluss ganz unverhüllt, und in diesem Sinn ist es auch während der nächsten Jahrzehnte ausschliesslich verwaltet worden, nicht anders wie alle übrigen französischen Departementalarchive. Das Archiv war eigentlich kaum etwas andres als ein Annex des Domänenbureau, dessen Beamte unablässig bemüht waren, unter den archivalischen Dokumenten immer neue gewinnbringende Besitztitel für den Staat zu entdecken und dessen Interesse mit dem Augenblicke erlosch, als diese Suche aussichtslos geworden war. In Colmar beschloss die Departemental-Administration die Vereinigung der Archive im Winter 1795 und brachte sie auch alsbald zur Ausführung, doch erhielt sie ihre definitive Organisation erst im Sommer 1797, die erste Archivordnung existiert

vom 15. Juni jenes Jahres. Dort wie in Strassburg haben die Sammlungen unter den bekannten archivfeindlichen Dekreten des Convents, deren Tragweite nach Bordiers Ermittelungen[1] überhaupt früher überschätzt worden ist, kaum gelitten; aber dort wie hier war ihre räumliche Unterbringung so kläglich, in Colmar im ersten Stock des Jesuitenkollegs, später in Privathäusern, hier auf den Speichern des Departemental-Verwaltungsgebäudes, des heutigen Statthalterpalais, dann im alten städtischen Kornspeicher, war ferner auch die Verwaltung und Beamtenbesetzung so dürftig und ungenügend, dass die nahezu ungeschmälerte Erhaltung ihrer Bestände fast wie ein Wunder erscheinen muss. Zuweilen sah es aus, als sollten die Archive völlig preisgegeben werden, so in Colmar im Jahre 1809, da die Stelle eines Archivars ganz aufgegeben wurde und in den Jahren 1816—1824, da es nur noch einen archiviste du domaine gab, so in Strassburg in dem Zeitraum von 1810—1817, wo ebenfalls aus Mangel an Mitteln ein Archivar überhaupt nicht mehr existierte. Mit der Erschöpfung der Einkünfte aus den Nationalgütern schien eben auch das Interesse des französischen Staats für seine Archive erloschen zu sein. Die kaiserliche Regierung Napoleons I. wie das Regiment der Restauration zeigten ihre Teilnahme am Archivwesen nur dadurch, dass sie wiederholt durch Circulare bei den Präfekten sich nach dem Umfang, der Unterbringung und dem Ordnungszustand der Archive erkundigten; niemals aber erfolgte eine irgendwie nennenswerte Massregel. Zwar war durch das Gesetz vom 17. Februar 1800 dem Generalsekretär der Präfektur die Oberaufsicht des Departementalarchivs übertragen, aber nur selten kümmerte sich dieser vielbeschäftigte Beamte wirklich darum. Den Unterhalt des Archivs sollte der Präfekt aus seinem sogenannten fonds d'abonnement, einer zu seiner Verfügung stehenden Pauschalsumme, wir würden sagen aus seinem Dispositionsfonds bestreiten und in demselben war natürlich für das Archiv niemals Geld vorhanden. Alljährlich fast wiederholte sich der peinvolle Kampf um die nackte Existenz des Instituts, nicht immer sprang der Generalrat des Departements helfend ein, wie das in Colmar seit 1818 allerdings regelmässig der Fall war. Diese ausserordentlichen Geldbewilligungen er-

[1] H. Bordier, Les Archives de la France p. 322 ff. hat auf Grund der von den Gemeinden an den Convent gerichteten patriotischen Ergebenheitsadressen gefunden, dass nur an 64 Orten Archivalien verbrannt worden seien. Dagegen hat De Laborde in seinem Buche, Les archives de la France p. 283 ff. diese Erhebung als ungenügend bezeichnet und seinerseits einige neue Einzelheiten hinzugefügt. Aus dem Strassburger Departemental-Archiv sind, soviel aus den Akten ersichtlich, im Juni 1794 dem Artillerie-Arsenal zur Patronenfabrikation einmal 50 Pfund altes Pergament überwiesen worden.

folgten zu dem Zweck, die Ordnungsarbeiten im Archiv zu fördern und zu Ende zu führen.

Die Aera der Reformen brach für die Departementalarchive erst unter dem Julikönigtum an. Sie wurde eingeleitet durch das Gesetz vom 10. Mai 1838. Durch dieses Generalratsgesetz wurden die Ausgaben für den Unterhalt der Departementalarchive obligatorisch gemacht. Es wurden dadurch Mittel bereit gestellt, um geeignete Persönlichkeiten für den Archivdienst zu gewinnen und zu besolden. Es war der damalige Minister des Innern, Graf Duchâtel, der allen Archivfragen ein sehr lebendiges und verständnisvolles Interesse entgegenbrachte und der gemeinsam mit dem Mitglied des Staatsrates Boulatignier jene ministeriellen Circulare vorbereitete, welche trotz aller Kärglichkeit der zur Verfügung stehenden Mittel Ordnung und Arbeit der französischen Departementalarchive auf eine damals unerhörte und auch heute anderswo vielfach noch nicht erreichte Höhe gehoben haben. Unterm 8. August 1839 erschienen die «Instructions pour la garde et la conservation des archives départementales», die in grossen Zügen die Natur derjenigen Stücke bezeichneten, welche die Aufbewahrung im Archiv verdienten, die Wahl und die Besoldung der Archivbeamten regelten, auf die Wichtigkeit des richtigen Archivlokals aufmerksam machten und die Notwendigkeit der Ordnungsarbeit sowie der Anlage eines Inventars betonten. Noch wichtiger war das Circular vom 24. April 1841: «Instructions pour la mise en ordre et le classement des archives départementales et communales.» Hier wurden die grossen festumrissenen Linien mit glücklicher Hand vorgezeichnet, nach denen die Klassierung der Archivalienmassen erfolgen sollte. Man verspürt allerdings auch hier noch den Geist Daunou's, des Organisators und langjährigen Leiters des Pariser Nationalarchivs, der seine bibliothekarische Vergangenheit niemals verleugnen konnte, bis zu einem gewissen Grade ist die Instruktion von ihm erfüllt, aber in einigen wichtigen Punkten ist doch gegen Daunou's Theorieen ein grosser Fortschritt zu verzeichnen. Vor allem offenbart sich derselbe in dem hier mit allem Nachdruck betonten Respekt der Fonds, d. h. der Achtung vor den historisch gewachsenen Archivbeständen, die nicht einer Theorie, einem System zu Liebe zerrissen werden dürfen. Wir wissen jetzt, dass den Verfassern jener Instruktion, vor allem dem bekannten Paläographen Natalis de Wailly, ihr Werk nicht leicht gemacht wurde und dass sie es gegen mannigfache Opposition, auch in der vom Minister neu geschaffenen Archivkommission verteidigen mussten; aber um so höher muss es geschätzt werden, dass in nuce hier schon der Kerngedanke der heute fast allgemein massge-

benden Archivordnung, des sogenannten Provenienzprincipes, zum Ausdruck kam.[1] Allerdings wurde die Achtung nur für die alten Archivverbände im Grossen proklamiert, im Einzelnen griffen die Daunou'schen Ideen Platz, wenn nach sachlichen Gesichtspunkten klassiert werden sollte. Ein glücklicher Gedanke war es ferner, die Archivalien jedes Departements in zwei grosse Gruppen zu scheiden, in den ältern Teil, dessen Dokumente aus der Zeit vor 1790 stammen, und den modernen Teil, dessen Akten nach jenem Jahre entstanden sind. Mit Vorbedacht wurde das Jahr 1790 und nicht 1789 gewählt, d. h. das Jahr, in dem in der That das ancien régime zu Grabe getragen wurde, überall neue Institutionen, neue Behörden an die Stelle der alten traten. Das alte Archiv wurde in zwei Hauptgruppen geschieden, weltliche und kirchliche Archive. Für die erstern wurden die sechs ersten Buchstaben des Alphabets reserviert, A—F; für die kirchlichen Archive drei Buchstaben, G H I; die folgenden fünfzehn Buchstaben, K—Z, wurden für die Serien des modernen Archivs, die Akten der einzelnen Verwaltungszweige bestimmt; z. B. R für Militärsachen, S für Strassenbau und Schiffahrt, T für den Unterricht, Kunst und Wissenschaft, U für Justiz, V für Kultussachen u. s. w. Es war das nur ein grosser Rahmen, allerdings schematischer Art, welcher die Uebersicht über das ganze Archiv erleichtern sollte. Dieser vortrefflichen Instruktion folgte dann das «Règlement général des archives departementales» vom 6. März 1843, das eine

---

[1] In der Sitzung der Archivkommission vom 8. Juni 1841 führte Natalis de Wailly zu Gunsten des neu eingeführten Ordnungssystems das Folgende aus: «Le classement général par fonds et par matières est le seul vraiment propre à assurer le prompt accomplissement d'un ordre régulier et uniforme. Il offre plusieurs genres d'avantages; avant tout, il est plus facile qu'aucune autre méthode à mettre en pratique: car il ne consiste d'abord que dans un simple rapprochement de pièces dont il s'agit uniquement de discerner l'origine. Ce classement dans un grand nombre de cas, est d'autant plus facile qu'étant la reproduction de celui des anciens chartriers, il peut être opéré d'après les anciens inventaires, et dès lors il suffit de faire au moyen des cotes un récolement des documents inventoriés pour les rétablir dans leur ordre primitif. Si au lieu de cette methode, qu'on peut dire fondée sur la nature des choses, on propose un ordre théorique, tous ces avantages seront perdus.» Hier ist doch das Provenienzprinzip, die Wiederherstellung der alten Registraturen, mit aller wünschenswerten Klarheit bereits ausgesprochen und soweit ich in der archivalischen Litteratur bekannt bin, die gerade über diese Frage ausserordentlich schweigsam ist, zum ersten Male. In neuester Zeit haben sie eigentlich nur die Holländischen Archivare in ihrem Nederlandsch Archievenblad theoretisch diskutirt, ohne indess übrigens diese erste Deklaration zu erwähnen. Die praktische Ausführung bei den französischen Inventarisierungsarbeiten ist dann freilich stark von der Theorie abgewichen. deren volle Tragweite von den französischen Archivaren überhaupt nie erfasst worden zu sein scheint.

Dienstordnung für die Archive gab, namentlich auch ihre Benützung durch die Behörden und durch Private regelte und für eine regelmässige Einlieferung der Akten aus der Verwaltungspraxis sorgte; den Abschluss machten dann die «Instructions concernant la suppression et la vente des papiers inutiles» vom 24. Juni 1844, ganz eingehende Vorschriften über die Cassation alter unbrauchbar gewordener Akten und über ihre Aufbewahrungsfrist. Mit diesem Kranz von Verfügungen und Massregeln zumeist höchst verständiger und praktischer Art — auch die Gemeinde- und Hospital-Archive wurden mit hineinbezogen — haben sich der Minister Duchâtel und seine Berater ein in der Geschichte des Archivwesens nahezu einzig dastehendes Verdienst erworben und es gebührt, der Unkenntnis und dem tadelnden Unverstand deutscher Gelehrten gegenüber dies scharf zu betonen.

Nicht das gleiche günstige Urteil kann man über die Erlasse und Massnahmen des Napoleonischen Regimes fällen, die, obschon es auch Interesse für das Archivwesen in gewissem Sinne gezeigt hat, stark nach der Schablone gearbeitet sind und an archivalischem Verständnis sich mit den Instructionen Duchâtels entfernt nicht messen können. Namentlich die Inventarisierung der Archive und der Druck der Archiv-Inventare wurde von der kaiserlichen Regierung, speciell dem Grafen v. Persigny, dem Minister des Innern, mit besonderer Energie betrieben. Unterm 20. Januar 1854 erschien ein ministerielles Circular, das für die Herstellung der Inventare besondere Vorschriften gab. Der Hauptzweck desselben war, für alle Inventare ein gleichmässiges Schema zu schaffen, wesentlich mit Rücksicht auf den spätern Druck. In dieser summarischen Uebersicht sollte jeder Artikel, jedes Archivalienfascikel, jeder Band erscheinen mit ganz kurzer Angabe der Archivnummer, der ungefähren Bezeichnung des Inhalts, mit Angabe des Anfangs- und Enddatums, des ältesten und jüngsten Stücks und mit Zählung der einzelnen Stücke nach der Stoffbeschaffenheit, ob von Pergament oder Papier, sowie der Siegel. Es ist ohne Zweifel dem Reichtum und der Vielgestaltigkeit der Archive mit diesen generalisierenden Vorschriften vielfach harter Zwang angethan worden, der auch in vielen Fällen zu Missverständnissen und Irrtümern geführt hat, namentlich dadurch, dass auf die Bedeutung und den Inhalt des einzelnen Archivfascikels nicht die entsprechende Rücksicht genommen wurde, dass wertvollen und minder wichtigen Artikeln die gleiche Zeilenzahl für den Druck des Inventars zugebilligt wurde. Ferner ist auf das Drängen des Ministers, der sehr bald Resultate sehen wollte, die Arbeit vielfach stark überhastet worden und dadurch so

lücken- und fehlerhaft geworden, dass einzelne Inventarbände gar nichts taugen und neu gemacht werden müssen; aber andrerseits muss doch auch anerkannt werden, dass für eine rasche Bekanntmachung und Verwertung der archivalischen Schätze kein wirksamerer Schritt gethan werden konnte. In den meisten Fällen kam es doch darauf an, aus welchem Holz der Departemental-Archivar geschnitzt war, nicht nur, ob er unterrichtet und fleissig genug war, die gewaltige Arbeit zu bemeistern, sondern auch ob er es verstand, trotz aller Schablone die Eigenart seines Archivs zum Ausdruck zu bringen.

Da war es denn für das Strassburger Archiv von höchstem Wert, dass grade hier der richtige Mann an der richtigen Stelle stand. Seit dem Anfang des Jahres 1840 leitete dasselbe Louis Spach, der in dem Augenblicke, da die Aera der Archivreformen in Frankreich anbrach, ins Amt gekommen war und 40 Jahre lang bis zu seinem Tode es versah. Es verdient unbegrenzte Anerkennung, wie Spach, dessen feinfühliger, schönheitsdurstender Seele der monotone technische Dienst des Archivs gewiss oft leidig und unbequem war, unter sehr beschränkten Verhältnissen, durch Missverständnisse und Uebelwollen oft gehemmt, in geschickter Benutzung der Vorarbeiten des bischöflichen Archivars Abbé Grandidier aus dem vorigen Jahrhundert, die Repertorisierung der ihm anvertrauten Schätze in Angriff nahm und diese Riesenarbeit in mehreren Jahrzehnten zu Ende führte, wie er es daneben verstand, die Behörden durch seine amtlichen Berichte, das grössere Publikum durch kleinere historische Veröffentlichungen für sein Archiv und dessen Inhalt zu interessieren. Welch hartnäckigen Kampf er bei den Ordnungs- und Inventarisierungsarbeiten mit den Pariser Centralbehörden zu führen hatte, die das Reglement nach dem Buchstaben auslegten und auf die besondern Verhältnisse des Elsass keinerlei Rücksicht nehmen wollten, das hat er uns in den «Fragmentarischen Erinnerungen eines alten Archivars»[1] selber erzählt. Und er musste diesen Kampf, der ihm oft nur durch die Eigenmächtigkeit und die Willkür von Subalternbeamten aufgedrängt war, ohne jeden Rückhalt führen, denn von allen Seiten hörte er nur die eindringliche Mahnung: «Halten Sie um jeden Preis Frieden mit den Bureaux». In vielen kleinen Nebendingen sich fügend hat Spach doch den Grundcharakter seines Archivs gewahrt und zugleich an Arbeits-Quantum und Leistung alle seine französischen Kollegen überflügelt. Im Jahre 1863 erschien der erste Band des Inventaire Sommaire

---

[1] Erschienen in Löhers Archivalischer Zeitschrift, Band I S. 282 ff. u. Band II S. 292 ff.

des archives départementales du Bas-Rhin, 1867 und 1868 folgten der zweite und dritte Band und auch der Schlussband, der erst 1872 ausgegeben wurde, war bei Ausbruch des Krieges bereits handschriftlich vollendet. Selbstverständlich ist auch diese Publikation von den schon gerügten Mängeln, welche der vorgeschriebenen französischen Inventarisierung überhaupt anhaften, keineswegs frei; aber den Werth eines «nutzbaren Ueberblicks», den Spach selbst seinem Werke bescheiden beimisst, wird sie zweifellos immer behaupten. Und daneben muss erwähnt werden, dass er auch ein ausführlicheres, ein sogenanntes analytisches Inventar in 33 grossen Foliobänden sowie die Tabellen über die Orts- und Personennamen des Inventaire Sommaire herstellte, in Summa eine Repertorisierungsleistung ersten Ranges. Dass im Colmarer Archive nicht das Gleiche erreicht wurde, hatte verschiedene Gründe, vor Allem den, dass es dort nicht wie in Strassburg einem Manne vergönnt war, die Arbeit in Angriff zu nehmen und zu Ende zu führen, dass hier von 1829—1870 sich vier Archivare ablösten, von denen zwar die drei letzten Alfred Schweighäuser, Léon Brièle und Félix Blanc die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung besassen, aber nur die beiden letztern sich an dem Werke beteiligten, von dem 1863 und 1870 zwei Bände, die Serien A—E, also die weltlichen Archive umfassend, erschienen.

So führten unsere Elsässischen Bezirks-Archive bis zum Jahre 1870 ihr Leben ganz analog allen übrigen französischen Departemental- oder Präfectur-Archiven. Auch bei ihnen waltete das sehr eigentümliche staatsrechtliche Verhältnis ob, das Pfannenschmid bis in alle Einzelheiten scharfsinnig und überzeugend klar gelegt hat, dass sie nämlich zum öffentlichen Staatsgut, zum domaine public de l'Etat gerechnet wurden, der Staat aber die ihm obliegenden Unterhaltungskosten auf die Departements abwälzte und wie es scheint absichtlich die Eigentumsfrage unklar liess.[1] Es war das eine jener vielen kleinen feinen

[1] Der gleichen Meinung sind übrigens Alle, die sich mit dem französischen Archivwesen theoretisch befasst haben, von Champollion-Figeac bis auf Richou, Lelong und Desjardins. Auch der letztere führt aus: «Les archives départementales sont une propriété publique nationale. Mais cette propriété nationale est confiée aux départements qui, en retour de la jouissance, ont la charge de la conservation.» Die Unterhaltungspflicht ist sehr greifbar, aber der Genuss? Man müsste ihn denn darin suchen, dass die Archivalien in den Departements geblieben sind anstatt in Paris centralisiert zu werden, ein Gedanke, der bekanntlich im Jahre 1794 sehr ernstlich erwogen wurde. Die Grundidee des Decrets vom 7 Messidor des Jahres II, das dem Abgeordneten Baudin von den Ardennen auf Rechnung gesetzt wird, war die, dass das Nationalarchiv das Gesammtarchiv für ganz Frank-

Künste, durch die sich die französische Verwaltung zu allen Zeiten ausgezeichnet hat, die aber in diesem Falle nicht ohne schwere Bedenken für eine gedeihliche Gestaltung des Archivwesens war, besonders nachdem das neue Generalratsgesetz von 1866 den obligatorischen Charakter der Ausgaben für die Departementalarchive aufgehoben und sie wieder für facultativ erklärt d. h. ihre Bemessung in das Belieben der Generalräte gestellt hatte.

Der Krieg von 1870 und die Besitzergreifung Elsass-Lothringens durch Deutschland änderte Nichts an dem Character der Elsässischen Bezirks-Archive. Man könnte fast sagen, diese gewaltigen Ereignisse seien spurlos an ihnen vorübergegangen, hätte nicht das Strassburger Archiv auch seinen Anteil an den Schrecken der Belagerung gehabt. In seiner exponierten Lage dicht bei der Präfektur — 1867 war es dahin in einen ehemaligen Getreidespeicher des Domcapitels und späteres Tabaksmagazin verlegt worden — war es den Gefahren des Bombardements ohne jeden Schutz ausgesetzt und erlitt ein Geschick, wie es in diesem Jahrhundert wohl nur das Venetianische Staatsarchiv bei der Beschiessung Venedigs durch Radetzky im Jahr 1848 erfahren hat. Mit Aufgebot aller Kräfte und mit Lebensgefahr wurden die Archivalien aus den obern Stockwerken in die weiten aber von allerlei fremdem Hausrat mitbesetzten Keller geräumt, während die deutschen Granaten die Wände durchfurchten und in ominöser Sympathie grade an den Militärakten ihre Spuren zogen. Die kostbarsten Stücke, den sogenannten trésor des chartes, und die schwer wieder ersetzbaren Bände des analytischen Inventars barg man zuletzt in der Krypta des Münsters. Völlig unversehrt ist so gleich dem Strassburger Stadtarchiv auch das Bezirks-Archiv aus den Kriegsstürmen hervorgegangen, dank der Pflichttreue und dem Mannesmut seiner Beamten. Bei der strengen Kälte des Winters 1870/71 halfen ihnen dann pommersche Landwehrleute die Archivalien wieder einräumen und die alte Ordnung wiederherstellen. Ludwig Spach blieb auf seinem Posten und seiner alten geistigen Mittlerrolle zwischen den beiden Nationen getreu, in Colmar trat nach Blancs Tode im Frühjahr 1871 der erste altdeutsche Beamte in den Archivdienst.

Die deutsche Periode des Elsässischen Archivwesens, die nunmehr schon mehr als ein volles Vierteljahrhundert umspannt, zeichnet sich vor Allem durch ein stetiges Anwachsen der Archivbestände und eine aussergewöhnliche Bereicherung nament-

---

reich sei und dass ideell rechtmässig jedes archivalische Dokument auf französischem Boden in das Nationalarchiv zu Paris gehöre.

lich der ältern Archivteile aus. So sind durch das Gesetz betreffend das Notariat vom 26. Dezember 1873 den Bezirks-Archiven sämmtliche alte Notariatsakten überwiesen worden d. h. alle in den Schreibstuben der Notare vor dem 29. September bis 6. Oktober 1791 entstandenen Schriftstücke, ein Material von sehr beträchtlichem Umfang, für das Unter-Elsass etwa 11 000, für das Ober-Elsass 7400 Bände und Fascikel umfassend, das für die Kenntnis der Entwicklung der Eigentumsverhältnisse und der rechtlichen Institutionen im Lande während der letzten drei Jahrhunderte von grundlegender Bedeutung ist. Es ist die Einverleibung dieser ältern Notariatsakten in die Archive um so verdienstlicher, als es in Frankreich bisher trotz aller Bemühungen[1] nicht gelungen ist, diese heilsame Massregel zu copieren, und als in Italien die Anlage gesonderter archivi notarili mancherlei Missstände im Gefolge gehabt hat. In gleicher Weise sind den Archiven ältere Akten der Steuerverwaltung sowie des Justiz- und Gerichtswesens zugeführt worden, das Strassburger Archiv übernahm beispielsweise im Jahre 1886 die alten Tribunals-Archive von Zabern und Schlettstadt, wiederum ein nicht unbeträchtliches Material von ca. 3500 Bänden und Aktenbündeln. Hierher wird man auch die Erwerbung der elsässischen Prozessakten des Reichskammergerichts zu Wetzlar rechnen dürfen, einen Zuwachs von nahezu 2000 Aktenbündeln, sowie der entsprechenden Archivalien des Hofgerichts Rottweil und der Deutschordens-commenden, welche Württemberg extradierte, während die Abtretung der erstern von Seite Preussens erfolgte. Durch Austauschverhandlungen mit den einzelnen deutschen Staaten ist es gelungen, unsern Archiven eine Reihe organisch verbundener Glieder wieder anzufügen. So haben sie von Preussen die Archivalien der Grafschaft Saarwerden[2] erhalten, von Bayern Archivalien der Herrschaften Rappoltstein und Pfalz-Zweibrücken, von Baden ausser den Archivalien von Selz, Weissenburg und andern elsässischen Ortschaften, vor allem die wichtigen Akten und Correspondenzen, welche die ständische Vertretung des

---

[1] Auf die Bedeutung der Notariatsarchive in Frankreich und die Wichtigkeit ihrer Einverleibung in die Departementalarchive, zugleich aber auch auf die Schwierigkeiten weist de Rozière in einer Rede hin, die er bei der Réunion des sociétés des beaux-arts des départements am 29. Mai 1890 gehalten hat. Vergl. Bibliothèque de l'école des chartes 1890 p. 367 ff.

[2] Eine wertvolle Ergänzung hat dieser Bestand durch eine Schenkung des Herrn Landesausschusspräsidenten Dr. von Schlumberger erhalten, der die auf seinem Gute Gutenbrunn bei Saarunion gefundenen Saarwerdener Archivalien, insbesondere die Akten des Amtes Harskirchen, dem Strassburger Bezirks-Archiv überwies.

Bischofs von Strassburg auf den Reichs- und Kreistagen betreffen. Daneben wurden aus Privatbesitz für das Colmarer Archiv noch ein sehr wertvoller alter Urkundenbestand der Abtei Münster im Gregorienthal und für das Strassburger Archiv aus einer englischen Sammlung das Ochsensteinische Lehens-Archiv mit ca. 1700 Pergament-Urkunden erworben. So dankenswert nun auch diese aussergewöhnliche Bereicherung der Bezirksarchive ist, immer stehen doch noch eine Reihe nicht minder wünschenswerter Erwerbungen für sie aus, für Strassburg der Restbestand Nassau-Saarwerdenscher Archivalien in den preussischen Staatsarchiven zu Coblenz und Wiesbaden sowie der umfangreiche Complex Hanau-Lichtenbergischer Archivalien im Grossherzoglich Hessischen Haus- und Staatsarchiv zu Darmstadt, für Colmar vor Allem die Akten der vorderösterreichischen Verwaltung im Statthalterei-Archiv zu Innsbruck. Von dem in den französischen Archiven befindlichen Material sollte durch Abschriften und Regesten Kenntniss genommen werden, wie dies schon beim Luxemburgischen Regierungs-Archiv und beim Vatikanischen Archiv zum Teil geschehen ist. Jedenfalls wird eine umsichtige und geschickte Archivverwaltung diese Zielpunkte ihrer Acquisitionspolitik nicht aus dem Auge verlieren dürfen.

In dies Gebiet der äussern Thatsachengeschichte unsrer Archive, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, fallen auch die erheblichen materiellen Verbesserungen, welche seit 1870 der Besetzung und Ausstattung der Bezirks-Archive dank der verständnisvollen Freigebigkeit der Bezirkstage zugewendet worden sind. Allerdings muss die Verwendung einer wissenschaftlich gebildeten Kraft bei jedem Archiv, der neben der Leitung auch die gesamte wissenschaftliche Arbeitsleistung obliegt,[1] für die Bedürfnisse um so weniger als ausreichend bezeichnet werden, nachdem sich die Inanspruchnahme des Strassburger Bezirks-Archivs z. B. durch die gelehrte Forschung seit 1870 um das drei- bis vierfache gesteigert hat. Die mate-

[1] Auch hierin nehmen die Bezirks-Archive des Reichslandes unter allen deutschen Archiven eine bedauerliche Sonderstellung ein. Sie müssen sich mit einem wissenschaftlich gebildeten Beamten begnügen, während die preussischen Provinzialarchive, auch die kleinern, die an Umfang und Bedeutung hinter unsern Bezirks-Archiven zurückstehen, neben dem Archivvorstand noch 1—2 wissenschaftlich gebildete Beamte beschäftigen, und ebenso die Bairischen Kreisarchive neben dem Archivar noch einen akademisch gebildeten Sekretär führen. Würtemberg, Sachsen, Baden, Hessen haben ihre Archivalien in einem Hauptarchiv centralisiert, das mit genügenden Kräften besetzt ist. Sogar Mecklenburg-Schwerin beschäftigt an seinem Landes-Archiv vier wissenschaftlich gebildete Beamte und auch die grössern deutschen Stadtarchive, wie Köln, Frankfurt a. Main, Strassburg haben neben dem Stadtarchivar noch eine akademisch gebildete Hülfskraft.

rielle Stellung unserer Beamten liegt noch immer unter dem Niveau aller deutschen Archivare überhaupt. Aber die Ausstattung der Archive mit Hilfsmitteln aller Art, vor Allem mit einer ausgiebigen Handbibliothek, ist eine reichere geworden und für die äussere Instandhaltung derselben sind sehr beträchtliche Mittel zur Verfügung gestellt worden. Es darf gewiss als epochemachend bezeichnet werden, dass der Bezirkstag des Unter-Elsass die Unzulänglichkeit und die Feuergefährlichkeit des alten Archivgebäudes anerkennend in seiner Herbstsession des Jahres 1892 sich entschloss, für einen Neubau eine Bezirks-Anleihe von 400,000 Mark aufzunehmen und dass es dank dieser hochherzigen Liberalität möglich war, für rund 450,000 Mark ein neues, allen Anforderungen und technischen Bedürfnissen des Archivdienstes entsprechendes, nach allen Seiten frei und zum Teil im Gartengelände liegendes Archivgebäude herzustellen, das seit seiner Eröffnung im Juli 1896 von Fachleuten des In- und Auslandes viel besucht, allseitige Anerkennung gefunden und sich bisher nach allen Richtungen bewährt hat.

Es zeigt uns schon diese eine Thatsache, die Heranziehung des Bezirks für die Ausgaben eines neuen Archivbaues, dass sich in den eigentümlichen verwaltungsrechtlichen Verhältnissen der Bezirks-Archive, wie sie die französische Regierung geschaffen und sich weiter hat entwickeln lassen, auch unter deutschem Regiment bisher nichts geändert hat; nur die andre Thatsache, dass seit dem 1. April 1889 die Besoldungen der Archivbeamten nicht mehr aus den Bezirksfonds bestritten werden, sondern auf die Landeskasse übernommen worden sind, steht damit eigentlich im logischen Widerspruch, so dankenswert auch die Verbesserung ist, die dadurch das Los jener Beamten erfahren hat. Im Uebrigen hat die innere organische Weiterbildung unseres Archivwesens seit 1870 man kann sagen einen völligen Stillstand erlitten, trotzdem der ungeheure Unterschied sofort in die Augen springt, der zwischen einem centralistisch regierten Grossstaate, wie es Frankreich ist, und einem kleinen Staatsgebilde von noch nicht geklärtem staatsrechtlichen Charakter besteht. Was dort noch erträglich war, kann hier unerträglich sein. Es fehlt uns das wissenschaftliche und das administrativ-technische Centrum, welches das französische Archivwesen besitzt und das die Vereinzelung der Departementsarchivare weniger bedenklich macht, das Nationalarchiv zu Paris. Dem Direktor desselben und seiner Leitung unterstehen seit dem Frühjahr 1897 die sämtlichen Departementalarchive, nachdem sie schon seit 1884 der Befugnis des Ministerium des Innern entzogen und der Unterrichtsverwaltung

unterstellt worden waren. In Frankreich haben inzwischen selbstverständlich auch die technischen Vorschriften für den Archivdienst erhebliche Verbesserungen erfahren, wie z. B. diejenigen für die Anlage und den Druck der Inventare,[1] für die Kassation unbrauchbarer Akten,[2] für die Repertorisierung der Revolutions-Akten[3] u. A., kurz es zeigt sich auf allen Gebieten, auch auf dem der äussern Ausstattung des Archivwesens,[4] ein allmäliger entschiedener Fortschritt, der nnr noch durch die Lösung der Departementalarchive von der Unterhaltspflicht der Generalräte zu krönen ist. Von diesem Fortschritt ist unser Archivwesen unberührt geblieben, und noch immer gelten für dasselbe die veralteten und jenseits der Vogesen längst reformierten französischen Reglements aus dem Anfang der 40er

[1] Nach einem officiellen Bericht an den Minister vom 1. August 1887 wird das heutige Verfahren so charakterisiert: L'inventaire présente aujourd'hui un triple charactère: tantôt, lorsqu'il s'agit de papiers sans importance, on se contente d'une indication brève, semblable au titre d'un livre; tantôt, si un registre ou un dossier offre quelque intérêt, sans mériter pourtant une description de tous les actes qu'il contient, on choisit les plus saillants, afin que des exemples rendent compte au lecteur des ressources qu'il en peut tirer; tantôt, enfin, lorsqu'on est en présence de pièces tout à fait remarquables, on les analyse une à une, en détail, et on ajoute des citations à l'analyse, si cela est nécessaire.» Damit ist die monotone Strenge der alten Vorschriften, wie man sieht, vollständig durchbrochen. Uebrigens schreitet der Druck der Inventare rüstig fort. Lagen 1890 bereits 164 Bände gedruckt vor, so hat sich bis 1897 diese Zahl auf 215 gehoben, wenn anders meine Aufstellung, die ich nach den Angaben des letzten Jahrgangs der Minerva vorgenommen habe, richtig ist. Nur 7 Departements, Cantal, Corsika, Haute Loire. Haute Marne, Haute Savoie, Deux Sèvres und die Vendée scheinen bis jetzt Nichts publiciert zu haben.

[2] Die neue Verfügung stammt vom 12. August 1887, sie zeichnet sich durch konservative Tendenz und weises Masshalten aus, sie gibt im Uebrigen wie ihre Vorgängerin vom 24. Juni 1844 ganz eingehende Fristbestimmungen für die Aufbewahrung der modernen Akten. Sonst scheint von andern europäischen Staaten nur Schweden noch ähnlich genaue Vorschriften erlassen zu haben in der königlichen Verordnung vom 5. Juni 1885.

[3] Ein eingehendes Circular vom 11. November 1874 für eine richtige Abscheidung und innere Gruppierung der Akten in den Serien L und Q, dort der Departements-, Districts- und Cantonalverwaltung von 1790—1800, hier der Verwaltung und des Verkaufs der Nationaldomänen, der Entschädigung der Emigrirten und des Verkaufs der Communalgüter für die Amortissementskasse im Jahrr 1813.

[4] Sehr instructiv darüber ist der officielle Bericht von Charmes an den Unterrichtsminister vom 1. Juli 1888, welcher die rege Bauthätigkeit für die französischen Departemental-Archive in helles Licht setzt. Darnach haben von 1870 bis 1887 nicht weniger als 22 Departemental-Archive einen vollständigen Neubau oder umfangreiche Anbauten erhalten. Vergl. Bibliothèque de l'école des Chartes 1888 p. 544 ff.

Jahre mit der einen rühmlichen Ausnahme, dass bei uns die Verleihung und Versendung von Archivalien an Behörden und öffentliche Anstalten zur Benutzung durch Private gestattet ist, während sie in Frankreich noch immer unzulässig ist.

Hierbei hat bereits die freiere deutsche Auffassung vom Beruf und der Aufgabe der Archive mit gewirkt, die andrerseits freilich auf die Ausgestaltung unsres Archivwesens auch lähmend sich fühlbar gemacht hat. Denn dass mit Rücksicht auf die Ziele und die Methode der deutschen archivalischen Arbeit künftighin im Elsass z. B. die weitere Inventarisierung vorzunehmen sei, galt ebenso als selbstverständlich, wie dass die wissenschaftliche Arbeitsleistung unserer Archive zu heben und zu steigern sei. Die Inventarisierung ist infolge dessen, da andre allgemein giltige Direktiven nicht gegeben worden sind, entweder ins Stocken geraten oder vollzieht sich nach den persönlichen Anschauungen der einzelnen Archivare ohne Einverständnis und Uebereinstimmung. Dass ein solcher Zustand sehr grosse Bedenken hat, leuchtet wohl von selbst ein, wenn man ausserdem noch erwägt, dass auch der Ersatz unsrer Archivbeamten und die richtige Vorbildung und Schulung derselben nicht mehr sicher gestellt, sondern nur dem Zufall anheim gegeben ist. Während überall in Deutschland, Oesterreich, Italien u. s. w. eine gewisse geregelte Vorbildung für die archivalische Laufbahn besteht und in Frankreich die Ecole des chartes in Paris nach wie vor 1870 für den archivalischen Nachwuchs sorgt, existiert bei uns nichts derähnliches.[1]

Nach welcher Richtung hin sich die unumgänglich notwendige Ausgestaltung unsres Archivwesens vollziehen muss, liegt nach der bisherigen Entwicklung so klar vor Augen, dass es einer breitern Ausführung nicht bedarf. Sie muss, um die zwei Hauptlinien dieser Richtung scharf hervorzuheben, einmal einen entschieden centralisierenden Zug zeigen und sie muss andrerseits der deutschen Auffassung vom Wesen und der Aufgabe der Archive unbedingt Rechnung tragen.

Mag man von dem staatsrechtlichen Charakter des Reichslandes eine Auffassung haben, welche man will, mag man es mit Laband als einen Verwaltungsdistrikt, eine Provinz des Reichs ansehen oder mag man es mit Seydel und Leoni als Staat bezw. werdenden Staat betrachten, für die Neugestaltung

[1] Erst in jüngster Zeit ist aus dem Gefühl dieses Mangels heraus nicht ohne Erfolg an der Universität Strassburg der Versuch gemacht worden, in einem regelmässigen zweijährigen Cursus die geschichtlichen Hilfswissenschaften, sowie theoretische und praktische Archivkunde zum Vortrag zu bringen; doch fehlt diesem Versuch bisher noch jede officielle Autorisation.

unsres staatlichen Archivwesens scheint mir diese Controverse ohne Belang zu sein. Es muss spätestens in dem Augenblicke, da die Registraturen unserer Ministerial-Abteilungen zum Ueberlaufen voll geworden sind, aus den Akten derselben, die von bleibendem Werte sind und für die Erledigung der Geschäfte entbehrlich geworden sind, ein Landes-Archiv geschaffen werden, welches zugleich das Centrum unsrer Archiv-Verwaltung zu bilden bestimmt ist. Dass für die modernen Bestände desselben zugleich die geschichtliche Unterlage gegeben werden und damit die Anstalt von dem Niveau der reponierten Registratur sogleich auf die Stufe eines wissenschaftlichen Instituts, eines Archivs gehoben werden muss, scheint mir weiter selbstverständlich zu sein. So sehr es sich empfehlen mag, dem in ganz besondern Verhältnissen lebenden und seiner innern Struktur nach anders gearteten Lothringischen Bezirks-Archiv seine eigene Existenz zu belassen, es gewissermassen als Filiale des Landes-Archivs anzusehen, so werden andrerseits unsre Elsässischen Bezirks-Archive das Opfer ihrer Selbständigkeit und wohl auch ihrer Existenz zu bringen haben. Sie besitzen schon ausgedehnte Archivbestände, welche für die Geschichte des ganzen Landes von Bedeutung sind, wie die Fonds der Intendanz, des Hohen Rates, des Bistums Strassburg, die für das Landes-Archiv unentbehrlich sein würden; ob sie nach Abgabe dieser und andrer wichtiger Bestände noch lebensfähig sein dürften, möchte billig zu bezweifeln sein, zumal wenn man sie ihres Nebencharakters als reponierter Registratur der Bezirkspräsidien, den sie leider jetzt haben, noch entkleidet.

In welchem Sinne dieses Landes-Archiv zu leiten wäre, ist nach dem Gesagten ebenfalls klar. Mit möglichster Schonung des Gegebenen, mit Beibehaltung vieler hervorragend praktischer Eigentümlichkeiten der französischen Archivdienstvorschriften würde die allmälige Ueberführung des gesamten Archivwesens im Lande in die Richtung und Art der deutschen Archivverwaltung zu bewerkstelligen sein. So fest auch der Zusammenhang mit der allgemeinen Staatsverwaltung gehalten werden müsste, so würde doch dem Landesarchiv, ähnlich wie in Preussen und Bayern, auf seinem eigenen technischen Gebiet eine fest umschriebene Selbständigkeit zu gewähren sein. Ferner wäre für eine den Bedürfnissen des Dienstes wie den Anforderungen der landesgeschichtlichen Forschung entsprechende Besetzung mit wissenschaftlich gebildeten Beamten und deren sachgemässe Vorbildung Sorge zu tragen. Die Inventarisierungsarbeiten würden nach neuen Plänen aufzunehmen und mit aller Energie zu betreiben sein. Im Uebrigen verzichte ich darauf, dieses Zukunftsbild in weitern kleinen Einzelzügen auszuführen,

so verlockend das scheinen könnte, es genügt mir, einmal unser Ziel im Grossen gezeigt zu haben. Ob wir, die jetzt lebenden Archivare im Lande, die Erreichung desselben jemals schauen, ist sehr fraglich und hängt, aller Wahrscheinlichkeit nach, mit der weitern Entwicklung der politischen Verhältnisse so eng zusammen, dass wir froh sein dürfen, wenn wir wie Moses wenigstens einen Blick in das gelobte Land thun können.

Begnügen wir uns im gegebenen Rahmen und in unserm engern Kreise unsere Pflicht zu thun, so warten unsrer vorerst noch ungezählte dringliche Aufgaben. Ist auch im Strassburger Bezirks-Archiv die Ordnung in grossen Zügen festgestellt und sein Bestand im Allgemeinen aufgenommen, sind auch einzelne spezielle Repertorisierungsarbeiten wie eine Sammlung von Regesten der Kaiser- und Papsturkunden oder des Ochsensteinischen Lehnsarchivs nahezu abgeschlossen, ist auch die Scheidung der Urkunden von den Akten, die zugleich mit dem Einzug in den Archivneubau auf eigene Verantwortung dem französischen Reglement zuwider begonnen wurde, schon über die Hälfte hinaus gediehen, so sind trotzdem noch so viele Arbeiten zu erledigen, dass die Kraft verschiedener Archivgenerationen sich an ihnen verbrauchen wird. Zu einer irgendwie namhaften Verwertung und Verarbeitung des in unsern Archiven lagernden gewaltigen Rohstoffes sind ausserdem erst hier und da vereinzelte Ansätze gemacht.[1] In erfreulichem Masse wächst allerdings die Zahl der selbstthätigen Geschichtsfreunde und der Mitarbeiter an den grossen Aufgaben der landesgeschichtlichen Forschung, immer mehr empfinden es dem Herzog von Broglie nach, dass mit den Menschen der Vergangenheit ohne die übliche Vermittlung eines amtlichen Geschichtsschreibers zu verkehren eine der reizvollsten, fesselndsten Beschäftigungen ist, zu der im Vergleich selbst das Vergnügen der Jagd auch für den begeisterten Liebhaber nichts ist. Und in ausgedehntestem Masse ist heute den Privaten die Benutzung der Archive gestattet,[2] man kann bei uns fast von

---

[1] Nach den grossen Urkunden-Publikationen aus dem vorigen Jahrhundert, die naturgemäss heute vielfach veraltet sind, sind erst in den letzten Jahrzehnten ähnliche auf engere Kreise beschränkte Unternehmungen wieder in Angriff genommen worden, von denen drei hier Erwähnung verdienen: «die Urkunden und Akten der Stadt Strassburg» von denen seit 1879 zehn Bände erschienen und vier noch im Druck sind, das «Rappoltsteinische Urkundenbuch», von dem vier Bände vorliegen, und das «Cartulaire de Mulhouse», das sechs Bände umfasst. In erster Linie mangeln uns die Regesten der Bischöfe von Strassburg, für die Erforschung der elsässischen Geschichte im Mittelalter das unentbehrlichste Werk.

[2] Es gelten hierüber noch die Vorschriften des Reglements von 1843, nach denen entweder der Generalsekretär oder der Präfekt die Erlaubnis erteilt, doch ist dies ein fast ganz formaler Akt geworden.

einer völligen Archivfreiheit sprechen, während noch vor hundert Jahren nur ein amtlicher Auftrag überhaupt das Archiv öffnen konnte. Mit diesem Umschwung der Anschauung ist freilich auch die Verantwortung des Archivars ausserordentlich gewachsen. Nicht nur was die Sicherheit der ihm anvertrauten Schätze anlangt, die nun vor Jedermanns Augen liegen, nein auch was die Richtung, die Führung, den Erfolg geschichtlicher Forschung anbetrifft. Der Archivar soll seinen Reichtum nicht blos verwalten, er soll ihn werten und mehren, mit seiner Erfahrung, seinem Rat soll er dem Archivbenutzer die richtigen Wege zeigen und ebnen, er soll gewissermassen der Vertrauensmann aller Geschichts-Forscher und Freunde im Lande sein. Soll er indess seines Amtes in dieser hohen Weise walten, so muss er auch mitten im Betrieb der landesgeschichtlichen Studien stehen, muss Fühlung nach allen Seiten haben und muss ausser den Staatsarchiven auch die Gemeinde- und Privatarchive seines Landes genau kennen. Es ist wiederum ein Vorzug der französischen Archiveinrichtungen, den sie namentlich auch vor den deutschen Verhältnissen voraus haben, dass dem Departemental-Archivar auch die Aufsicht über die Gemeinde- und Anstaltsarchive seines Bezirks übertragen ist. Diese vortreffliche Massregel ist auch bei uns in Kraft geblieben oder wieder in Kraft getreten. Die Beobachtungen und Erfahrungen, die ich bei der Revision der Gemeinde-Archive des Unter-Elsass seit fünfzehn Jahren gemacht habe, geben mir den Mut, auch diesen vom grossen Publikum kaum gekannten Anstalten und dem Gedanken, wie sie in höherem Masse nutzbar gemacht werden, wie ihre Funktionen besser in den Gesamtorganismus des Archivwesens eingeschaltet werden könnten, noch einige Worte zu widmen.

Den Gemeinde-Archiven hat die französische Regierung schon frühzeitig ihre Sorge zugewandt, nicht weniger als sechsmal hat sie im Lauf des 18. Jahrhunderts ihre Bestandsaufnahme

---

Uebrigens hat auch hier die französische Revolution zuerst Bahn gebrochen. Das Decret vom 7. Messidor des Jahres II (25. Juni 1794) bestimmt in Artikel 37: «tout citoyen pourra demander dans tous les dépôts communication des pièces qu'ils renferment, elle sera donnée sans frais et sans déplacement et avec les précautions convenables de surveillance». In den deutschen Staaten wird die Erlaubnis zur Archivbenützung fast überall von einer Centralstelle gegeben, z. B. in Preussen von den Oberpräsidenten der Provinzen, doch ist hier neuerdings gestattet, dass die Vorsteher der Staatsarchive Archivalien aus der Zeit vor 1701 auf eigene Verantwortung vorlegen dürfen. Auch sonst zeichnet sich grade Preussen seit zwei Jahren in der Pflege seines Archivwesens durch die erfreulichsten Fortschritte aus, deren Nachwirkung sich auch über die schwarz-weissen Grenzpfähle fühlbar machen wird.

angeordnet. Fand demnach die Revolution dieselben in verhältnissmässig guter Ordnung, so hat sie auch grade hier weniger Verwirrung angerichtet denn sonstwo und ihnen durch die Ueberweisung der alten Kirchenbücher noch eine besondere Bereicherung gebracht. Die Consularregierung befahl im Jahr 1800 eine neue Bestandsaufnahme und machte zugleich den Maire der Gemeinde für die intakte Erhaltung des Gemeinde-Archivs verantwortlich. Die Aera der französischen Archivreformen unter dem Julikönigtum wollte auch den Gemeinde-Archiven ihre Segnungen nicht vorenthalten und brachte in dem ministeriellen Circular vom 16. Juni 1842 auch für sie eingehende Ordnungsvorschriften, die hier bei uns im Lande bis jetzt in Kraft geblieben sind, während sie, wie wir sehen werden, in Frankreich durch das Circular vom 20. November 1879 eine zeitgemässe Erweiterung gefunden haben. Nach ihnen wurde die Bibliothek, das Archiv und das Mobiliar der Gemeinde in 16 Serien, mit den ersten 16 Buchstaben des Alphabets bezeichnet, in der Weise untergebracht, dass die Serien A—C die Bibliothek, darunter die Gesetzsammlungen und die Amtsblätter, die Serien D—P das Archiv oder die Registratur umfassten und die Serie Q schliesslich das Mobiliarverzeichnis bildete. Ueber diese sämmtlichen 16 Serien musste ein Inventar angelegt werden, für welches Formulare mit Angabe der Unterabteilungen der einzelnen Serien ausgegeben wurden. Uns interessieren vorzugsweise hier die mittleren Serien, von denen D die Akten der Gemeindeverwaltung, E des Standesamts, F der Bevölkerung und Statistik, G der Staatssteuer, H Militärsachen, J Polizeisachen, K Wahl- und Personalsachen, L die Papiere der Gemeinderechnung, M und N die Dokumente, betreffend die Gemeindegüter, O Wegebausachen und P Verschiedenes umfasste. Ich glaube, dass diese Einteilung im Grossen und Ganzen praktisch ist und dass der Aktenniederschlag des Gemeindeverwaltungslebens von ihr umspannt werden kann, obschon ihr vor Kurzem ein französischer Kritiker den Vorwurf gemacht hat,[1] dass sie sich wesentlich nur auf die Kenntnis von dem Inhalt und Umfang der Landgemeindearchive bei Paris stütze, dass sie dagegen für die Gemeindearchive des Südens und der grössern Städte unzulänglich sei. Will man sie gerecht beurteilen, so darf man nur nie vergessen, dass sie allein die Hauptlinien der Ordnung ziehen will und dass sich innerhalb derselben bei verständigem Sinn und gutem Willen in Unterrubriken ausserordentlich viel unterbringen lässt. Interessant ist es zu beobachten, mit welcher Sicherheit die französische Verwaltungsmaschine funktionierte,

---

[1] G. Desjardins, Le service des archives départementales, 1890. p. 67.

noch heute finden sich nahezu in allen Gemeinde-Archiven des Elsass die auf Grund jenes Reglements verfassten Inventare, zumeist in den Jahren 1843—1845 angelegt, und was noch höher zu schätzen ist, nur wenige unter ihnen entsprechen nicht den Bestimmungen: ein besseres Zeugnis für die Klarheit und Verständigkeit des Reglements ist schwer zu erbringen. Dass für die weitere Ausgestaltung der Gemeindeverwaltung mit ihrem immer reicher sich gestaltenden Leben die Maschen dieses Netzes nicht überall dicht genug waren, ist begreiflich und das französische Ministerium hat dem dadurch abzuhelfen gesucht, dass es dasselbe etwas erweitert hat. Durch das Circular vom 20. November 1879 wurden drei neue Serien geschaffen, der Buchstabe P wurde nun für die Akten der Cultusverwaltung, Q für die Papiere der Wohlthätigkeits- und Unterstützungsanstalten (Armenverwaltung, Hospital, Sparkasse u. s. w.) R für die Unterrichtssachen bestimmt, während S die bekannten Varia überwiesen wurden. Ich stehe nicht an, diese Reform grade wegen ihres konservativen Charakters für ausserordentlich glücklich zu halten, da bekanntlich in allen Archivordnungsfragen kaum etwas verderblicher wirkt als Umstürzung des Vorhandenen und Verwerfung des schon Bestehenden.

Eine Verbesserung unseres noch zu Recht bestehenden Reglements von 1842 würde sich meines Erachtens an das französische Vorbild im Grossen und Ganzen anschliessen können, denn auch moderne Akten, die unsern Gemeinden im Gegensatz zu den französischen eigentümlich sind wie etwa diejenigen, die aus der neuern Versicherungsgesetzgebung erwachsen sind, (Kranken-, Unfall-, Altersversicherung) würden in einer erweiterten Serienreihe Platz finden können, z. B. unter der Serie Q mit ihrem neuen Inhalt. Ich halte den Vorteil, an das bestehende System trotz kleiner Unzuträglichkeiten anzuknüpfen, für so ausserordentlich gross, dass ich eine völlig neue Ordnung selbst von idealer Vortrefflichkeit, die übrigens schwer zu finden sein dürfte, gern darum preisgebe. Andere und, wie ich gern anerkenne, wohl begründete Ansichten vertritt mein verehrter Freund und College Pfannenschmid. Er fand 1875 das französische Schema noch sehr zweckmässig und meinte, es könne ganz so beibehalten werden,[1] 1885 hielt er das Schema für zu eng und erweiterte es, indem er ebenfalls drei neue Serien hinzufügte, eine für Kirchen- und Schulsachen, eine zweite für Medicinal- und Veterinärsachen — im französischen Reglement unter J — eine dritte für Wohlthätigkeits-

[1] Das Archivwesen in Elsass-Lothringen S. 138.

sachen.[1] Neuerdings hat er in Anknüpfung an vorgefundene Versuche verschiedener Gemeindeschreiber, ihre Archive den jetzigen Bedürfnissen entsprechend zu ordnen, einen neuen Ordnungsplan[2] mit umsichtiger und sinnreicher Einteilung herausgegeben. Er sieht von allem Bestehenden ab und gliedert das ganze Archiv in 50 neue Titel mit zahlreichen Rubriken und Unterabteilungen, mit denen er den Versuch macht, der reich quellenden Fülle des modernen Lebens Herr zu werden, ein Schema für alle Fälle und jeden denkbaren Fall bereit zu halten. Selbst wenn das angängig wäre, wenn nicht überhaupt dieser Rahmen für die meisten Landgemeinden vielleicht zu weit gespannt ist, so weiche ich auch in der Beurteilung darüber, ob ein engeres oder weiteres Schema vorzuziehen sei, nach der Richtung von Pfannenschmid ab, dass ich ein gewisses Ueberlegen, ein sich Hineindenken in den Sinn des Reglements für den Archivordner für zweckdienlicher erachte als die gewissermassen mechanische Benutzung einer Repositur mit ungezählten numerirten Fächern. Dass viele Gemeinde-Archive in Unordnung geraten waren, das war nicht die Schuld des Reglements von 1842, sondern der früher mangelnden, nicht häufig genug geübten Revisionen. Auch das idealste Schema schützt vor später wieder einreissender Verwirrung nicht.

Nicht zu unterschätzen ist bei der Beurteilung dieses Punktes die Frage, wer denn eigentlich in den Landgemeinden die Registratur führt, wer das Archiv ordnen soll. Im Elsass fällt diese Beschäftigung dem Gemeindeschreiber zu, wenn auch die Verantwortlichkeit dafür dem Bürgermeister obliegt, und in den weitaus meisten Fällen versieht der Lehrer dieses Amt des Gemeindeschreibers. In der That ist eine geeignetere Persönlichkeit dafür kaum denkbar und das Elsass, speziell auch das Gemeinde-Archivwesen ist gut dabei gefahren, mögen auch andre Länder mit andern Einrichtungen nicht minder zufrieden sein.[3] Ich weiss wohl, dass eine etwas verstiegene

[1] «Ueber Ordnung und Inventarisierung der Gemeinde-Archive» i. Löhers Archivalischer Zeitschrift Band 8, S. 229 ff. und Band 9, S. 135 ff.

[2] Ordnungsplan für Gemeinde-Registraturen, als Manuscript gedruckt, Colmar, 1894. Es ist nur ein Auszug aus einem viel vollständigeren Plane.

[3] In Baden ist nach einer gütigen Mitteilung des Grossherzogl. Landescommissärs Herrn Geh. Ober-Regierungsrat Reinhard in den Landgemeinden der Ratschreiber auch der Registraturführer. Lehrer sind nur selten als Ratschreiber thätig, meist pflegt ein Landwirt oder Geschäftsmann diesen Dienst zu versehen. Amtliche Vorschriften über die Führung der Gemeinderegistraturen giebt es nicht, sie schliesst sich meist an eine von Kanzleirat Metzger herausgegebenen Anleitung

Auffassung von pädagogischer Würde eine gewisse Herabwürdigung des Lehrers in dieser Nebenbeschäftigung sieht und ihn auf den Bannkreis seiner Schule beschränken möchte; dagegen vermag ich mir für ihn nächst dem Unterricht kaum ein lohnenderes Wirken zu denken als dies, das ihn mitten in die Arbeiten, Bedürfnisse und Sorgen seiner Gemeinde stellt und ihm bei der Bewältigung derselben einen einflussreichen Anteil sichert, vorausgesetzt immer, dass er sich in die Niederungen dörflicher Zwistigkeiten nicht herunterzerren lässt. Und vor Allem die Verwaltung kann diese intelligente Kraft absolut nicht entbehren, bei unsern Verhältnissen wäre es Sünde, sie brach liegen zu lassen. Möge man das Verhältnis des Gemeindeschreibers zum Bürgermeister anders, weniger abhängig gestalten,[1] damit bin ich einverstanden, aber man stosse den Lehrer nicht aus der Gemeindeverwaltung, man verbanne ihn nicht aus der Gemeindeschreiberei. Pfannenschmid hat sehr gute Erfahrungen mit Archiv-Konferenzen der Lehrer gemacht, auf denen er die Gemeindeschreiber mehrerer Nachbarorte vereinigte, um ihnen die Archivordnung theoretisch und praktisch zu demonstrieren, ich habe bisher von solchen Vereinigungen abgesehen und jedem Gemeindeschreiber einzeln die erforderliche Belehrung gegeben, aber auch ich kann ihr Verständnis, ihre Willigkeit nur rühmend anerkennen. Es liesse sich vielleicht erwägen, ob uns und den Gemeindeschreibern nicht viele Arbeit erspart werden könnte, wenn schon auf

zur Einrichtung und Führung der Gemeinderegistraturen an (Heidelberg, Emmerling, 1875). In wie vortrefflicher Weise in Baden grade für die ältern Archivalien gesorgt wird, werden wir noch sehen. In der Bayrischen Pfalz sind nach gütiger Auskunft des Herrn Rechtsanwalt Mahla in Landau ebenfalls keine amtlichen Vorschriften über die Ordnung der Gemeinde-Registraturen erlassen. Verschiedene Ministerialentschliessungen vom Jahr 1827 ab zielen lediglich dahin, die Aufrechterhaltung von Ordnung zu empfehlen und in Erinnerung zu bringen. Wie bei uns so sind auch in der Pfalz die Gemeindeschreiber fast ausnahmslos Lehrer und auch dort hat man die gleichen günstigen Erfahrungen gemacht. Im Grossherzogtum Hessen existiert für die Gemeinde-Registraturen ein amtlicher Registraturplan vom Ministerium im Jahre 1837 aufgestellt. Das Bureaupersonal wird in Hessen vom Bürgermeister bestellt wie in der Pfalz und in Elsass-Lothringen, während in Baden der Ratschreiber vom Gemeinderat ernannt wird, doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob auch dort die Lehrer vorzugsweise herangezogen werden. Vergl. Braun-Weber, Verfassungs- und Verwaltungsrecht von Hessen II, 133 ff.

[1] Auch die neue Gemeinde-Ordnung für Elsass-Lothringen vom 6. Juni 1895 ändert Nichts an den bestehenden Verhältnissen. Die Nelken'sche Ausgabe der Gemeindeordnung erwähnt die Gemeinderegistratur überhaupt nicht, der Commentar von Halley dagegen thut dies zwar, behauptet aber (S. 71), allgemeine Bestimmungen über die Führung der Registratur beständen nicht. So wenig ist das Circular vom 16. Juni 1842 bekannt.

den Lehrerseminaren kurz vor dem Abgang die Zöglinge eine kurze Unterweisung in den Elementen der Archivordnung erhalten könnten. Und im Zusammenhang hiermit möchte ich noch etwas Anderes anregen. In sehr vielen unsrer Landgemeinden befindet sich das Zimmer für die Sitzungen des Gemeinderats mit dem Archivschrank im Schulhause, unter sehr beengten Verhältnissen wird das Schulzimmer selbst dafür benutzt, ein Umstand, der naturgemäss viele Unzuträglichkeiten zur Folge hat. Bei Neubauten von Schulhäusern sollte deshalb stets dafür Sorge getragen werden, dass auch ein geeigneter Raum für die Gemeindeschreiberei und das Gemeinde-Archiv vorgesehen wird, es könnte dies nur die enge Verknüpfung des Lehrers mit jenem Amte begünstigen.

Von vornherein war in dem Circular von 1842 die Inspektion der Gemeinde-Archive durch eine geeignete Persönlichkeit, in erster Linie durch den Departemental-Archivar vorgesehen und diese zweckdienliche Einrichtung hat sich in Frankreich sowie bei uns erhalten und bewährt.[1] Im Unter-Elsass ist sie seit 1883 wieder in Kraft getreten und ich habe seitdem von den stark sechshalbhundert Gemeinden des Bezirks etwa drei Viertel, über 400, gesehen, viele davon ein zweites und drittes Mal, wenn Uebelstände allmälig zu heben waren.[2] Diese Revisions-Reisen sind für den Archivar keine Last, trotz der unleugbaren Eintönigkeit des Dienstes, sondern eine erfrischende Freude. Kommt er doch dabei in unmittelbare Berührung mit Land und Leuten und vor seinem geistigen Auge tauchen beim Durchstreifen der Gegend die Gestalten und Ereignisse der Vergangenheit auf, die ihm aus den vergilbten Papieren seines Archivs längst bekannt und vertraut sind. Giebt es einen köstlicheren Genuss, als an einem frischen Sommermorgen durch die schwellenden Fruchtgefilde, die rebenbekränzten

---

[1] Eine Zeitlang waren bei uns die Kreisdirektoren mit der Inspektion der Gemeinde-Archive betraut. Im Uebrigen ist, soviel ich weiss, Elsass-Lothringen das einzige deutsche Land, das die Gemeinde-Archive unter die Aufsicht der Staatsarchivare gestellt hat. Von den europäischen Staaten ist Belgien noch in seinem Archivreglement von 1878 Frankreich gefolgt, auch dort hat der Conservator die Gemeinde-Archive seiner Provinz im Auge zu behalten und sich über deren Unterbringung und Erhaltung zu vergewissern. Eingehend ist die ganze Frage, nach einem Referat von Ermisch, auf der letzten Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Dürkheim im September 1897 verhandelt worden, vergl Protokolle S. 98—102.

[2] Der Zeitraum, innerhalb dessen ein Gemeinde-Archiv von Neuem inspiciert werden kann, ist viel zu lang, er beträgt im Unter-Elsass etwa 18 Jahre. In Wirklichkeit sollten es höchstens 6—8 Jahre sein. Hier könnte die Institution der Pfleger, von der ich am Schluss spreche, viel helfen.

Hügel des Hanauer Landes zu wandern, die blauenden Berge mit den Ruinen von Hohbarr, Geroldseck, Greifenstein vor sich, oder aus den altertümlichen Gassen von Ober-Ehnheim, Rosheim, Börsch den Blick auf die überragende Bergkuppe des Odilienberges mit seinem Kloster und der Ruine Landsberg zu lenken? Wie nahe hört da der Historiker an seinem Ohr die Flügel der Vergangenheit rauschen! Und wie erfreuen den Freund des Volkes die Kerngestalten unserer Bürgermeister, die echten unverfälschten Typen des alemannischen Bauerntums, das einst unser Land besiedelte!

Daneben winkt dem Archivar oft manch unverhoffter Fund von alten Dokumenten, die bisher nie bekannt und nie benutzt in den Ecken eines Archivschrankes einen hundertjährigen Schlaf schliefen. Für diese alten Archivalien, für die ebenfalls das Jahr 1790 als Grenze angenommen ist, hat die französische Regierung unterm 25. August 1857 ein besondres Reglement erlassen, mit einer rein schematischen Ordnung, die schwächste aller französischen Archivverfügungen, da sie auf den geschichtlichen Zusammenhang der Archivbestände gar keine Rücksicht nimmt. Doch soll ihr dies wenigstens zum Ruhm angerechnet werden, dass sie die Aufrechterhaltung einer alten vorhandenen Ordnung und die Beibehaltung eines alten Inventars gestattet. «Tout classement des archives historiques des communes, correspondant à un ancien inventaire, doit être maintenu ou, le cas échéant, remis en concordance avec cet inventaire», das ist ein goldenes Wort jenes Ministerial-Circulars. Leider hat bei uns im Elsass fast Niemand dieses Wort beherzigt. Alle unsre Stadtarchive, von denen Inventare bisher publiciert sind, Strassburg, Hagenau, Ober-Ehnheim, Schlettstadt, Bergheim, Gebweiler, Sennheim haben sich das moderne Schema angeeignet. Wie dankbar wäre gerade im Strassburger Stadtarchiv z. B. die Aufrechterhaltung der alten Gewölbeordnung gewesen, wie fruchtbar hätte sie auch für die Erkenntnis der alten Verfassungs- und Verwaltungseinrichtungen werden können.

Doch von den grösseren Gemeinde-Archiven des Elsass will ich hier nicht weiter reden, ihre Schätze sind zum grossen Teil wenigstens bekannt, wenn auch noch wenig verwertet. Aufmerksam aber möchte ich die zahlreichen Geschichtsfreunde unseres Landes machen auf die vielen und wertvollen Dokumente, die noch in den kleineren Archiven lagern. Ich kann hier nur einige flüchtige Hinweise geben, indem ich dabei von Norden nach Süden wandre.

Während Weissenburg in Folge seiner Zerstörung im 17. Jahrhundert verhältnissmässig arm an Archivalien ist, nur noch

seine Privilegienreihe von Rudolf von Habsburg ab besitzt, ist Lauterburg reich an Urkunden vom Ende des 14. Jahrhunderts ab. In Görsdorf beginnen die Urkunden von 1470 ab, auch eine alte Gerichtsordnung des 15. Jahrhunderts ist noch erhalten; die Blüte des alten Reichsdorfes Gunstett bezeugen noch etwa 20 Urkunden des 15. und 16. Jahrhunderts. Für die alten Waldrechte von Hatten und Rittershofen sprechen die vom 15. Jahrhundert ab einsetzenden Waldordnungen, für die Beziehungen von Laubach zu den benachbarten Klöstern Neuburg und Walburg Urkunden von 1378 und 1415. In Reichshofen lagern noch alte Königsurkunden Rudolfs von Habsburg und Albrecht I., andre Urkunden von 1427 ab, u. a. eine Metzger-Ordnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. In Pfaffenhofen setzen die Urkunden um dieselbe Zeit ein, während Dossenheim und Eckartsweiler noch alte Dorf- oder Gemeindebücher des 16. Jahrhunderts neben ihren Urkunden besitzen. Littenheim und Maursmünster sind reich an Rechnungen des 16. und 17. Jahrhunderts, ebenso Neuweiler, das u. a. ein merkwürdiges Stadtschreiberbuch des 15. Jahrhunderts erhalten hat. Im Kreise Molsheim sind die Gemeinde-Archive von Dachstein, Dangolsheim, Flexburg, Odratzheim, Westhofen und Wolxheim besonders zu nennen, am letztgenannten Orte beginnen die Urkunden schon 1385, allen andern voran stehen aber Molsheim mit einem schönen Urkundenschatz von 1315 an, Dorlisheim mit seinen Almendbüchern des 15. Jahrhunderts, seinen Zinsrodeln und Schultheissurkunden vom 14. bis 17. Jahrhundert und das alte Bischofsstädtchen Mutzig, das geradezu überraschend reich an alten Urkunden namentlich der Strassburger Bischöfe ist, die älteste davon stammt aus dem Jahre 1243. Aus dem Kreise Strassburg-Land will ich nur Eckbolsheim, Hangenbieten, Ittenheim, Kolbsheim, Lampertheim und Wingersheim nennen, letzteres mit über 30 Urkunden von 1360 ab, die auch über das abgegangene Dorf Botramesheim Aufschluss geben, aus dem Kreise Erstein Goxweiler, Ichtratzheim, Meistratzheim, Plobsheim und Zellweiler, deren Archivalien sämmtlich im 15. Jahrhundert spätestens einsetzen. Der Süden des Bezirks, dessen Gemeinden ich noch nicht besucht habe, wird sicher nicht weniger Archivalien bergen. Von den überaus zahlreich in den meisten Gemeinde-Archiven erhaltenen alten Bann- und Flur- sowie den Kirchenbüchern will ich gar nicht sprechen, gehen letztere vielfach bis ins 16. Jahrhundert zurück, so stammen die ersteren meist aus den Jahrzehnten nach dem dreissigjährigen Krieg oder den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Rechnet man sie zu den alten Archivalien, wie billig, so mag die freilich nicht aus persönlichem Augenschein geschöpfte An-

gabe in Pfannenschmids Handbuch[1] richtig sein, dass im Unter-Elsass nicht weniger denn 473 Gemeinde-Archive, also nahezu 7/8 aller Archive, ältere Dokumente noch besitzen, während im Ober-Elsass unter 384 Gemeinden dies nur bei 123 Gemeinden der Fall sein soll.

Die meisten Inventare haben die Existenz dieser Archivalien kurz vermerkt, ohne jedoch den Inhalt derselben näher anzugeben, aus dem einfachen Grunde, weil den Verfassern der Inventare Schrift und Sprache dieser Schriftstücke unverständlich war. Es versteht sich aber von selbst, dass ein solcher Vermerk ungenügend ist, er ist meist für die Forschung unbrauchbar und er bürgt auch nicht genug für ein Wiederfinden des Stücks. Was not thut, wäre eine vollständige, mehr oder minder eingehende Regestierung aller ältern Archivalien in den Gemeinde-Archiven und die allmälige Veröffentlichung dieser Regesten, dann erst würde sich der vorhandene Reichtum offenbaren und Gemeingut der wissenschaftlichen Forschung werden. Es frägt sich nur, wie dieses Ziel sich erreichen lässt. In Frankreich schlägt man vor, dass der Departemental-Archivar einen Teil seiner Winterarbeit auf die Verarbeitung der im Sommer bei den Revisionen gefundenen Gemeinde-Archivalien verwende.[2] Das lässt sich nur durchführen, wenn der Archivar in seinem eigenen Archiv nicht mehr dringliche Arbeit genug findet. Wann wäre dies und gar in unsern Bezirks-Archiven der Fall? Ein andrer Weg, der aber vorzugsweise nur die Sicherung der Archivalien bezweckt, ist der, dass die Gemeinden dieselben unter Vorbehalt ihrer Eigentumsrechte an die Bezirks-Archive abgeben. Meines Erachtens sollte dieser Weg nur dort beschritten werden, wo augenscheinlich die Gemeinden zu arm, nicht in der Lage sind, genügend für ihre Archive sorgen d. h. ihre Erhaltung verbürgen zu können. Im übrigen habe ich gegen dies Verfahren, das dies- und jenseits des Rheines sehr im Schwunge ist und an vielen Orten als der archivalischen Weisheit höchster Schluss betrachtet wird, sehr schwere Bedenken. Die Ortsgeschichte, die Lokalforschung, eben die Studien, welche die zahlreichen Geschichtsfreunde im Lande pflegen, aus deren Furchen doch auch der Wissenschaft manch fruchtbringendes Korn erwachsen ist, laufen Gefahr, bei dieser

[1] S. 142.

[2] Desjardins in seinen Conferenzen für die Zöglinge der Ecole des chartes. Le service des archives départementales p. 73. Am besten wäre es jedenfalls, wenn der Archivar an Ort und Stelle selbst die Repertorisierung vornehmen könnte und wenn er daneben noch die Zeit fände, mit den Geschichtsfreunden am Ort persönlich sich ins Benehmen zu setzen.

Verpflanzung der Archivalien aus dem heimischen Boden heraus zu verdorren. Die Ortsgeschichte ist nun einmal keine officielle Treibkultur, die beliebig jeder Jünger der historischen Wissenschaft züchten kann; sie ist eine zarte Blüte, die ihre Farbe und ihren Duft aus der heimischen Scholle zieht, und niemals wird sie weite Kreise des Volkes anregen und erwärmen können, wenn nicht der Ton der Herzensempfindung, der Heimatsliebe in ihr erzittert. Sicher aber verschüttet man die Quellen, die jenen Fruchtboden berieseln, wenn man die Documente der Vergangenheit von den Stätten, von denen sie laut und eindringlich reden, entfernt. Den richtigen Weg hat uns meines Erachtens die Badische Historische Kommission gezeigt, indem sie das ganze Badische Land in historische Pflegebezirke den Bezirksämtern entsprechend geteilt hat, deren Verwalter zumeist Pfarrer und Lehrer sind; nur selten ist ein Jurist oder ein Arzt darunter.[1] Für dieselben ist im Januar 1884 eine Instruktion erlassen worden,[2] die sie anweist, zunächst die Existenz von Archiven und Registraturen in ihrem Bezirk festzustellen, für ihre Sicherung gegen Feuersgefahr, Feuchtigkeit und Entfremdung Sorge zu tragen, ihren Ordnungszustand zu prüfen bezw. selbst zur Ordnung und Verzeichnung zu schreiten. Nach diesen Vorschriften, die im Einverständnis mit den obersten Staats- und Kirchenbehörden gegeben worden, sind seitdem systematisch die Archive der Gemeinden, Pfarreien, Grundherrschaften, Korporationen und Privaten bearbeitet und die Verzeichnisse in den Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission veröffentlicht worden. Welch ausgezeichnete Resultate man damit erreicht hat, liegt zu Tage[3] und andere Staaten, wie Württemberg z. B., sind dem Badischen Beispiel gefolgt.[4]

---

[1] Nach dem Stand vom 1. November 1897 waren die 52 Badischen Bezirksämter mit 48 historischen Pflegern besetzt, über welchen vier Oberpfleger standen.

[2] Instruction in Nr. 3 der Mitteilungen der badischen historischen Commission.

[3] Nach dem Bericht in Nr. 20 der Mitteilungen der badischen historischen Commission ist die grosse Repertorisierungsarbeit in fast allen Teilen des Landes ihrem Abschluss ganz nahe.

[4] Nach § 6 des Statuts der württembergischen Kommission für Landesgeschichte vom 23. Juli 1891 ist ihre Aufgabe «gemeinschaftlich mit der K. Archivdirektion in allen Landesteilen Pfleger zu bestellen, welche die im Bezitz von Gemeinden, Korporationen und Privaten im Lande befindlichen Archive und Registraturen durchforschen, ordnen und ihren Inhalt verzeichnen, ferner in Verbindung mit der K. Archivdirektion geeignete Kräfte aus ihrer Mitte aufzustellen, welche die Arbeit der Pfleger kreisweise zu leiten und zu überwachen haben, endlich von den geordneten und verzeichneten Archivalien diejenigen, welche sich zur Veröffentlichung eignen, in den Mitteilungen der Kommission zur öffentlichen Kenntnis zu bringen». Andre

Dass sich auch bei uns im Elsass die geeigneten und willigen Männer für eine derartige Aufgabe finden würden, wer möchte das bestreiten wollen? Wenn ich nur die stattliche Schaar unsrer eingebornen Lokalhistoriker mustere, die Adam, Bostetter, Clauss, Gény, Hanauer, Hans, Hertzog, Kassel, Kieffer, Kleele, Letz, Lévy, Matthis, Schlosser, Schlumberger, Waldner, Walter, Wolff — ich kann nicht alle nennen — und ihnen die Lehrer der Geschichte auf unsern höhern Lehranstalten zugeselle, wie wohl liesse sich ein solches Unternehmen auch bei uns in Angriff nehmen und zu Ende führen. Ein Centrum freilich, einen Kern müsste eine solche Organisation auch bei uns haben, wenn sie zielbewusst und fruchtbringend wirken soll. Der historisch-litterarische Zweigverein des Vogesen-Clubs kann sie nicht in die Hand nehmen, dazu ist er ein zu wenig fest gefügtes, in sich geschlossenes Gebilde, so dankenswert auch sonst die Verdienste sind, die er sich durch die Herausgabe seines Jahrbuchs erworben hat. Einen Geschichtsverein aber, wie er in Lothringen seit einigen Jahren sich gebildet hat und segensreich wirkt, giebt es bekanntlich im Elsass nicht,[1] so sehr er grade hier am Platze wäre und so unermesslich reich das Feld ist, das seiner harrt. Welche Hindernisse der Gründung eines solchen im Wege stehen, weiss jeder, der die Verhältnisse im Lande nur ein wenig kennt. Neuerdings ist auch die von der Regierung geplante Historische Kommission für das Reichsland gescheitert, die recht eigentlich berufen gewesen wäre, die Institution der Pfleger auch bei uns heimisch zu machen, ein verbindendes Band um alle Geschichtsfreunde und Forscher des Landes zu schlingen. So erscheint denn eine Abhilfe, eine Aenderung für lange Zeit ausgeschlossen.

Es ist hier nicht meines Amtes, über diese Dinge, über die Lage und die Zukunft der historischen Studien im Elsass, ein offenes

---

Wege hat man in der preussischen Rheinprovinz eingeschlagen, wo es dank der hochherzigen Liberalität des Geheimen Raths v. Mevissen und der energischen Rührigkeit der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde möglich war, einzelnen geeigneten Kräften diese Arbeit zu übertragen. Aehnliches und noch Umfassenderes ist in Tirol geschehen, wo Ottenthal und Redlich dank der Unterstützung der K. K. Centralkommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale die kleineren Archive des Landes durchforscht und ihren Inhalt in c. 6000 Regesten verzeichnet haben. Im Königreich Sachsen werden wenigstens die Stadtarchive durch Beamte des Hauptstaatsarchivs revidirt, während man für die Landgemeinde-Archive sich darauf beschränkt hat, durch die Amtshauptmannschaften Nachricht über ihren Bestand einzuziehen.

[1] Die Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace ist, wie schon ihr Name besagt und wie ihre Vergangenheit bis jetzt bezeugt, eine archäologische Gesellschaft.

rückhaltloses Wort zu sagen, auch dafür wird einmal die Zeit kommen. Was in der Politik ein Zeichen der Weisheit ist und die Klugheit zu erreichen vermag, das kann im Reiche des Geistes und auf dem Gebiet der Wissenschaft Kurzsichtigkeit sein und sehr verhängnisvolle Säumnisse verschulden. Denn wahrlich Hohes und Wertvolles genug steht auf dem Spiele. Die geschichtlichen Studien sind keine wissenschaftlichen Spielereien oder Eingebungen der Modelaune, sowenig wie sie politischen oder kirchlichen Bestrebungen zu dienen bestimmt sind. Wahr bleibt noch immer trotz aller materiellen Tendenzen unsrer Zeit, trotz des betäubenden Lärms der Tageskämpfe, trotz selbst der Geringschätzung von Seiten der modernsten Philosophie, das schöne Wort Baumgartens,[1] dass aus den Archiven das lebende Geschlecht, die hastige Gegenwart die stille Mahnung vergangener Tage vernehmen soll, weil unter dem, was ein Volk gesund erhält, das lebendige Bewusstsein seiner Vergangenheit, die dankbare Erinnerung an die Vorfahren einen der wichtigsten Plätze einnimmt.

[1] H. Baumgarten in seinem 1875 erschienenen Aufsatz «Archive und Bibliotheken in Frankreich und Deutschland», vergl. seine Historischen und politischen Aufsätze und Reden S. 418—453.

XIII.

Zur Geschichte des deutschen Theaters in Strassburg unter französischer Herrschaft.

Von

Dr. O. Winckelmann

Stadtarchivar.

Fünfundzwanzig Jahre sind gerade verflossen, seitdem die deutsche Schauspielkunst in Strassburg, wo sie lange Zeit hindurch nur ein bescheidenes Gastrecht genossen, wieder volle Heimatsberechtigung erworben hat. Unwillkürlich richtet sich bei diesem Anlass der Blick in die Vergangenheit und es regt sich das Verlangen, über die älteren Schicksale der Strassburger Bühne Näheres zu erfahren. Leicht ist dies nicht; denn die Quellen fliessen spärlich und sind teilweise schwer zugänglich. Zudem fehlt es fast ganz an Vorarbeiten, auf denen man weiter bauen könnte.[1] Verhältnismässig am besten sind wir

[1] Die Strassburger Theatergeschichte in ihrer Gesamtheit findet sich nur bei J. F. Lobstein, Beiträge zur Geschichte der Musik im Elsass (Strassb. 1840) S. 125 ff. flüchtig skizziert. Lobsteins Angaben stützen sich meist auf amtliche Aktenstücke, sind aber sehr lückenhaft und durchaus nicht geeignet, ein klares Bild von der Entwicklung des Theaters zu geben.

über die Schulkomödie des sechzehnten und über die englischen Komödianten des siebzehnten Jahrhunderts unterrichtet,[1] am schlechtesten über das achtzehnte und die erste Hälfte des neunzehnten.[2] Gerade diese letzteren Epochen sind aber ohne Zweifel besonders reizvoll, weil sie die Blütezeit deutscher Dichtung und Schauspielkunst umfassen, zugleich aber auch die Zeit, in welcher französisches Wesen und französische Bildung die deutsche Kultur im Elsass mehr und mehr überwucherten und zum Teil erstickten. Wie war es damals mit der deutschen Bühne in Strassburg bestellt? Was bot sie der halb verwelschten Bevölkerung für Bildungsstoff, und welche Teilnahme fand sie bei ihr?

Ich hoffe diese Fragen bald in einer vollständigen Geschichte des Strassburger Theaters ausführlich erörtern zu können; für heute beschränke ich mich auf eine Darlegung der Hauptmomente vom Auftreten der Neuberschen Truppe bis zum Ausbruch der französischen Revolution.

Wie in andern grösseren Reichsstädten, z. B. in Frankfurt,[3] so sind auch in Strassburg wandernde deutsche und englische Komödianten schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts nachweisbar.[4] Doch erhielten sie in der Regel nur für die Messen (Johannis- und Weihnachtsmesse), in denen auch andere Schaustellungen der verschiedensten Art zugelassen wurden, die Spielerlaubnis des hohen Rats. Der zu erhebende, sehr mässige Eintrittspreis wurde ebenso wie die zu Gunsten der Armen und Waisen zu entrichtende Steuer vom Magistrat festgesetzt. Der Schauplatz war entweder in dürftigen, eigens für den Zweck zurechtgezimmerten Bretterbuden oder — was späterhin zur Regel wurde — auf einer der geräumigen Zunftstuben, die zu den Versammlungen und Beratungen der Zunftgenossen dienten.

---

[1] Hier ist besonders auf die Arbeiten von Joh. Crüger zu verweisen: in der Festschrift des protestant. Gymnasiums I 503 ff., in der Strassb. Post 1886 nr. 359 ff., im Archiv f. Litteraturgeschichte XV 113 ff. Ein frühzeitiger Tod hat den verdienten Verfasser dieser Aufsätze leider an der Ausführung seines Vorhabens, eine vollständige Theatergeschichte des Elsass zu schreiben, verhindert.

[2] Ueber die Theaterverhältnisse um 1780 giebt Hermann Ludwig, Strassburg vor hundert Jahren (Stuttg. 1888) S. 155—57 einige Mitteilungen. Ferner sind in den Affiches de Strasbourg 1890 ff. aus den Akten des Stadtarchivs ziemlich planlos eine Reihe von Briefen, Denkschriften, Verfügungen etc. abgedruckt, die sich auf das Rechtsverhältnis der Bühne zum Magistrat und zur Militairverwaltung im 18. Jahrhundert beziehen.

[3] Vgl. E. Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main (1882) S. 21 ff.

[4] Vgl. Crüger im Archiv f. Litteraturgesch. XV 114.

Erst elf Jahre nach der französischen Besitzergreifung, im Jahre 1692, meldete sich eine welsche Schauspielertruppe in Strassburg. Sie stand unter Leitung von Pierre und Georges de Rocher.[1] Ob sie übrigens von der ihr erteilten Erlaubnis Gebrauch gemacht hat, ist zweifelhaft. Doch kamen von nun an häufig französische Gesellschaften, die meist auf der Maurerzunftstube (Judengasse 9) spielten. Als diese im Jahre 1700 ein Raub der Flammen wurde, entschloss sich der Magistrat auf Drängen der königlichen Regierung, für das Unterhaltungsbedürfnis der Garnison ein grösseres Theater auf städtische Kosten zu errichten. So entstand durch Umbau der alten «Haberscheune» auf dem Rossmarkt (Broglieplatz) der Musentempel, welcher die französische Komödie und Oper bis zu dem grossen Brande des Jahres 1800 beherbergte. [2] Ein Schmuck für die Stadt war er gerade nicht; Th. Fr. Ehrmann[3] bezeichnet ihn als «ein grosses, geräumiges Gebäude, das aber in seinem Aeusserlichen gar nichts Empfehlendes hat, sondern ganz einfach und geradeweg so unkostbar als möglich erbaut ist.[4] — Sein Inneres ist desto besser eingerichtet; die Bühne an sich ist sehr gross und hat schöne Dekorazionen».

Die französischen Vorstellungen fanden begreiflicher Weise bei der Strassburger Bürgerschaft, die nur zu einem kleinen Teil der welschen Sprache mächtig war, sehr wenig Anklang. Man gab sich hierüber im Schosse der Regierung keinen Täuschungen hin, sondern begründete die Pflege des französischen Schauspiels einfach mit der Notwendigkeit, den Offizieren und Beamten geeignete Zerstreuung zu bieten. Um das Unternehmen finanziell einigermassen zu sichern, mussten sämtliche Offiziere abonnieren; der entsprechende Betrag wurde ihnen am Gehalt ohne Weiteres gekürzt, selbst wenn sie längere Zeit von der Garnison abwesend waren.[5] Dessen ungeachtet hatten die französischen Gesellschaften mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen und mussten mit Neid auf die Erfolge ihrer deutschen Kollegen blicken, denen das Volk in hellen Haufen zuströmte. Es war

---

[1] Stadtarchiv XXI 1692 f. 136.

[2] Der Bau lag nicht an der Stelle des heutigen Theaters, sondern mehr gegen die Luxhofgasse zu, dem Zweibrücker Hof (jetzt Generalkommando) gegenüber, von dessen Gitter er nur durch den (jetzt überdeckten) Studentengraben getrennt war.

[3] Briefe eines reisenden Deutschen S. 294.

[4] Vgl. auch die von Seyboth in dem Werk «Das alte Strassburg» reproduzierte Abbildung des Theaterbrandes von 1800, welche Ehrmanns Urteil bestätigt.

[5] Schrifttasche auf einer neuen Reise etc. (Frankf. u. Leipz. 1780) S. 84. Als Verfasser dieser Reisebeschreibung gilt Fr. Rud. Salzmann, der Vetter des Aktuars.

dies für die Franzosen um so kränkender, als sie sich mit Recht rühmen durften, den deutschen in künstlerischer Hinsicht weit überlegen zu sein. Denn wie ihre dramatische Dichtkunst mit Molière, Corneille, Racine bereits den Höhepunkt ihrer Entwicklung erreicht hatte, so hatte sich auch die Schauspielkunst bei ihnen glänzend entfaltet, während die deutsche Bühne noch ganz von den öden «Haupt- und Staatsaktionen» und von plumpen Harlekinaden und Stegreifkomödien beherrscht wurde. Erst das eifrige und verständnisvolle Zusammenwirken des Leipziger Professors Gottsched und der Schauspielerin Karoline Neuber hat bekanntlich das deutsche Theater von dem alten Wust gesäubert und höheren Bestrebungen zugänglich gemacht. Was die beiden Verbündeten als Ersatz für die alten Stücke boten, war allerdings noch keine echte, nationale Poesie sondern sklavische Uebersetzung und Nachahmung der französischen Klassiker; aber es hat doch den Geschmack des Volks geläutert und «die Kluft geschlossen, welche so lange zwischen der Dicht- und Schauspielkunst, zwischen der höheren Bildung und dem volkstümlichen Theater lag».[1] Auf dieser Grundlage erst konnte Deutschlands dramatische Poesie zu voller Blüte gelangen.

Zu den Städten, welche das Glück hatten, die Neubersche Truppe kennen zu lernen, gehörte auch Strassburg. Im Jahre 1733 hatte die Tucherzunft auf ihrem geräumigen Grundstück in der Tucherstubgasse[2] ein neues, hübsch ausgestattetes Theater errichtet, das vorzugsweise der deutschen Kunst dienen sollte. Dort spielte K a r o l i n e N e u b e r im Winter 1736/37 zwei Monate lang unter dem lebhaftesten Beifall.[3] Wir kennen noch einen Brief, den ihr Gatte, Johann Neuber, am Weihnachtsabend 1736 von hier an Gottsched nach Leipzig schrieb.[4] Er spricht sich darin über die Aufnahme, die ihm und seiner Gesellschaft in Strassburg zu teil geworden, ganz begeistert aus. Während die Franzosen wöchentlich nur drei Vorstellungen geben konnten, spielten Neubers täglich und hatten immer volle Häuser. Selbst Franzosen, die kein Wort deutsch verstanden, kamen und sahen mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Besonders angenehm berührt fühlte sich Neuber durch die Höflichkeit der königlichen Offiziere und durch die grosse Ordnung und

---

1 Ed. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst II 11.

2 Heutige Nr. 11. Doch gehörte früher noch der Platz dazu, der heute durch die Einmündung der Helenengasse eingenommen wird. Letztere war früher Sackgasse und wurde erst 1798 durch Niederreissung eines Teils der Theaterbaulichkeiten nach der Tucherstubgasse durchgeführt. Seyboth a. a. O. 66.

3 Stadtarchiv XXI 1736 Nov. 25.

4 Reden-Esbeck, Caroline Neuber S. 200.

Ruhe unter den Zuschauern. Offenbar war man in gebildeten französischen Kreisen freudig überrascht, dass deutsche Komödianten mit solchem Eifer und Erfolg das französische Drama pflegten. In der That müssen die Aufführungen der Neuber gut gewesen sein; sonst hätten sie bei den verwöhnten Offizieren gewiss nicht so viel Teilnahme erregt. Die nur deutsch sprechenden Bürger benutzten natürlich mit Vergnügen die Gelegenheit, die viel gerühmten Werke eines Molière, Corneille, Racine in deutscher Bearbeitung zu sehen, zumal wenn letztere von Mitbürgern herrührte, wie Joh. Jakob Witters Uebersetzung des «Mithridates» von Racine[1] oder die Uebersetzung von Corneille's «Polyeuctes» durch Catharina Salome Linck. Die Neuber brachte aber auch deutsche Originaldichtungen zur Kenntnis der Strassburger, wenn es erlaubt ist, bei diesen nach französischen Mustern zusammengeleimten Stücken überhaupt von Originalität zu reden. So fand z. B. Gottscheds «Kato» Gnade vor den Augen der Strassburger Kunstrichter.

Es war nicht nur materieller Gewinn, den die berühmte Reformatorin des deutschen Schauspiels aus ihrem Strassburger Aufenthalt zog; auch in ihrer künstlerischen Entwicklung wurde sie und ihre Truppe dort merklich gefördert durch die eifrig benutzte Gelegenheit, die französischen Kollegen spielen zu sehen. Besonders hat sich Gottfried Heinrich Koch, der begabteste unter den damaligen Mitgliedern der Truppe, in Strassburg vieles von der französischen Spielweise angeeignet,[2] was ihm Zeit seines Lebens eigentümlich geblieben ist, und was er als Direktor in Leipzig, Berlin etc. auf die dortigen Bühnen verpflanzt hat.

Nach dem Fortgang der Neuber sank das deutsche Theater in Strassburg alsbald in den früheren Schlendrian zurück und der Hanswurst feierte wieder altgewohnte Triumphe, unbekümmert um den Bann, den die Neuber 1737 in Leipzig gegen ihn schleuderte. Die grosse Mehrheit der kleinen Schauspielerprinzipale glaubte eben seine Spässe noch nicht entbehren zu können, um das Publikum in guter Laune zu erhalten. So vergingen volle zwanzig Jahre, bis Strassburg wieder eine Schauspielergesellschaft von wirklicher Bedeutung in seinen Mauern sah. Im Jahre 1757 kam nämlich Konrad Ernst Ackermann, den der siebenjährige Krieg aus Deutschlands Norden vertrieben hatte, ins Elsass, um hier und in der Schweiz sein Glück zu versuchen. Er war nicht nur einer der besten Darsteller seiner

---

[1] Der «Mithridates» wurde nach Neubers Brief am 22. Dezember aufgeführt.
[2] Vgl. Devrient a. a. O. II 13.

Zeit, sondern auch ein Bühnenleiter von ungewöhnlicher Einsicht und seltenem Geschick. In glücklichster Weise unterstützt wurde er von seiner Gattin Sophie, verwittweten Schröder, einer Frau von glänzender schauspielerischer Begabung, ausserordentlicher Thatkraft und ausgeprägt haushälterischem Sinn. Im fernen Ostpreussen, in Königsberg, begründeten beide 1753 ihr erstes selbständiges Unternehmen und es währte nicht lange, so stellten sie mit ihren Leistungen die berühmtesten Prinzipale, Schönemann und Koch, in den Schatten.

Zur Zeit als Ackermann den Elsässern die neuesten Erzeugnisse der dramatischen Litteratur Deutschlands vorführte, war die Neigung zu einseitiger Verherrlichung und Nachahmung der französischen Klassiker bereits im Schwinden begriffen; zwar nahmen die Werke des Corneille, Racine, Voltaire, des Gottsched und seiner Schüler im Spielplan der deutschen Bühnen noch immer einen breiten Raum ein; allein daneben trat doch schon kräftig eine neue Gattung von Dramen hervor, die im schroffen Gegensatz zu der strengen Regelmässigkeit der Franzosen stand: die aus England übernommene bürgerliche Tragödie. Ihre Einführung war für unsere Dichtung und unser Theater deshalb so bedeutungsvoll, weil sie endlich das Vorurteil der französischen Schule bei uns zerstörte, als seien nur die Schicksale von Königen oder Helden angemessene Stoffe für das Trauerspiel und das eintönige Pathos des Alexandriners die allein mögliche Ausdrucksform tragischer Leidenschaft.[1] Die Schauspieler, welche dem geschraubten Wesen des französischen Dramas gemäss in der Sprechweise wie in ihrem ganzen Auftreten gespreizte, unnatürliche Manieren angenommen hatten, erhielten in der bürgerlichen Tragödie endlich Aufgaben, die ihnen gestatteten, uneingeschränkt von alten Ueberlieferungen und Regeln die Kunst realistischer Menschendarstellung voll zu entfalten. Ackermann hat das Verdienst, dies zuerst erkannt und die neue Gattung auf der deutschen Bühne eingebürgert zu haben. Anfangs handelte es sich wesentlich um Bearbeitungen englischer Stücke; dann aber erschien die erste selbständige Leistung auf diesem Gebiet, Lessings Miss Sara Sampson, und wieder war es Ackermann, der das Stück in Frankfurt a. Oder am 10. Juli 1755 zum ersten Male mit durchschlagendem Erfolge aufführte.

Dem Geschmack des Publikums zuliebe durfte Ackermann natürlich auch das Lustspiel nicht vernachlässigen, obwohl es damals in Deutschland mit dieser Gattung traurig genug aussah.

---

[1] Litzmann, F. L. Schröder I 83.

Neben den Uebersetzungen von Molière, Destouches, Marivaux etc. waren die derben Schwänke des Dänen Holberg besonders gern gesehen. In den üblichen, extemporierten Vor- und Nachspielen liess Ackermann hie und da noch den Hanswurst zur Geltung kommen. Ein wichtiger Bestandteil seines Spielplans war endlich das Ballet, das bei keinem Theater jener Zeit fehlen durfte, indessen wohl mehr den Charakter der Pantomime als den des Ballets im heutigen Sinne hatte, da bei der Ausführung in der Regel nur ein bis zwei Berufstänzer mitwirkten, während die übrigen Rollen von den Schauspielern übernommen wurden.

Ein genaues Verzeichnis der von Ackermann in Strassburg gegebenen Stücke ist nicht vorhanden; doch ist uns in der Strassburger Wochenschrift «Der Sammler» unter dem 28. März 1761 eine sehr interessante anonyme Kritik der Ackermann'schen Gesellschaft erhalten.[1] Danach scheint es, als ob die Truppe mehr Lustspiele als Trauerspiele aufgeführt und unter letzteren die französischen auffallend zurückgesetzt habe. Indessen ist ein sicherer Rückschluss nicht möglich, da der Verfasser eben nur die Stücke erwähnt, an deren Darstellung er etwas Besonderes zu loben oder zu tadeln hat. Von bekannteren deutschen Originalen, deren Aufführung verbürgt ist, seien hier genannt: Chronegks «Kodrus», Gellerts «Betschwester» und «Loos in der Lotterie», Lessings «Freigeist» und «Sara Sampson».[2]

Die Truppe bestand 1761 aus 16 Schauspielern und zwei Tänzern. Die bedeutendsten Mitglieder waren neben dem Direktor und seiner Frau der alte Schröter und die Damen Friederike Hensel[3] und Karoline Schulze: dieselben, welche

---

[1] Bis jetzt, so viel ich sehe, nirgends verwertet. Nur Erich Schmidt hat in seinem H. L. Wagner (Anm. 17) beiläufig auf den Bericht aufmerksam gemacht.

[2] Karoline Schulze erwähnt in ihren Denkwürdigkeiten (Riehl's Histor. Taschenbuch N. F. III 387) eine Vorstellung der «Sara» am 26. Dezember 1759. (Ebenso F. L. W. Meyer, Schröders Leben I 86). Doch hat Ackermann das Stück sicher auch schon während seiner ersten Spielzeit 1757 in Strassburg aufgeführt.

[3] Die leichtsinnige Frau Hensel war der Truppe 1757 mit einem reichen Frankfurter durchgebrannt und kam erst 1759 wieder zu ihr zurück. Nun finde ich im Strassb. Ratsprot. 1758 f. 200 die interessante Notiz, dass sich am 13. Nov. dieses Jahres «Frau Friderike Henselin», Directrice einer deutschen Komödiantengesellschaft, durch einen ihrer Acteurs, Joh. Ludw. Ettlin, um Konzession auf dem Tucherzunfttheater beworben und solche auch auf Grund ihrer mit dem französischen Direktor Beaumont getroffenen Vereinbarung bis 23. Dez. erhalten habe. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, dass diese Directrice mit der berühmten Hensel identisch ist, obwohl von deren Versuch, ein eigenes Unternehmen zu gründen, bisher nichts bekannt war. Ihre Rückkehr zu Ackermann im folgenden Jahre zeigt übrigens, dass der Versuch missglückte.

später Zierden des berühmten Hamburger Theaters wurden und dort Lessings Bewunderung erregten. Der grösste deutsche Schauspieler seiner Zeit, Ekhof, war damals noch nicht Mitglied der Ackermann'schen Gesellschaft. Von den drei Kindern des Direktors, welche später Sterne erster Grösse in der Theaterwelt werden sollten, war das jüngste, Charlotte, 1757 in Strassburg geboren und kam für die Bühne noch nicht in Betracht; ihre Schwester Dorothea dagegen glänzte bereits in Kinderrollen. Friedrich Ludwig Schröder endlich, Sophie Ackermanns Sohn aus erster Ehe, war damals ein 17jähriger, weit über sein Alter entwickelter Jüngling, der längst seinen Platz auf der Bühne ausfüllte, aber doch noch nichts von dem bahnbrechenden Genie verriet, das ihn binnen kurzem zum hervorragendsten Schauspieler und Theaterleiter des Jahrhunderts stempeln sollte. Er überliess sich in Strassburg noch ganz seinem jugendlichen Leichtsinn, vergeudete seine Zeit am Spieltisch und beim Billard und vergass sich sogar so weit, seine Eltern zu bestehlen, um die Mittel zur Bezahlung seiner Schulden aufzubringen. Es geschah dies im März 1761, kurz bevor die Truppe von Strassburg nach Freiburg reiste. Die erste Folge war ein völliger Bruch zwischen Ackermann und seinem Stiefsohn; doch gelang es weiterhin den Mitgliedern der Gesellschaft, eine Versöhnung herbeizuführen, und da Schröder ernstlich in sich ging, und auch die Eltern sich fortan besser um den Sohn annahmen, so wurde jener unglückselige Strassburger Vorfall[1] der Ausgangspunkt zu einer erfreulichen Wendung in der Charakterentwicklung des jungen Künstlers. Wie wenig dieser damals noch ahnen liess, welches Talent in ihm schlummerte, zeigt die herablassend wohlwollende Art, in der unser Strassburger Kritiker von ihm spricht:[2] «Stellt einen lustigen Bedienten recht gut vor; in Schäferspielen macht er seine Sache auch gut, er kann auch mit der Zeit ein geschickter Tänzer werden.»

Es würde zu weit führen, wollte ich hier näher auf die keineswegs sehr eindringende oder geistvolle Beurteilung eingehen, welche den übrigen Mitgliedern der Ackermann'schen Gesellschaft von dem unbekannten Kritiker zu teil wird. Sie schliesst sich im wesentlichen den Lobeserhebungen an, welche einige Jahre zuvor in einer norddeutschen Zeitschrift veröffentlicht worden waren.[3] Nur ein Mitglied kommt in dem Bericht

[1] Schröder selbst hat ihn später ohne jede Schonung seiner eigenen Person ausführlich erzählt. Vgl. Meyer a. a. O., Litzmann I 185 ff.

[2] Der Sammler 1761 S. 108.

[3] Neue Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens IV (1754) 537, V (1755) 167.

des «Sammlers» auffallend schlecht fort: Der Darsteller der Liebhaber und jugendlichen Helden, Herr Döbbelin. Der Kritiker möchte an dessen Stelle lieber den Direktor Ackermann sehen, obwohl derselbe für das Rollenfach eigentlich schon zu alt ist. An Döbbelin wird die Abhängigkeit vom «Einbläser» (Souffleur), die geschmacklose Kleidung und die gezwungene, wunderliche Art des Gehens und Stehens, sowie des Zitterns mit den Beinen getadelt. Verhältnismässig am besten war er nach unserm Gewährsmann in der Wiedergabe «heftiger Charaktere». Dieses Urteil stimmt im allgemeinen mit andern zeitgenössischen Berichten, nach denen er zu masslosen Uebertreibungen neigte,[1] und von den eignen Kollegen wegen seiner Ueberspanntheit und Eitelkeit bei jeder Gelegenheit geneckt und gehänselt wurde.[2] Indessen hatte er unter dem Strassburger Publikum auch zahlreiche Freunde, welche, wie die Kritik selbst zugiebt, die bei seinem Auftreten ertönenden Rufe des Missfallens in der Regel durch ein machtvolles «Silence» erstickten. Der beleidigte Künstler, dessen ernstes Streben immerhin anerkannt werden muss,[3] hat denn auch in einem nicht gerade höflichen Schreiben an den Herausgeber des «Sammler» gegen die Vorwürfe seines Recensenten voller Entrüstung protestiert.[4] Er rühmt sich mit starkem Selbstgefühl des hohen Beifalls, den er bei Königen und Fürsten und gediegenen Kennern des Theaters gefunden, und äussert verächtlich, er sei allerdings «nicht geboren, den Pöbel zu ergötzen, worunter — es thut mir leid, dass ich mich zur Rettung meiner Ehre so ausdrücken muss — auch dieser Critikschreiber gehöret», der hauptsächlich an Schwänken der niedrigsten Gattung Gefallen finde. Wenn Döbbelin sich weiterhin von seinem Aerger zu der Aeusserung hinreissen lässt: «Hier, wo der grösste Haufen nur aus vollem Halse lachen will, schickt sich meine [auf wahre Kunst gerichtete] Denkungsart nicht», so ist wohl darauf nicht allzu

[1] Litzmann I 78.
[2] Meyer I 88.
[3] Er hat dies später namentlich als einflussreicher Direktor des Berliner Theaters bewiesen. Auch vor 1761 hatte er schon als Prinzipal sein Glück versucht. Er war es, der zuerst das schwierige Experiment wagte (1783), Lessings Nathan auf die Bühne zu bringen. Dass er auch in späterer Zeit mit der Kritik nicht auf dem besten Fusse stand, zeigt ein in der Zeitschrift «Der Bär» 1875 S. 90 abgedruckter Brief von seiner Hand. Erwähnt sei noch, dass er 1762 in zweiter Ehe eine junge Strassburgerin, Katharina Friderici («Jungfer Friederike» im «Sammler» genannt) heimführte, die während Ackermanns Aufenthalt in Strassburg Mitglied der Truppe geworden war. Die Ehe wurde allerdings bald wieder geschieden. Meyer I 109.
[4] Sammler 1761 S. 135.

viel Gewicht zu legen. Was das Verständnis der Strassburger für die schauspielerischen Leistungen angeht, so wird es wenigstens von einer Kollegin Döbbelins im höchsten Grade gepriesen. Karoline Schulze, die schon rühmlich erwähnte «Liebhaberin» der Ackermann'schen Truppe, schreibt nämlich wörtlich Folgendes: [1]

«Noch nie zuvor war ich an einem Orte gewesen, wo das Publikum so kunstverständig richtete; ob der Autor, der Directeur oder der Schauspieler seine Sache nicht gut gemacht, wusste man dort genau zu unterscheiden. Wahrlich, die Strassburger konnten Künstler bilden! Es war damals nicht Mode, bei den Personen auf dem Zettel die Namen der Schauspieler zu nennen: wenn also ein neues Stück gegeben wurde, dessen Inhalt bekannt war, so besetzten die Strassburger dasselbe in Gedanken. Traf sich's, dass diese Besetzung mit der wirklichen übereinstimmte, so wurde der betreffende Schauspieler bei seinem Erscheinen mit Händeklatschen bewillkomnet; war die Besetzung eine andere, als man erwartet, so musste es der Directeur, nicht aber der Darsteller entgelten, der ja spielen muss, was man ihm giebt. Hatte gar die Direction sich eine Rolle angemasst, der sie nicht gewachsen war, so rührte sich keine Hand, während die kleinste Nebenrolle, wenn der Schauspieler in derselben genügte, mit Beifall überschüttet ward. Parteilichkeit kannten die Strassburger nicht; mochten die Acteurs alt oder jung, schön oder hässlich sein: Das Publikum kümmerte sich nur um die Kunst. Ganz so war es in dem französischen Theater, welches Strassburg unterhielt. — Glücklich der Schauspieler, der vor solchem Publikum zu arbeiten die Ehre hat!»

Die verständnisvolle Teilnahme der Strassburger Bevölkerung konnte indessen die finanziellen Misserfolge nicht aufwiegen, welche der Aufenthalt im Elsass und der Schweiz für Ackermann mit sich brachte. In manchen kleineren Städten, besonders in Colmar,[2] war die Einnahme lächerlich gering, trotzdem dass der Dichter Pfeffel für die Gesellschaft that, was in seinen Kräften stand. Andrerseits verursachte der häufige Ortswechsel grosse Unkosten. In Strassburg selbst war der Kassenerfolg noch verhältnismässig günstig, wenn man in Erwägung zieht, welchen drückenden Bedingungen sich die Truppe hier unterwerfen musste. Die Direktion der französischen Bühne hatte nämlich, um sich den lästigen Wettbewerb der deutschen

---

[1] Riehl's Histor. Taschenbuch 1873 III 387.

[2] Im November 1760 brachten dort drei Vorstellungen nur $20^1/_2$ Thaler. In Bad Sulzbach ertrugen zwölf Aufführungen 183 Thaler. (Meyer I 90, 91.)

Komödianten vom Halse zu schaffen, seit 1745 die Verfügung über das Tucherstubtheater an sich gebracht[1] und forderte von den deutschen Kollegen, welche dort spielen wollten, in der Regel den vierten Teil der Brutto-Einnahme. In dieser Abgabe war dann freilich die Miete für das Theater inbegriffen. Wenn Ackermann trotz solcher Belastung im ersten Jahre seines Strassburger Aufenthalts durchschnittlich 63 Thaler bei jeder Vorstellung einnahm, während in dem reichen Frankfurt der Durchschnittsertrag kaum 50 Thaler und in Basel 54 Thaler betrug, so durfte er noch ganz zufrieden sein. Im Jahre 1759 stellte sich die Strassburger Einnahme infolge vorteilhafterer Abmachungen mit der französischen Gesellschaft noch weit besser. So brachten die ersten vier Aufführungen zwischen Weihnachten und Neujahr 478 Thaler ein.[2]

Im Ganzen weilte Ackermann fünfmal in Strassburg, und zwar vom 21. Juni bis 4. September und vom 23.—28. Oktober 1757, vom 20. November 1757 bis 14. Mai 1758, vom 26. Dezember 1759 bis 29. März 1760 und vom 28. November 1760 bis 12. März 1761.[3] Die letzte Spielzeit wurde ihm ausser durch die schlimmen Streiche seines Stiefsohns auch durch das Uebelwollen und die Eifersucht des französischen Direktors Villeneuve[4] verleidet. Er durfte nur an Tagen spielen, an denen keine französische Vorstellung war, und verlor samt seinen Leuten die Erlaubnis zum unentgeltlichen Besuch der französischen Bühne. Letzteres war besonders für die jüngeren Mitglieder der Truppe schmerzlich, die den damals gastirenden Pariser Komiker Préville gern öfter gesehen und in seinem Spiel studiert hätten.[5]

Die deutschen Prinzipale, welche während des folgenden Jahrzehnts Strassburg besuchten, konnten sich mit Ackermann in

---

[1] Auf welche Weise dies geschehen ist, kann ich an dieser Stelle nicht näher ausführen. Die Akten des Stadtarchivs geben darüber zuverlässigen Aufschluss.

[2] Nach den Angaben bei Meyer I 71 ff., dem die musterhaften Rechnungsbücher Ackermanns zur Verfügung standen.

[3] Nach Meyer I 72 ff. Die dortigen Angaben stehen im Einklang mit denen der Strassb. Ratsprotokolle v. 18. Juni 1757, 10. Dezember 1759 und 22. Nov. 1760.

[4] Nicht «Le Neuf», wie Karoline Schulze, Meyer und andere nach ihnen schreiben. Der Name kommt wiederholt in den Strassb. Akten vor. Vgl. auch Theaterjournal für Deutschland 1778 S. 95 ff. Villeneuve suchte die Karoline Schulze, welche nicht blos eine gute Schauspielerin, sondern auch eine vortreffliche Tänzerin war, nebst ihrem Bruder von Ackermann fortzulocken, um sie für seine Ballets zu gewinnen; allein die Geschwister blieben ihrem alten Prinzipal, der ihnen 11 fl. wöchentlich zahlte, treu. (Histor. Taschenbuch III 389.)

[5] Litzmann I 185.

künstlerischer Hinsicht nicht entfernt messen. Der namhafteste unter ihnen war Franz Joseph Sebastiani, ein geborener Strassburger, der im Winter 1765, 1766, 1767 und im Sommer 1769[1] mit gutem Erfolge zur Zerstreuung seiner Mitbürger beitrug. Er gab fast ausschliesslich italienische Opern, Ballets und Uebersetzungen französischer und italienischer Stücke. Ideale Bestrebungen waren ihm fremd; es kam ihm nur darauf an, seinen Geldbeutel zu füllen, und das gelang ihm vorzüglich, weil er dem Geschmack der grossen Menge fröhnte und ausgezeichnet zu rechnen verstand. Das Beste, was sich ihm nachrühmen lässt, ist, dass er nirgends Schulden hinterliess, wie die Mehrzahl seiner Kollegen, sondern seinen finanziellen Verpflichtungen mit grosser Gewissenhaftigkeit nachkam.[2] Ehe er sich in Strassburg sehen liess, hatte er längere Zeit am Mittel-Rhein, besonders in Frankfurt, gespielt und sich bereits ein hübsches Vermögen erworben. Sehr bezeichnend ist es, dass 1767, als er sich zum dritten Male in Strassburg um Spielerlaubnis bewarb, im Rat zu seinen Gunsten geltend gemacht wurde, er habe sich verpflichtet, «viele neue decorationes auf dem Theater der Tucherzunft zu verfertigen und die vorhandenen auszubessern».[3]

Drei Jahre später legte Sebastiani, um den Rest seines Lebens in Ruhe zu geniessen, die Leitung seiner Truppe in die Hände seines bisherigen ersten Schauspielers, Theobald Marchand.[4] Ueber die Jugendzeit dieses tüchtigen Direktors ist bis jetzt wenig bekannt. Sicher ist, dass er aus Strassburg gebürtig war,[5] eine gute Erziehung genoss und längere Zeit in Frankreich zubrachte. Dort soll er sich unter dem Einfluss des berühmten Schauspielers Aufresne der Bühne zugewandt haben. Dass er ein Mann von Charakter, gediegener Bildung und feinen Umgangsformen war, steht ausser Zweifel. Er verstand es in kurzer Zeit die Truppe, welche noch unter Sebastiani zur pfälzischen Hofschauspielergesellschaft ernannt worden war,[6] auf eine ansehnliche Stufe zu erheben. Der Ueberlieferung seines Vorgängers blieb er insofern treu, als er hauptsächlich die Oper, das Singspiel und Lustspiel französischen Ursprungs pflegte, wie das seiner Herkunft und seinem Bildungsgange entsprach;

[1] Stadtarchiv, Ratsprotokolle.

[2] Vgl. Mentzel 281. Chronologie des deutschen Theaters (1775) S. 214, 231.

[3] Stadtarchiv XXI 1767 f. 94 und 230.

[4] Allg. deutsche Biographie XX 296. Mentzel 311 ff.

[5] Dies wird im Ratsprotokoll 1770 f. 292 gelegentlich ausdrücklich betont.

[6] Stadtarchiv XXI 1769 f. 59.

aber in der Durchführung dieses Repertoires zeigte er einen weit grösseren Kunstsinn und feineres Verständnis als Sebastiani. Wenn es auch zu bedauern bleibt, dass er die deutsche Dichtung, vor allem die Werke Lessings und Goethes, zu sehr vernachlässigte, so kann ihm das Verdienst doch nicht abgestritten werden, dass er in Mainz, Frankfurt, Mannheim, Strassburg, wo er am häufigsten spielte, viel zur Läuterung des Geschmacks beigetragen hat, indem er an Stelle der auf kleineren deutschen Bühnen noch immer vorherrschenden rohen Possen uud Harlekinaden das anmutige Singspiel setzte, das durch die hübschen Melodien eines Favart, Grétry, Philidor etc. schnell allgemeine Beliebtheit errang.

Wann Marchand mit seiner Gesellschaft zum ersten Male in Strassburg erschien, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Die erste Spielerlaubnis erhielt er auf sein Ansuchen am 12. November 1770 für die Zeit vom 1. Februar 1771 ab,[1] machte aber keinen Gebrauch davon. Nach gewissen Andeutungen scheint er dann im Juli desselben Jahres einige Vorstellungen gegeben zu haben[2]; ein aktenmässiger Beleg dafür ist jedoch nicht vorhanden. Sicher bezeugt ist seine Anwesenheit für die Jahre 1772, 1774 und 1775.[3] Durch seine Ernennung zum Direktor des Mannheimer Nationaltheaters 1777 wurde er dann dem Wanderleben entzogen, und 1778 siedelte er mit dem Kurfürsten Karl Theodor nach München über, um unter der Intendanz des Grafen von Seeau die Leitung der dortigen Bühne zu übernehmen. In der bairischen Residenz ist er auch 1800 gestorben. Goethe hat sich in «Dichtung und Wahrheit» über Marchand und seine Vorstellungen in Frankfurt recht anerkennend geäussert; über die Thätigkeit desselben in Strassburg schweigt er hingegen, obwohl er ihn wahrscheinlich 1771 auch dort gesehen hat.

Es ist schade, dass Goethe uns aus seiner Strassburger Studienzeit überhaupt gar nichts von der deutschen Bühne daselbst berichtet. Er gedenkt in seiner Selbstbiographie nur beiläufig einmal des französischen Theaters der Stadt, auf dem er den berühmten Aufresne als Augustus im Cinna und als Mithridates gesehen und bewundert. Er preist diesen als einen Künstler, «der aller Unnatur den Krieg erklärte und in seinem tragischen Spiel die höchste Wahrheit auszudrücken suchte», im Gegensatz zu der alten Schule, die in hohlem Pathos und gespreizten

[1] Stadtarchiv XXI 1770 f. 292.
[2] Mentzel 315.
[3] Stadtarchiv XXI 1771 f. 311, 1774 f. 13 und 389. Ferner Theaterjournal 1778 S. 93.

Manieren den Inbegriff der Kunst erblickte. Aufresne's realistische Darstellungsweise fand in Frankreich anfangs gar kein Verständnis; erst das Ausland zollte ihm die Anerkennung, welche er verdiente. So schreibt Goethe's Strassburger Tischgenosse, Meyer von Lindau, am 2. November 1771 aus Wien seinem Freunde Salzmann,[1] die Wiener Bühne habe ganz tüchtige Kräfte; mit Aufresne aber, der damals in Wien spielte, könnten sie sich doch nicht vergleichen.[2]

Aus diesem Briefwechsel Meyers mit Salzmann[3] geht übrigens deutlich hervor, dass beide Männer dem deutschen Theater rege Theilnahme schenkten. Dasselbe ist gewiss auch bei den andern Gliedern des Salzmann'schen Kreises, dessen geistiger Mittelpunkt Goethe war, der Fall gewesen, und es ist nur ein zufälliges Missgeschick, dass wir von ihnen so wenig über die Strassburger Bühnenverhältnisse hören.

Als Goethe im Frühling 1770 die Strassburger Universität bezog, hatte er vielleicht gerade noch Gelegenheit, die letzten Vorstellungen der Löpper'schen Truppe[4] zu sehen, welche seit 1768 regelmässig jeden Winter auf dem Tucherstubtheater spielte.[5] Ueber ihre Zusammensetzung, Repertoire und künstlerische Bedeutung ist wenig bekannt. Der Direktor selbst war eine auffallend kleine, groteske Erscheinung, sehr geeignet, in komischen Rollen das Zwerchfell der Zuschauer zu erschüttern. Dass er aber deshalb fast nur Burlesken und Stegreifkomödien gegeben habe,[6] scheint mir eine nicht genügend begründete Annahme zu sein.[7] Immerhin hat die Truppe wohl zu den minderwertigen gehört und deshalb auf Goethe, der in Leipzig bei Koch Besseres gesehen hatte, keine Anziehungskraft geübt.

Im Februar 1771 musste übrigens Löpper wegen völliger Verschuldung das Theater schliessen;[8] doch blieb dasselbe nicht

[1] Alsatia 1853 S. 81.

[2] Kürschner hat infolge eines schwer begreiflichen Versehens diese Aeusserung über das Wiener Theater auf die Gesellschaft Marchands in Strassburg bezogen. Allg. deutsche Biographie XX 297.

[3] Vgl. auch Meyers vorhergehenden Brief (Alsatia 1853 S. 79), wo Andeutungen über die Prinzipale Sebastiani, Abt und Marchand stehen, die nicht recht verständlich sind, weil sie sich auf unbekannte Mitteilungen Salzmanns beziehen.

[4] Die Schreibweise des Namens ist verschieden. In den Strassb. Akten heisst er Leppert oder Lepper; nach Mentzel 295 unterzeichnet er sich selbst «Löpper».

[5] Stadtarchiv, Ratsprotokolle.

[6] Mentzel 296.

[7] Nach einem in der Kolmarer Stadtbibliothek erhaltenen Zettel gab er in Kolmar Lessings Sara. (Freundl. Mitteilung des Herrn Stadtarchivar Waldner).

[8] Stadtarchiv XXI 1771 f. 31.

lange verwaist. Denn schon zu Ostern erschien Karl Friedrich Abt,[1] der bis zum Juni spielte.[2] Er war ein begabter Komödiant, der als Prinzipal für die höheren Aufgaben seiner Kunst Sinn und Verständnis besass, aber leider — wenigstens in seinen jüngeren Jahren — jedes sittlichen Halts entbehrte und seinen Launen und Leidenschaften die Zügel schiessen liess. Kein Wunder, dass bei solcher Charakteranlage seine Unternehmungen wiederholt scheiterten. Auch in Strassburg blieb ihm dies nicht erspart trotz der grossen Teilnahme, die das Publikum seinen Darbietungen entgegenbrachte. Noch im Sommer 1771 musste er die Leitung seiner Gesellschaft an das bisherige Mitglied derselben, Frau Maria Magdalena Foerlin, genannt Rosaura, abtreten, die dafür die Bezahlung seiner Schulden übernahm.[3] Ob die neue Prinzipalin den nächsten Winter hindurch in Strassburg gespielt hat, wie es ihr durch Ratsbeschluss erlaubt worden war, vermochte ich bisher nicht festzustellen. Jedenfalls hat Abt, der zunächst als einfacher Schauspieler bei der Foerlin blieb, bald nachher wieder eine eigene Truppe geführt. Später gründete er das erste deutsche Theater im Haag (Holland) und starb 1783 hoch angesehen als Direktor des Bremer Theaters.[4] Er verdankte seine Erfolge nicht zum wenigsten seiner Gattin Felicitas, die allenthalben durch ihre Schönheit und ihr temperamentvolles Spiel die Kunstfreunde entzückte.[5] Auch über ihren Charakter wissen die Zeitgenossen im Gegensatz zu dem ihres Mannes nur Gutes zu berichten.[6] Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, dass sie sich auch in Männerrollen versuchte und 1779 in Gotha den «Hamlet» mit grossem Erfolge darstellte.

Eine so glänzende Erscheinung musste natürlich auch in Strassburg die Aufmerksamkeit aller künstlerisch und litterarisch gebildeten Kreise auf sich ziehen. Und in der That haben wir Beweise dafür, dass Goethes Bekanntenkreis für die Reize und die hinreissende Darstellungskunst der Madame Abt nicht unempfindlich blieb. Heinrich Leopold Wagner hat sie in

[1] Nach Mentzel a. a. O. war Abt im Jahre 1768 Mitglied der Löpper'schen Truppe gewesen, also in Strassburg kein Fremdling mehr.

[2] Stadtarchiv XXI 1771 f. 31, 36, 123.

[3] Ebenda f. 213.

[4] Reden-Esbeck, Theaterlexikon I 1. Chronologie des deutschen Theaters 274, 282, 305, 347; Förster in Allg. deutsche Biogr. I 24.

[5] Ein Bildnis von ihr findet sich im Gothaer Theaterkalender von 1780. Gewisse Ausstellungen an ihrem Spiel macht nur die «Chronologie» S. 274.

[6] Reden-Esbeck 2. Der Dichter Sprickmann, der sie 1779/80 in Münster kennen lernte, verehrte sie schwärmerisch und stellte sie als Künstlerin über alle, die er sonst gesehen. Weinhold in der Zeitschrift für Kulturgesch. N. F. 1879 I 277.

einem schwungvollen Gedicht besungen und namentlich ihre Julie in Weisse's Romeo und Julie hoch gefeiert.[1] Ferner erwähnt Jung-Stilling in seiner Lebensgeschichte[2] ganz beiläufig und ohne die Absicht, der Bühne eine kritische Besprechung zu widmen, er sei zehn Tage vor Pfingsten (9. Mai 1771) ins Theater gegangen, um die «im Tragischen so berühmte Madame Abt» als Julie zu sehen. Die Vorstellung interessierte ihn doppelt, weil er das Shakespeare'sche Vorbild des Weisse'schen Stückes kannte. Ueber den empfangenen Eindruck meldet er nichts, was bei dem Zusammenhang, worin er der Angelegenheit gedenkt, nicht weiter zu verwundern ist. Endlich enthält der Theaterkalender von 1780[3] noch ein Gedicht vom Jahre 1771 auf die Abt als Julie, das wohl ebenfalls dem Kreise ihrer Strassburger Bewunderer entstammt. Vielleicht rührt es von Wagners Freunde Doellin her, von dem wir gleich noch mehr hören werden.

Aus den schon erwähnten Versen Wagners geht hervor, dass er die Abt auch als «Minna von Barnhelm» kennen gelernt hat; denn er sagt, sie wisse «der Minna Witz und feinen Scherz ganz unnachahmlich auszudrücken». Nun ist es wenig wahrscheinlich, dass er das Lessing'sche Stück mit der Abt an einem andern Ort als Strassburg gesehen habe.[4] Andrerseits aber lässt sich keine einzige Aufführung der «Minna von Barnhelm» im Strassburger Theater nachweisen, während die andern Dramen Lessing's wiederholt im Spielplan erschienen,[5] so dass die Vermutung nahe liegt, die Censur habe das Stück verboten. Die Eigenart desselben würde eine solche Massregel wohl begreiflich erscheinen lassen, nicht so sehr wegen der den Franzosen anstössigen Riccaut-Episode, die man — wie es anderwärts geschehen ist — einfach weglassen konnte,[6] sondern wegen des deutsch nationalen Geistes, der das ganze Lustspiel durchweht, wegen der Verherrlichung des grossen Preussenkönigs und seines Heeres. Ohne Frage hatte die gewaltige Persön-

---

[1] Das Gedicht ist gedruckt bei Erich Schmidt, H. L. Wagner[2] 153.

[2] Ausgabe von v. Kapff S. 351.

[3] Auf Seite 15.

[4] Er zog im Februar 1773 von Strassburg nach Saarbrücken, von dort im Mai 1774 nach Giessen und schliesslich im Herbst desselben Jahres nach Frankfurt, wo er blieb. (E. Schmidt 11, 15. 16). An letzterem Ort ist ein Auftreten der Frau Abt in jenen Jahren jedenfalls nicht nachgewiesen. (Mentzel).

[5] Ich verweise hier besonders auf das uns genau bekannte, weiter unten besprochene Repertoire der Jahre 1785 und 1786.

[6] Wie z. B. in Wien und Frankfurt. E. Schmidt, Lessing I 485, Mentzel 513.

lichkeit Friedrichs des Grossen damals in Frankreich und nicht am wenigsten in Strassburg zahlreiche Verehrer, und eine öffentliche Aufführung würde höchst wahrscheinlich beim grössten Teil der Zuschauer lebhaften Beifall gefunden haben. Für die Censurbehörde aber war das ein Grund mehr, die Aufführung zu beanstanden. Ihre Bedenken waren jedenfalls verständlicher als die des Hamburger Rats, der, wie man weiss, das Stück anfangs verbot, weil er darin lächerlicher Weise einige Stiche gegen die preussische Regierung zu finden glaubte.[1]

Wenn also Wagner die Frau Abt in Strassburg als «Minna» bewundert hat, so ist es vermutlich in einer Privatvorstellung geschehen, bei welcher die auch gesellschaftlich angesehene Künstlerin mitwirkte. Eine derartige Aufführung in geschlossenem Kreise ist in der That für das Jahr 1771 nachweisbar, und zwar durch die Veröffentlichung des dabei gesprochenen Prologs im Theaterkalender des Jahres 1780[2]. Ich lasse das Gedicht hier folgen:

Prolog zur Minna,
gesprochen bei einer Privatvorstellung derselben zu Strassburg im Jahr 1771.

Noch herrschte Aberwitz auf Deutschlands alter Bühne,
Der Scapin, Pantalon und oft drei Harlequine;[3]
Ein tölpisches Parterr belachte ihre Schwänke,
Den frechsten Witz, erlernet in der Schenke,
Und Doktor Faustens trüb Geschick[4]
War für Germanien ein Lieblingsstück;
Da sah mit wehmuthsvollem Blicke
Melpomene das deutsche Schauspiel an,
Erbat uns **Schlegeln**[5] vom Geschicke.

[1] Vgl. E. Schmidt, Lessing I 484. Die harmlose Verspottung des preussischen Paradeschritts durch die Zofe Franziska, die wiederholten Anspielungen auf die entlassenen Freibataillone etc. waren es wohl, welche den ängstlichen Rat zu seiner Massregel bestimmten.

[2] Auf Seite 291.

[3] Die typischen Possenfiguren, welche sich von Italien her seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts auf der deutschen Bühne eingebürgert hatten. Der Scapin war der tölpelhafte Knecht, Pantalon der gefoppte Alte und Harlekin (Arlechino) der ehemalige «Hanswurst». Vgl. Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst I 313.

[4] Das alte Volksstück «Doktor Faust.»

[5] Johann Elias Schlegel (1719—49), der Oheim von August Wilhelm und Friedrich Schlegel. Er wandelte im Allgemeinen noch auf den von Gottsched vorgezeichneten Bahnen; doch zeigte sich in seinen besten Werken schon etwas der Einfluss Shakespeares.

Er, ganz Genie, schuf eine neue Bahn
Und lernte von dem Britten
Den edlen Schwung, das kühne Feuer,
Vermied der Phantasie ausschweifend Ungeheuer:
Vom Gallier nahm er das Regelmässige,
Die Sittsamkeit, die feinen Sitten;
So trat mit neu geschaffner Grazie
Und künstlich abgemessnen Schritten
Der deutsche Schauspielstolz heran:
Da flossen im Kanut[1] der Menschlichkeit zu Ehren
Und dem Tyrann[2] zur Schand des Mitleids heisse Zähren.
Da wandelten bei Sigmars würd'gem Erben
Uns Schauer durch die Brust:
Den Heldentod fürs Vaterland zu sterben,
War unserm Herrmann[3] Lust.
Auf Schlegeln folgt sein Freund,
An dessen Grab Melpomene noch weint, —
Ein **Gellert**,[4] der mit wehmutsvoller Miene
Die deutsche Thorheit auf der Bühne
Im sanften Kolorit uns zeigt,
Und einem Bache gleicht,
Der still durch bunte Auen fliesset,
Nie schwillt, nie schäumend sich ergiesset.
Und **Kroneck** auch versprach uns viel,
Nur gab die Parce ihm ein kurzes Lebensziel.[5]
Sein Kodrus, o, wen rührt er nicht?
Wer schäumt nicht, wenn Artander[6]
Den Bund der Freundschaft bricht?
Wer zittert nicht, wenn mit einander
Olint sich und Sophronia ersticht? —
Wie, wenn bei schrecklichen Gewittern
Die Aue schauert, Menschen zittern,
So fühlen wir das Herz erschüttern,

[1] Schlegels bestes Drama (1746).

[2] Mit dem «Tyrannen» ist Ulfo, die Hauptperson des Dramas gemeint.

[3] Das Trauerspiel «Hermann» erschien 1741.

[4] Gellert war am 13. Dezember 1769 gestorben.

[5] Johann Friedrich v. Cronegk, Schüler Gellerts, starb 1758 im Alter von 26 Jahren. Seine Tragödie «Kodrus», welche den Preis der Nicolaischen «Bibliothek der schönen Wissenschaften» erhielt, erschien 1757. Das Drama «Olint und Sophronia» blieb unvollendet.

[6] Artander ist der treulose Freund des Kodrus.

Wenn **Brawe** uns den Brutus malt,[1]
Dem aus dem Feueraug die Freiheit stralt ;
Er reisst uns mit sich fort zum schrecklichen Tumult
Der Leidenschaft, reizt unsre Ungeduld,
Wir fühlen angenehme Schmerzen,
Wir sind entzückt und weinen aus dem Herzen. —
Du, der mit schöpf'rischem Genie
Der Liebe süsse Phantasie
In Romeo und Julien geschildert,
Und Atreus schwarzes Herz, durch Lasterthat verwildert,
Wer schätzt dich, starker **Weisse**,[2] nicht?
Wenn Hänschen[3] für sein Lieschen glühet
Und, trotz dem Schösser, sich geliebet siehet
Und seinem Mädchen Kränze flicht.
Wenn Kätchen den Astolph verschmähet
Und Gürgen liebt,
Wenn Schmetterling, der Thor, an Hannchen sich vergehet,
Die Christeln sich ergiebt,
Wer schätzt dich, sanfter Weisse, nicht?
Ein grosser Mann! ich wag ihn kaum zu malen —
Verhülle, **Klopstock**, mich vor deiner Muse Stralen.
Er sang gewaltigen Gesang,
Der Freiheit Sieg, des Varus Untergang.[4]
Auf einer Bahn, die noch kein Deutscher fand,
Voll Liebe für das Vaterland
Schafft ihm — zu gross für unsre Zeit —
Sein Bardiet die Ewigkeit.
Zum Klopstock drängt sich ein Genie,
Das uns durch freundliche Philosophie
In seinem Schauspiel rühret,

---

[1] Joachim Wilhelm v. Brawe, geboren 1738, zeigte frühzeitig dichterische Begabung, starb aber bereits im jugendlichen Alter von 20 Jahren. Sein Trauerspiel «Brutus» wurde nach seinem Tode 1767 herausgegeben. Brawe's Talent fand auch bei Lessing Anerkennung.

[2] Christian Felix Weisse (1726—1804) hat mit seinen wenig bedeutenden Dramen, worunter das Rührstück Romeo und Julie sich besonderer Beliebtheit erfreute, sowie mit seinen Singspielen in den sechziger und siebenziger Jahren das deutsche Theater wesentlich beherrscht, trotz Lessing, der bekanntlich in der Hamburger Dramaturgie an Weisses Richard III eine sehr scharfe Kritik übte.

[3] Dieser und die folgenden Personennamen sind den beliebtesten Singspielen Weisse's entnommen, unter denen die «Liebe auf dem Lande» (Musik von Hiller) obenan steht.

[4] In der «Hermans Schlacht» (1767), die übrigens für die Bühne gänzlich ungeeignet war und niemals aufgeführt worden ist. Klopstock selbst nannte die Dichtung, die eine neue Gattung des Dramas darstellen sollte, ein «Bardiet».

Und noch im Scherz philosophieret.
Er ist Original
Und Meister über seine Sprach,
Gebraucht er sie mit kluger Wahl,
Wie Blitz auf Blitz — wie Schlag auf Schlag
Bei Wettern, die am Himmel ziehn —
Reisst uns sein Dialog dahin.
Zur Minna, **Lessings** Meisterstück,
Dem Stolz der deutschen Bühnen
Entflammte ihn mit einem Götterblick
Die reizendste der Charitinnen.
Wenn, Freunde! Minna euch gefällt,
Wenn Tellheim euer Lob erhält,
Dann fühlen wir des Beifalls stille Freuden,
Die grosse Welt mag uns beneiden.

Döllin,
weyland Doktor der Arzneykunst
zu Halle in Schwaben.

Man wird nicht behaupten können, dass dieser Prolog sich durch Sprachgewandtheit und poetischen Schwung besonders auszeichne. Auch der Gedankeninhalt ist nicht originell, kennzeichnet aber ziemlich gut den durchschnittlichen litterarischen Standpunkt der damaligen gebildeten Kreise. Der Verfasser ist zweifellos identisch mit dem am 31. Mai 1770 an der Strassburger Universität immatrikulierten Studenten der Medizin, David Friedrich Doellin aus Hall in Schwaben, der im Februar 1772 promovierte[1] und dann als Arzt in seine Heimat zurückkehrte. Er war in Strassburg eng befreundet mit H. L. Wagner, der ihm zum Abschied ein scherzhaftes Gedicht widmete.[2]

[1] Knod, die alten Matrikeln der Univ. Strassburg I 86, II 101 und 188. Ein Exemplar der Dissertation Döllins befindet sich auf der K. Univ. u. Landesbibl. Strassburg.

[2] Das bei Jonas Lorenz in Strassburg gedruckte Gedicht hat nach Erich Schmidt (H. L. Wagner II 24 u. 128) den Titel: «Apolls des ersten Bänkelsängers Leben und Thaten auf dieser Welt nebst seiner letzten Willens-Ordnung allen seinen unächten Söhnen, die nichts von ihm erhalten haben, zum Aergerniss, dem Herrn, Herrn David Friedrich Döllin, med. lt., bei seiner Abreise von Strassburg zur nöthigen Einsicht kund gemacht und übergeben von einigen seiner zärtlichen Freunde». Die Autorschaft Wagners steht nach E. Schmidt ausser Zweifel. Der Druck ist, wie es scheint, äusserst selten; weder in der Landesbibliothek noch in der Stadtbibliothek zu Strassburg ist er vorhanden. Eine Kopie besitzt Herr Prof. E. Schmidt, der sich aber, wie er mir freundlichst mitteilte, nicht erinnern kann, wo sich der von ihm benutzte Druck befindet.

Kurze Zeit darauf muss der Tod den jungen Mann ereilt haben; denn schon am 8. August 1773 schickt Wagner mit einem Brief an Ring eine Auswahl der Gedichte seines «verstorbenen Freundes» zur Beurteilung mit dem Hinzufügen, dass sie «den Beifall eines Pfeffels» erhalten hätten. In einem späteren Brief spricht er dann seine Freude darüber aus, dass Ring die Poesien Döllins[1] günstiger beurteilt habe als der Giessener Professor Schmid, der nichts darin gefunden, was «die Mittelmässigkeit überstiege». Immerhin brauchen wir wohl nicht besonders darüber zu trauern, dass uns von den Poesien des Haller Arztes nichts weiter bekannt geworden ist.

Dass bei der durch Döllins Prolog eingeleiteten Aufführung der «Minna» Madame Abt mitgewirkt habe, ist, wie gesagt, nur eine Vermutung; sicherlich aber war Wagner als Busenfreund Döllins dabei beteiligt. Möglicher Weise war auch Goethe, der ja schon damals mit Wagner bekannt war, wenn er auch noch nicht näher mit ihm verkehrte,[2] wenigstens als Zuschauer bei der Aufführung zugegen. Hatte er doch schon 1767 in Leipzig gleich nach dem Erscheinen des Lessing'schen Lustspiels sein Interesse dafür bethätigt, indem er an einer Familienaufführung teilnahm![3] Es wäre hiernach wohl denkbar, dass die Anregung zu der Strassburger Einstudierung des Stücks von ihm ausging. Dass er selbst mitgespielt habe, halte ich allerdings nicht für wahrscheinlich, weil die Abfassung und der Vortrag des Prologs sonst schwerlich dem guten Döllin zugefallen wäre.

Vier Jahre später hatte Strassburg den zweifelhaften Genuss, Lessings Minna von Barnhelm in der elenden Bearbeitung des Rochon de Chabannes unter dem Titel «Les amants généreux» auf der französischen Bühne am Rossmarkt zu sehen. Der junge Herzog Karl August von Sachsen-Meiningen[4], der damals in Strassburg studierte, schreibt über eine am 31. Mai 1775 veranstaltete Aufführung dieses Machwerks[5]: «Das Stück ist

[1] Hier ist der Name ausdrücklich genannt, während er in dem vorher erwähnten Brief fehlt; doch ist es offenbar, dass auch dort Döllin gemeint ist. Herr Prof. E. Schmidt, der diese Briefe schon in seinem H. L. Wagner S. 12 benutzt hat, war so liebenswürdig, mir seine Kopien zur näheren Einsicht mitzuteilen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle bestens danke.

[2] E. Schmidt, Wagner 7.

[3] Vgl. Goethes Briefe (Weimarer Ausgabe) I 141 und 148. Die Aufführung erfolgte im Kreise der Schönkopf und Obermann.

[4] Nicht zu verwechseln mit seinem gleichnamigen Vetter von Weimar, dem Freunde Goethes.

[5] Bechstein, Mitteilungen aus dem Leben der Herzöge zu Sachsen-Meiningen 98.

ganz verstümmelt und gleicht gar nicht dem deutschen Original. Auch sind sehr grosse Fehler darin; denn z. B. kommt ein président des états de Thuringe darin vor, welche Charge doch nie existiert hat.» Der Direktor Villeneuve hatte das Stück dem Pariser Repertoire entlehnt, welches überhaupt für das französische Theater in Strassburg vorbildlich war. Wenn die zahlreichen Strassburger, welche Lessings Meisterwerk im Original nicht kannten, an der Nachahmung Gefallen fanden, so ist ihnen das nicht zu arg zu verübeln. Dass aber in Berlin das Plagiat des Chabannes überhaupt zur Aufführung kommen konnte, ist, wie Erich Schmidt mit Recht sagt,[1] «ein litterarischer Vorgang, der nur in Deutschland möglich war». Trotz des mächtigen Aufschwungs, den die deutsche Litteratur mit Klopstock, Lessing und Herder bereits genommen, war gerade in den höheren Ständen und namentlich an den Fürstenhöfen die Bevorzugung französischer Bildung und Poesie noch immer die Regel. Eine ganze Reihe französischer Hoftheater trugen diesem Geschmack Rechnung. Der junge Herzog von Meiningen gehörte nun zwar zu denen, welche für nationale Dichtung und Schauspielkunst einen sehr empfänglichen Sinn besassen; allein da er zu dem Zweck nach Strassburg geschickt war, um sich im Französischen zu vervollkommnen, so begreift man, dass er ausschliesslich französische Opern und Schauspiele besuchte und das deutsche Theater vollkommen vernachlässigte. In der That wird letzteres in seinem Tagebuch niemals erwähnt.[2] Zur Erklärung dieses Umstandes mag auch dienen, dass damals Marchand in Strassburg spielte, der, wie schon erwähnt, meist französische Stücke in deutscher Uebersetzung gab. Da war es dem Herzog gewiss nicht zu verdenken, wenn er es vorzog, solche Dramen und Opern in der Ursprache aufführen zu sehen.

In den Strassburger Bürgerkreisen, die treu an der deutschen Muttersprache festhielten, erfreute sich Marchand ohne Frage grosser Beliebtheit[3] und erzielte mit seinen Vorstellungen stets volle Häuser. Seine Gesuche um Zulassung wurden vom Magistrat fast immer «unanimiter» genehmigt. Nur einer unter den Ratsherren, ein gewisser Dürr, welcher das Komödiantenvolk grundsätzlich verabscheute, als «der Christenheit an Seel und Leib schädlich», kämpfte gelegentlich auch gegen

[1] Schmidt, Lessing I 483.

[2] Nach freundlicher Mitteilung des Herrn Prof. Froitzheim, der eine vollständige Ausgabe des Tagebuchs vorbereitet.

[3] Stadtarchiv XXI 1771 f. 311; 1774 f. 13, 389. Theaterjournal 1778 S. 92.

Marchands Zulassung an. Er klagte unter anderm darüber, dass die Leute an den Sonntagen nicht einmal das Ende des Gottesdienstes abwarteten, nur damit sie ja nicht zu spät in die Komödie kämen.[1] Indessen blieben solche vereinzelte Einwände auf die Haltung des Magistrats durchaus ohne Einfluss. Dagegen machten ihn die sich immer mehr häufenden Bankerotte deutscher Theaterprinzipale mit Recht stutzig und in der Erteilung der Spielerlaubnis vorsichtig. So wurde Löpper, der schon einmal in Strassburg gescheitert war, 1773 vom Rat abgewiesen,[2] und auch sonst wurde in den siebziger Jahren den kleinen Gesellschaften, welche sich meldeten, häufig abschlägige Antwort erteilt oder nur für ganz kurze Zeit Zusage gegeben. Infolgedessen waren die Theaterverhältnisse in dieser Zeit ziemlich traurige, besonders seitdem auch Marchand durch seine Mannheimer und später Münchener Thätigkeit von Strassburg ferngehalten wurde. Gross war daher die Freude der gebildeten deutschen Kreise Strassburgs, als im Mai 1777 die berühmte Seyler'sche Gesellschaft sich erbot,[3] den Sommer über Vorstellungen zu veranstalten. Unter den damaligen Wandertruppen war sie zweifellos die beste. Ihr Direktor, Abel Seyler, einer der Begründer des Hamburger Nationaltheaters, war der Gatte der uns schon aus Ackermanns Zeiten bekannten, ehemaligen Madame Hensel, welche jetzt auf dem Gipfel ihres Künstlerruhms stand. Die erbetene Erlaubnis wurde vom Rat sofort einstimmig erteilt; indessen ist Seyler aus unbekannten Gründen schliesslich doch nicht erschienen, sondern hat es vorgezogen, den Sommer über in Frankfurt und Mainz zu spielen.[4] Auch aus der folgenden Zeit fehlt es an jedem Anhalt für die Annahme einer Wirksamkeit der Gesellschaft in Strassburg.

Erst mit dem Jahre 1779 hob für die deutsche Schaubühne der alten Reichsstadt wieder eine schönere Zeit an. Im März und April spielte Felix Berner, «K. K. privilegierter Direktor einer Gesellschaft junger Schauspieler und Tänzer.[5]» Dieser aus Wien gebürtige Unternehmer beschränkte sich ähnlich wie Sebastiani und Marchand auf die Vorführung von Opern, Singspielen, Ballets, Pantomimen und leichteren Lustspielen; nur selten findet man in seinem Repertoire ein ernsteres Stück.

---

[1] Stadtarchiv XXI 1771 f. 292.
[2] Ebenda 1773 f. 20.
[3] Ebenda 1777 f. 123.
[4] Mentzel 342 ff., Peth, Geschichte des Theaters zu Mainz 56.
[5] Stadtarchiv XXI 1778 f. 221, 370; 1779 f. 133. Berner hatte eigentlich schon für den Oktober 1778 Erlaubnis erhalten, kam aber erst im folgenden Frühjahr.

Was aber seinen Darstellungen in den Augen des damaligen Publikums einen besonderen Reiz verlieh, war der Umstand, dass er noch ausschliesslicher, als es Sebastiani gethan, Kinder oder halberwachsene junge Leute auftreten liess. Allenthalben in Süddeutschland, besonders in Nürnberg, Frankfurt, Strassburg, ferner in Oesterreich und der Schweiz, spendete man seinem Kindertheater ausserordentlichen Beifall.[1] Auch durch blendende äussere Ausstattung und Reichtum der Kostüme scheint er sich die Gunst der schaulustigen Menge erobert zu haben. Die Strassburger Universitätsbibliothek besitzt zwei Bändchen Nürnberger Theaterzettel von Berner, die sein Repertoire in den Jahren 1778 und 1782 erkennen lassen.[2] Aus seiner Strassburger Spielzeit habe ich nur einen einzigen Zettel entdeckt, von dem diesem Aufsatz ein verkleinertes Facsimile beigefügt ist.[3]

So hübsch und anmuthig auch die Vorstellungen Berners gewesen sein mögen, an Kunstwert und Bedeutung für die litterarische Bildung der Strassburger wurden sie doch weit übertroffen durch die Leistungen der unmittelbar folgenden Truppe des Karl August Dobler, der Mitte Mai 1779 zum ersten Male in Strassburg auftauchte.[4] Das Ehepaar Dobler war von 1769—71 bei der Seylerschen Gesellschaft gewesen und hatte dann 1774 zu Münster i. W. ein eignes Unternehmen angefangen, wobei ihm Sprickmann als Gönner und Theaterdichter behilflich war.[5] Wenn es in Schmidt's Chronologie (1775) heisst,[6] Dobler betrachte seine Kunst als ein Handwerk, so ist dies Urteil entschieden viel zu hart. Dobler war kein Prinzipal ersten Ranges, aber ein Mann von durchaus ernsten künstlerischen Grundsätzen, die sich schon in seinem Repertoire deutlich offenbarten. Er hatte den besten Willen, das Publikum mit den wertvollsten dramatischen Erzeugnissen der Zeit bekannt zu machen, stiess indessen damit nicht immer auf das richtige Verständnis. Ein Strassburger Kritiker äussert

[1] Vgl. namentlich Mentzel 378 ff., Streit, Geschichte des Bernischen Bühnenwesens 179 ff.

[2] Von bekannteren Stücken nenne ich daraus: Wieland's Alceste und das Singspiel Bastien und Bastienne (von Mozart?).

[3] Die Nürnberger Zettel zeigen dieselbe Umrahmung in Holzschnitt wie der Strassburger. Berner hatte demnach hierfür ein eignes Cliché, das er überall mit sich führte.

[4] Stadtarchiv XXI 1778 f. 503; 1779 f. 133, 197, 230.

[5] Beispielsweise schrieb Sprickmann für Dobler «Die natürliche Tochter» und «Die Wilddiebe». Chronologie 349.

[6] Chronologie S. 287.

sich in dieser Hinsicht folgendermassen:[1] «Herr Dobler würde uns wohl manches Stück, das an andern Orten mit Beifall wiederholt wird, geben; aber die Erfahrung hat ihn gelehrt, dass es sein Schaden gewesen ist, einen guten Geschmack bei einem an der französischen Operette verwöhnten Publikum einzuführen. Es giebt gar viele, die nach dem «politischen Kannengiesser», dem «Bramarbas» etc.[2] seufzen, und in dem Falle ist die Kasse eines Directeurs mit dem guten Geschmack immer in Streit. Daher kömmts, dass wir noch immer viele alte Stücke mit ansehen müssen, weil sie bekannt sind, und die neuesten Stücke nicht so frequent besucht werden.» An einer andern Stelle sagt derselbe Autor: Dobler «sehe mehr auf das Vergnügen und die Befriedigung der Zuschauer als auf seinen eignen Vorteil». Ein zweiter Kritiker schreibt dem «Theaterjournal für Deutschland» im Juni 1782[3]: «Die Doblersche Gesellschaft, die ich zu Basel im October 1781 und zu Freiburg in Brisgau das Vergnügen zu sehen hatte, ist bei weitem nicht so schlecht, als das Vorurteil sie setzt. Sie verdient nicht unter die mittelmässigen reisenden Truppen gesetzt zu werden. Sie hat Mitglieder aufzuweisen, deren sich manches Theater nicht schämen dürfte». Als Mängel der Gesellschaft bezeichnet dieselbe Quelle vor allem die Rollensucht der Frau Dobler, welche trotz ziemlich vorgeschrittenen Alters noch im jugendlichen Fach glänzen wolle, und die Schwäche des Direktors, der seine Frau zu sehr nach ihrem Kopf schalten und walten lasse. Ferner wird getadelt, dass die Dekorationen schlecht und die Gehälter zu knapp seien. «Von dem Sittlichen der Gesellschaft kann ich so viel sagen, dass ich wenige dergleichen gefunden habe; sie führen sich ehrbar und stille auf, hinterlassen bei Räumung des Orts keine Schulden, wie es sonst von reisenden Truppen gewöhnlich ist. Mit einem Wort, sie betragen sich so, wie es rechtschaffenen Männern der Schauspielkunst zusteht.» Unter den einzelnen Künstlern traten vorteilhaft hervor: Madame Dobler in Mütterrollen, ihre anmutige Tochter als Liebhaberin, Herr Illenberger als Darsteller jugendlicher Helden und Liebhaber, Müller und Rosenberg in Charakterrollen, Kellner und der alte Hensel als Komiker.

---

[1] Litteratur- u. Theaterzeitung, Berlin 1781 S. 31. Da diese Zeitung in den Strassburger Bibliotheken nicht vorhanden ist, so war es mir sehr willkommen, von Herrn Prof. Martin die Auszüge zu erhalten, welche sich Dr. Johannes Crüger (vgl. oben S. 193 A. 1) seiner Zeit daraus gemacht hat. Herrn Professor Martin sage ich für die freundliche Ueberlassung dieser Notizen verbindlichen Dank.

[2] Die beiden bekanntesten Schwänke des Dänen Holberg, welche als typisch für diese Gattung dramatischer Litteratur galten.

[3] Zwanzigstes Stück S. 97. (Nach Auszügen von Crüger).

Was für Stücke Dobler den Strassburgern bei seinem ersten Aufenthalt im Frühling 1779 geboten hat, lässt sich nicht nachweisen. Nur von einer einzigen Aufführung aus diesen Tagen ist uns eine Nachricht erhalten, die allerdings so merkwürdig ist, dass wir sie näher ins Auge fassen müssen. Die «Wochentlichen Strassburger Frage- und Anzeigungsnachrichten»,[1] welche sonst in diesen Jahren nur sehr selten etwas über das Theater veröffentlichen, bringen nämlich in ihrer Nummer vom 27. Mai folgende Ankündigung:

«Samstags den 29. May wird von der hier anwesenden deutschen Schauspieler-Gesellschaft aufgeführt werden: Johann Faust ein Trauerspiel in 5 Aufzügen. Man muss dieses grose mit Pracht und Kunst ausgeführte Trauerspiel, verfertigt von dem berühmten Herrn Hofrath Lessing, nicht mit andern, und gar nicht mit der bekannten Pantomime oder dem extemporirten Lustspiel: der Doctor Faust verwechslen. Dieses ist hier noch nie gegeben worden, hat einen ganz andern Plan und ist in den Verwicklungen, in der Catastrophe, weit erhabener als alles andere, was sich nach dem D. Faust schreibt. Uebrigens dienet zur Nachricht, dass unser diesmaliger Aufenthalt sehr kurz ist, und jetzt nur noch einige wenige Vorstellungen gegeben werden.»

Der moderne Leser, welcher unsere klassische Poesie einigermassen kennt, wird von dieser Anzeige vermutlich noch mehr überrascht sein, als es im Mai 1779 die Strassburger Litteraturfreunde waren. Denn, soviel wir wissen, hat Lessing zwar an zwei verschiedenen Entwürfen für ein Faustdrama gearbeitet, aber keinen von beiden vollendet, und nur einige flüchtige Proben und Skizzen sind teils in den Litteraturbriefen, teils aus dem Nachlass des Dichters an den Tag gekommen. Allerdings war schon bald nach Lessings Tode die Behauptung aufgetaucht, das Faustmanuskript sei fast fertig gewesen und 1775 mit einer Bücherkiste, welche der Dichter verschickte, verloren gegangen; allein niemand legte besonderes Gewicht darauf, bis im Jahre 1875 das Wiener Musik- und Theaterjournal auf eine Bemerkung im Theaterkalender von 1779 hinwies, wonach bei der Truppe Usler-Ilgner ein Schauspieler «mit Mephistopheles in Lessings Johann Faust» debutiert habe. Gleichzeitig machte dasselbe Blatt darauf aufmerksam, dass nach der in dem gleichen Kalender veröffentlichten Bibliographie «Johann Faust, ein allegorisches Drama in 3 Acten, München 1775» anonym erschienen sei, und sprach die Vermutung aus, dieses verschollene Stück sei vielleicht der verloren geglaubte Lessing'sche Faust. Carl Engel ging der

[1] Ein vollständiges Exemplar dieser sehr seltenen Wochenschrift besitzt meines Wissens nur die Strassburger Stadtbibliothek.

Spur weiter nach und entdeckte glücklich nach langem Suchen ein Exemplar des Münchner Werkes, das er 1877 durch Neudruck der Wissenschaft zugänglich machte.[1] Er selbst war der Meinung, das Stück sei wirklich aus des grossen Lessings Feder; alle andern Gelehrten indessen, die sich mit der Frage befassten, wiesen diese Annahme einmütig aufs Entschiedenste zurück.[2] In der That gehört schon ein gut Teil Voreingenommenheit dazu, um die Autorschaft des oberflächlichen, anonymen Machwerks dem Verfasser des «Nathan» zuzuschreiben. Wenn aber Engels Behauptung eine irrige ist, und wenn ein vollständiger «Faust» von Lessing nie vorhanden gewesen ist, wie kamen dann die Schauspielergesellschaften Ilgner in Schwaben und Dobler in Strassburg dazu, das anonyme Stück, um das es sich offenbar handelt, unter Lessings Namen aufzuführen? Des Rätsels Lösung giebt uns eine in Schubarts «Teutscher Chronik» von 1777[3] enthaltene Mitteilung über eine dritte Gesellschaft, die jenen «Faust» aufführte. Es heisst nämlich dort bei einer summarischen Besprechung der Franz Grimmer'schen Truppe in Ulm: «Herr Wolf zeichnete sich im Joh. Faust des jungen Herrn Lessings (oder meinetwegen auch des Herrn Weidmanns) so gut aus, dass das Stück wiederholt werden musste.» Hiernach hielt also Schubart oder sein Gewährsmann den jüngeren Bruder Lessings, Karl Gotthelf, für den Verfasser des anonymen Dramas, war aber seiner Sache nicht ganz gewiss, sondern gab zu, das Stück könne auch von Weidmann geschrieben sein.[4] Nun ist

---

[1] Carl Engel, Johann Faust. Oldenburg 1877. Das von ihm veröffentlichte Stück hat nicht drei Aufzüge. wie die bibliographische Angabe im Theaterkalender besagt, sondern fünf. Der Widerspruch erklärt sich wohl einfach durch einen Druckfehler im Kalender.

[2] Vgl. besonders Kuno Fischer in «Nord und Süd» 1877 S. 262 ff., Werner im Anz. f. deutsch. Altertum III 203, Erich Schmidt, Lessing II 792.

[3] Seite 368.

[4] R. M. Werner, der auf Schubarts Mitteilung zuerst aufmerksam gemacht hat (Anzeiger f. deutsches Altertum III 281), findet darin eine Bestätigung seiner Vermutung (ebenda 203), dass der Verfasser des anonymen Werkes der Wiener Schauspieler Paul Weidmann sei, von dem nach Goedeke[2] V, II 314 ein Johann Faust 1775 zu Prag herausgegeben sei. Nach Werners Annahme, die auch Erich Schmidt als begründet hinnimmt, hätte also Weidmann dasselbe Stück in demselben Jahre in München anonym und in Prag unter seinem Namen drucken lassen. Die Prager Ausgabe würde dann etwa als eine neue Ueberarbeitung der Münchner zu betrachten sein. Da von der ersteren kein Exemplar bekannt ist, so lässt sich über das thatsächliche Verhältnis der beiden nur schwer ein Urteil gewinnen. Als ziemlich sicher kann man zunächst nur das Eine annehmen, dass es sich nicht um zwei ganz verschiedene Dramen handelt, sondern dass das eine die Ueberarbeitung des andern ist; denn es ist schwerlich ein blosser Zufall, dass beide genau den gleichen Titel «Johann

freilich bisher gar nichts davon bekannt gewesen, dass der jüngere Lessing sich mit einer dramatischen Bearbeitung des Faust beschäftigt habe, und auch der Briefwechsel der Brüder enthält keine Andeutung darüber; allein deswegen ist die Möglichkeit, dass Karl ein solches Drama anonym herausgegeben habe, doch nicht ausgeschlossen. Denn da er den Briefwechsel mit seinem Bruder selbst edirte, war es ihm ein Leichtes, die etwa darin enthaltenen Aeusserungen über seinen Faust auszuscheiden, um die Anonymität, deren Bewahrung ihm bei dem Misserfolg des Stückes[1] am Herzen liegen musste, aufrecht zu erhalten.[2] An sich ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass Karl die Faustidee aufgegriffen hat. Denn «er studierte aufs eifrigste alle fertigen Arbeiten Gottholds wie die noch werdenden» und verwertete gern die Ideen des genialen Bruders für eigene litterarische Zwecke.[3]

Mag nun Karl Lessing das Stück geschrieben haben oder nicht, jedenfalls erklärt sich aus der Thatsache, dass man ihn für den Verfasser ausgab, sehr leicht die Entstehung und Ver-

---

Faust, ein allegorisches Drama in 5 Aufzügen» führen. Es entsteht dann die weitere Frage, welches Stück die ursprüngliche Fassung und welches die Ueberarbeitung darstellt. Hier spricht die Wahrscheinlichkeit durchaus dafür, dass der Münchener Druck das eigentliche Original ist; denn er enthält weder in der Vorrede noch sonst das Mindeste, was ihn als Bearbeitung eines andern Stücks erscheinen liesse. Mithin dürfte die Prager Ausgabe als Ueberarbeitung der Münchener — vermutlich für die Zwecke der Bühne — zu betrachten sein. Ob Werner nun Recht hat, wenn er Weidmann, den Herausgeber der Prager Bearbeitung, auch als Verfasser des Münchner Originals ansieht, lasse ich dahingestellt. Wahrscheinlicher dünkt es mich, nach Schubarts Mitteilung, dass Karl Lessing der Autor ist. Umgekehrt anzunehmen, der jüngere Lessing habe — ähnlich wie Wagners Kindermörderin — auch das Weidmann'sche Stück für die Bühne zurecht gemacht, halte ich für unzulässig, weil, wie gesagt, die Münchner Ausgabe sich in keiner Weise als Ueberarbeitung eines schon vorhandenen Stücks kennzeichnet, die Prager hingegen nachweislich von Weidmann ist. — Bemerkt sei noch, dass es zwei Dichter Weidmann in Wien gab, von denen Paul W. Beamter, Josef W. Schauspieler war. (Goedeke V, II 313 und 330.) Werner verwechselt beide. Goedeke schreibt das Prager Stück dem Paul W. zu, sagt aber selbst, dass es bei einigen Dramen zweifelhaft sei, ob sie ihm oder Joseph W. zugehören.

[1] Vgl. die von Werner wiedergegebene zeitgenössische Kritik im Anzeiger für das deutsche Altertum III 203.

[2] Sein Biograph Eugen Wolff (Berl. 1886) S. 102 ff. ist allerdings der Ansicht, dass der Briefwechsel völlig unverkürzt zum Abdruck gekommen sei. Ist dies Thatsache, so müsste man freilich annehmen, dass Karl nicht einmal den Bruder in sein Faustprojekt eingeweiht habe.

[3] Wolff a. a. O. 36. Die Untersuchung, inwieweit Stil und Inhalt des anonymen Faust mit der Annahme der Autorschaft Karl Lessings vereinbar sind, muss ich Berufeneren überlassen.

breitung der irrigen Meinung, das Werk stamme aus der Feder des berühmten Gotthold Lessing. Ob Dobler seine Strassburger Ankündigung in gutem Glauben erliess, oder ob er das Publikum mit dem Namen des grossen Dichters absichtlich hinters Licht führte, um es ins Theater zu locken, entzieht sich unserer Kenntnis ebenso, wie die Art der Aufnahme, welche das angeblich Lessing'sche Drama bei den Strassburger Kunstfreunden fand. Ich will nur noch darauf hinweisen, dass vielleicht der Schauspieler Wolf, der den Faust in Ulm mit solchem Beifall spielte, den Direktor Dobler zu der Strassburger Aufführung angeregt hat. Denn nach dem Theaterkalender[1] war er mit seinem Kollegen Freywald, den Schubart gleichfalls erwähnt, im Jahre 1779 bei der Doblerschen Truppe.[2]

Während des Sommers 1779 spielte Dobler mit gutem Erfolg in Basel[3] und kehrte dann gegen Ende des Jahres nach Strassburg zurück, wo er sich die Spielerlaubnis für den Winter bereits gesichert hatte.[4] Ueber diesen zweiten Aufenthalt ist weiter nichts bekannt; dagegen sind wir über seine dritte Spielzeit im Winter 1780—81 mit erfreulicher Genauigkeit unterrichtet. Ein einsichtsvoller Kritiker hat darüber an die Berliner «Litteratur- und Theaterzeitung»[5] einen ausführlichen Bericht geschrieben, dem wir oben schon einige allgemeine Bemerkungen entnommen haben. Hier möge noch der Anfang des Briefs und die recht interessante Besprechung der Eröffnungsvorstellung auszugsweise Platz finden: «Wir haben nun zum drittenmale die Doblerische deutsche Schauspielergesellschaft hier und jedem deutschen Manne ist sie von Herzen willkommen! Die Gesellschaft kam anfangs dieses Monats [November][6] von Buchsweiler (einem kleinen, aber sehr volkreichen Städtchen unserer Nachbarschaft, der ehmaligen Residenz der Grafen von Hanau-Lichtenberg und nun nach Darmstadt gehörig), allwo sie sich sechs Wochen aufgehalten hatte. Am 12. d. M. [November] ward die Bühne (auf der Tucherstub) mit dem König Lear eröffnet. Was nur ein Freund der Bühne heissen wollte, kam, dies englische Meisterstück zu sehen. Das Haus war gestopft voll! — aber ob alle befriedigt aus dem Hause

[1] Jahrgang 1780 S. 289.
[2] Die Identität des von Schubart genannten Wolf mit dem Strassburger Schauspieler ist allerdings noch nicht vollkommen sicher gestellt.
[3] Basl. Arch.
[4] Stadtarchiv XXI 1779 f. 230.
[5] Jahrgang 1781, I 25 ff.
[6] Sollte eigentlich heissen «vorigen» Monats; denn der Brief ist vom 16. Dezember datiert.

giengen? — Das will ich Ihnen zu erklären suchen. — Hr. Müller als König Lear leistete mehr, als man von ihm in dieser schweren Rolle erwartete. Ich hab noch keinen andern Lear gesehn; ich will nicht sagen, dass er Schrödern oder andern Virtuosen in dieser Rolle an die Seite gesetzt zu werden verdient; aber ich darf behaupten, dass Hr. Müller auch an andern Orten — vor Kennern — damit auftreten und sich Beifall versprechen darf. Ihm gelangen vorzüglich die Scenen, wo er seiner ältesten Tochter den Fluch giebt — im Abgang des dritten Aktes — und die Scene mit der Kordelia im vierten Akt. So dumpf auch die Sprache in den wahnwitzigen Scenen war, verstand man ihn doch. Er zeigte, dass er seine Rolle nicht blus memorirt, sondern auch studirt hatte. Seit vorigem Winter hat er sich sehr gebessert . . . Hr. Hensel, ein verdienstvoller Schauspieler und jetzt zum erstenmale hier, fiel als Hofnarr am stärksten auf. Nicht zu gackelicht gekleidet noch wie ein Schlittenpferd mit Schellen behangen (wie an andern Orten), spielte er diese Rolle mit so vieler Laune, Wärme und Theilnehmung, dass sie nicht besser gespielt werden kann . . . Mamsell Dobler als Kordelia gefiel ausserordentlich; ihre Wehmuth, der Ausdruck der Liebe gegen ihren Vater war natürlich, wahr und schön.» Auch die Herren Illenberger als Edgar, Rosenberg als Edmund und andere werden mehr oder weniger gelobt. «Im Ganzen muss man der Gesellschaft alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass das Stück gut gegeben wurde. Vermutlich trugen in den Augen des grossen Haufens die reichen und kostbaren Kleidungen, im strengsten Costüme, und die Dekorationen nicht wenig zur Aufnahme des Stücks bei. Den wenigen Kennern gefiels, wenn auch die Stulpen, hohe Hüte, altdeutsche Schwerter nicht gewesen wären; an ihnen wirds nicht liegen, wenn das Stück nicht bald wieder gegeben wird. Jetzt, einzelne Stimmen aus dem grossen Haufen zu sammeln, so will dem das, dem jenes nicht behagen: ««Es ist zu wenig zum Lachen drin. Der Narr kömmt zu früh weg. Die wahnwitzigen Scenen des Lears, des Edgars sind ihnen zu gedehnt. Der König von Frankreich — und die Landcharte fehlt, die König Lear bei der Teilung seines Königreichs vor sich liegen haben sollte; des Spektakels mit den Soldaten ist zu viel, des Sterbens auf dem Theater zu arg, die blutigen Augen des Glosters zu unnatürlich — kurz, das kann einem rüden Deutschen, einem noch rüdern Engländer gefallen, aber keinem Franzosen!»» Franzosen? — Alles denkt (der grosse Haufen) französisch, und viele Elsässer schämen sich, Deutsche zu sein. Daher ist der Geschmack schwankend und nicht immer der beste. Es ist mir leid, dies von

meiner Vaterstadt zu sagen, aber es ist nicht anders. Die deutsche Litteratur der schönen Wissenschaften ist hier wenig gekannt und noch weniger geliebt; schmerzhaft für die Einige, die damit besser bekannt sind und die deutsche Gelehrten und ihre Werke schätzen. Und nun denken Sie sich unser Publikum — der grosse Haufen lachte bei den rührendsten Scenen — wollen Sie noch eine nähere Erklärung?»

Es ist ein herbes Urteil, das der anonyme Strassburger Kritiker hier über die Mehrzahl seiner Mitbürger fällt; es dürfte aber im Allgemeinen zutreffend sein. Die grosse Menge wünschte dringend ein ständiges deutsches Theater; doch sollte die Auswahl der Stücke möglichst dem französischen Geschmack entsprechen. Auch die deutschen Rührstücke nach englischem Zuschnitt liess man allenfalls noch gelten; dagegen war für die hohen Ziele der selbständig einherschreitenden deutschen Klassiker und für den Shakespeare-Kultus nur bei einer kleinen Gemeinde gebildeter Elsässer, deren Geist und Herz deutsch geblieben waren, Sinn und Verständnis vorhanden.

Dobler ist wahrscheinlich der Erste gewesen, der den Strassburgern Shakespeare's Meisterwerke vorgeführt hat. Ausser König Lear hat er nachweislich noch Hamlet gegeben: beide Stücke natürlich in der Bearbeitung des genialen F. L. Schröder, der seit 1776 unermüdlich und mit bestem Erfolge dahin wirkte, die gewaltigen Tragödien des grossen Briten auf der deutschen Bühne einzubürgern.

Von Lessing enthält Doblers Spielplan, soweit er uns bekannt ist, nur den «Freigeist». Minna von Barnhelm und Emilia Galotti fehlen. Goethe ist nur mit dem «Clavigo» vertreten. Im übrigen stimmt Doblers Repertoire mit dem anderer guter Theater jener Zeit überein. Ich will von den heute kaum dem Namen nach gekannten Stücken nur einige der beliebtesten anführen: Der Graf von Olsbach von Brandes, Der Schneider und sein Sohn von Fuss, Der Deserteur aus Kindesliebe von Stephanie, Der Hausvater (aus dem Französischen) von Diderot, Die Liebe auf dem Lande (Operette) von Weisse und «Nicht mehr als sechs Schüsseln» von Grossmann. An letzterem Drama fanden die Strassburger ganz besonderen Gefallen.

Alles in allem hatte sich Dobler in der elsässischen Hauptstadt so zahlreiche Freunde erworben, dass er bestimmt darauf rechnete, auch im Winter 1781/82 die Spielerlaubnis vom Magistrat zu erlangen.[1] Allein auch er sollte es an sich

[1] Stadtarchiv XXI 1781 f. 163.

erfahren, wie wetterwendisch die Gunst der Menge ist. Schon im Dezember 1780 hatte sich ein gewisser Koberwein erboten, in Strassburg Vorstellungen zu geben, war aber abgewiesen worden.[1] Er liess sich indessen nicht irre machen, sondern erneute sein Gesuch noch zweimal, bis ihm der Magistrat endlich nach der Abreise Doblers das Theater für die Zeit von Ostern bis zur Johannismesse zur Verfügung stellte.[2] Der Beifall, den die neue Truppe erzielte, war derart, dass Advokat Mogg in der Ratssitzung vom 26. Mai erklären konnte, «es sei ohnstreitig, dass noch wenige teutsche Schauspielergesellschaften sich allhier eingefunden, die dem Publico so viele Satisfaction gegeben.»[3] Auf seinen Antrag wurde deshalb dem Koberwein nicht nur gestattet, bis zum Ende der Johannismesse weiter zu spielen, sondern auch gleich für den nächsten Herbst und Winter eine bindende Zusage gegeben. Der Doblerschen Gesellschaft war damit in brüskester Art der Stuhl vor die Thüre gesetzt. Sie hat sich meines Wissens nicht wieder in Strassburg sehen lassen; ihr Lieblingsaufenthalt wurde von nun an Freiburg und Basel.

Simon Friedrich Koberwein, der jetzt bis zur grossen Revolution die deutsche Bühne Strassburgs beherrschte, war als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns am 26. September 1733 in Wien geboren. Ueber seine Schicksale hat er uns durch eine kleine, zu seinem 50jährigen Künstlerjubiläum herausgegebene Selbstbiographie belehrt,[4] die mancherlei interessante Einzelheiten enthält. In den Daten ist sie freilich nicht sehr verlässlich, weil der Verfasser blos aus dem Gedächtnis schrieb. Er debutierte Ostern 1753 bei Jakob Bremer in Linz, kam 1756 zu Felix Kurz in München und zog, nachdem er dessen Truppe übernommen, in Baiern und Oesterreich-Ungarn umher. Im Jahre 1763 wurde er badischer Hofschauspieldirektor in Rastatt, gab diese Stelle aber wegen allerlei Kabalen bald wieder auf und wandte sich nach Baiern zurück, wo er unter dem Intendanten, Grafen von Seeau, einige Zeit am Münchener Theater wirkte. Von 1771—73 hatte er die Ehre, die Kaiserin Maria Theresia in Schönbrunn und Laxenburg mit seiner Truppe zu unterhalten. In dieser Zeit verheiratete er sich, nachdem seine erste Frau gestorben, mit der Schauspielerin Franziska

---

[1] Ebenda 1780 f 500. (Vgl. auch Register daselbst).
[2] Ebenda 1781 f. 82, 163.
[3] Ebenda 1781 f. 229.
[4] Unter dem Titel «Meine Biographie» in Breslau 1803 erschienen. Das Büchlein ist heute ziemlich selten. Ich konnte das Exemplar der Kgl. Bibliothek Berlin benutzen.

Sartori aus Prag. In den Jahren 1775 und 1776 hielt er sich vorzugsweise in Sachsen auf, ging dann wieder weit nach Ungarn hinein und gelangte endlich auf dem Zuge nach dem Westen über Passau, Kempten, Freiburg ins Elsass. Wenn er schreibt, dass er von Ostern 1780 ab in Strassburg gespielt habe, so trügt ihn sein Gedächtnis; die Eröffnung seiner Bühne erfolgte ein volles Jahr später. Ob Koberwein seinem Vorgänger Dobler in künstlerischer Hinsicht überlegen war, wage ich nicht zu entscheiden, da ich in den mir zugänglichen zeitgenössischen Quellen nirgends eine nähere Besprechung seiner Leistungen während der ersten Jahre seiner Strassburger Wirksamkeit angetroffen habe. Im Theaterkalender von 1780[1] ist über die Gesellschaft nur kurz bemerkt, dass sie 1776 in Sachsen mit Beifall gespielt und «gute Subjekts unter sich habe.» Wahrscheinlich hat sie den Strassburgern deshalb hauptsächlich besser gefallen als die Doblersche, weil sie neben dem Schauspiel auch die Operette und das Ballet pflegte, und sogar mitunter Kinderaufführungen veranstaltete.[2] Letzteres konnte Koberwein um so leichter, als er in seiner eigenen Familie damals drei Töchter und einen Sohn von jugendlichem Alter besass.

Eins ist sicher: Koberwein war ein unternehmender und gewiegter Geschäftsmann, der bei den Behörden und bei den französischen Kollegen mehr auszurichten verstand, als alle seine Vorgänger. Er erwarb sogleich das Strassburger Bürgerrecht und beantragte, dass man ihm gestatten sollte, vor der üblichen Abgabe eines Viertels seiner Einnahmen an das französische Theater die regelmässigen Unkosten in Abzug zu bringen. Er begründete das in einer an den königlichen Prätor gerichteten Bittschrift mit dem Hinweis darauf, dass seit dreissig Jahren kein einziger deutscher Prinzipal von Strassburg geschieden sei, ohne Schulden zu hinterlassen, mit Ausnahme Marchands, «welcher glückliche Zeiten hatte», weil «vorher lange Zeit keine Schauspieler in Strassburg waren. Dennoch aber hat er seither nicht zurückkehren wollen».[3]

Als die Bemühungen beim Prätor fruchtlos blieben, trat Koberwein in unmittelbare Unterhandlungen mit Direktor Goyon, der seit 1781 die Stelle des alten Villeneuve einnahm. Das überraschende Ergebnis war, dass die beiden Direktoren sich zu Ostern 1782 zum gemeinsamen Betrieb des französischen und

---

[1] Auf Seite 103.
[2] Vgl. den unten abgedruckten Koberwein'schen Zettel.
[3] Wir wissen, dass diese Behauptungen nicht ganz zutreffend sind. Vgl. oben.

deutschen Theaters vereinigten.[1] Gleichzeitig traten einige reiche Strassburger Kaufleute dem Unternehmen mit ihren Geldmitteln als Teilhaber bei. Die Bedingungen, unter denen diese Aktiengesellschaft zustande kam, kenne ich nicht näher. Genauer bekannt ist mir nur der Vertrag vom 13. April 1782, durch den die Tucherzunft ihr Theater den Herren Goyon und Koberwein auf neun Jahre für 800 livres jährlich vermietete.[2] Von den sonstigen Bestimmungen dieses Vertrags verdient noch diejenige besondere Erwähnung, nach welcher den 15 Schöffen der Zunft ständige Freiplätze im Theater vorbehalten sein sollten.

Wie sich das gemeinsame Unternehmen in der Wirklichkeit gestaltete, darüber fehlt es leider an zuverlässigen Nachrichten. Koberwein selbst sagt in seinen Denkwürdigkeiten nur: «Die Unternehmung war gross. Die Ausgaben der beiden Theater wurden jährlich auf 180 000 livres berechnet. Beide hatten Schauspiele, Opern und Ballets. Da die Einnahme im Sommer nicht hinlänglich war, beide Theater zu erhalten, so reiste ich mit der deutschen Gesellschaft alle Jahre auf drei Monate nach Augsburg und Ulm oder in die Schweiz». Weiter meldet er über einen merkwürdigen Plan, in Paris ein deutsches Theater zu gründen, Folgendes:

«1784 reiste ich mit dem Directeur des französischen Theaters, Herrn Goyon, nach Paris, um neue Mitglieder zum französischen Theater zu engagiren; zugleich kaufte ich fürs deutsche Theater für 8000 livres ächte gestickte Frauen- und Manneskleider. Ich traf viele bekannte Deutsche an, von welchen ich hier vorzüglich den Herrn Hofjuwelier Böhme und den als Schriftsteller bekannten Herrn Professor Friedel[3] nenne. Diese beide grossen Freunde brachten mich auf den Gedanken, in Paris Sommerszeit deutsche Schauspiele zu geben, weil ausser den Gesandtschaften 40000 Deutsche (!?) in Paris wohnten, die seit ihrem Hiersein kein deutsches Schauspiel gesehen hatten. Herr Professor Friedel musste alle Tage nach Versailles, um der Königin eine Stunde vorzulesen, damit sie die deutsche Sprache nicht vergesse. Die königlichen Pagen mussten alle

[1] Litteratur- und Theaterzeitung I 32.

[2] Stadtarchiv, Tucherzunftakten Bd. 22.

[3] Friedels Bemühungen, die Franzosen mit den besten Erzeugnissen der deutschen Dichtung durch Uebersetzung, durch Theateraufführungen etc. bekannt zu machen, werden in Reichards Theaterkalender mehrfach lobend hervorgehoben (z. B. 1785 p. 168, 1786 p. 258). Er genoss in hohem Grade die Gunst der Königin und starb in Paris am 8. December 1785.

deutsch lernen;[1] überhaupt war es in diesem Jahre Mode, deutsch zu lernen. Ich hatte das Glück, in 14 Tagen zweimal mit der Königin (die ich noch als Prinzessin aus Wien kannte) und einmal mit dem König zu sprechen. Viele grosse Deutsche konnten kaum in sechs Monaten Zutritt am Hofe erlangen, aber mich führte Herr Professor Friedel ohne alle Ceremonie auf. Die Königin, die mich mit der grössten Herablassung empfing, freute sich in mir einen Landsmann und Bewohner ihrer Vaterstadt zu sehen. Ich musste ihr viel von ihrer verstorbenen Mutter, der grossen Theresia und ihrem Bruder, Kaiser Joseph, erzählen. Ich entdeckte ihr mein Vorhaben, in Paris deutsche Schauspiele zu geben. Ihre Antwort war: ««mein lieber Landsmann, ich habe keinen Einfluss in die Regierung; der Polizeilieutenant hat die Erlaubnis zu vergeben; aber ich verspreche alle Wochen einmal das deutsche Theater zu besuchen»».

Wirklich bot sich für Koberwein Gelegenheit zum Ankauf einer geeigneten Bühne in Paris; allein die Strassburger Aktionäre, auf deren Hülfe er angewiesen war, da er nicht weniger als 300000 livres benötigte, mochten ihr Geld nicht an ein so gewagtes Unternehmen wenden, und so wurde der ganze Plan zu schanden.

Bald nachher muss aus unbekannten Gründen ein Zwist zwischen Koberwein und Goyon ausgebrochen sein; denn durch notariellen Act vom 8. März 1784 wurde die seit kaum zwei Jahren bestehende Gemeinschaft wieder aufgelöst.[2] Die Aktiengesellschaft, als deren Teilhaber ausser Goyon noch die Kaufleute Johann Franz Kuhn, Peter Mayne und Johann Ludwig Baudot genannt werden, beschränkte sich fortan auf das französische Unternehmen und überliess das deutsche gänzlich dem Direktor Koberwein. Infolgedessen schied Goyon aus dem Mietsverhältnis zu der Tucherzunft aus und alle aus dem Vertrage vom 13. April 1782 fliessenden Rechte und Pflichten gingen auf Koberwein allein über. Gleichzeitig musste sich letzterer verpflichten, den Aktionären des französischen Theaters wieder wie früher eine Abgabe zu zahlen; doch sollte diese nicht mehr ein Viertel sondern blos ein Sechstel der Einnahme betragen, weil die früher in dem Viertel inbegriffene Miete jetzt von der deutschen Direktion noch besonders zu bezahlen war. Ferner wurde vereinbart, dass die deutsche Truppe an den Tagen, an denen französische Vorstellung war, nicht spielen sollte, ausgenommen Freitags und an Sonn- und Feiertagen.

---

[1] Friedel war «professeur en survivance des pages de la grande écurie du roi». Theaterkalender 1786, 258.

[2] Stadtarchiv AA 2162.

Hiernach blieb den Deutschen, da die Franzosen in der Regel Sonntags, Dienstags, Donnerstags und Freitags spielten, der Sonntag, Montag, Mittwoch und Freitag zur Verfügung. Der Sonnabend wurde nach alter Sitte von keiner der beiden Truppen zu Vorstellungen benutzt. Nun fiel es den Franzosen aber nicht im Traume ein, auch ihrerseits die den Deutschen vorbehaltenen Tage frei zu lassen; vielmehr gaben sie, wenn es ihnen gerade passte, z. B. bei erfolgreichen Gastspielen berühmter Künstler, auch Montags und Mittwochs Vorstellungen. Koberwein beschwerte sich hierüber 1786 beim Prätor Gérard, wie es scheint, vergebens.[1] Indessen fand er wenigstens beim hohen Rat die erwünschte Unterstützung gegen die immer wachsenden Anmassungen der französischen Gesellschaft, welche ihre Privilegien mehr und mehr zu erweitern und alle anderweitigen Vergnügungsanstalten entweder zu unterdrücken oder tributpflichtig zu machen suchte. Da der Marschall von Contades als Kommandant diese Bestrebungen unverhohlen förderte, anstatt sie einzudämmen, so liess ihm die Stadt am 4. März 1786 eine ausführliche Denkschrift zugehen,[2] in welcher gegen die Ansprüche der französischen Unternehmer protestiert und um grössere Schonung der Deutschen gebeten wurde. Bezüglich der Koberwein'schen Bühne wird darin der Wunsch geäussert, dass die Abgabe des sechsten Teils der Einnahme dem Direktor wenigstens während der Messen erlassen werden sollte. Sonst könne ein deutsches Theater in Strassburg nicht bestehen. Der Marschall möge doch bedenken, dass «die zahlreiche Klasse von Bürgern, welche die deutsche Sprache als ihre Muttersprache ansehen und das französische Theater weder besuchen können noch wollen, sowie viele Fremde von Auszeichnung und andere laut nach deutschen Vorstellungen verlangen, und dass sich der Rat unmöglich entschliessen könne mitzuwirken an der Vernichtung einer Anstalt, an welcher das Publikum so viel Interesse und Vergnügen bezeige.[3] Der Magistrat wolle versuchen, so gut als möglich die Befriedigung der Bürger mit dem Gedeihen der französischen Truppe in Einklang zu bringen; er müsse aber bemerken, dass die Fortschritte im Luxus und Wohlleben ebenso wie die Vermehrung der Bevölkerung und des Fremdenverkehrs heute sehr wohl zwei Theater gestatten, welche einen guten Teil des Jahres neben einander bestehen, ja sogar gedeihen können, vorausgesetzt, dass sie sich nicht gar zu glänzenden Spekulationen hingeben

---

[1] Ebenda.
[2] Ebenda.
[3] Auf diese Stelle hat schon Hermann Ludwig, Strassburg vor hundert Jahren, S. 318, hingewiesen.

und die Ausgaben nicht in der gewagten Hoffnung auf entsprechende Einnahmen zu sehr übertreiben.»

Herr von Contades erwiderte hierauf am 13. Mai in soldatisch knapper, seine Auffassung kurz und bündig darlegender Weise[1]: «Da in einer nicht besonders reichen Stadt ein erträgliches Theater sich nur unter Protection halten kann, zumal wenn die Bürgerschaft das deutsche Schauspiel vorzieht, so ist es von den Kommandanten klug gewesen, zu verlangen, dass die deutsche Truppe und alle gegen Eintrittsgeld veranstalteten Schaustellungen einer Abgabe an das privilegierte Theater unterworfen würden. Indem diese Massregel die französische Bühne in gewisser Weise entschädigt, verhindert sie gleichzeitig, dass die kleinen, dadurch beeinträchtigten Theater dem nationalen Schauspiel zu oft den Gewinn entziehen, der ihm zu seinem Bestehen nötig ist, und dass die Vorliebe der Strassburger Bürgerschaft für deutsche Unterhaltung durch zu häufige Gelegenheiten eine dauernde wird. Obwohl die Messfreiheit für die Waaren gilt und nicht für die Schaustellungen, so will ich doch bewilligen, dass während der beiden Messen zu Johanni und Weihnachten die von dem Magistrat zugelassenen Schauspiele keine Gebühr an das französische Theater bezahlen. Wenn solche Schauspiele zu andern Zeiten Erlaubnis erhalten, so zahlen sie ein Viertel, desgleichen wenn sie die Vorstellungen über den Schluss der Messe hinaus fortsetzen. Das deutsche Theater soll diesen Vorzug nur während der Dauer des gegenwärtigen Koberwein'schen Privilegs geniessen, nach dessen Ablauf es das ganze Jahr hindurch zu zahlen hat. — Mit Rücksicht darauf, dass die Saalmiete des deutschen Theaters in dem Viertel, welches die Truppe zahlte, inbegriffen war, will ich die Gebühr für die Zukunft auf ein Sechstel festsetzen, aber unter der Bedingung, dass die Gesellschaft keine aus dem Französischen übersetzte Musikstücke geben darf, ausgenommen solche, welche schon vor der gegenwärtigen Verordnung öffentlich aufgeführt worden sind; deren Benutzung will ich ihr lassen in Anbetracht der dafür aufgewendeten Ausgaben. Die Musik ist allgemein verständlich.[2] Sie ist es, welche die nicht französisch sprechenden Bürger in das Nationaltheater zieht. Es ist offenbar, dass, wenn es den Deutschen erlaubt wäre, diese Gattung von Stücken zu übersetzen, die französische Bühne bald verödet sein würde.»[3]

---

[1] Stadtarchiv AA 2162.

[2] Im französischen Original steht: «La musique est de toutes les langues».

[3] Thatsächlich hat Koberwein schon vor dieser Verordnung, wahrscheinlich seit dem Vertrage von 1784, keine Opern mehr gegeben, sondern höchstens hie und da ein deutsches Melodrama. Vgl. fg. Anm.

Offener und deutlicher, als es hier geschehen ist, kann die Vorliebe der Strassburger Bürgerschaft jener Zeit für die deutsche Bühne kaum anerkannt werden.

Bemerkenswert ist, dass Koberwein, als er auf Grund des obigen Erlasses der französischen Gesellschaft den sechsten Teil seiner Einnahmen aus der Weihnachtsmesse verweigerte, durch Urteil des Rats vom 23. Mai 1787 zur Zahlung genötigt wurde. Vermutlich konnte die blosse Verfügung des Kommandanten gegen den klaren Wortlaut des Vertrages vom 8. März 1784, wonach Koberwein unbedingt während des ganzen Jahres abgabepflichtig war, nicht aufkommen, und zwar um so weniger, als der Kommandant in seinem Erlass, wie es scheint, von der irrigen Voraussetzung ausging, Koberwein besitze bereits ein vertragsmässiges Recht auf Messfreiheit, und es handle sich nur um Anerkennung desselben.

Trotz aller noch vorhandener Lasten und Beschränkungen stand sich Koberwein in Strassburg doch ein gut Teil besser als seine Vorgänger. Vor allem sicherte ihm sein Mietsvertrag bis zum Jahre 1791 die alleinige Verfügung über das Tucherstubtheater, und überdies hatte er die ausdrückliche Zusage des Magistrats, dass innerhalb der gleichen Zeit keine andere deutsche Truppe Spielerlaubnis erhalten würde.

In der Regel begann er seine Vorstellungen im September oder Oktober und schloss sie gegen Ostern. In den Sommermonaten durchzog er dann meistens die Schweiz, wo er besonders in Bern reichen Beifall erntete. Ueber sein Repertoire wissen wir nur für die Jahre 1785 und 1786 Näheres. Damals brachten nämlich die «Strassburger Frag- und Anzeigungs-Nachrichten» allwöchentlich den Spielplan beider Strassburger Bühnen. Weshalb dieser löbliche Brauch später wieder abkam, ist nicht ersichtlich. Im Allgemeinen ergiebt sich aus den Zeitungsanzeigen, dass Koberwein — wahrscheinlich infolge eines Abkommens mit Goyon — sich damals auf Schauspiel und Ballet beschränkte. Nur ganz vereinzelt gab er auch Melodramen.[1] Eine französische Vorstellung bestand fast immer aus einem Drama und einer Oper, eine deutsche aus Schauspiel und Ballet. Letztere Gewohnheit ging so weit, dass man sich nicht scheute, selbst auf Werke wie Emilia Galotti noch allerlei Tanzkunststücke folgen zu lassen. Von unsern Klassikern ist Lessing im Spielplan der beiden Jahre mit einer einmaligen Aufführung der «Sara Sampson» und einer dreimaligen der

---

[1] In den Jahren 1785 und 1786 waren «Medea» und «Ariadne auf Naxos», beide mit Musik von Benda, die einzigen Stücke dieser Art.

«Emilia» vertreten. Goethe sucht man vergebens. Dagegen hat Koberwein das Verdienst, dem Strassburger Publikum Schillers Jugendwerke, «Die Räuber» und «Kabale und Liebe», zuerst vorgeführt zu haben, und zwar das erste mit gutem Erfolg; denn es erlebte in den zwei Jahren vier Aufführungen, was für die damaligen Verhältnisse ziemlich viel ist. «Kabale und Liebe» hingegen scheint nicht gefallen zu haben; wenigstens lässt sich nur eine einzige Aufführung, am 25. November 1785, nachweisen. Das Stück hatte übrigens schon gleich nach seinem Erscheinen 1784 in den «Strassburger Gelehrten- und Kunstnachrichten»[1] eine sehr abfällige Beurteilung erfahren. Der Kritiker[2] war zwar gnädig genug, im allgemeinen «Herrn Schiller nicht abzusprechen, dass er einige Anlage zu einem tragischen Dichter hat», liess aber an dem Drama selbst kein gutes Haar.

Grosse Aufmerksamkeit widmete Koberwein den zum Teil noch heute gern gesehenen Dramen des Schauspielers und Dichters Iffland. «Albert von Thurneisen», «Verbrechen aus Ehrsucht» und «Die Jäger» wurden bald nach ihrer Drucklegung aufgeführt. Von Shakespeare's Tragödien wurde die beliebteste, «Hamlet», dreimal, «Macbeth» zweimal gegeben. Im Ganzen aber überwog in Koberweins Spielplan, wie es dem Geschmack der grossen Menge entsprach, die heitere Muse. In den 207 Vorstellungen der Jahre 1785—86 wurden nur 29 verschiedene Schau- und Trauerspiele aufgeführt, dagegen 53 verschiedene Lustspiele, unter denen «Figaros Hochzeit» von Beaumarchais und «Fanfan und Colas» von Beaunoir mit achtmaliger Darstellung obenan stehen. Von deutschen Lustspieldichtern waren die beliebtesten F. L. Schröder,[3] Jünger und Brandes.

Von den Ballets will ich nur «die Promenade auf dem Contades» erwähnen, als Beleg dafür, wie Koberwein bemüht war, dieser Art der Unterhaltung «mitunter durch örtliche Beziehungen besonderen Reiz zu verleihen».[4]

Ueber den künstlerischen Wert der Koberwein'schen Gesellschaft und ihrer Leistungen sind wir, wie schon angedeutet,

---

[1] Auf Seite 518. Vgl. auch H. Ludwig a. a. O. 307.

[2] Vermutlich der Herausgeber des Blattes, Blessig selbst.

[3] Sein «Vetter aus Lissabon» wurde 6 mal, «Victorine» 5 mal, «Der Fähndrich» 4 mal, «Das Testament» 3 mal gegeben. Die beiden letzteren Stücke waren erst 1785 erschienen.

[4] H. Ludwig a. a. O. 157. Für die Leser, welche Strassburg nicht näher kennen, sei hier bemerkt, dass die nach dem Marschall de Contades benannte, noch heute vorhandene Parkanlage damals das Lieblingsziel der Strassburger Spaziergänger war.

sehr mangelhaft unterrichtet. Die einzige, ziemlich summarische Kritik, welche ich bis jetzt kenne, steht in Ehrmann's «Briefen eines reisenden Deutschen»[1] und besagt Folgendes:

«Die wandernde Koberweinische Schauspielergesellschaft spielt gewöhnlich den Winter über auf dem hiesigen deutschen Theater. Der Direkteur Koberwein würde weit mehr bei dieser Unternehmung gewinnen, wenn er das Publikum und seine Schauspieler besser behandelte. Da er aber grob und stolz gegen beide ist, weil er sich schon ein artiges Sümmchen erworben hat (wie man sagt), so ist ihm das Publikum nicht gewogen, und seine Gesellschaft besteht aus keinen Akteurs, welche der Bühne Ehre machen könnten; letzteres soll auch daher rühren, weil er nur geringe Besoldungen giebt, weil Kabalen unter seiner Truppe herrschen, und weil diese sich gar nicht durch Sittlichkeit empfiehlt. Mad. Koberwein ist eine ziemlich gute Schauspielerin; desto schlechter spielt ihr lieber Gatte; Neukäufler zeigt sich auch noch ganz artig in alten und die verbuhlte Mad. Engst in Kokettenrollen. Die übrigen Schauspieler verdienen alle keiner Erwähnung, auch der Tänzer Horscheld nicht, der mit aller Gewalt Schauspieler sein will und, weil er der Adonis der Mad. Koberwein ist, welche die ersten Liebhaberinnen spielt, ganz sicher glaubt, ein Stück könne nicht gut gegeben werden, wenn er nicht den ersten Helden dabei mache. Aber . . . heus et ohe! Kein Wort mehr von dieser allerliebsten Truppe, es wäre Schade für das Papier!»

Ich möchte dieses Urteil für übertrieben streng, ja sogar für gehässig halten. Denn die von Ehrmann fast widerwillig anerkannte Frau Engst war nach den Aeusserungen eines der massgebendsten Kunstrichter, des oft genannten F. L. Schröder, der sie später in Berlin gesehen hat, eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen ihrer Zeit.[2] Deshalb darf man es wohl auch mit Ehrmanns Beurteilung der andern Mitglieder nicht zu genau nehmen. Uebrigens ist zu beachten, dass die Gesellschaft gegen Ende des neunten Jahrzehnts wesentlich anders zusammengesetzt war als zu Anfang desselben, so dass Ehrmanns Kritik für die frühere Zeit keinenfalls in Betracht kommt. Weder die

---

[1] Seite 322. Das Buch erschien 1789. Der Verfasser, Theophil Friedrich Ehrmann, war 1762 in Strassburg geboren, studierte die Rechte und lebte seit 1788 in Stuttgart, später in Weimar als geographischer Schriftsteller. Allg. d. Biogr. V 721.

[2] Reden-Esbeck, Theaterlexikon I 153. Schröder schreibt, sie sei «die beste dieses (Berliner) Theaters, wohl die beste, die ich auf meiner ganzen Reise gesehen. Mienenspiel, Bewegungen, Ausdruck, alles sehr brav. Auch in Gesellschaft zeichnet sie sich durch feine Lebensart aus.»

Engst noch Neukäufler noch Horschfeld waren 1781, als Koberwein nach Strassburg kam, bei der Gesellschaft.[1]

Ueber die Eintrittspreise des deutschen Theaters unter Koberweins Direktion giebt der im Anhang abgedruckte Zettel hinreichende Auskunft. Zur Ergänzung sei aus den «Frag- und Anzeigungs-Nachrichten»[2] noch mitgeteilt, dass auch Abonnements ausgegeben wurden, und zwar für Herren monatlich zu 12, für Damen zu 6 livres. Diese Bevorzugung der Damen ist jedenfalls sehr merkwürdig. Weiter heisst es in der erwähnten Anzeige: «Eine geschlossene Loge auf 4 Personen kostet monatlich 2 Louisd'or, eine Balkonloge zu 6 Personen 3 Louisd'or.»

Wie gern sich Koberwein in späterer Zeit der Strassburger Jahre erinnerte, und wie schwer ihm der Abschied wurde, zeigen folgende Sätze seiner Selbstbiographie: «So verlebte ich mit abwechselnden Reisen im Sommer 9 vergnügte Jahre in Strassburg und konnte meinen 3 Kindern eine gute Erziehung geben. Die kleinen Verdriesslichkeiten mit manchen meiner Gesellschaft machten auf mich geringen Eindruck; ich fasste immer einen raschen Entschluss und schaffte mir die Verdrussmacher vom Halse. Ich dachte nicht, dass ich Strassburg jemals verlassen würde, als 1789 die unglückliche Revolution mich dazu zwang. Ich war noch so glücklich, Vorkehrungen treffen zu können und 14 Tage vor dem gänzlichen Ausbruch mich mit der Gesellschaft wegzumachen. Bei längerem Aufenthalt wäre ich als ein Deutscher und besonders als Wiener laternisirt worden, wie es vielen andern Unschuldigen geschehen ist.»

So wurde also gleich so vielen andern Einrichtungen der guten alten Zeit auch die deutsche Bühne in Strassburg ein Opfer der Revolution. Freilich versuchten später, als sich die Gemüter beruhigt und die politischen Verhältnisse geklärt hatten, hie und da von neuem deutsche Wandertruppen in Strassburg ihr Glück; aber keiner gelang es dort mehr, so festen Fuss zu fassen, wie der Gesellschaft Koberweins. Dieser ging von Strassburg zunächst in die Schweiz, zog dann im Rheinland ruhelos von Ort zu Ort und endigte seine Laufbahn in hohem Lebensalter zu Breslau. Von seinen drei Kindern aus zweiter Ehe wurde Joseph ein geschätztes Mitglied der Wiener Hofbühne, Franziska als Frau Karly eine sehr beliebte Sängerin und Schauspielerin am Bremer Theater und Katharina als Frau Horscheld eine gefeierte Tänzerin in Wien.[3]

---

[1] Ueber die damalige Zusammensetzung der Truppe vgl. Reichards Theaterkalender 1782 S. 230.

[2] 1785 Sept. 10.

[3] Vgl. Reden-Esbeck, Theaterlexikon.

Die im Anhang abgedruckten Theaterzettel sind bis jetzt die einzigen, welche ich für die Zeit vor 1789 habe ausfindig machen können. Während sich in andern Städten ganze Serien von Zetteln erhalten haben, muss man sich in Strassburg leider ohne diese für die ältere Theatergeschichte so wichtige Quelle behelfen. Unsere öffentlichen Sammlungen wenigstens lassen uns in dieser Hinsicht vollkommen im Stich.[1] Sollten sich, was ja leicht möglich wäre, in Privatbesitz noch alte Strassburger Theaterzettel befinden, so wäre ich für deren Nachweisung und leihweise Ueberlassung zu weiteren Studien sehr verbunden. Auf die Spur der 5 Zettel, welche nachstehend abgedruckt sind, kam ich durch ein Strassburger Briefkonzept vom Jahre 1782, in welchem der Magistrat dem Rat zu Besançon auf Wunsch über die Strassburger Bühnenverhältnisse und besonders über die rechtliche Stellung des französischen Theaters Auskunft erteilt.[2] Am Schluss dieses Schreibens heisst es, dass auch einige Exemplare von Theaterzetteln beigefügt seien. Daraufhin fragte ich im Stadtarchiv von Besançon nach und erhielt alsbald vom Vorstand desselben in liebenswürdigster Weise jene Zettel zur Einsicht. Sie enthalten zwei Anzeigen der französischen Truppe, eine von Felix Berner, eine von Koberwein und eine von dem Marionettentheater des Johann Wilhelm Krah. Was letzteres angeht, so ist bekannt, dass die Puppenspiele, in denen Hanswurst und Columbine nach alter Art das Volk ergötzten, in Strassburg von jeher gern gesehen und häufig vertreten waren.[3] Matthisson hat ihnen gelegentlich hohes Lob gespendet und namentlich betont, wie der Elsässer Dialekt darin «eine ganz vorzügliche Wirkung» thue.[8]

---

[1] Etwas besser liegt die Sache in Kolmar. Die dortige Stadtbibliothek besitzt, wie mir Herr Stadtarchivar Dr. Waldner freundlichst mitteilte, zehn Kolmarer Zettel, von denen zwei in der literarischen Beilage zur Gemeindezeitung vom 21. Oktober 1882 veröffentlicht sind.

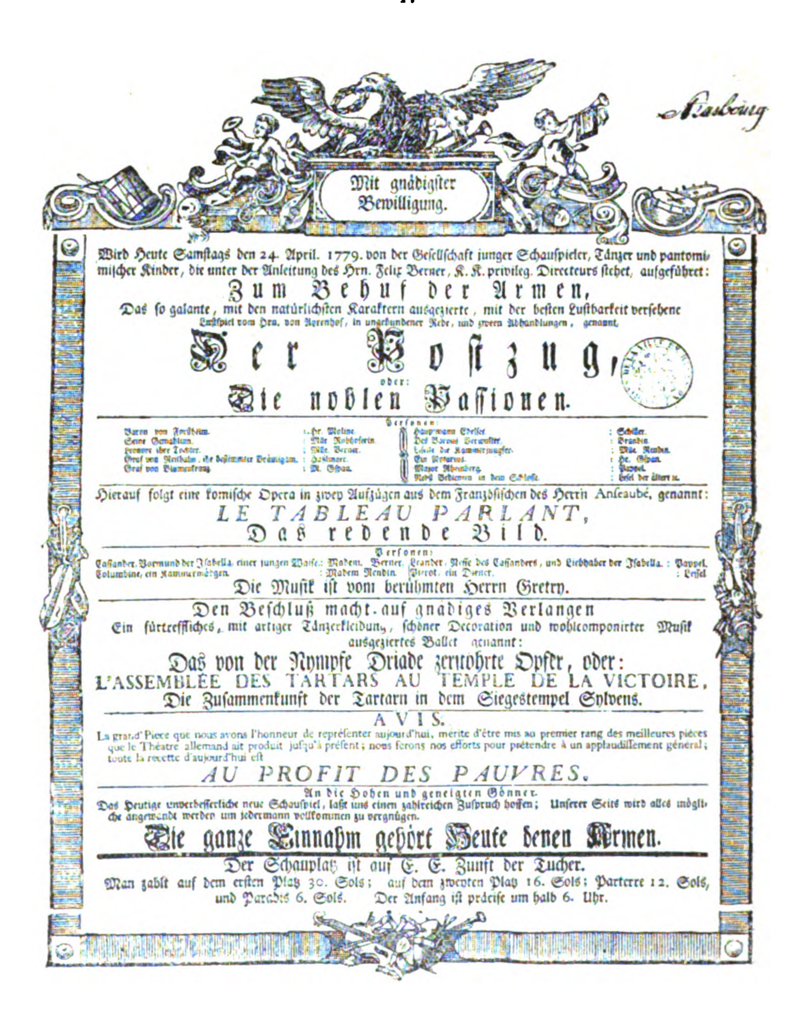
[2] Stadtarchiv AA 2162.

[3] Der gewöhnliche Schauplatz für das Strassburger «Bibbelspiel» war die Zunftstube der Maurer in der Judengasse 9.

[4] Erinnerungen (Zürich 1810) II 221. Schon H. Ludwig a. a. O. 320 und Froitzheim, Goethe und Wagner 57 haben auf diese Stelle hingewiesen.

Strassburger Theaterzettel.

I.



Mit gnädigster Bewilligung.

Wird Heute Samstags den 24. April. 1779. von der Gesellschaft junger Schauspieler, Tänzer und pantomimischer Kinder, die unter der Anleitung des Hrn. Felix Berner, K. K. privileg. Directeurs stehet, aufgeführet:

Zum Behuf der Armen,

Das so galante, mit den natürlichsten Karaktern ausgezierte, mit der besten Lustbarkeit versehene Lustspiel vom Hrn. von Ayrenhof, in ungebundener Rede, und zween Abhandlungen, genannt,

Der Vorzug,
oder:
Die noblen Passionen.

Personen:

Baron von Forstheim. : Hr. Moline.
Seine Gemahlinn. : Mlle Rohrhoferin.
Leonore ihre Tochter. : Mlle. Berner.
Graf von Reitbahn, ihr bestimmter Bräutigam. : Haslinger.
Graf von Blumenkranz. : M. Gspan.
Hauptmann Edelset. : Schiller.
Des Barons Verwalter. : Brandin.
Luise die Kammerjungfer. : Mlle. Rendin.
Ein Notarius. : Hr. Gspan.
Major Ahrenberg. : Pappel.
Nebst Bedienten in dem Schlosse. : Lessel der ältere &c.

Hierauf folgt eine komische Opera in zwey Aufzügen aus dem Französischen des Herrn Anseaubé, genannt:

LE TABLEAU PARLANT,
Das redende Bild.

Personen:

Cassander, Vormund der Isabella, einer jungen Waise.: Madem. Berner. Leander, Neffe des Cassanders, und Liebhaber der Isabella. : Pappel.
Columbine, ein Kammermägden. : Madem Rendin. Pierot, ein Diener. : Lessel

Die Musik ist vom berühmten Herrn Gretry.

Den Beschluß macht auf gnädiges Verlangen
Ein fürtreffliches, mit artiger Tänzerkleidung, schöner Decoration und wohlcomponirter Musik ausgeziertes Ballet genannt:

Das von der Nympfe Driade zerstohrte Opfer, oder:
L'ASSEMBLÉE DES TARTARS AU TEMPLE DE LA VICTOIRE,
Die Zusammenkunft der Tartarn in dem Siegestempel Sylvens.

AVIS.

La grand'Piece que nous avons l'honneur de repréſenter aujourd'hui, mérite d'être mis au premier rang des meilleures pièces que le Théatre allemand ait produit jusqu'à préſent; nous ferons nos efforts pour prétendre à un applaudiſſement général; toute la recette d'aujourd'hui eſt

AU PROFIT DES PAUVRES.

An die Hohen und geneigten Gönner.

Das Heutige unverbesserliche neue Schauspiel, laßt uns einen zahlreichen Zuspruch hoffen; Unserer Seits wird alles mögliche angewandt werden um jedermann vollkommen zu vergnügen.

Die ganze Einnahm gehört Heute denen Armen.

Der Schauplatz ist auf E. E. Zunft der Tucher.

Man zahlt auf dem ersten Platz 30. Sols; auf dem zweyten Platz 16. Sols; Parterre 12. Sols, und Paradis 6. Sols. Der Anfang ist präcise um halb 6. Uhr.

II.

Mit gnädigster Erlaubniß
wird heute Sonntags, den 24. Hornung 1782
von der Koberweinischen deutschen Schauspielergesellschaft
aufgeführet:

Das Fischer-Mädchen.

Eine komische Opera in 2 Aufzügen aus dem ital. übersetzt.
Die Musik ist von dem berühmten Herrn Piccini.

Vorhero wird gegeben:

Der Militair-Chargen-Verkauf.

Ein ganz neues hier nie gesehenes Original-Lustspiel
in 1 Aufzuge.

Personen:

Der König***	Hr. Koberwein.	Oberlieutenant Winterfeld	Hr. Wawrosch.
Oberst von Branten	Hr. Huber.	Unterlieutenant Wille	Hr. Hegenbart.
Hauptmann Blenheim	Hr. Starcke.	Ein Adjutant	Hr. Petribi.

In dem ersten Aufzug der Operette, kommt Licon, ein Fischer mit seiner Tochter auf einem kleinen Kahn unter dem heftigsten Sturme Blitz und Donner auf dem stürmischen Wasser an, und werden von einigen Fischersleuten noch zur rechten Zeit gerettet. Der Sturm führt sie eben an diejenige Insel, welche dem vermeinten Fischermädchen nach dem Recht der Geburt zugehöret, weilen sie die Tochter des verstorbenen Landesherren ist und im verborgenen auferzogen worden. Unter dem schönsten accompagnement der Musik, werden diese Auftritte gewiß Beifall erhalten.

N. B. Das Melodrama **Ariadne auf Naxos** wird nunmehro von den Koberweinischen Kindern gelernt und wird nächster Tagen von denselben vorgestellt werden, und gewiß wird es Bewunderung verdienen, dieses so schwere Werk von so jungen Kindern nach aller Kunst bearbeitet zu sehen.

N. B. Von der Direktion werden die Schauspiels-Liebhaber gebeten künftig die Billets in dem Büreau zu nehmen, indem wegen besserer Ordnung beim Eintritt in die Plätze kein Geld mehr angenommen wird, auch diejenigen, welche auf einen anderen Platz darauf zahlen wollen, werden im Bureau ihre Billets auswechseln können.

Es wird gebeten auf den Namen der Direktion nichts zu borgen, man haftet für nichts.

Es wird niemand erlaubt während der Vorstellung auf das Theater zu gehen.

Der Schauplatz ist auf E. E. Zunft der Tucher.
Man zahlt auf dem ersten Platz 30 sols, auf dem zweyten Platz 16 sols, auf dem Parterre 12 sols und Paradis 6 sols.—
Der Anfang ist praecise um 5 Uhr.

III.


SANS ABONNEMENT SUSPENDU.

LES COMÉDIENS FRANCAIS,
Donneront aujourd'hui Jeudi 21 Février 1782
L'ORPHELIN DE LA CHINE,
Tragédie DE VOLTAIRE,
Suivie de
LA CHERCHEUSE D'ESPRIT,
Opéra comique en un Acte de M. FAVART.

On prendra au Théâtre . . . . . 3 Liv.
Aux Secondes Loges . . . . . 1 10. Sols.
Au Parterre & troisièmes Loges . . . . . 15.
Au Paradis . . . . . 6.

On commencera à 5 heures précises. La Sale est au Marché aux Chevaux.

IV.

ABONNEMENT SUSPENDU.

LES COMÉDIENS FRANÇAIS

donneront aujourd'hui jeudi 14 Février 1782
une première représentation

DE FELIX
ou L'ENFANT TROUVÉ

Opéra bouffon en trois actes, orné d'une décoration nouvelle
Les Paroles de M. SEDAINE. La Musique de M. MONSIGNI: Précédé

DES MOEURS DU TEMPS,

Comédie en un Acte et en prose de M. SAURIN.

On prendra au théâtre . . . . 3 livres.
Aux secondes loges . . . . 1 » 10 sols
Au parterre & troisièmes loges . . . . 15 »
Au paradis . . . . 6 »

On commencera à 5 heures précises. **La sale est au Marché aux chevaux.**

V.

Mit gnädigster Erlaubniss

Es werden heute Dienstags den 4. December 1781
die hier anwesenden hiesigen Comödianten
abermalen ihr Theater eröffnen
und auf demselben mit ihren Marionetten aufführen

Eine sehenswürdige Burlesque

betitult:

Die deutsche Operetta

oder das

Reich der Todten

im Reich der Lebendigen

sonst genannt

Das verliebte

Narren-Kabinet.

Wobey Hannswurst und Columbina, wie auch die übrigen in lustiger Verkleidung dieses Stück angenehm machen werden.

Hierauf folgt:

Ein Tanz und ein lustiges

Nach-Spiel.

Der Schauplatz ist auf der Maurer Stub.

Die Person zahlt auf dem ersten Platz 12 sols, auf dem zweyten 6 sols und auf dem dritten 3 sols.

Der Anfang ist um 5 Uhr.

Wozu höflichst invitiret Joh. Wilhelm Krah.

XIV.

Die Aufführung von Goethes «Fischerin» in Sesenheim.

Besprochen von

E. Martin.

In diesem Jahrbuch (VI. Jahrgang, 1890 S. 97) war die Rede von dem Goethehügel bei Sesenheim und von den Festen, welche seit 1873 fast jedes Jahr von den Strassburger Germanisten und ihren Gästen veranstaltet worden sind.

Im vergangenen Jahre wurde eine grössere Unternehmung mit der Sesenheimer Fahrt verbunden und dank der begeisterten Hingabe aller Mitwirkenden, aber auch wesentlich unterstützt durch ein unerwartet günstiges Wetter glücklich ausgeführt. Goethes Singspiel «die Fischerin» wurde auf dem Naturtheater an der Moderbrücke zwischen Sesenheim und Dalhunden dargestellt.

Goethe dichtete sein Singspiel 1782. Für die Musikbegleitung sorgte Corona Schröter, die das Liebhabertheater des weimarischen Hofes in der Geniezeit als Künstlerin zierte und die Fischerin selbst darstellte, wie sie Goethes Iphigenie zuerst verkörpert hat. Der Vorgang des Singspiels ist so einfach und so unschuldig wie nur denkbar. Das Fischermädchen ist ärger-

lich darüber, dass Vater und Bräutigam sie Abends immer so lange warten lassen und spielt ihnen den Possen, dass sie sich im Walde versteckt, nachdem sie alles so eingerichtet hat, dass man glauben muss, sie sei beim Wasserschöpfen ertrunken. Als man sie vermisst, werden die Nachbarn aufgeboten und suchen beim Schein der Fackeln und Leuchtfeuer die Ufer ab. Da tritt sie hervor; die Hochzeit wird auf den andern Tag festgesetzt und so erhält das bewegte Stück einen heitern Abschluss. Die Composition schmiegt sich dem Wechsel der Gefühle gefällig an: die Musik nach den Vorbildern von Hiller und Haydn erfreut auch noch jetzt. Eine Reihe von Liedern im Volkston sind eingelegt, meist nach Herders Sammlung, teils lustig wie die wendische Vogelhochzeit, teils wehmütig wie das dänische Lied vom Wassermann und das littauische von der Braut, die von ihrem Kränzchen Abschied nimmt. Das Ganze wird durch Goethes Erlkönig eröffnet.

Aufgeführt wurde das Stück seit 1782 nur noch 1894 für den Goethetag in Weimar. Alle Berichte darüber erkennen einstimmig die Wirkung des Stückes an, wie es an der Ilm gespielt wurde.

Auch an der Moder — oder vielmehr auf dem alten Rheinarm, der jetzt von der Moder durchflossen wird, war der Schauplatz überaus günstig. Auf der über hundert Meter langen Brücke bei Dalhunden hat man zu beiden Seiten einen weiten Blick auf ein ausgebreitetes Flussbett. Abwärts sieht man durch den im Hintergrund sich schliessenden Wald gerade auf das alte Schloss von Baden-Baden. Aufwärts hat man ein bei Hochwasser breit ergossenes Gewässer vor sich, dazwischen schilfbedeckte Inseln, bis endlich, etwa eine halbe Stunde weit weg, der Wald das Thal abschliesst, in welches die Moder, silberglänzend, von links hereinfliesst. Der Wald besteht aus hohen Föhren, davor am Ufer Laubholz. Hier ertönt im Frühling Nachtigallenschlag und Kukuksruf; neben der Wildente erscheint wohl auch der Eisvogel. Zierliche Rehe zeigen sich im Gebüsch. Und hier hat Goethe nach seiner Erzählung selbst gefischt, begleitet von der lieblichen Friderike, die ihm dann half die Beute in den nahen Fischerhütten zuzubereiten. Die Fischer von Dalhunden haben auch bei dem diesjährigen Fest freundlich mitgewirkt.

Von den Solopartien waren diesmal die der Fischerin und ihres Vaters durch Tochter und Sohn des Strassburger Theaterdirektors Dr. Krükl vortrefflich besetzt. Als Bräutigam Niclas trat ihnen ein junger Theologe Hr. Westphal, mit herrlicher Tenorstimme würdig zur Seite. Der Chor bestand aus Studenten, denen sich mehrere Professoren zugesellt hatten. Das Orchester

war, mit Ausnahme der Bläser, ebenfalls von Dilettanten besetzt. Die musikalische Direktion führte Studiosus E. Buchner, dessen Feuereifer schon die Mitwirkenden zusammen geführt hatte. Die scenische Leitung hatte Herr Schauspieler Peschel übernommen, der auch die erste Anregung für das Unternehmen gegeben hatte.

Als nun Sonntag der 26. Juni 1898 regnerisch begann, erschien es als ein gewaltiges Wagnis trotzdem die Gesellschaft nach Sesenheim zu führen. Der Fürst Statthalter hatte seine Zusage leider zurücknehmen müssen; zugegen waren der Staatssekretär Herr von Puttkamer und seine als Dichterin bekannte Gemahlin, sowie der Unterstaatssekretär Herr von Schraut. Im Ganzen nahmen gegen dreihundert Personen an dem Ausfluge Teil. Nach Mittag hörte der Regen auf und es folgte ein herrlicher Abend.

Eine kurze Feier auf dem Goethehügel mit Gesang — wobei das Quartett der Solisten durch Frl. Bressler ergänzt wurde — mit Dichtung und Rede leitete das Fest ein. Dann setzten sich die Teilnehmer zum Banket im Grasgarten der «Krone» in Sesenheim nieder. Auch hier wurden musikalische Genüsse dargeboten, so das Goethe'sche Bundeslied in einer neuen Composition von Hrn. Eckert.

Gegen Abend zog man hinaus zur Moderbrücke, welche als Zuschauerraum diente, während die ländliche Bevölkerung sich auf dem Ufer zur Rechten aufstellte. Mit wunderbarem Vollklang gab die weite, ruhig dahinflutende Wasserfläche den Ton des im Gebüsch versteckten Orchesters wieder. Ebenso war die Silberstimme der Sängerin, das Duett der heranrudernden Fischer weithin hörbar: jeder Laut kam zur Geltung, um so mehr als der Wald im Hintergrund als Verstärkung wirkte. Noch liess die Dämmerung und das Heerdfeuer die Gestalten deutlich erkennen. Die sinkende Nacht wurde dann durch die Fackeln der Fischer in den Kähnen, und die des Chors im Wald erhellt. Und nun stieg auch Mond und Abendstern über dem Wald empor und ihr stiller Abglanz im Flusse gesellte sich zu den lebhaften und wechselnden Wiederspiegelungen der Fackeln und der weithin sichtbaren Leuchtfeuer.

Wahrhaft begeistert zogen die Festgenossen nach Sesenheim zurück, mit Fackelbegleitung und Liederklang. Im Walde gaben ihnen noch die zahlreich schwärmenden Johanniswürmchen ein stilles Geleite.

Ein schönes Bild der Feier wird der Maler Herr Loux aus Sesenheim veröffentlichen. Das benutzte Exemplar der Composition, für deren Abschrift die Grossherzogliche Verwaltung des Theaters in Weimar mit ausgezeichneter Liberalität

das Original zugänglich gemacht hatte, ist der Universitäts- und Landesbibliothek in Strassburg übergeben worden.

Auch das Goethemuseum im Sesenheimer Rathaus erfuhr eine dankenswerte Bereicherung durch die Copie einer Rotstiftzeichnung von Goethe, das Sesenheimer Pfarrhaus 1770 darstellend, welche der Direktor des Grossh. Museums in Weimar, Herr Geh. Hofrat Ruland, gütigst übersandt hatte.

XV.

Chronik für 1897.

2. Jan. stirbt zu Strassburg Wilhelm Deecke, Gymnasialdirektor in Mülhausen i. E. (geb. 1831 zu Lübeck).

1. Febr. Goldene Hochzeit des früheren Statthalters Reichskanzlers Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst.

24. Febr. stirbt zu Paris der Maler Frédéric Lix (geb. zu Strassburg 1830).

22. März: Centennarfeier für Kaiser Wilhelm I.

1. Mai: fünfundzwanzigjähriges Jubiläum der Universität Strassburg.

9. Mai: Einweihung der evangelischen Garnisonskirche in Strassburg.

9.-16. Mai ist die kaiserliche Familie in Kurzel anwesend, am 15. Kaiser und Kaiserin in Strassburg.

27. Juni: fünfundzwanzigjährige Jubiläumsfeier des Vogesenclubs in Zabern.

24.-26. Aug. Deutscher Apothekertag in Strassburg.

10. Sept. VII. Verbandstag der Vereine deutscher und österreichischer Eisenbahnbeamten in Strassburg.

31. Sept. Enthüllung des Schwendibrunnens in Colmar.

18. Okt. wird in Strassburg die Tragödie von Fritz Lienhard «Gottfried von Strassburg» zuerst aufgeführt.

21. Nov. Gedenkfeier der um die Reformation verdienten Musculus (geb. 12. Sept. 1498 in Dieuze) und Katharina Zell (geb. in Strassburg 1498.)

22. Nov. Einweihung der Technischen Schule in Strassburg.

23. Nov. Uebergabe der neuen festen Brücke zwischen Strassburg und Kehl.

27. Nov. Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens der Section Strassburg des Vogesenclubs.

XVI.

Sitzungsberichte.

Vorstandssitzung

am 21. November 1897, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die HH. Barack, Erichson, Faber, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, v. Schlumberger. Abwesend mit Entschuldigung die HH. Euting, Francke, Harbordt, Wiegand.

Der Vorsitzende, Herr Prof. Dr. Martin, eröffnet die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mitteilungen über eingelaufene Drucksachen, und es wird beschlossen, dass unser Zweigverein sich an der geplanten Ergänzung der Walther-Koner'schen Repertorien von 1850 bis zur Gegenwart beteiligen wird.

Die Titel der für das nächste Jahrbuch angezeigten Arbeiten werden mitgeteilt und die bereits eingelaufenen zur Einsicht und Beurteilung unter die anwesenden Mitglieder verteilt.

Laut Mitteilung des Herrn Geh.-Rats Barack stand der Verein am 26. November 1896 mit 121 verschiedenen Vereinen und Gesellschaften im Schriftenaustausch. Im Laufe des Jahres 1896/97 sind neu hinzugekommen:

1. Geographische Gesellschaft in München mit «Jahresbericht»;

2. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde in Bern mit «Archiv für Volkskunde»;

3. Société Finno-Ugrienne in Helsingfors mit «Journal et Mémoires»;

4. Historischer Verein in Eichstätt mit «Sammelblätter», so dass die Gesamtzahl der Tauschvereine sich am 20. November 1897 auf 125 beläuft.

Der Zweigverein zählt zur Zeit 1827 Mitglieder; an die Landes- und Universitätsbibliothek werden 140 Abzüge des

Jahrbuches geliefert, so dass die im Vorjahre festgesetzte Zahl 2000 jetzt schon zu niedrig erscheint: es wird daher beschlossen, 2200 Stück des nächsten (14.) Jahrbuchs drucken zu lassen. Ausserdem wird die Zahl der Sonderabdrücke auf 25 erhöht mit der Bestimmung, dass weitere Abdrücke nur auf Kosten des betr. Verfassers geliefert werden sollen.

Es folgte darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnete dieselbe mit dem Rechenschaftsbericht über die Entwickelung des Zweigvereins und über dessen Thätigkeit im abgelaufenen Jahre.

Die Jahresrechnung wird von den Mitgliedern Dr. v. Borries und Dr. Horst geprüft und für richtig befunden, worauf dem Kassierer Entlastung erteilt wird.

Bei der nun folgenden Neuwahl wurde der bisherige Vorsitzende und der gesamte Vorstand durch Zuruf wiedergewählt. Das nach Berlin berufene Vorstandsmitglied Prof. Dr. Schricker wurde durch Herrn Regierungs- und Schulrat Dr. Bruno Stehle ersetzt.

Zum Schluss hielt Herr Lehrer Menges aus Rufach einen mit grossem Beifall aufgenommenen Vortrag über elsässische Volksetymologie.

Vorstandssitzung

am 9. März 1898, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die HH. Erichson, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Renaud, Stehle, Wiegand.

Abwesend mit Entschuldigung die HH. Barack, Francke.

Nach einer eingehenden Besprechung der eingelaufenen Arbeiten wird die Reihenfolge derselben für den Druck festgesetzt und von dem Vorsitzenden die Chronik für das abgelaufene Jahr verlesen.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XV. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL)
1899.

Inhalt.

I.

Gedichte.

1. Im neuen Lenz.

Von

Christian Schmitt.

Der Bergwald grünt; es steht das Land
Gleich einer Braut in Blüten: —
Was in des Winters rauher Hand
An Schmerz und Not die Welt empfand,
Der Frühling will's vergüten.

Er schickt ins fernste, tiefste Thal
Den Mai, den Freudenbringer:
Der Gram entflieht, es weicht die Qual;
Dem Aermsten einen Hoffnungsstrahl
Entfacht der Leidbezwinger. —

Sieh, frisches Leben siegend bricht
Hervor aus allen Grüften!
Das keimt und spriesst im jungen Licht!
Schon säumt die Rose länger nicht,
Ihr Knospenkleid zu lüften.

Und horch, gelöst ist überall
Das trauertrübe Schweigen:
Der Kuckuck ruft mit hellem Schall,
Den Abend grüsst die Nachtigall,
Den Tag der Lerchenreigen.

Aus steiler Kluft in stolzer Flut
Ist kühn der Bach gestiegen;
Bezwungen ist des Frostes Wut: —
Nun will der alte Wandermut
Nicht länger müssig liegen.

Und wir, neu wie die Wasser dort
Geweckt aus trägem Rasten,
Wir hegten düstern Sinns hinfort
Und freudenlos an unserm Ort
Des alten Zweifels Lasten? —

O nein! — Ihr Brüder, auf, hinaus!
Der Wellen Gruss, den biedern,
In ihrer Heimat Felsenhaus
Soll ihn mit tönendem Gebraus
Das volle Herz erwiedern!

Zerreisst den Bann mit starkem Arm!
Lasst frei die Lust uns kosten!
Der finstern Weltverächter Schwarm,
Der mag in selbsterzeugtem Harm
Verstauben und verrosten!

---

2. Trügende Sterne.

Von

Christian Schmitt.

Wie schien mir doch so kalt und arm
Die Heimat, da ich sie verlassen!
Wie sah im Traum ich reich und warm
Das volle Leben mich umfassen!

Vom Scheidepfad ging kaum zurück
Ein Blick noch auf des Dorfes Frieden;
Es schwur mein Herz, das rechte Glück
Sei solcher Enge nicht beschieden. —

So in den lauten Strom der Welt
Stiess ich hinaus mit heissen Sinnen,
Im Kampf, von Glanz und Ruhm erhellt,
Der Kränze besten zu gewinnen. — —

O blinder Wahn! — Was ich erstritt,
Wie Rauch im Wind ist es verflogen,
Und nur, was ich entsagend litt,
Zeigt mir, wie lang ich mich betrogen.

Und wie nach meiner Irrfahrt Lauf
Ich einsam nun am Ufer säume,
Steigt oft ein Hüttlein vor mir auf
Im Schatten altvertrauter Bäume.

Dann schleich' ich mich ans Fenster leis,
Als hätt' ich eine Schuld begangen;
Der schlichten Stube Dämmerkreis
Durchspäht mein Auge voll Verlangen. —

Umsonst, stets kehr' ich trauernd um:
Kein Wink, kein Gruss, der mich verstände; —
Fremd schaut mich alles an und stumm,
Und starr und seellos stehn die Wände. —

Ach, die ich einst hier mein genannt,
Sie schlummern hinter Grabesthoren: —
Zu spät, zu spät hab' ich erkannt,
Was ich verliess, was ich verloren.

---

3. Frau Sorge.

Von

Christian Schmitt.

Wohl hat der Freundschaft Glück empfunden
Auch mein Gemüt in Lust und Gram;
Doch mancher, der sich mir verbunden,
Ist längst gegangen, wie er kam.

Ein Scherz, ein thörichtes Verkennen,
Ein rasches Wort, ein Launenspiel: —
Das Ende war ein trotzig Trennen,
Und unser schwacher Bund zerfiel. —

Nur dich hat nichts von mir vertrieben,
Seit ich zum erstenmal dich sah;
In meinem Hoffen, meinem Lieben,
In Schmerz und Not warst du mir nah.

Und hat verscheucht mein menschlich Fehlen
Der andern leichtverletzten Sinn,
Du liessest ziehn die kleinen Seelen
Und bliebst und nahmst mich, wie ich bin. —

Ich aber trug im tiefstem Herzen
Für dich nur blinden Groll und Hass,
Indes den Scheidenden voll Schmerzen
Mein Blick gefolgt, von Thränen nass. — —

Vergieb! — Sie, die ich mir erlesen
Vertrauend einst zum Schirm und Stab, —
Ich weiss nun, was sie mir gewesen,
Und weiss, wer mir mein Bestes gab.

Du hieltest aus im Kampf, im schwülen,
Wenn mir der letzte Helfer schied. —
Du hast gelöst mein sehnend Fühlen
Bei kurzer Rast in Klang und Lied.

Du lehrtest weg den Geist mich lenken
Von falschem Prunk, von eitelm Schein,
Und prüfend ihn hinab mich senken
Tief in mein Innerstes hinein.

Und dass ich so, dem Trug entrissen,
Mich selbst erkannt und meinen Wert,
Ist mir nach all den Bitternissen
Der schönste Sieg, den du beschert. — —

Was du dem Irrenden erstritten,
Lass mich's geniessen, still und schlicht;
Und darf ich noch um eins dich bitten,
So sei es dies: — Verlass mich nicht!

---

4. Am Hohwalder Wasserfall.

Von

August Dietz.

Ja, hier ist's schön! Hier möcht' ich wonnetrunken,
Wie weltverloren, lauschen stundenlang.
In holder Träume Schimmerglanz versunken,
Dem süssmelodischen Sirenensang
Der Wasser, die, gleich flüssigen Krystallen,
Vom Felsenthrone rauschend niederfallen.

O stürmisch nicht, mit wildgigant'schem Brausen,
Wie des Niagara's mächt'ger Wogenprall,
Der, weither donnernd, uns erfüllt mit Grausen, —
Nicht wie des Rheines majestät'scher Fall, — —
Der schlichte Waldbach, der hier, tannumsäumet,
Im Silberwellenschwalle niederschäumet,

Er rauscht so heimelig; . . in Harmonien,
In flüsternden, sich wiegt sein trauter Sang,
Und, wie im Banne seiner Melodien,
In meiner Seele singt's im Widerklang:
Erinnerungsverklärte, goldne Stunden,
Sie tauchen auf, die längst dahingeschwunden.

Hier sass ich einst in meines Lebens Lenze,
In meines jungen Daseins blüh'ndem Mai,
Die Hoffnung wob mir ihre duft'gen Kränze,
Noch war das wonn'ge Herz von Sorgen frei;
Wie wunderhold sich mir die Zukunft malte.
Wie morgenschön sie mir entgegen strahlte!

Der Jüngling ward zum Mann; . . die Wonneträume
Zerrannen, so wie hier, im Waldesbach,
Die flüchtig farbenfrohen Wellenschäume,
Nicht hielt der Sommer, was der Lenz versprach . . .
Und doch, — auch unerhofft, auf meinen Wegen,
Blüht' prächtig auf manch' reicher Gottessegen.

Und doch und doch, — — ob auch im Erdenthale
Oft bitterherbe war mein Lebenslos —
So wie im Meer die rauhe Muschelschale
Die edle Perle birgt in ihrem Schoss,
Auch in den schicksalswirrsten Prüfungsstunden,
Hab' eines Vaters Liebe ich gefunden . . .

Drum rausch', o Bach, in herrlichen Akkorden,
Dem Allerhöchsten rausch' ein Dankeslied!
Das Loos ist dennoch lieblich mir geworden,
Ob manches Teuere auch von mir schied; —
Schön ist die Welt, trotz Sturm und Wettertosen,
Und neben Dornen blühen duft'ge Rosen.

---

5. Schlossberg Wildenstein.[1]

Von

Hedera Helix.

Am Abend war's, als ich zum Schlossberg schritt,
Der Herbstwind zog getreu zur Seite mit.
Der Fuss sank ein, in feuchten Wiesengrund,
Schloss mit dem Wasser widerwillig einen Bund.
Der Rehwand hohe Doppelstirn zog Falten,
Wie sie die Griffel schwerer Zeit gestalten.

«Willst du zum Schlosse schreiten, dir's beschau'n?
So geh, ich will es heute dir erbau'n,
Ich sah es ja auf Felsenhöh' erstehn,
Sah's auch im tapfern Streite untergehn.
Wie alt ich damals war, kann's schier nicht sagen,
Hab' alt ja schon des Eises Last getragen.

---

[1] Erhebt sich im Thurthal 120 m. hoch über die Thalsohle und im ganzen bis zu einer Höhe von 666 m.

Manch Stück hat sie von mir hinabgeführt,
Ich hab' trotz Schmerz mich nicht vom Platz gerührt.
Den Schlossberg schmückt schon lang als Gletscherschuh,
Was sich getrennt von mir ohn' Rast und Ruh.
So, was Jahrtausend schweigend, ohne Zagen
Nur Todeskälte trug, darf Leben tragen!»

Drauf langsam schritt zur Höhe ich empor,
Mein Fuss in einem Laubmeer sich verlor.
Es trug der Wind manch Blatt hoch in die Luft,
Das lustig tanzt in Sonnenglanz und Duft:
Sein letztes Glück — in Dauer von Sekunden —
Auf der Moräne dann hat's Ruh gefunden.

Der Pfad, er klettert unterdess geschickt
Bergan, bis wo das Auge traurig blickt
Auf einen Recken hin des Wald's, der fiel
Im Kampfe hier mit wilder Winde Spiel,
Dem Wahlspruch treu: «Ich will im Kampf erbleichen
Weit lieber noch als treulos von hier weichen!»

Es führt der Weg nun rechts — ich folge nach —
Steigt dann nach links bis in ein Felsgemach,
Baut finster über mir das Felsenthor,
Die Schritte schallen dröhnend hier im Ohr,
Seht — wie die Pickel schlagen Gletscherstufen —
Hier für die Rosse sichern Tritt sie schufen.

Doch, wie sie Wort hielt meine Rehwand, seht,
Der Burgstall Wildenstein vor mir ersteht:
Hoch in die Luft der Burgthurm freudig steigt
Dort wo gen Süden sich der Schlossberg neigt.
Zwei and're Thürme seine Flanken decken,
Ihr Blick streift über die rasierten Hecken.

Laut tritt mein Fuss stets auf den starren Stein,
Das nasse Element drang hier nicht ein;
Da Alles einst vor Wasser's Macht hier schwand, —
Der hohe, wilde Fels allein hielt Stand:
Ein Felsenkeil, dem Berge eingetrieben,
So stehst du da — er wich — du bist geblieben.

Den Fels, so einsam stolz, ich lieb' ihn sehr;
Im Kreise lagert sich das ganze Heer
Der Berge, wie um eines Feldherrn Zelt,
Vor dem getreulich man die Wache hält.
Fest, auf sich selbst gebaut, dem Kampf sich stellen
— Wie du — wird Menschenmacht uns je zerschellen?

Heut lasst mich Feldherr sein, vom Bergfried hoch
Nehm' ich die Heerschau ab, wie oft schon zog
An mir an andrem Ort' solch Heer vorbei —
Wer bricht die alte Garde je entzwei?
Dem Aug' sich, das sie liebt, zu übergeben
Sie eilt, sie stirbt nur für der Mutter Leben.

Wie sich der Bergkreis jetzt vor mir entrollt
Drauf, duftdurchwirkt, getaucht in Rot und Gold,
Der Wald, ist's mir, Nirwana sei nicht schwer,
Wenn so erhaben die Natur nur wär'
Wie hier, doch dann auch wieder auferstehen
In Bergwald, wie er heute hier zu sehen!

II.

Vorgänge bei der Präsentation eines Reichslandvogts in den Reichsstädten des Elsass von 1273—1648.[1]

Von

Joseph Becker.

Nach der Niederwerfung der Alemannen im Jahre 496 hatten sich bekanntlich die Franken über das Unterelsass verbreitet. Die fränkischen Herrscher und ihre Nachfolger besassen in der Gegend des heutigen Hagenau bedeutende königliche Domänen. Im Unterelsass waren aber auch die Staufer, welche 1080 von Kaiser Heinrich IV. mit dem Herzogtum Schwaben und Elsass belehnt wurden, reich begütert. Als sie dann 1138 auch den deutschen Königsthron bestiegen, da verschmolz allmählich jenes alte Königsgut mit dem staufischen Familienbesitz zu einer unlöslichen Gemeinschaft.

Hagenau bildete damals schon den Mittelpunkt für die Verwaltung. Herzoglich-kaiserliche Beamte vertraten als «ad-

[1] Man vergleiche hierzu meine früheren Abhandlungen: 1. «Die Landvögte des Elsass von 1308—1408». Strassb. Inaugural-Dissertation 1894. — 2. «Die Wirksamkeit und das Amt der Landvögte», in der Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins, Bd. X Heft 3, 1895. — — 3. «Die Verleihung und Verpfändung der Reichslandvogtei Elsass von 1408—1648», ebenda, Bd. XII Heft 1, 1897. — 4. «Geschichte der Reichsdörfer der Landvogtei und Pflege Hagenau», ebenda Bd. XIV Heft 2, 1899. — 5. «Das Beamtentum der Reichslandvogtei Hagenau», in den Mitteilungen der Gesellschaft für Erhaltung der geschichtl. Denkmäler des Elsass Band XIX, 1898.

vocati» und «sculteti», Vögte und Schultheissen, die grund- und landesherrlichen Rechte und Interessen ihrer staufischen Herrn. Jene grossen Gesamtbesitzungen der Staufer fielen beim Erlöschen ihres Geschlechts mit Konradins Tode 1268 als «Reichsgut» Rudolf von Habsburg und seinen Nachfolgern auf dem deutschen Königsthron anheim. Von jenem ersten Habsburger ist die Reichslandvogtei Hagenau zum Schutze und zur Verwaltung des übernommenen elsässischen Reichsgutes eingerichtet worden. Sie umfasste vor allem das bei Hagenau liegende Territorium der etwa 50 Reichsdörfer, den heiligen Forst und die Stadt Hagenau sowie das Schutz- und Schirmrecht über die übrigen neun Reichsstädte des Landes, welche seit 1354 zum sogenannten Decapolisbund vereinigt waren. Es sind dies: Weissenburg, Rosheim, Oberehnheim, Schlettstadt, Colmar, Kaisersberg, Münster, Türkheim und Mülhausen. Letztere Stadt schied 1515 aus dem Verbande der elsässischen Reichsstädte aus, um sich der schweizerischen Eidgenossenschaft anzuschliessen. Vorher aber wurde Landau in den Zehnerbund aufgenommen und der Landvogtei einverleibt.

Die landvögtische Regierung wurde gebildet durch den Landvogt, den Reichsschultheissen, den Zinsmeister und Forstmeister. Dem jedesmaligen Könige allein, als dem Landesherrn über die reichsunmittelbaren Gebiete, stand die unumschränkte Verfügung über die Landvogtei zu. Durch besondere Gnade, mit königlicher Macht, in seinem und des Reiches Namen ernannte er jene Beamten, oder vergab und verpfändete die Reichslandvogtei nach Belieben. Seit der Mitte des 14. Jahrhunderts wurde die Verpfändung geradezu üblich; wir finden abwechsend Herzöge von Baiern, Oesterreich, Luxemburg u. s. w. als Pfandinhaber der Reichslandvogtei. Von 1408 bis 1504 war dieselbe beständig im Pfandbesitze der Churfürsten der Rheinpfalz. Kaiser Maximilian entzog sie ihnen gewaltsam, und erst Karl V. erstattete den Pfandschilling, verpfändete jedoch 1530 die Landvogtei wieder an die Pfalz. Erst 1558 konnte Ferdinand I. die Reichslandvogtei Elsass dauernd auslösen an das Reich und «das löbliche Haus Oesterreich». Durch die Verpfändung war jenes Reichsgut jedesmal aus der Hand des Kaisers in den temporären Besitz und die Herrschaft anderer Fürsten gekommen, die ihrerseits wieder Stellvertreter, Unterlandvögte, für die Verwaltung ernannten; diese residierten zu Hagenau, während die pfälzischen Churfürsten von Heidelberg aus und die österreichischen Erzherzöge von Innsbruck aus als Oberlandvögte auch die Oberleitung führten. Verschreibung und Pfandschaft haben indessen die rechtliche Anerkennung seitens der Reichsstädte und Reichsdörfer nie erlangt in dem Sinne,

dass man den Pfandinhaber jedesmal auch als Oberlandvogt angesehen hätte. Vielmehr musste jeder einzelne Besitzwechsel im Amte eines Oberlandvogtes von dem Kaiser im Namen des Reiches vollzogen werden, und auch die von den Oberlandvögten ernannten Unterlandvögte erlangten nur im Namen von «Kaiser und Reich» ihre Anerkennung seitens der Unterthanen. Der älteste ausführliche Bericht über die Einführung der neuen Landvögte in die Stadt Hagenau stammt aus dem Jahre 1486.[1] Da dieser Vorgang durch alle Jahrhunderte im wesentlichen unverändert blieb, so wird jene Schilderung genügen, um ein Bild zu gewinnen von der Präsentation der Landvögte in ihrer Residenzstadt. Der Berichterstatter erzählt etwa folgendermassen:

Im Jahre 1486 auf Sonntag nach Jakobstag des Apostels kam Herr Philipp, Pfalzgraf bei Rhein, ec. ec. unser gnädiger Herr mit vielen Fürsten, Grafen, Herrn, Rittern und Knechten gegen Hagenau mit etwa 400 Pferden, um Besitz zu nehmen von der Landvogtei, welche ihm von unserm allergnädigsten Herrn Kaiser Friedrich verliehen worden war.

Da wurden von dem Rate der Stadt 8 Personen zu seiner Gnaden in Georg Bruckers Haus geschickt, um S. Gn. willkommen zu heissen. Herr Claus Armbruster, Stettmeister, führte das Wort und sprach:

«Durchlauchtigster, hochgeborener Fürst, gnädiger, lieber Herr! Ew. F. Gn. heissen wir im Namen des ehrsamen Rates und der Gemeinde der Stadt Hagenau Gott willkommen. Wir entbieten Ew. F. Gn. unsern unterthänigen, willigen Dienst allezeit, freuen uns der Zukunft Ew. F. Gn. und schenken Ew. F. Gn. ½ Fuder Wein und 20 Viertel Hafer nach dem alten Brauch unserer Väter.[2] Wir bitten Ew. F. Gn. solches Geschenk in Gnaden anzunehmen und uns ein gnädiger Herr zu sein.»

Darauf liess der Churfürst den gestrengen Herrn Götze von Adolsheim, seinen Hofmeister, dem Rat seinen Dank aussprechen für das Geschenk.

Am folgenden Montag Morgen berief die Ratsglocke die Herrschaften zur Versammlung. Der Churfürst erschien mit seinem Gefolge auf dem Rathause; auch dem Volke war der Zutritt zur Ratsstube gestattet.

---

[1] Hag. Stadtarchiv A A 214 nr. 7.

[2] Ein Bericht von 1544 sagt: «Ihrer Churf. Gnaden wurden zween Kerch mit secken voll habern vnd zwei vierling weinen verert.» Schon 1395 hatte der Rat der Stadt den Beschluss gefasst, dass man hinfort beim Empfange des Landvogts diesem nicht mehr als «alle stadtkannen voll win schenken solle.» 1471 boten die Vertreter der Stadt dem neuen Landvogt «als gewöhnliche Gabe» ½ Fud. Wein u. 20 Viertel Hafer».

Der churfürstliche Hofmeister ergriff zunächst das Wort und wies darauf hin, wie eine Zeit lang zwischen dem Kaiser und dem Churfürsten ein Zerwürfnis bestanden habe inbetreff der Landvogtei. Dies sei nun gütlich verglichen, und die kaiserliche Gnade habe dem Pfalzgrafen die Landvogtei zugesprochen. Seine churfürstlichen Gnaden seien deshalb allhier gekommen, um — als Oberlandvogt — die pflichtgemässe, althergebrachte Eidesleistung zu thun und die Huldigung entgegen zu nehmen.

Im Auftrage des Rates der Stadt Hagenau antwortete Herr Claus Armbruster: «Der Stadt sei von ihrem allergnädigsten Herrn und Kaiser ein Empfehlnis- und Gehorsambrief allbereits zugegangen, worin Hagenau und die übrigen Reichsstädte des Landes aufgefordert würden, den Pfalzgrafen als einen Landvogt zu empfangen. Dieses kaiserliche Schreiben werde man öffentlich vorlesen; es laute folgendermassen:

Wir Friderich von gottes gnaden romischer keiser zû allen ziten merer des richs . . . . . . entbieten allen vnd yegelichen prelaten, graven, herrn, rittern, knechten, burgermeistern, reten, gemeinden vnd sunst allen vnd yeglichen vnsern vnd des heiligen reichs vnderthanen vnd getruwen in vnser vnd des richs lantfougtey inne Elsas gesessen vnd dar inn gehörig, in was wirden, states oder wesen die seint, vnser gnade vnd alles gutt. Ersamen, edeln, andechtigen vnd lieben getruwen. Wir haben vs mercklichen vrsachen vns darzû bewegende dem hochgebornen Phillipsen pfalzgrauen by Rine ec. . . . . beuolhen die obberürt vnser lantfougty in massen vnd wise sin vorfordern die von weylant vnser vorfaren vns vnd dem heiligen reich als lantfougt gehabt, nu furbass von vnser vnd des heiligen reichs wegen, ouch als vnser vnd des richs oberlantfougt in zû haben, zû gebruchen, zû schützen vnd zû schirmen, vnd gebietend daruf uch allen vnd uwer yegelichem besunder von römischer kaiserlicher macht ernstlich, vnd wollen, das ir ime als vnserm vnd des reichs oberlantfougt gehorsam vnd gewertig siet, wie sich nach altem herkomen vnd als oben berürt ist, zu tun gebürt, daran tut ir vnser ernstlich meynung. Geben zû Francfurt am vier vnd zwentzigesten tag des monets marti nach Cristi gebürt viertzehen hundert vnd im sechs vnd achtsigesten, vnsers keisertums im fünf vnd drissigsten ioren.[1]

Hierauf erklärte der genannte Hofmeister, seine churfürstlichen Gnaden seien zur Uebernahme der Landvogtei und zur pflichtmässigen Eidesleistung bereit. Deshalb wurde die Form des altherkömmlichen Schutzbriefes für Hagenau, den der Landvogt beschwören musste, laut vorgelesen.

---

[1] Hag. A A 214.

Der Churfürst besprach sich sodann mit seinen Räten und liess schliesslich erklären, der Wortlaut des Schwörbriefs gefalle ihm wohl, bis auf eine kleine Stelle. Es heisse nämlich darin, wenn ein Jude, der zu Hagenau eingesessener Bürger sei, eine Missethat verübe, so solle er dem Oberlandvogt zu Recht stehen im Rate von Hagenau, «worin der Oberlandvogt dann selber sitzen müsse». Diesen Punkt möge man ändern, da es S. Gn. ungelegen sei, persönlich einer solchen Ratssitzung anzuwohnen; man möge dementsprechend die Formel so umgestalten, dass es heisse: «daby ich selber sitzen solle oder min verweser.»

Der Rat liess darauf antworten, dass man diese Frage für unbedeutend halte, ob der Oberlandvogt oder Unterlandvogt in einem solchen Falle im Rate anwesend sei, zumal auch letzterer in seinem Eide ganz dieselbe Formel habe; ja auch dem Unterlandvogt stehe es frei, den Schultheissen zu einer solchen Ratssitzung zu beordern. Uebrigens sei man gern bereit, die gewünschte kleine Aenderung vorzunehmen.

Dies geschah thatsächlich; sodann wurde dem Churfürsten der Schutzbrief laut vorgelesen in folgender Form:

Wir Phillips von gottes gnaden pfaltzgraue by Ryne, hertzog in Beyern ec. ec. churfurst und lantfougt in Elsas veryehen öffentlichen mit diesem brieffe vnd tun kunt allen den, die in werdent sehen oder hören lesen, das wir gesworen hant einen gestabeten eydt mit vffgehabener hant liplichen zu gott vnd den heiligen, das wir die erbern bescheiden meister, räte, vnd die burgere gemeinlich zu Hagenowe, ingesessen vnd vßgesessen, burger, pfaffen, cristen, frowenclöster vnd manneclöster vnd das lant gemeinlich, die nů dartzu gehörent vnd harnach gehören werdent, diwile wir lantfougt sint, wölent schützen, schirmen vnd befriden fur allem vnrechten vnd gewalt, als ferre wir können vnd mügen. Ouch hant wir gesworen, das wir sy wollen lassen bliben by allen ieren friheiten vnd die sie habent von keisern vnd königen von alten vnd nuwen ziten her vnd die sie furbass gewynnent vnd besunder by der hůten des heilligen forstes, vnd das kein schoffe daruff gon sol, vnd sie doby hanthaben des besten, so wir können vnd mügen, vnd das wir sie wöllen lossen bliben vnd hanthaben by allen ieren rechten vnd gewonheiten, vnd ouch das wir keinem vnserm diener noch andern deheynen brieff oder schult geben sullent, weder vmb sinen dienst, noch vmb deheine ander sache der schulde zu gewarten noh die zů erfordern, weder uff der stat Hagenowe noch des reichs pflegede, die dar zů gehöret. Wir hant ouch gesworen, eynem yegelichen richen vnd armen, die zů der vorgenannten stat vnd lande gehörent,

innewendig vnd vßwendig, sins rechten zu helffen, als verre wir können vnd mügen, vnd vmb sachen, die uff das gerichte oder richtloube gehörent, noch vrteile der merenteile der schöffen, vnd vmb sachen, die in den rat gehören, noch vrteil der merenteil des rats zu richten, vnd nit anders. Wer ouch, das dhein iude, der zů Hagenowe ingesessen burger ist, ützit missedete, vmb die missetat sol er vns zů rechte ston für dem rate zů Hagenowe, doby wir oder vnser verwehser sitzen söllen, vnd was der merenteil des rats darümbe zu rechte sprichet, domit sol vns genügen. Wir hant ouch gesworen, wie dick wir den von Hagenowe einen vnderlandfougt oder einen schultheissen geben, das wir die darzů halten wöllent, das sie ouch sweren gestabete eyde vff den heilligen, stete zů halten vnd zů vollbringen alles das, das wir douor gesworen hant. Dise vorgeschriben dinge alle vnd besunder hant wir gelobet stete vnd veste zů halten by dem eyde, den wir darumbe gesworen hant. Des zů vrkunde hant wir vnser ingesigel tun hencken an disen brieff, der geben ist zu Hagenowe vff montag vor sant peters tag ad vincula in dem iore, als man schreip von der geburt cristi vnsers lieben herren tusent vierhundert achtzig vnd sechs iore.[1]

Sodann musste der Pfalzgraf die Hand erheben und dem Stettmeister folgende Eidesformel nachsprechen:

«Wie der brief vorgelesen ist, den wöllen wir stet vnd vest halten, on alle geuerde, als worlich als vns got helfe vnd alle heiligen.»

Nachdem der Rat ihm zu der neuen Würde Glück gewünscht hatte, liess er fragen, ob S. Gn. die Lanvogtei selber besitzen wolle, — was der Stadt am liebsten wäre, — oder ob man ihnen einen Unterlandvogt geben wolle.

Der churfürstliche Hofmeister antwortete, es sei s. Gnaden nicht gelegen, selber in Hagenau zu residieren; deshalb gäbe er ihnen den Grafen

Kraft von Hohenlohe

als Unterlandvogt.

Auch dieser musste für seine Person einen gleichen Schutzbrief — mutatis mutandis — durch dieselbe Eidesformel beschwören, mit seinem Siegel versehen und der Stadt einhändigen.

Auch ihn beglückwünschte der Rat und erbat von ihm einen Schultheissen. Als solchen präsentierte der Graf den

Edlen Jakob von Fleckenstein.

Der Revers, den der Reichsschultheiss der Residenz der Landvogtei ausstellen musste, lautete wörtlich wie derjenige der

---

[1] Orig.-Urk. auf Pergament mit hängendem Siegel, im Stadt-Arch. zu Hag. A A 217 nr. 27.

Landvögte ; ausgelassen ist die Stelle, welche von der Ernennung des Schultheissen handelt.

Von dem neuen Schultheissen wurde sodann auf Begehren des Rates ein Gerichtsschreiber ernannt.

Meister Johannes Waldeck

wurde als solcher von dem Stettmeister vereidigt ; einen Revers brauchte er aber nicht auszustellen.

Damit war die Präsentation und die Installierung der neuen landvögtischen Regierung für die Stadt Hagenau vollzogen. Für die Residenz der Landvogtei nämlich galt als Regel, dass Rat und Bürgerschaft nicht bei der Präsentation, sondern alljährlich bei der Ratswahl, die unter dem Vorsitz des Landvogts erfolgte, Kaiser und Reich den Eid der Treue und des Gehorsams leisteten. Der ehrsame Rat folgte einer Einladung des neuen Oberlandvogts zu einem «Imbis».

Auch die neun anderen Städte der Decapolis waren 1486 von dem Oberlandvogt zur Huldigungsfeier nach der Residenz der Landvogtei beschieden worden.[1] Das althergebrachte Recht allerdings machte jedem Oberlandvogt zur Pflicht, sich persönlich zur Eidesleistung in die einzelnen Städte zu begeben. Aber schon 1438 hatte Oberlandvogt Pfalzgraf Ludwig IV. an die Städte das freundschaftliche Begehren gestellt, sie möchten ihn von dieser pflichtgemässen Präsentationsreise entbinden und Bevollmächtigte zur Gesamthuldigung nach Hagenau senden. Diesem Wunsche haben die Städte damals zwar willfahrt ; sie erwirkten sich aber ausser dem gewöhnlichen Schutzbriefe einen weiteren Revers, worin der Oberlandvogt versicherte, dass diese aussergewöhnliche Gesamthuldigung unbeschadet des alten Herkommens geschehen sei :

«Wir Ludwig . . . . pfalzgrave bi Ryne . . . . Als der allerdurchluchtigste furste vnd herre, herre Albrecht, römyscher kunig . . . . . vns die lantvogtye in Eylsas beuohlen vnd vns zû . . . lantvogt in Eylsas gesetzt het, darumb wir vns zû dirre zijt hinuff zû den stetten in die lantvögtie in Eylsas gefügt vnd den den eid als ein lantvogt geton vnd von inen wider genomen soltent han, als sich gebührt vnd von alter harkomen ist, des vns aber die obgenanten stette von vnserer flissiger begerunge wegen überhept vnd ir erber sendebotten mit ganczer macht zû vns gesant, den wir als ein lantvogt geton hant, als sich gebürt vnd von alter harkomen ist. — do bekennent wir in kraft dis briefs, das söllichs den obgenanten stetten in die lantvogtye

[1] Von dem hagenauischen Berichterstatter erfahren wir nichts Näheres darüber. Vgl. aber Strassb. Bez.-Arch. C 1 nr. 26 und Mossmann, Cart. de Mulh. IV nr. 1891 u. 1892.

sammentlich vnd sunderlich, diewile sie das von unserer ernstlicher begerunge wegen geton hant, hernach in iren alten harkomen kein irrungen oder vnstatten bringen soll».[1]

Dieser Vorgang von 1438 ist typisch geworden für die ganze Folgezeit; die Churfürsten von der Pfalz und die Erzherzöge von Oesterreich haben später niemals als Oberlandvögte die Präsentationsreise zu den einzelnen Reichsstädten angetreten, sondern die Gesamthuldigung in der Residenz erwirkt.

Während die Churfürsten noch persönlich erschienen, haben die Oesterreicher durch eine Doppelgesandtschaft — erzherzogliche und kaiserliche Bevollmächtigte — in ihrem Namen den actus praesentationis vollziehen lassen.

Gewöhnlich wurden je zwei oder drei Ratsmitglieder der einzelnen Städte nach Hagenau beordert. Erst nachdem der neue Oberherr durch pflichtgemässe Eidesleistung die Anerkennung der Hauptstadt erlangt hatte, konnte er gegen die übrigen Städte «pflicht tun vnd widerumb huldigung ufnehmen».

Auch nicht auf dem Rathause, sondern in der Landvogteibehausung wurde — gewönlich von dem Stettmeister Hagenaus — im Namen und Auftrage der Städtegesandten dem Oberlandvogt «der Eid gestabt» auf die einzelnen Schutzbriefe, die den Städten ausgehändigt werden mussten.

«Wie (einer ieden statt) der reuersbrief eigentlich ausweyset, das wollen wir stet halten vnd getrewlich, on alle geuerde, als warlich vns gott helf vnd alle heiligen.»[2] So schwur 1544 Pfalzgraf Friedrich II. Darauf leisteten 7 Städte: Rosheim, Schlettstadt, Oberehnheim, Colmar, Türkheim, Münster und Landau folgenden Eid:

«Wir schwören, den durchleuchtigsten hochgebornen fürsten vnd herrn, herrn Fridrichen ec.... vnsern gnedigsten herrn für einen landvogt zu haben vnd seinen gnaden im namen des heil. reychs gehorsam zu sein, guter zümblicher ding, als das gewohnlich vnd von alter herkhomen ist, allediwil vnd er lantvogt ist, als vns gott helf vnd die heiligen.»

Inbetreff der Städte Weissenburg und Kaisersberg wurde damals (1544) constatiert, «dass sie des herkomens seint, dass sie dem (Ober)landvogt nit swörent vnd er inen ouch nit.»[3]

Bei der Einsetzung des Erzherzog Ferdinand 1566 beharrte die Stadt Weissenburg bei dem alten Rechte, «dass sie nit swören» sondern bloss «geloben»; der Oberlandvogt hat deshalb

---

[1] Cart de Mulh. II nr 560.
[2] Strassb. Bez. Arch. C 2 nr. 48.
[3] Vgl. den Bericht über den Actus praesentationis 1566 im Strassb. Bez.-Arch. C 2 nr. 48.

von ihnen bloss «handtrew genommen,» während er ihnen laut dem der Stadt eingehändigten Schutzbrief (die Hagenauer Kanzlei nämlich hatte konstatiert, dass der Landvogt früher auch Weissenburg einen Schutzbrief gegeben hatte und es auch jetzt so halten müsse) «widerumben einen gestabten ayd mit aufgehobener hand leiblich zu Gott vnd den heiligen schwur».

Die Abgesandten Kaisersbergs hingegen liessen sich 1566 bereden, — und so blieb es auch später, — zu schwören, wie die andern Städte. Zwei Städte, Rosheim und Türkheim, hatten insofern eine Sonderstellung, als sie ausser der eidlichen Treueversicherung dem Landvogt noch einen diesbezüglichen schriftlichen Revers ausstellen mussten. Derselbe besagte:[1]

«Wir bürgermeister, rat vnd zunftmeister der heyligen reichstadt Rosheim bekennen vnd thun kunt in vnd mit kraft dis briefs, als der allerdurchleuchtigist grossmächtigst fürst vnd herr, herr Maximilian der ander, römischer keyser . . . dem . . . Ferdinando ertzherzogen zu Oesterreich . . .' beuolhen, irer K. Mj. vnd des heiligen reichs landtuogtey Hagenow in vnder Elsass . . . innezuhaben, zu schützen vnd zu schirmen; und als aber ir F. Durchlaucht dem wolgeborenen herrn, herrn Niclausen, freyherrn zu Pollweiler vnd im Weylerthal, irer F. Dl. Rat vnd vnderlandtvogt im Elsass vnserm gnedigen herren, die ermelte landvogtei Hagenow mit allerderselbigen zůgehörungen, stetten vnd andern, darin wir dann auch begriffen, dieselbige als vnderlandtuogt zu schützen vnd schirmen, zugestellt und eingeben, dass wir demnach anstatt hochgedachter F. Dl. . . . als vnderlandtuogt gelobt vnd gesworn, seiner gnaden im namen der F. Dl. von des heiligen reichs wegen, doch nit in pfandeswys, aller müglichen ding gehorsam zu sein vnd zu wartende wie von alters herkomen, alles getrewlich vnd vngeuerlich, vnd dessen zu urkund so haben wir vnser statt insigel gehenkt an disen brief, der geben ist mittwochs den 13. Martii im 1566. jar.»

Mit der peinlichsten Sorgfalt wachten die Städte jedesmal darüber, dass die Schwörbriefe der Landvögte in der altherkömmlichen Form abgefasst waren; denn sie hatten darin eine der sichersten Garantien für ihre Reichsfreiheit und Reichsunmittelbarkeit.

Allein nur im Namen «des Kaisers und des hl. römischen Reiches» schwuren sie Gehorsam. Thatsächlich bestehende Verpfändung hat in keiner Form die Anerkennung der Reichs-

---

[1] Vgl. Oberehnh. Stadt-Arch. A A 45 zu 1566.

städte erlangt. Bei der Huldigung 1566 zu Hagenau bemerkten die Gesandten Colmars, dass in ihrem Revers die Worte fehlten, dass die Stadt «nit in pfandes wise» gehuldigt habe. Sie nahmen den von dem Erzherzoge ausgefertigten Revers aus der Hand von dessen Commissarien nur unter der Bedingung entgegen, dass diese ihnen die Auswechslung des provisorischen Reverses gegen einen richtigen schriftlich verbürgten. Im Jahre 1606 wollte Oberlandvogt Erzherzog Maximilian — laut der von ihm vorgelegten Schwörbriefe — den Städten seinen Schutz verbriefen «als von der röm. kay. Majt. vnd andern geliebten herren brüdern vnd vettern erzherzogen zu Oesterreich geuollmächtigter regierer der ober- vnd vorderösterreichischen landen.» Die Nennung der österreichischen Herrn — ausser dem Kaiser — erregte die Entrüstung der Städtegesandten, die sich mit Mühe belehren liessen, dass die Verstösse und Ungenauigkeiten in den Reversen keineswegs absichtlich, sondern nur durch Versehen der Kanzlisten geschehen seien.

Die erzherzoglichen Commissarien erlangten die Huldigung der Städte erst dann, als sie den Umtausch der fehlerhaften Schwörbriefe gegen richtige schriftlich verbürgt hatten.[1] Auch 1615 protestierten die Städte energisch gegen die Auffassung, als könne der erzherzogliche Oberlandvogt sie «von wegen des löblichen hauses Österreich in Pflicht nehmen». Niemals wollten sie die Meinung aufkommen lassen «als seien die Städte mit dem nutzbaren aigentumb des haus Österreich aigentumbliche verkaufte, tradierte vnd von der cammergerichts iurisdiction eximierte stätt vnd Österreich vnser landtfürst vnd oberer.»[2]

Die Unterlandvögte wurden nie von der Pflicht entbunden, persönlich in jeder einzelnen Reichsstadt zur Präsentation und Huldigung zu erscheinen, die im übrigen für sie, mutatis mutandis, ganz unter den gleichen Formen verliefen, wie für den Oberlandvogt. Graf Kraft von Hohenlohe war am 31. Juli 1486 gleichzeitig mit dem Oberlandvogt von der Stadt Hagenau als Unterlandvogt empfangen worden. Im Februar des folgenden Jahres trat er die Huldigungsfahrt zu den übrigen Reichsstädten an. In Schlettstadt empfing man ihn am 14., in Mülhausen am 16., in Colmar am 15., in Türkheim am 19. Februar. Der Stadt Oberehnheim stellte er am 20. dieses Monats folgenden Schwörbrief aus:

---

[1] Vgl. den Bericht über den act. praes. 1606 Hag.-Arch. A A 215 nr. 23.

[2] Vgl. den Bericht. Strassb. Bez. Arch. C 10 nr. 53.

Wir Kraft graue von Hohenloch vnd zû Zigenhan, vnderlantuogt in Elses, tun kunt aller menglichen mit disem brief, daz des richs statt vnd burgere zû Obernehenheim vns zu lantuogte empfangen haben von des aller durchlûchtigsten hochgebornen fürsten vnd herren, herrn Fridriches des romischen Keysers . . . vnd des durchluchtigen hochgebornen fürsten vnd herren, herrn Phylipsen pfaltzgrave bi rine . . . vnd des richs wegen, vnd nit in pfandes wise, vnd wir haben inen ouch vorab gesworn liplichen zû gott vnd den heiligen, getruw vnd holt ze sinde, darzû beraten vnd beholfen zû allen iren nöten vnd sachen vnd inen gewaltz vnd vnrechts vor ze sin in lantuogts wise, alles, so ferr wir können vnd mögen getruwlich vnd vngeuerlich, vnd by dem selben unserm geswornen eyde sollen wir die obgenanten von Obernehenheim darzû alle ire burgere vnd die iren by allen iren rechten, briefen, gnaden, fryheiten vnd gûten gewonheiten lassen bliben, als sy harkomen vnd gefryet sint von römischen keysern, kûnigen, andern fürsten vnd herren vnd als wir sy funden hant vnd sonderlichen doby lassen ze bliben, daz die burger vnd burgerinne derselben statt zû Obernehenheim vnder der louben doselbst zû recht ston sollen vnd niergent anderswe, vnd die edeln an dem gericht in dem selhof doselbst, vnd sollen wir sy ouch hieuon noch furbasser nit trengen noch bekumbern in dhein wise vnd doby lassen bliben als douor stot on widderede alles by vnseren eyde vngeuerlich vnd menclich. so ensollen wir vnsern dienern noch nieman anders keinen brief geben vmb schulde oder ander sachen uf die vorgenant statt Ehenheim oder die iren zû fordernde oder sy darumb zû bekumbernde oder zû schedigende in dheiner weg, vssgenomen harin alle arglist vnd geuerde; mit vrkund dis briefs versigelt haruber mit vnserm anhangenden insigel vff zistag vor sant mathis des heiligen zwölfboten tag des jors noch christi vnsers herren geburt als man zalt tusent vierhundert achtzig vnd siben iore.[1]

Im Jahre 1544 war die Beschaffung eines passenden Geschenkes für den Oberlandvogt der Gegenstand einer ernstlichen Beratung der zur Gesamthuldigung in Hagenau versammelten Reichsstädte[2]: «Die stett gesandten wurden zu rat, wie gross sie dem Churfursten (Friderich) ein drinckgeschirr vereren wollten, vnd zeigten an, wie dass sie eins für 80 gulden gekauft. Nun gedechten sie, es wer an halt zu gering, vnd hetten

---

[1] Orig. Perg. Urk. mit hängendem Siegel im Stadt-Arch. zu Oberehnheim. A A 43 nr. 1.

[2] Vgl. Hag.-Arch. A A 215 und Batt, das Eigentum von Hagenau II, S. 166.

eins für 105 guld. machen lassen; dann weil hievor Pfalzgraf Ludwigen (1530) eins für 110 gld. verert worden, möcht ir C. Gn. solchs in vngnaden ufnemen, wann dann das geringer geschirr verert werde. Vnd wart erkannt, dass man das geschirr für 105 gld. samt 400 goldgulden dorin vereren sollte.» Nach der Huldigung wurde das betreffende Geschenk mit folgender Ansprache überreicht: «Zu ingang der regierung, damit ir Ch. Gn. gnedigst verspüre, dass die stett ir Churf. Gnaden zů Oberlandvogten erkennten vnd dafür halten, so verehrten sy ein geringfügig drinkgeschirr mit inliegendem gold, mit unterthäniger bitt, Ir. Ch. Gn. wollten solche geringe verehrung nit verschmähen . . .»

Des weiteren beschreibt der Berichterstatter den Becher folgendermassen:

«Der vergült topf ist ein dupplet gewesen, hat gewogen 7½ mark ½ lot, die mark pro 14 gld., tut 105 gld. 4½ β.»

Für die Anfertigung der Reversalien hatten die Städtegesandten in die churfürstliche Kanzlei 20 Gulden geschenkt. Der Stadtschreiber Hagenaus hatte darauf denselben vorgehalten: «wie die Canzley hat ime bevolen zu reden, der stett weren vil, die vererung klein, desshalb ir fleissig begern, dieselb vererung zu pessern».

Die Städteboten beratschlagten deshalb untereinander, erkannten aber:

«wenn man an A anfieng, kome es bis auf das Z, also dass man der canzley 20 gulden in gold erstatten soll vnd nit weiter.»

Auf den Morgen nach dem Huldigungsakt waren die Städtegesandten in die Landvogtei beschieden worden zum Morgenmahl bei dem Churfürsten. Sie wurden erfreut mit einer Tafelmusik, denn der Churfürst liess «zum halben mahle 4 mol mit pfeiffen pfeiffen».

Ueber ein Festmahl, das die Stadt Hagenau 1544 gelegentlich der Präsentation des Unterlandvogts veranstaltete, berichtet der damalige Stadtschreiber von Hagenau wie folgt: «Uf montag nach Lucas Evangelistae anno 1544 (18. oct.) wird dem wohlgebornen herrn Heinrich von Fleckenstein, freiherrn zu Dagstul, zu ehren, als vnterlantfougt, von einem ersamen rat, neu vnd alt, auch in gegenwart anderer herrn vnd edlen, dergleich geistlichen vnd weltlichen personen nach alter gebrauch vnd herkomen ein gastmahl gehalten.»

Gleichzeitig meldete derselbe Schreiber dem Probst von Weissenburg und dem Abte von Kloster Neuburg: «Erwürdiger fürst vnd erwürdige geistliche Herrn, nach genommener mahlzeit, die wol vnd köstlich war, . . . haben stettmeister, mar-

schalk, auch die eltesten scheffen vnd marschalk von dem tisch sich erhoben, dem unterlandfougt vnd andern herren zû end in forma gedankt, vnd hat herr Hans . . . ein hübsch schöne danksagung gehalten. Daruf der vnderlandfougt glich selber danksaget . . . . vnd dabey saget, sy hetten wol vnd redlich gelebt, gessen vnd drunken, vnd were fertig ire essen. Hiermit hebt man den tisch ab vnd stet man vf vnd zog jeder sin stross vnd weg, vnd gab niemant nichts. Uf die nacht ward der rat wieder bey einander, vnd essent die überbliebent stuck, vnd gab aber niemant nit! vnd ward das geschäft also vollendet, vnd «gott gab dem Dichter sinen lon. Amen.»

Die Schlussbemerkung des Stadtschreibers verrät offenbar dessen Entrüstung darüber, dass Koch und Dienerschaft nicht mit einem Trinkgeld beehrt wurden, oder auch, dass er selber nicht zum Festessen zugezogen worden war.[1]

Aus dem Jahre 1555 ist ein recht interessanter Speisezettel eines solchen Festmahles erhalten:[2]

«Anno dom. 1555 uff Samstag nach Ulrici episcopi schwur der wolgeboren vnser gnediger herr, herr Eberhart Schenk, graue zû Erpach ec. . . als vnderlandfougt, vnd vff sonntag den andern tag harnach hat ein ersamer rat der statt Hagenow dise essen vff vnsers gnedigen herren disch geben:

Zûerst ein pasteck, darinn zwey hüner verdempft vnd ein suppenfleisch, war der erst gang.

Der ander: ein versotten henn sampt dem fleisch, ein essen visch von barbeln, vnd ein hammelqûallen gebrotten, in dreyen platten.

Der dritt: ein pasteck, darinn salmen schnidten gebacken, ein ganz gebraten, vnd ein dracht gesotten ell, aber in dreyen platten oder gericht;

zûm vierten: ein ruben mûss mit hammelnfleisch gekocht, vnd ein salmen grad gebroten, aber in zwo platten.

zûm fünften: salmen gesotten, gebraten kalbfleisch, hüner vnd anders vnd gebackens, aber in dreyen platten.

zûm sechsten: ein darsch (Pfannenkuchen?) mit eigern vnd gewürz gebacken vnd ein essen krebs, aber in zweyen platten.

Zum sübenden: kirssen, rettig und kess.»

Dies war das Menu für den Landvogt und die höchsten Herrschaften; das Festessen für die Stadträte war etwas frugaler, aber immerhin noch reichhaltig genug:

---

[1] Vgl. Hag. Arch. A A 150 und Batt l. c.
[2] Hag. Arch. A A 220 nr. 11.

«So hat man dem rat dise nachůolgende essen geben:
Zůerst ein pasteck darinnen zwey hüner gebacken;
zům andern: brůeg (Brühe!) vnd fleisch sampt einer hennen;
zům dritten: ein essen ell;
zům vierten: ein rübenmuss mit hemmelnfleisch:
zům fünften: ein essen salmen;
zům sechsten: ein essen gebackenes;
zům sübenten: geprates;
zum achten: kreps;
zům neůnten: kirssen, rettig vnd kess.»

Die Summe aller Ausgaben für dieses Festmahl wurde berechnet auf 17 ℔ 13 β. Für übrig gebliebene Nahrungsmittel wurden erlöst 1 ℔ 11 β 3 ₰.

An Wein gingen bei dieser «schenk» auf 11 Ohmen.

Gelegentlich der Huldigungsfeier wurden auch die Unterlandvögte in den einzelnen Reichsstädten reich beschenkt und bewirtet und samt ihrem Gefolge aus der Herberge, dem Gasthause, wo man abgestiegen war, «gelöst».

Schlettstadt z. B. verehrte 1531 dem Unterlandvogt Georg Schenk, Freiherrn zu Erpach, 20 Kronen, seinem Kanzler 3 Gulden, seinem Kämmerer 1 Gulden, dem Marschall 1 Gulden, ausserdem wurden 16 Pferde und Reiter auf städtische Kosten im Gasthaus zum Adler bewirtet uud beherbergt.

Unterlandvogt Hans Diebold Waldner war 1559 mit 12 Pferden zu Schlettstadt eingeritten. Für die Bewirtung auf der Herrenstube bezahlte der Rat 10 ℔ 9 β 9 ₰; für die Morgensuppen der Diener im Gasthaus zum Bock 4 ℔ 15 β 8 ₰.

Nikolaus Freiherr zu Bollweiler erschien am 29. Oktober 1561 mit 26 Pferden zur Präsentation in Schlettstadt. Die Stadt schenkte ihm 20 Thaler, seiner Dienerschaft 4 Thaler. Der Rat bezahlte für Bewirtung auf der Herrenstube 6 ℔ 19 β, auf der Herberge 13 ℔ 13 β 8 ₰ und beim Sattler 1 ℔ 18 β.

Georg Freiherr zu Königseck und Aulendorf ist am 26. Mai 1589 in Schlettstadt eingezogen mit 15 Reisigen und 9 Kutschenpferden. In seiner Begleitung befanden sich von den österreichischen Beamten zu Ensisheim H. Reinach, der Statthalter, und Dr. Kaspar Betz. Von Hagenau hatten sich ihm angeschlossen der Schultheiss Otto von Sulz und der Zinsmeister Mittersbacher. Im Prälatenhof hielt man Einkehr. Der Schultheiss der Stadt stabte dem Unterlandvogt den Eid; und der landvögtische Zinsmeister nahm den Bürgern Schlettstadts den Treueid ab. Dem Unterlandvogt verehrte man wiederum 20 Thaler, seinem Gesinde 4 Thaler. Auf der Herrenstube betrug die städtische Rechnung 24 ℔ 6 β 7 ₰, im Adler 25 ℔.

Friedrich Graf zu Fürstenberg Heiligenberg hatte bei seinem Einzug in Schlettstadt am 30. Juli 1594 17 Reisige und 8 Kutschenpferde. In seinem Gefolge befanden sich der Hag. Reichsschultheiss Otto von Sulz und der Zinsmeister Mittersbacher. Auf der Herrenstube wurden von der Stadt verausgabt 35 ℔ 6 β 8 ₰, im Adler 37 ℔ 18 β.[1]

Gelegentlich der Präsentation versuchten die auf ihre Freiheiten und Rechte stolzen Reichsstädte unliebsame Bewerber um die Landvogtei auch wohl ihre Bedeutung fühlen zu lassen. Dies wird treffend veranschaulicht durch das Auftreten Hagenaus 1566.[2]

Nikolaus Freiherr von Bollweiler war schon seit 1561 Kaiser Ferdinands Unterlandvogt gewesen und hatte sich das Missfallen des Hagenauer Stadtrates zugezogen. Als er dann bei der Erhebung des Erzherzogs Ferdinand zum Oberlandvogt 1566 ebenfalls von neuem präsentiert werden sollte, da erhoben die Hagenauer Klage, «als ob sie von herrn Niclasen von Bollweiler hin vnd wieder angezogen vnd inen nachgeredt wurde, wie auch onelengst beschehen, da graf Jacob von Bitsch vnd andere ehrenleute mit an der tafel gesessen, dass sie gegen S. Fürstl. Durchlt. den Erzherzog wider recht vnd billichkeit gehandelt hetten, welche reden vnd auflag ehrnüehrig vnd inen nit zu gedulden.»

Der Stadtrat erklärte frei, falls jetzt wiederum jener Bollweiler als Unterlandvogt präsentiert würde, «so könne die stadt sich nit mit im einlassen».

Die Commissarien des Erzherzogs, welche den Huldigungsakt vornehmen sollten, befragten daraufhin den von Bollweiler und erhielten zur Antwort, die Hagenauer hätten zu Lebzeiten des verstorbenen Kaisers und auch seither unter der fürstl. Durchlaucht «an ire iurisdiction vnd gerechtigkeit der landvogtei allerhand neuerungen vorgenommen». Kraft seines Amtes und seiner Pflicht habe der Unterlandvogt dazu nicht stillschweigen können. Dass er sie aber an ihrer Ehre angetastet, gescholten und geschmäht haben solle, wisse er nicht; «zudem als die verflossen rede bei grauen Jakob zu Bitsch angezogen worden, da seien der ratsfreund von Hagenaw vnd der syndicus, die mit an der tafel gesessen, desselben abends mit ihm zu hauss heim gangen, haben zu kurzweilen mit im gespielt, welches der ratsfreund sonder zweifel nit getan, wann er die von Hagenaw fürergebener massen an ehren sollt geschmäht haben».

---

[1] Vgl. die Notizen des Schlettstadter Stadtbuches!
[2] Strassb. Bez. Arch. C 9 nr. 48.

Uebrigens solle man seinetwegen den Huldigungsakt nicht einstellen. Die Städte möchten doch nur dem Erzherzog als Oberlandvogt schwören; wolle man ihn nicht als Unterlandvogt, so könne der Erzherzog einen andern ernennen.

Die Commissarien hielten daraufhin den Gesandten vor, dass der Herr von Bollweiler durch das, was er Amts und Pflicht halber geredet habe, die Ehre der Stadt nicht iniuriert habe; es sei kein Grund vorhanden, die Präsentation deshalb zurückzuweisen.

Die Hagenauer aber beriefen den ganzen Stadtrat, und erst nach mehrstündiger Beratung kam man zu dem Entschlusse:

«Wenn man ihnen eine Urkunde über den Vorfall ausstelle, die sie später zu ihrer Ehrenrettung gebrauchen könnten, so seien sie bereit, den actus praesentationis vorzunehmen. Es hätten nämlich auch Strassburger Bürger die Schmähreden mitangehört und die Sache weiter verbreitet.»

Nur den eindringlichen Bitten der übrigen Städteboten gelang es damals, die Stadt Hagenau zur Versöhnung und Nachgiebigkeit zu bewegen.

III.

Das Spital des Ordens zum heiligen Geiste in der Stadt Rufach.

Von

Theobald Walter.

Der Orden zum heiligen Geist, dessen Gründung das phantasiereiche Mittelalter Martha, der geschäftigen Schwester des wiedererweckten Lazarus, zuzuschreiben suchte, ist einer der ältesten Hospitalorden des Abendlandes. Gewöhnlich wird Guy von Montpellier, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts in seiner Vaterstadt ein berühmtes Spital für arme Kranke stiftete, als der eigentliche Gründer ansgesehen. Sicher ist, dass bei Bestätigung der Ordensgenossenschaft durch die Bulle des Papstes Innocenz III. vom 23. April 1198 bereits mehrere Häuser dieser Art in Frankreich und Italien eine segensreiche Wirksamkeit auf dem Gebiet der Krankenpflege entfalteten. Entzückt von dem Eifer des Ordens, liess Innocenz 1204 den Stifter nach Rom kommen, übertrug ihm die Leitung des seit 718 bestehenden Hospitals «in Sassia», versah den Orden mit Priestern und vereinigte die beiden grossen Hospitäler unter demselben Meister. Da aber die uralte Stiftung in Rom Nachteile aus dieser Vereinigung befürchtete, so trennte schon 1217 Honorius III. die beiden Häuser wieder; erst 1291 wurden sie durch Papst Nikolaus IV. endgültig vereinigt.[1]

[1] Vgl. zu diesem kurzen Abriss: Helyot, Histoire des ordres monastiques, religieux et militaires, Paris 1721. II, 195 ff. — Ein Bruchstück einer päpstlichen Bulle aus dem Jahre 1477 giebt in folgenden

Die auswärtigen Niederlassungen beider Häuser waren in Provinzen eingeteilt, an deren Spitze ein sog. Obermeister oder Provinzial stand. So bildeten die am Oberrhein und am Neckar gelegenen Hospitäler der Städte Wimpfen, Markgröningen, Memmingen, Stephansfeld, Rufach und Neumarkt und Bern in der Schweiz die Provinz Oberdeutschland des Hauses in Rom,[1] deren Obermeister in Stephansfeld seinen Sitz hatte. Unsere Rufacher Gründung insbesondere stand von altersher in engster Verbindung mit Stephansfeld, ohne dass es aber aus dem vorhandenen Urkundenmaterial möglich wäre, das gegenseitige Verhältnis genauer festzustellen. Vielleicht bringt eine noch zu erwartende Ausbeutung des reichhaltigen Stephansfelder Archives, das im Bürgerspital zu Strassburg aufbewahrt wird, dereinst die erwünschte Aufklärung. Die folgenden Zeilen enthalten bloss jene Mitteilungen, die im Rufacher Stadtarchiv den Sturm der Zeiten überdauert haben. Die Abhandlung selbst glaubte ich im Interesse der Sache in zwei getrennten und sich ergänzenden Abteilungen zu bieten. Ein erster Teil wird hauptsächlich die Urkunden und Regesten der unter GG 56 und 57 erhaltenen Briefschaften aufnehmen, ein zweiter Abschnitt mag, so weit es unter Verwertung des übrigen Materials möglich ist, einen kurzen geschichtlichen Ueberblick über die längst entschwundenen Tage der in Rufach nur noch durch die Sage bekannten ehemaligen Wohlthätigkeitsanstalt entwerfen.

I. Urkunden und Regesten.

1. 1270. 27. Febr. Der Ritter Jakob von Ratsamhausen schenkt dem Spital zum heiligen Geiste in Rufach die Bodenfläche, auf der das Spital gegründet ist.

Vniuersis Christi fidelibus presentes litteras inspecturis seu audituris Jacobus, miles de Razenhusen, noticiam subscriptorum. Quoniam dies hominis pauci sunt et ab humana memoria facilius elabuntur ea, que nomine testium et apicibus litterarum non perhennantur, vniuersorum igitur auribus tam presentium quam futurorum inculcari desidero, quod ego ob deuocionem et amorem, quam habeo ad hospitale sancti spiritus, et ob remissionem meorum peccatorum nec non parentum meorum

---

Worten Innocenz als Gründer an . . . (hospitalia) Innocentius papa tertius predecessor noster diuinitus, ut pie creditur, inspiratus ad laudem et gloriam omnipotentis dei pro animarum et corporum euitandis periculis et expositorum infantium et pauperum miserabiliumque et infirmorum subsidio et subventione fundauit . . . . St. R. — GG 55, 48.

[1] Vgl. Mone, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. 24, 336.

eidem in Rubiaco hospitali contuli, tradidi et assignaui pio consensu et pura voluntate mee vxoris Agnetis et mee filie, Juntha nomine, aream meam proprietate michi attinentem, in qua scilicet area ipsum hospitale in Rubiaco fundatum exstat et quam aream Petrus de Thomarkilch dictus habebat a me quondam libere et pacifice titulo proprietatis possidendam, hac condicione adiecta, quod prouisor seu gubernator eiusdem hospitalis, qui tunc fuerit pro tempore, michi, quamdiu vixero, in natiuitate domini viginti solidi den. et in festo beati Johannis Baptiste viginti solidi vsualis monete Basiliensis singulis annis et quattuor cappones pro censu representat. Cum autem ego Jacobus prelibatus viam tocius carnis ingressus de medio fuero sublatus, prenotatas areas ab omni seruitute et censu quolibet vacuas et solutas omni impeticione et contradictione meorum heredum obturata iusto et uero titulo proprietatis hospitale predictum posidebit et fruetur. Datum et actum anno Domini M° CC° LXX° tercio kal. martii presentibus domino Cvnrado dicto Krapho, domino Wernero Rufo, domino Andrea, domino Cvnone militibus de Lobigassen, domino Symone de Meginheim, Anshelmo aduocato, Walthero sculteto in Phaffinheim, Lutoldo Gessilario, Bertholdo Rege, Rvdolpho de Merkinsheim, Jacobo cellerario, Rvdolfo Hezilino et aliis quam pluribus fide dignis et honestis ad hec omnia premissa vocatis et rogatis in capella beati Nicolai coram altari beate Marie Magdalene; in cuius testimonium cartam presentem contra futurorum euentus et ambignitatem munimine sigilli mei et communitatis Rubiacensis ciuitatis feci roborari.

Original. Pergament. Von den beiden Siegeln noch die Schnüre.

2. 1270. Es ist zů wùssende, daz vnser Herre Jacob von Ratzenhusen Ritter vnd Agnese sin frôwe vnd Juntha ir thohter vnsern spital gestiffetet Hant vf irme eygin mit Aller zůgehörde, do wir vffe sitzent, alz die briefe bewisent, die wir do vber Hant, die do besigelt sint mit vnsers vorgenant Herren Insigel vnd mit der stette Ingesigel von Rufach, vnd ein brief mit dez Hofes Ingesigel von Strasburg. Vnd ist och do bi gewesen Hern Cůnrat Krapho, Her Wernher Rote, Her Andres, H. Cůnrate Rittere von Lôbgassen, Her Symont von Meigenheim, Anshelme der vogt, Walther schultheis von Pfaffenheim, Lutold Gesseler, Bertschin Kvnig, Rudolf von Vngkerheim, Jacob Keller, Rudolf Bôtzelin, Johannes zům brunnen, Burckart Billung, Růdolf zům Hasen und ander erber lute vil; vnd ist beschehen daz vorige ding vf sant Nicolaus cappelle vor sant Marien Magdalenen Altar In dem Jor do man zalt von gotz geburt m° cc° lxx°, tertio kalend. martii.

Notiz in einem Güterbuch aus dem 14. Jahrhundert.

3. 1273. Es ist zů wússende daz Serung múller vnd Adelheit sin Eliche wúrtin hant geben durch got vnd durch irer selen Heile willen alz, daz sú habent vnd die múlin, die an vns gelegen ist, alz der brief bewiset, der besigelt ist mit vnserm Ingesigel vnd mit der stette Ingesigel von Rufach; vnd hie by waz Billung der stette meister vnd die brůder vnsers

Huses zů Rufach, Her Bertholt Cappellan zů Rufach Anno mº ccº lxxiiiº, vigilia Thome apostoli.

Notiz an derselben Stelle.

4. 1304. Es ist zů wússende, daz der sluff (Schlupf, Durchgang), der do gelegen ist zů Rufach von der múlebach vf ziehende gegen den brotlauben vnder vnsserm Huse, daz do was Walther schultheis seligen von Phaffenheim, kôft hant vmb fünftehalb phunt phenige vmb die statt von Rufach, alz der brief bewiset, der besigelt ist mit der vorgenant stette Ingesigel Anno mº cccº iiiiº, vigilia Jacobi apostoli.

Notiz wie vorhin.

5. 1307. Donnerstag vor Allerheiligen. «Elsin, Ludwiges seligen des Schröters tochter von Ruvach», verkauft an «brůder Heinriche, einen Meister des Spitals zu Ruvach», und an die «brůderschafft des Heiligen geistes orden von Steffesvelt» die Rechte an ein Haus zu Rufach «an irer kilchen» um 1 Pfund Pfennige. Zeugen: Herman am Stade, voget zu Ruvach, Wernher von Lôbgassen ritter, Otte von Merkenshein u. a.

Or. Perg. Siegel abgebrochen.

6. 1314. Ablassbrief für die Wohlthäter des Heiliggeist-spitals.

Uniuersis Christi fratribus presentes litteras inspecturis miseratione diuina fratres Nicolaus Jadronensis, Raymundus Adrionopolitanus, Alexander Cretensis archiepiscopi, Raymundus Massiliensis, frater Petrus Narmensis(?), frater Petrus ciuitatis noue, frater Jacobus civitatis sancte Marie, frater Guilhelmus ad partes Tartarorum, Alfonsus Suatiuensis, frater Nicolaus Botrontinus episcopi salutem in eo, qui est omnium uera salus splendor paterne glorie, qui sua mundum illuminat ineffabili claritate, pia vota fidelium de ipsius clementissima maiestate speranciuın, tunc precipue benigno fauore prosequitur, cum deuota ipsorum, humilitas sanctorum meritis et precibus adiuuatur: cupientes igitur, ut ecclesia cum hospitali sancti spiritus in Rubiaco, Basiliensis diocesis, congruis honoribus frequententur et a Christi fidelibus iugiter venerentur, omnibus vere penitentibus et confessis, qui ad ipsam ecclesiam in festo eiusdem sancti necnon in festiuitatibus natiuitatis domini nostri Jesu, circumcisionis, epyphanie, parasceues, resurrectionis, ascensionis, penthecostes, in omnibus et singulis festiuitatibus beate et gloriose semper virginis Marie, omniumque ac singulorum apostolorum et euangelistarum ac sanctorum Michaelis archangeli, Joannis Baptiste, Laurentii, Nicolai, Martini et sanctarum Marie Magdalene, Katherine, undecim milium virginum, in commemoratione omnium sanctorum, in utroque festo sancte crucis, necnon in dedicatione ipsius ecclesie ac per octauas predictarum festiuitatum octauas habentium, causa deuotionis peregrinationis accesserint, aut qui corpus Christi secuti fuerint, cum portatur infirmis, uel qui in extremis laborantes dicte ecclesie quicunque suorum legauerint facultatum, seu qui cymterium dicte eclesie circuierint, cum deuotione dicendo orationem dominicam pro defunctis, necnon qui ad fabricam

luminaria, ornamenta et alia dicte ecclesie necessaria manus porrexerint adiutrices de omnipotentis dei misericordia et beatorum Petri et Pauli apostolorum ejus auctoritate confisi, singuli nostrum quadraginta dies indulgentiarum de penitenciis misericorditer in domino relaxamus, dummodo diocesani voluntas ad id accesserit et consensus. In cuius rei testimonium presentes litteras sigillorum nostrorum jussimus appensione muniri. O. Carpentorati, anno domini trecentesimo quartodecimo, mense martii, pontificatus domini Clementis pape V anno nono.

Or. Perg. Die Siegel fehlen.

7. 1328. «An dem krvmben mitwuchen in der karwuchen». Johannes «Nvnherze» von Rufach und seine Frau Grete verschenken all ihr Hab und Gut an das Spital zum hl. Geiste, empfangen es aber von dem Meister Cuno von Geispoltzheim gegen einen jährlichen Zins von 1 «vierdeling wahses» für den Rest ihres Lebens als Lehen zurück.

Or. Perg. Siegel ab.

8. 1333. Montag nach Johannes des Täufers Tag. Lutschin Götzelin von Rufach, seine Schwestern Katharina und Grete, sowie Anna Basilwindin und Katharina Hiltenbrandin, die Schwestern von Isenburg (Beguinen), verkaufen dem Meister Cuno von Geispoltzheim 6 Juchart Matten um 17 Pfund Pfennige.

Or. Perg. Siegel ab.

9. 1334. Freitag vor der alten «Vasenacht». Schwester Ellin von Affenthal (Beguine) schenkt dem Spital 4 Viertel «korngeltz». Davon sollen nach ihrem Tode 2 dem Spital «zu eigen vallen», zwei aber an die Stadt, in der «ir lip vnd gebeine ruwende».

Or. Perg. Siegel ab.

10. 1339. Donnerstag nach St. Nikolaus. Agnes Zigellin von Rufach schenkt dem Spital und dessen Meister Heinrich von Weissenburg 6 Pfundpfennige Geldes von Häusern in Rufach mit der Bedingung, dass sie «alle ior sôllent geben Brûder Johannese irme Sune, den Sú Emphangen hant durch Got in den vorgenanten Orden vnd Spital, drú phunt phennige des vorgenanten geltz . . ., durch daz er desto bas sin notdurft haben mőge».

Or. Perg. Siegel ab.

11. 1345. Donnerstag vor St. Nikolaus. «Ursula Mûnchin, Herrn Vlriches seligen eliche wittwe vom Hus, eins Ritters, dem man sprach von Wassenberg, übergiebt dem Spital für ihr und ihres verstorbenen Sohnes Henin Burckelin Seelenheil 4 Schilling, die «Garnhowers dochterman in Suntheim» geben soll, ebenso eine Gans, die Wernher Vinster von Suntheim schuldet von «einer Hofstatt, stosset vf die tutschen Herrn nebent dem gût von sante Claren vnd nebent dem gût von Andelahe» in Suntheim.[1]

Or. Perg. Siegel ab.

---

[1] Suntheim ist ein längst verschwundener Ort bei Rufach.

12. 1347. Henin von Bergholz, «der ze sultzmatt gesessen ist», verschenkt an das Spital zu Rufach 3 Schatz Reben im Banne von Bergholz und 3 Ohmen Weingeld von einem Garten in Westhalten.

Notiz im vorgenannten Güterbuch.

13. 1367. Osterabend. «Bartholomäus von Balswilr», Prior der Prediger in Gebweiler, verkauft dem alten Spital im Namen seines Ordens Zinsen von einem Hause «Zur Tulen» in Rufach und von einem Rebgarten in Suntheim.

Or. Perg. Siegel stark beschädigt.

14. 1371. Zinstag vor St. Katharina. Frau Amalrichin von Stotzheim schenkt dem Spitalmeister Claus Le 4 Kapaunen Zins von Gütern im Banne von Rufach.

Or. Perg. Siegel abgerissen.

15. 1372. Montag nach Frohleichnam. Hanneman Vogtelin von Rufach verkauft Claus Lee seine Ansprüche auf die Badstube der Stadt Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

16. 1375. Der Spitalmeister Claus Lee vereinbart sich mit Vogt und Rat zu Rufach der «Metze»[1] wegen.

Wir Brůder Cůnrade, Commentůr zů Sulz sant Johanses orden, Brůder Ludowig von Bolsenheim, Commentůre des důtschen Hůses zů Suntheim, vnd Wilhelme von Burnen verichent vnd tůnt kůnt allen den, die disen brief an sehent oder horent lesen, Als in der missehelle vnd stosse, so gewesen sint zwischent dem geistlichen Brůder Clausen Lee, meister des alten Spitals zů Růfach, vnd den Erbern bescheiden dem Schultheis vnd dem Rate zů Růfach von der Metze wegen, des selben stoße vnd missehelle Sù zů bedensiten einhellechlichen vf vns komen sint, Vnd darumb so han wir sù gůtlichen gerichtet mit einander in alle die wise als hienach geschriben stat. Daz ist zů wissende, daz der vorgenant Spitalmeister vnd sin nachkomen die Metze nemen sônde von dem ersten, so die Sichel an gat zů snydende zů der Errende, biz vnser frowen tage der Jungen in allen Hůsern der kornlůte, die korne verkouffent; Es were danne, das man korne dorin schůtten wôlte zů behaltende, on alle geuerde. Ouch sol vf die Burck in demselben zil von denselben Hůsern die Metze werden an dem Sampztage vnserm Herren von Strazburg, vnd ouch zů den zweinen messen vnser frowen der Erren vnd der Jůngen So sônd sù die Metze gliche teilen vf die burck vnd in den Spital; waz och durch daz ganze Jore vf den merckte komet in der wochen, daz sol dem Spital metze geben, on an dem Sampztage, daz sol vnserm vorgenanten Herren werden vf die burck; was och in der Hůser komet, die geste emphahent vnd anhaltent, die sollent ouch dem vorgenanten Spital durch daz Jore metze geben, on

---

[1] Ueber die Metze vgl. die Chronik von Berler. Fol. 341 b.

am Sampztage, die och vf die burck gehôrent, on alle geuerde, vnd als ez von alter har komen ist; wer ez aber daz der Spitalmeister befûnde vnd daz kûntlichen wûrde, daz ieman kein geuerde do mit tribe oder dette, So sol der Voget, der Schultheis vnd der Rate im beholfen sin vnd dorzû tûn, daz vnserm Herren vnd dem Spital daz benomen vnd gebessert wurde nach mûgenlichen dingen, one alle geuerde. Vnd dez zû einer sicherheit vnd merer bestetunge dire Dinge, So hant wir Brûder Cûnrade, Brûder Ludwige Comenture vnd Wilhelme von Burnen vorgenante vnser eigene insigele gehencket an disen briefe, Der geben ist an dem nehsten fritage nach dem heiligen Pfingstage dez iars, do men zalt von gotes geburte drützehenhundert Súbentzig vnd fûnf Jare.

Or. Perg. Siegel abgeschnitten Eine gleichzeitige Abschrift im Stadtbuch AA. 4.

17. 1378. Montag vor Palmtag. Katharina und Reinbold von Merkenssheim, erstere mit Einwilligung ihres Vogtes «zer Bunden», verkaufen dem Spitalmeister Claus Lee 10 Schilling Geld von der Badstube zu Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

18. 1379. Montag nach «Sungihten». Die Klosterfrauen von St. Marx erlassen dem hl. Geistspital in Rufach eine Gans «geltz», die sie früher auf das Spital selbst bezogen haben, erheben sie aber von einer Hofstatt in Suntheim, «gelegen neben dem Gut der Frowen zer Engelporte» von Gebweiler.

Or. Perg. Siegel arg beschädigt.

19. 1380. Freitag vor St. Johannes zu Sungichten. «Henman von Schönow genant von Stetenberg, ein Edelknecht», bescheinigt, dass Elschin Mertzin genant Suebin, eine Bürgerin von Rufach, dem alten Spital zehn Pfund Pfennige zu einem «selgerete» übergeben hat.

Or. Perg. Siegel ab.

20. 1383. Montag nach St. Niklaus. Wilhelm von Gyresperg, Komtur der Johanniter in Colmar, tauscht im Namen seines Ordens Güter und Zinsen mit dem alten Spital in Rufach aus.

Or. Perg. Siegel ab.

21. 1384. Donnerstag vor Maria Himmelfahrt. Der Deutschordenskomtur von Wessenberg (Suntheim) verträgt sich vor Conrad von Wittenheim, Propst der Stift zu Colmar, Ruselin Wotmann, Schaffner zu St. Kreuz, Andreas von Hungerstein Ritter und Junker Simon von Wegesod mit dem Spitalmeister Claus Lee wegen unterschiedlicher Güter und Güterzinsen herrührend von Frau Beatrix von Grünenberg in den Bännen von St. Kreuz und Logelnheim.

Or. Perg. Siegel ab.

22. 1384. Fest Maria Himmelfahrt. Jekelin von Lutenbach erhält als Lehen auf 9 Jahre alle Reben, Gärten und Aecker, die das Spital zum hl. Geist von Rufach in Lautenbach

besitzt, so wie Haus, Hof und Trotte daselbst. Das Spital behält sich $^1/_3$ des Weines, den Ertrag der Nussbäume und jährlich ein Kalb vor.

Notiz im vorgenannten Güterbuch.

23. 1386. Montag nach Lätare. Die «honesta vidua Gerschina dicta Peygerlerin relicta quondam Nicolai Klüphel de Rubiaco» verschenkt mit Zustimmung ihres Vogtes, des Ritters «Werlini de Hunenwilre», alle ihre Güter an das Spital zum heiligen Geist in Rufach, «presentibus religiosis in Christo fratre Wilhelmo de Girsperg commendatore, fratre Bertholdo de Altencastel conuentuale ordinis et domus sancti Johannis in Columbaria, dominis Walthero Fulin, Johanne de Rubiaco presbiteris, dicto Otte Rudolf de Schönnowe armigero et Nicolao dicto Durren oppidano opidi Rubiacensis.»

Or. Perg. Siegel fehlen.

24. 1388. Hans Wernher und Otto Rudolf von Schönau beschenken das Spital zum heiligen Geiste und treten in die Bruderschaft ein.

Ich Hans Wernher von Schönow ritter Tûn kunt allermenglich mit disem briefe, Als min lieber Herre vnd vatter selige, Her Jacob von Schönowe, ritter, vorzitten durch sich selbs vnd aller siner vordern seligen Heile willen zû eime rechten selgerete geben hat an den alten spittal ze Rufach dez Heiligen geists ordens anderhalb Juch ackers, gelegen in Rufach banen, dz Juch ze nehest by dem steynin crutze in der Isenbreite, andersit neben Peter von Merkenschen . . . . . Da vrgiche ich vnd bekönne mich öffentlich mit disem briefe, dz die selb gift vnd gabe min gût wille ist; vnd wand brûder Claus Le, Meister vnd pfleger dez selben spittals, mich vnd Otte Rûdolf, mins brûders seligen sun, In Ir brûderschaft des Heiligen geists emphahen hat, da hab ich angesehen großen gotzdienst, so teglich in dem selben spittal begangen wurt, vnd dz die armen durftigen in dem selben spittal desto bas gespiset werden, so hab ich och an den selben spittal geben dise nachbeschriebnen Gûter den dürftigen zû coste durch min vnd des egenant Otto Rûdolf vnd aller vnßre vordern seligen Heils willen also, daz die selben vor vnd nach geschribenen gûter dem egenant spittal eweklich bliben söllent . . . . geben an dem nehsten fritage noch vnßre frowen dag der Lichtmeß drutzehenhundert Achtzig vnd acht.

Or. Perg. Siegel weggebrochen.

25. 1389. Donnerstag vor Maria Lichtmess. Cleulin Surcant, Altschultheiss zu «Gebelswilr», übergiebt dem Spitalmeister Claus Lee und dem Spital acht Schatz Reben in Rufach gegen zwei Schatz in Pfaffenheim, damit, wie er ausdrücklich sagt, «man mich, min wip, min kinter vnd alle mine geswústerte och do mit verbrûdere In dez Egenant spitalz Brûderschaft dez Heiligen geistes ordens, vnd man vns tûn sol alz andern luten, die sich in die selbe brûderschaft verbrûdert hant.»

Or. Perg. Siegel ab.

26. 1391. Montag vor St. Thomas. Der Spitalmeister Claus Lee beweist vor Cûnrad von Lauffen, dem Offizial von Basel, und Götzmann Münch, dem Vogt von Rufach, dass der Hof neben der von Ostein Gut zu Rufach, den das Spital vor achtzig Jahren von Frau Anna, Ymmers Tochter von Andelahe, erworben hat, nicht in dem Dinghof der Aebtissin von Eschau gehört.

Or. Perg. Siegel ab.

27. 1393. Montag vor St. Oswald. Claus Lee und Götzmann Bader vergleichen sich vor Reinbolt von Nansen, dem Schaffner zu Rufach, Walther Fulin, dem Leutpriester von Geberschweier, und Conrad von Machtolsheim, dem Caplan zu St. Johannes Altar zu Rufach, wegen der neuen Badstube zu Rufach. Götzmann behält sie in Erblehen.

Or. Perg. Siegel ab.

28. 1399. Anno domini m° ccc° xcix° dominica infra octauam assumptionis bte. virginis Hant wir verliehen Claus Surcant, dem schultheiß ze Rufach, vnßern Tubengarten von nu sant Martinstag vber 10 ior, alle ior vmb 1 ß ₰., alz der brief seit.

Notiz im vorgenannten Güterbuche.

29. 1406. Montag nach Fronleichnam. Henin Kilwart von Rufach tauscht mit «dem Erbern priester brûder Berchtolt von Pfortzhen, meister vnd pfleger des alten spittals ze Rufach, etliche Schatz Reben gegen Ackerland im Rufacher Banne.

Or. Perg. Siegel ab.

30. 1410. Montag vor St. Barnabas. Der Spitalmeister Johannes von Grüningen und Martin Platten für sich und «Trutenelin» seine Frau, eine Tochter des verstorbenen Konrad von Hungerstein, vergleichen sich vor dem bischöflichen Vogt Krafft von Ungersheim wegen Güter und Zinsen in Lautenbach, von welchen «den tutschen Heren von Sunthen acht schilling geltz» gehören. Zeugen: «Heinrich Schiferstein der kilchherr, Walther Fulin der caplan vnd Hans von Wetolzheim ein Edelknecht.

Or. Perg. Siegel fehlt.

31. 1425. Item es ist zû wissente, wenne die stat Reysen müß, so sol der alte spittal haben Einen karrach vnd zwey pfert, die des Rats wartent.

Vnd wenn man daz Gewerff leit, so der Spittalmeister geben ein zehen messige gelte mit wine uff die stube vngentlich.

Ouch ist zû wissende, daz ein offene streß sol sin tag vnd nach durch den spittalhoff.

Ouch ist zû wissende, daz der Spittalmeister alle frömde siechen vnd dürfftigen, die es begerent, In den spittal enthaltend vnd mit sinem hotten versorgen sol, vnd wenn er es von dem Vogte oder den Reten ermant vnd gebetten wirt, semliche dürfftige zû emphohende, so sol er den botten gütlichen eren.

Auszug aus dem alten Stadtbuch. AA. 3.

32. 1437. Zinstag nach Lichtmess. Burkard von Enssheim der Weber kauft von dem Meister Johannes von «Heiltpron» ein Haus in der Hassengasse zu 20 Pfund Stebler.

Or. Perg. Siegel ab.

33. 1446. Walther Kusspfennig «priester des heiligen geistes orden meister vnd pfleger des alten Spitals zu Rufach», klagt vor dem Schultheiss Thoman Jüdlin gegen Hans von Merkensheim, Bürger in Rufach, weil er dem Spital 2 Pfund und 2 Pfennige Zins vorenthält, die sein Vater dem Spital von einigen Rebstücken in Rufach geschenkt hatte. Hans wird verurteilt.

Or. Perg. Siegel ab.

34. 1448. Wie die Metz von verkaufftem korn vnd gemüsse vorzitten am Wochenmarckt genomen vnd abkoufft.

Wir der Schultheis vnd der Rate zû Ruffach Bekennen offenbar vnd tûnd kunt allen den, So disen brief ansehen, lesen oder hören lesen von solicher Metz wegen, So zu zitten genomen . . . . Haben wir nû angesehen vnd bedacht vil zanckes vnd kumbers, So dadurch vf erstanden, vnd der merckt geschubet worden vnsern Herren vnd vns schädlich ist, Haben zum Besten vnd vmb gemeynes nutzes willen sollich Metz zû vermyden vnd fürder nimer zû nemen von vnnserm gnedigen Herren von Straßburg zû zitten abkoufft vnd dafur ein gût genügen gethon, das sollichs genntzlichen ab ist.[1] Vnd haben ouch mit den Erwürdigen geistlichen Herren, dem Meister zû Steffsfelden vnd pflegern des alten Spittals zû Ruffach des Heiligen Geistes den ouch ein uberkomniß gethon vnb Iren teil, das daz hinfur ouch ab sin, vnd wir vnd vnnser nachkomen als von der Statt Rufach wegen Einem Jeglichen Meister vnd pfleger des Heiligen geistes Gotzhuß vnd Spittal zû Ruffach für solich Metz, Inen Zûgehorende, alle Jor geben sollen Zwey vierteil Rocken geltz Jerlichs zinses, zwúschent den Zweyen vnser lieben frowen tag der Eren vnd der Jungen, die wir Inen geslagen vnd versichert Hand vf den Sechtzehen vierteil korngeltz So die Statt Ruffach Hat vff Hundlingers Múlen . . . . . geben vf Zinstag vor Sant Vitt vnd Modesten tag Nach Cristi gepurt Tusent vierhundert vierzig vnd Acht Jore.

Kopialbuch des 15. Jahrhunderts.

35. 1457. Montag nach dem Maitage. Jos von Baden, der Meister des Spitals, und Jerg Kürsner, ein Bürger des Gerichts zu Rappoltsweiler, vergleichen sich vor Thenin Glortzner, dem Stadtschaffner zu Rappoltzweiler, wegen einem «vierteil korngeltz» auf Gütern in Logelnheim.

Or. Perg. Siegel ab.

36. 1460. Walther Kusspfennig, Kämmerer des Abtes von Münster, giebt Zeugnis über das Spital zum hl. Geiste.

Wir Hanns Rûdolff, Appt zû Münster In Sant Gregorientale, Bekennen vns offentlichen mit disem Brief, das vf disen

[1] Am Sonntag vor St. Dionysientag 1488. Vgl. Chronik von Berler. fol. 137 b.

Hüttigen tag, datum dis Brieffs, fur vns komen ist der Erber, Bescheiden Arbogast Kefer, ein Ratzbotte zû Ruffach, von wegen vnd geheiß der Ersamen, wisen Schultheis, Meister vnd Räte der Statt Ruffach, offnete aldo vor vnns, wie das der wirdige Her Jos von Baden vf dis zitt Meister des Heiligen geistes Spittal zû Ruffach vf ein, vnd die benannten Schultheis, Meister vnd Räte zû Ruffach andersit etwas Stoß vnd Spenne gegen einander haben, vorderte vnd begerte an vns, Im ein kuntschaft der worheit zuuerhoren, So desshalb die benanten Schultheis, Meister vnd Räte Im Rechten notdurfftig weren, vnd Er sich von Iren wegen bezuge an den Erwürdigen Hern Walther Kußpfennig, vnnßern kamerer zu Münster Souil Ime dann der spenn halb zu wissen were. Nû vmb deßwillen, das man Billicher, muglicher kontschaft der worheit nyemandts verzihen, Sonder vmb empfintlicheit des Rechten allzitt geben sol, So haben wir, der obgenant Hanns Rudolff Appt etc., den benanten Her Walther für vns besandt vnd Ime bi der gehorsamkeit, So er vns, vnserm orden vnd sant Benedicten verbunden ist, Sonder bi dem Hohen panne gepotten, ein gantz luter worheit in diser Sach zû sagen, nyemands zu lieb noch ze leide, sonder allein vmb gottes vnd des blossen rechten willen; do hat nû der benant Her Walther bi der benanten gehorsamkeit vnd banne, So Ime von vns gepotten ist, geseit, Das Im kunt vnd wissen sig, In der zitt, als er an geleit sige zû Ruffach, In des Heiligen geistes orden, da sig vf die Zitt zû Ruffach ein Meister gewesen In des heiligen geistes Spittal, Hies Her Bechtolt; von dem hette er gehört, das vor Ime daselbs ein Meister was, Hies Her Claus Leo. Wann so Ime ein Siech kam In sinen Spittal, was es Im wyntter, So neme er In hinvf In sin stuben; derselb Her Bechtolt macht ouch einen altar In Spittal an die ende vnd In der meynung, das die siechen, die in des Heiligen geistes Spittal legen, mochten an Irem Bedte das würdig Sacrament sehen; vnd sigen ouch vf die Zitt vier Bedtstatten Im Spittal gewesen; ob aber der altar gewichet sig oder nit, Sig Im nit zû wissen. Im sig ouch kund vnd wissen vnd hat das von den alten Spitalherren gehort, vnd hat ers also gehalten, dieweil vnd er des Heiligen geist Spittalherre zû Ruffach was: was frômder, armer siechen gen Ruffach kompt, vnd der nit von der Statt ist, den ist ein Meister In des Heiligen geists Spittal verbûnden zû emphohende gütlichen vnd Ime das beste ze thûnde. Stirbt er, was aldo verlossen wirt von dem Siechen, das ist des Heiligen geistes Spittal; vnd dem mag ein Spittalherre das Sacrament geben, vnd der Jungst toûff sol Im werden von den Herren Im Münster; vnd wenn so er stirbt, so sol man In zû dem Münster Begraben, vnd sol ein Spittalherre ein schilling pfennig dem tottengreber schicken, vnd darnach weder dem Münster, Münsterherren noch dem tottengreber nutzt verbunden. Aber alle die so von der Statt Ruffach geporn sint, den ist kein Spittalherre des Heiligen geistes in sinen Spittal verbunden zû empfohende. Zû vrkunde diser sach, das die also vor vns dem benanten Hans Rudolff Appt etc. beschehen sig, Inmossen obgeschriben stat, So haben wir Hanns Rudolff Appt

zû Münster obgenant vnser eigen Insigel getruckt bi ende diser geschrifft, Geben vf den osterzinstag Anno domini m° cccc° lx°.

AA. 9, 49. Kopialbuch des 15. Jahrhunderts.

37. 1479. Zinstag vor St. Valentin. «Johann von Regeßheim, des Heiligen geistsorden priester vnd pfleger zû Rûffach», übergiebt Caspar Bader von Rufach als Erblehen «die forder Badstub mit Irem begriff vnd zugehörde . . . nebent der Brotloube vff die bach Stossende, welliche des Heiligen geists orden ist, gegen einen Zins von «fünffthalben schilling Stebler» wöchentlich pünktlich zu entrichten.

Or. Perg. Siegel ab.

38. 1502. Montag nach St. Valentin. «Gilgen Graff vnd Petter Quatterbach, mins gnedigen Herrn marschalk», beide von Rufach lösen vor dem Schultheiss Erhard Schneeberger von dem Spitalmeister Antengen einen Zins ab von einem Hof in der Kesselgasse zu Rufach.

Or. Perg. Siegel ab.

39. 1513. Zinstag nach St. Elisabeth. «Herr Petter, meister des gotzhußes zum Heiligen geist zû Rufach», übergiebt mit Einwilligung Konrad Klebergers, des Meisters von «Stechsfelt», dem Rufacher Bürger Lentz Marzolf einen «Ackerhoff mit allen sinen Begriff, rechten vnd zûgehörungen mit schüren, stellen, keller vnd garten . . ., in vlengaß gelegen», nebst vielen Feldern und Wiesen in Erblehen gegen einen jährlichen Zins von 4 Pfund Stebler, 5 Viertel Weizen, 16 Viertel Korn, 2 Viertel Gerste, 18 Viertel Hafer und 100 Wellen Stroh.

Or. Perg. 1 Siegel weg; das der Stadt Rufach beschädigt.

40. 1537. Montag nach Reminiscere. «Marcus Rufacher, meister, vnd der Convent des Heyligen geists Spittals zu Steffansfelden» geben Hans Weber ein gut zu Heiligkreuz bei Colmar in Erblehen.

Or. Perg. Siegel des Ortes Heiligkreuz etwas beschädigt.

41. 1552. Freitag vor Bartholome. «Sigismundus Cleberger, heiligen geister ordenß conuentual zu Steffansfelt vnd zu disser zeyt confirmirter meister deß heiligen Geistes huß in Rufach», zwingt Thengen Heen von Munweiler vor dem Offizial in Altkirch die rückständigen Fruchtzinsen von 6 Viertel Korn zu zahlen.

Abschrift auf Papier.

42. 1553. Freitag nach Lätare. Der Spitalmeister Sigismund Cleberger löst von Cordula Erebssin von Mitenheim, der Priorin von «Enngel port» in Gebweiler 12 «schilling stebler gelts», die sie von dem Spital in Rufach bezog, mit einer Hauptsumme von 12 Gulden ab.

Or. Perg. Siegel ab.

43. 1557. Zinstag vor St. Katharina. Jakob Zeiger als Anwalt des Spitalmeisters Cleberger kauft von Diebolt Klee,

dem Hafener, ein Pfund Geld lastend auf seinem Haus «bey der Kornlauben».

Or. Perg. Siegel ab.

44. 1591. 10. Dezember. Jakob Ansshelm, der Schaffner, des Ordenshauses zu Rufach, erhält von Hans Schedelin 1 ℔ 11 β Geld, von einem Grundstück im «Manberg».

Or. Perg. Siegel ab.

45. 1604. 15. April. «Jakob Ansshelm als schafner des Ehrwürdigen geistlichen vnd wohlgelerten herren Claus Ritter, heiligen geist Ordens Magister zu Steffansfeldt, Wimpfen vnd Ruffach» giebt dem Rufacher Bürger Adam Kuntz einen Garten lehensweise mit dem Beding die Mauer auszubessern.

Abschrift auf Papier.

46. 1618. 4. Dezember. Christoph Leo, der Spitalmeister von Stephansfeld, Wimpfen und Rufach, verzichtet zu Gunsten des Ordenspriesters Johannes Frick auf die Meisterwürde des Hauses zu Rufach.

In nomine indiuiduae trinitatis. Amen. Tenore praesentis publici instrumenti cunctis pateat euidenter, et notum sit omnibus ac singulis, quod sub anno a natiuitate domini millesimo sexcentesimo decimo octauo, indictione decima quinta, Pontificatu sanctissimi in Christo patris et domini nostri domini Pauli, diuina prouidentia papae eius nominis quinti, die Martis, quae erat quarta mensis Decembris calendario nouo, post meridiem intra horam tertiam et quartam, admodum reuerendus dominus Christophorus Leo, ordinis sancti Spiritus et hospitalium Steffensfeldt, Wimpffen et Ruffach urbe Roma confirmatus praeceptor et magister, in mei notarii et testium infra scriptorum adhuc specialiter vocatorum et rogatorum presentia ad manus venerabilis ac religiosi fratris Joannis Frickh, praedicti ordinis sacerdotis professi, ob vitae et morum honestatem aliaque laudabilia probitatis et virtutum merita, quae hactenus in ipso enituerunt, tum etiam quod praetacta hospitalia a predecessoribus nostris ita debitis grauata exsistant, ut vix, nisi transmissis ad alia ordinis nostri monasteria fratribus, respirare possint, specialem gratiam ei facere volens, prioratum in Rufach libere, pure et simpliciter resignauit, prout omnibus melioribus modis, via, jure, ratione ac forma contulit ac resignauit curam, régimen, et administrationem praedictae domus seu prioratus in Rufach in spiritualibus et temporalibus eidem committendo, atque omnes et singulos, ad quos praesens instrumentum peruenerit, submisse rogando, quatenus praenominatum fratrem in corporalem, realem et actualem possessionem praelibati prioratus inducant inductumque defendant amoto quolibet detentore eumque ad regimen et curam domus praedictae admittant, sibique de illius fructibus, redditibus et prouentibus uniuersis integre responderi faciant. Super quibus omnibus ac singulis ego notarius infrascriptus unum vel plura, publicum seu publica, instrumentum seu instrumenta conficere requisitus. Acta sunt haec Wimpinae ci-

uitatis imperalis in monte, in stuba conuentuali hospitalis nostri ibidem anno domini, indictione, pontificatu, mense, die et hora praescriptis, praesentibus honorabilibus et honestis viris, reuerendo domino Simone Kienz, archipresbitero capituli ruralis Hagenoensis inferioris, parocho in Wansenau et Honau, ac honesto Marcello Luckh testibus ad praemissa singulariter rogatis et vocatis.

Gleichzeitige Abschrift auf Papier.

47. 1620. 20. April. «Johann Frick, Prior zuem h. Geist zû Ruffach», übergiebt dem Schuster Hans Gering einen zweiten Garten am Ordenshaus gegen einen jährlichen Zins von 4 ß Stebler im Lehen. Er soll mit Licht darin fein Sorge tragen, damit kein Unglück geschehe.

Abschrift auf Papier.

48. 1621. 13. Februar. Der Spitalmeister Johannes Frick kündet dem Lehensinhaber Schlegel von Rufach das grosse Heiliggeistlehen auf, weil es unrechtmässiger Weise in seinen Besitz gelangt ist. In Zukunft soll der Pächter entrichten: an Erschatz 100 Thaler, an Hauszins 8 ß Stebler und an Zins 32 Viertel und 150 Wellen Stroh. Die Reben zieht der Prior an sich. Der Wald darf nur mit Bewilligung des Priors benutzt werden. Ferner soll sich der Pächter verpflichten, dem Prior alle Fronfasten einen Wagen mit Holz vor die Thüre zu führen.

Papierurkunde.

II. Geschichtlicher Ueberblick.

Das Gründungsjahr 1270, das die Zinsbuchbemerkung als bestimmt angiebt, werden wir nach dem Wortlaute der ersten Urkunde wohl in Zweifel ziehen dürfen; denn das «in qua scilicet area ipsum hospitale fundatum exstat» dieser Originalurkunde spricht zu deutlich von einer früheren Niederlassung. Die Notiz von 1270 erwähnt auch noch einen zweiten Brief, der mit des Hofes Insiegel von Strassburg besiegelt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach enthielt diese jetzt nicht mehr vorhandene Urkunde die obrigkeitliche Bestätigung der bereits früher mit Wissen und Willen des Ritters Jakob von Ratsamhausen auf seinem Gute erfolgten Einrichtung des Ordenshauses in der bischöflichen Stadt; und infolge dieser endgültigen Ermächtigung mag dann wohl Ritter Jakob 1270 sein wohlthätiges Werk durch Abtretung des Baugrundes an die Genossenschaft vervollständigt haben.

Rasch erweiterte sich der Besitz durch die Schenkung der anstossenden Mahlmühle und durch Ankauf des sog. Schlupfes, der heutigen Heiliggeistgasse, und eines anstossenden Hauses. Im Jahre 1307 erhob sich schon das Kirchlein inmitten der Siedelung, für dessen Unterhalt dann 1314 der Ablassbrief er-

teilt wurde. Von dieser Zeit an führt das Heiliggeistordenshaus den Namen altes Spital im Gegensatze zu dem um 1300 von den Bürgern und dem Rate für die armen Kranken der Stadt eröffneten St. Jakobspital. Von den ältesten Vorstehern des Hauses sind nur folgende wenige Namen auf uns gekommen.

Bruder Heinrich, «meister» des Spitals 1307.
Bruder Wilhelm, «meister» des Spitals 1317.
Konrad von Geispolzheim, 1328, 1335.
Heinrich von Weisenburg 1339, 1343.
Johannes von Lauterburg 1350.
(† 1390 als Obermeister in Stephansfeld).
Ulrich von dem Nuwenmarckt 1364.

Der bedeutendste des Jahrhunderts aber war entschieden Claus Leo von Brumath 1369, 1393. Ueber ein Vierteljahrhundert leitete er die stille Siedelung am Ombache, in der er die christliche Nächstenliebe in Wort und That ausübte, nach Recht und Gewissen. «Herr claus portner war gar ein from man; wenn der zû tisch gieng, Spreche er zû den kellerin: Hand die Siechen gegessen? Sprechent Sy denn Jo, So Esse er ouch. Sprechen Sy Nein, So wolt er nit essen, Sy weren denn vor versehen vnd den Siechen essen geben. Wann das Beschehen, so esse er darnoch ouch.»[1] Bei Reich und Arm stand er daher in hohem Ansehen und zahlreich sind die Urkunden, in denen er als weiser Schiedsrichter bei streitigen Vorfällen auftritt. Die Aufzählung der Schenkungen, die in seine Zeit fallen, füllt in dem alten Zinsbuch, das er selbst angelegt hat, ganze Seiten.[2] Selbst der Adel scheute sich nicht in den Räumen seines Bruderschaftshauses Gastfreundschaft und sichere Unterkunft zu suchen. So erzählte Panthaleon Eberlin, der Stadtschreiber von Rufach, in dem Verhör von 1460, «das ein Meister Im Spittal zû zitten gewesen sig, hab geheissen Her Claus Leo; vnd als die von Schönowe vnd ander edel lút dar Inn wonung Hettent, So liess derselb Spittalmeister die Siechen In die Stube gon Im wintter vnd neme Sy dar In. Retten die Edellúte, Er solt die Siechen nit also In die Stuben gon lossen. Antwurt er Inen: liebe Jungherrn, dess Huss ist der armen siechen vnd ist nit uwer noch myn. Wenn Ir das nit liden wellen, So mogen Ir duss Bliben.[3] Ausser den Edlen von Schönau traten in jener Zeit auch «die zwen gebrüder Jungherre Matheus vnd Herman von Herenkein, Jungher Har-

[1] Rufacher Stadtarchiv. AA. 9. Zeugenverhör von 1460.
[2] Ebenda GG. 54. Register mit Holzdecke.
[3] Ebenda AA. 9. Zeugenverhör.

tung von Winzenheim, Hans vnd Claus von Merkisheim, Jungher Jösselin Burggraffe in nähere Beziehungen zum Ordenshause und seinem Meister.[1] Auch von einer Laienbruderschaft zum hl. Geiste mit dem Hause zu Rufach als Mittelpunkt wird uns aus jenen Tagen berichtet. Leider scheinen die Satzungen derselben nicht mehr vorhanden zu sein; nur das mehrerwähnte Zeugenverhör giebt uns einen näheren Anhaltspunkt in der Aussage des Henny Burckin von Orschweier, der erzählt, «wer In Ir Bruderschafft was, so die kilch zû Oißwilr verslagen oder In Bann was, das man denn holte einen priester vsser dem Spittal, der kam denn gon Olßwilr vnd wurden die lúte bestattet vnd Meß gehalten». In der Bruderschaft treffen wir nach den Regesten Wernher und Otto Rudolf von Schönau, Cleulin Surcant von Geberschweier mit seiner Familie, und «Cûni Stroßburger git ouch 1 β gelts von der zweiger gebrùder wegen Hans vnd Claus von Merkisheim, den sù besetzet hant in die brûderschaft».[2] Auf Claus Leo folgte um 1400 Wernher Nordwin aus Rufach, sowie die Meister

Berthold von Pfortzheim 1404, 1406.
Johannes von Grûnningen 1410, 1419.
Johannes von Heilbronn 1419, 1437.
Johann von Giessen 1443, 1445.
Walther Küsspfennig 1446—1450.

Walther Küsspfennig scheint ebenfalls aus Rufach zu stammen, wenigstens lässt sich im Anfang des 15. Jahrhunderts die Familie in Rufach nachweisen. Er war bereits 1439 und 1440 vertretungsweise Meister in Rufach; 1460 ist er Kämmerer des Abtes in Münster. Unter dessen Nachfolger Jost von Baden 1450—1478 brachen 1460 Streitigkeiten aus wegen der Aufnahme der Kranken und der Freiheit des Spitalhofes, die das oft erwähnte Zeugenverhör zur Folge hatten und mit der Verurteilung des Meisters endigten. Aus dem Zeugenverhör erfahren wir u. a., dass «die Bitt vom Spittal vil» auswärts zog, das Almosen zu fordern, «lilachen vnd anders», dass zeitweise auch Ordensschwestern zum hl. Geiste im Spital thätig waren,[3] dass aber meistens eine «kellerin» darin beschäftigt war, die ihren Unterhalt von dem Spital bezog und in einem Häuschen desselben freie Wohnung hatte, dass die ganze Hinterlassenschaft der Toten dem Spital zufiel, dass die Rufacher Bürger zum Nachteile des Spitals diesem oft fremde Kranke vorent-

---

[1] Nach dem Zinsbuch GG. 54.
[2] St. R. — GG. 54.
[3] «Ein Regelswester Im obgenanten Spittal Irs ordens des heiligen geistes genant die vom lamparten.»

hielten, dass sie den armen Siechen aber auch viele Wohlthaten zukommen liessen und dass der Begräbnisplatz auf dem Münsterkirchhof war.[1] Aus der Zeit der Vorsteher

Johannes Regessheim 1479, 1480,
Antenge ? 1502, 1503,
Peter Wiganter 1513, 1514,
Sigismund Cleberger 1552, 1557

ist nichts Bemerkenswertes auf uns gekommen. Wiganter war ein Rufacher Bürgersohn.

Von dem Meister Mathias Inssheimer 1573 ist uns die älteste genauere Rechnungsablage des Ordenshauses erhalten, die uns Einblick in seine Vermögensverhältnisse verschafft. Darnach hatte der Orden in Rufach «Ein Ewig Erbliches» Einkommen an Früchten von 8 Viertel Weizen, 8 Viertel Roggen, 8 Viertel Gerste und 8 Viertel Hafer von dem Ackerhof in der Eulengasse, der bereits 1400 mit den Worten Erwähnung findet; «Vnser Ackerhof git LX viertel von aller zůgehörde, es sigen acker oder matten; das sint XXX viertel gutes malkornes, XV gersten, XV habern.»[2]

An Fruchtzinsen erhob die Genossenschaft in Rufach 17 Viertel 5 Sester Korn, 2 Viertel 2 Sester Hafer; in Munweiler 6 Viertel Korn, in Heiligkreuz 6 Viertel Korn und 5 Viertel Hafer «das viertel zu 7 sester gereiht»;[3] in Gundolsheim 7 Sester Korn und 7 Sester Gerste; in Oberhergheim 6 Sester Korn und 6 Sester Hafer; in Oberentzen 8 Viertel 2 Sester Korn und 1 Viertel 4 Sester Gerste und in Logelnheim von «Michel Fross des Herrn Lasari von Schwendi Meyer 1 f. Korn.[4] Die Weinzinsen betrugen in Rufach 20 und in Orschweier 4 Ohmen, die Kapaunenzinsen brachten in Rufach 2 Stück und 1 Huhn, in Pfaffenheim 2, in Orschweier 1 und in Geberschweier 3 Stück ein, und die Geldzinsen beliefen sich auf 109 ℔ 17 β 7 ₰. Den Holzbedarf deckte das Spital teils durch den Ertrag ihrer eigenen Waldungen, teils durch die sog. Afterschläge im Gemeindewald. Eigene Wälder waren nur wenige im Besitz des Klosters. In den 12 Acker

---

[1] Vgl. auch die vorstehende Urkunde Nr. 36.
[2] St. R. — GG. 54. Vgl. Reg. Nr. 26.
[3] «Zem heiligen crutz git Hen Ernst XV viert., koufte Herre Heinrich von Wissenburg selig der meister von den Burggraffen vmb XV mark silbers» (1400). GG. 54.
[4] Dieses Viertel Korn wurde dem Orden über 15 Jahre vorenthalten und als Lazarus von Schwendi sich wieder dazu bewegen liess, es zu entrichten, da schenkte der Orden am 17. Oktober 1591 «Junckher Phillip von Kageneck, des wolgepornen herrn von Schwendi Amtmann in Kônssheim 5 Goldsonnen kronen», weil er sich der Sache angenommen hatte. GG. 58.

im Rufacher Banne, die heute noch den Namen Heiliggeistwald führen, hatte die Stadt das Aeckerichrecht und auch in den 5 Acker im Oberhergheimer Banne [1] beanspruchte die Gemeinde den «obernutzen». Ueber das Recht der Afterschläge berichtet folgende Notiz: «Es ist zů wissende, dz die afterslege in dem Hohenberge von vns sint vf genommen, alz die zwene briefe sagent, die wir do hant, die do besigelt hat der von Schônowe vnd Jungher Haneman von Steteberg, do von wir jerlich gebent in alleweg XVIII 𝔏 geltz.[2] Schliesslich besass der Orden noch drei Mühlen, die in Erblehen gegeben waren: «Vnsser mûle in der stat vnd zů sant steffen gent alle wuchen III sester korns. Vnser mûle ze Westhalden vnd die bluwelat alle fronfasten IX sester alz vor stet».[3] In wiefern der Orden mit seinen Gütern einem G e r i c h t e in Konstanz unterworfen war, habe ich nicht feststellen können; nur eine einzige Stelle im ganzen Urkundenmaterial erwähnt das auffallende Verhältnis: «Růschin Rikel ze Gundoltzheim git III viertel roken, besaste vns Claus Smit selig, der schultheis im Mûnstertal, vnd stent die gůter in dem rechenbůchelin, vnd sûllent vns briefe vber werden an dem gerichte zů Constenz, do wir ob gelegen sint.»[4]

Die Ausgaben erstrecken sich nur über den Unterhalt der Gebäulichkeiten und über die Kosten des Haushaltes. So wurde 1573 das Kloster ausgebessert, ein neues Glockentürmchen auf das Ordenskirchlein gesetzt und ein Glöckchen hineingehenkt. In die Lüfte ragte aus einem vergoldeten Knopfe ein vergoldetes Kreuz mit Mond und Sterne. Unter den Haushaltungsausgaben finden sich als interessante Posten: «Item vf Catarina vnd Pfingsten, alß man altem geprauch nach Nach gehaltenem Gottesdienst Kürwy gehalten, ist mit den Personen alß Priester, Schuolmeister, Organisten, kültwarten vnd schuoleren, dern dan iedes mohlen vf 90 gewesen, bei beiden Imbiß vfgangen vnd vertrunken worden thuet III Omen vnd 8 𝔏 16 β in Geld.[5] Item alß ich vf schriftlichen befelch H. Meisters ein schreiben durch ein krömer gon Straßburg in Steffanßfelder Hof liferen lassen, darinnen berichtet, daß der Herr Weybischoff Bähr zu Thann vff die fronfast Crucis ordinieren werd, hab ich disem geben X β. Item als vf die fronfast Crucis Anno 1602 die beide

[1] «Item hand wir X juch. holtz in obern Hercken bann, das do Rúschen seligen was» (1390). GG. 54.

[2] St. R. — GG. 54.

[3] Ebenda.

[4] Ebenda.

[5] Dieser Posten kehrt von Jahr zu Jahr wieder. Die Gastmähler wurden später bald in der Wirtschaft zum Salmen, bald auf der Ratsstube abgehalten.

Herren Conuentualen Nicolaus Harsch vnd Jacob Neher alher gon Rufach kommen vnd zu Thann sich ordinieren laßen, seindt sie Im vff vnd abziehn bei mir einzogen, haben 4 mahl bei mir genommen thut II ₰ V β. Item alß der Erwürdig, Andechtig vnd Geistlich Herr Heinrich Großkopff, bestettigter Prior Heiligen Geist Ordens vnd Hauses albie zu Rufach den 16ten Augusti A° 90 alher kommen vnd possessionem genommen, seindt mit Ir Erwürden albie gewesen Herr Hanß Textor, Conuentual zu Steffansfelden, Herr Vlrich Bertsch Notarius vnd burger zu Straßburg, Herr Adam Betz, Jörg Schmitt der Kutscher vnd sein, gedachts herrn Vlrichs, Haußfrawen, ist von dem 16ten Augusti bitz vf den 20ten gemelts Monats zu allem vfgangen vnd verzert worden XV ₰ XVIII β III ₰.» Bei derselben Gelegenheit erhielt der Stadtschreiber 2 Goldgulden zum Geschenk und die beiden Stadtkapläne je einen. Der Kaplan Jakob Bader wurde ausserdem mit einem «Priester Rock» bedacht, wozu gebraucht wurden 8 Ellen «schwartz gefündt lindisch thuech Jede ele pro 19 batzen, Sodan zum fuotter 4 elen Türkisch grobgrünen die Ellen pro 19 batzen» [1]

Grosskopf wurde 1594 Obermeister der Häuser Stephansfeld, Wimpfen und Rufach. Das Haus in Rufach aber verwaltet von da an der Schaffner Ansshelm, der als Besoldung jährlich 7 Viertel Korn und 30 ₰ in Geld bezog und die Kapaunenzinsen auf eigene Rechnung erhob. Der Schaffner verblieb ebenfalls unter den beiden Obermeistern Nikolaus Ritter 1601—1606 und Nikolaus Harsch, 1607, 1614.

Das Ratsprotokoll vom 11. März 1614 berichtet: «Vorderist Ist der heilig Geist ordens Kirch halben geredt worden, weil anietzo die heillig Geist ordens herren allhie, ob man nit zu Inen schicken vnd begeren solte, angesehen daß die Statt die Kirch zu St. Steffan zu bauwen viel mühe vnd arbeit damit haben müessen, daß ebenmessig die Kirche In der Statt In ehren gehalten werden solte»; [2] und es wurde beschlossen, den Orden zu zwingen, ihr Kirchlein in Ordnung zu stellen. Wirklich begann in demselben Jahre ein gründlicher Umbau der Siedelung, dessen Kosten sich auf 1140 ₰ 2 β 2 ₰ beliefen.[3] Am St. Katharinentag 1614 fand die feierliche Wiederaufnahme der gottesdienstlichen Verrichtungen in dem Neubau statt. Aber diese Unternehmungen, Misswirtschaft und Missjahre hatten den

[1] St. R. — GG. 58. Die Kapläne versahen den Gottesdienst im Kirchlein.

[2] St. R. — B.B. 35.

[3] «Ime Mahlern für ein Crucifix In die Kirche vnnd den Heyligen Geyst ausswendig ahm Gabel zu machen zalt V ₰», GG. 58.

Vermögensstand des Hauses, der ohne dies schon seit Jahren wankend geworden war, so heruntergebracht, dass die «hospitalia . . . ita debitis gravata . ., ut vix . . respirare possint» der Ernennungsurkunde des Priors Frick von 1618 für keine Niederlassung vielleicht zutreffender war, als gerade für die der Stadt Rufach.

Mit dem 30jährigen Kriege hören die Nachrichten über das Spital im Rufacher Archiv fast völlig anf. Der Prior Frick starb in den Schwedenwirren 1634, und 1651 suchte der Priesterbruder «Mathias von Steffanfelß» die Verhältnisse neu zu ordnen. Das Ordenshaus in Ruffach sank zum einsamen Zinshof herab und teilte von nun an Freud und Leid mit dem Mutterhause in Stephansfeld, wohin die Erträge flossen und wo sie auch verrechnet wurden. Die Vorsteher in Rufach führten zwar noch den Namen Prior, so Nikolaus Collot † 1704, Anton Poiffaut 1709, 1737 und Franz Joseph Ziss 1746—1791; aber ihre ganze Arbeit erstreckte sich nur über die Beaufsichtigung der Zinsen und Einnahmen; von einem Spital war keine Rede mehr. Die Stadt Rufach aber hatte das Recht, «das wan in der Stadt oder Bahn Ein Kindt hingesetzt oder gefunden würdtt, das man solche Kindter denen H. von Staffelfelten hinundter schückht vnd solche Herren seindt schultig, solche Kindter anzunemen, auff zue Erziehen vndt zu Erhalten; auch seindt dieselbe Herren schultig, den Bodten, so solche Kindter von dem Rath anvertraut werden, hinunter zue tragen, zue Ehren.[1] Auch der Kultus in dem Kirchlein war schon vor der Revolution fast erloschen, wie wir aus folgenden Andeutungen in dem Zinsbuche des Priors Ziss ersehen. «Es werden alle woch Zwey heillige Messen in der heilligeister Capelle gelesen, aber werden nicht aplicirt, sondern Monathlich Eine Mess pro fundatoribus. Auch wird Jährlich am pfingst Montag eine predig in der Capelle gehalten. Es war jährlich eine predig auf Catharina Tag; weillen Es aber Kein feyrtag Mehr ist und Niemand Erschinen ist, so ist siter dem Jahr 1750 Keine Mehr gehalten worden.»[2]

Die Güter und Gebäulichkeiten kamen am 29. Dezember 1791 durch die Revolutionsmänner zum Verkauf. Was noch davon zu retten war, ging nach der Revolutionszeit mit den Ueberbleibseln von Stephansfeld in den Besitz des Bürgerspitals in Strassburg über.[3] Das Kirchlein zum hl. Geist steht heute

---

[1] Pfarrarchiv Rufach. Urbar, S. 476.

[2] St. R. — GG. 57.

[3] Im Spitalarchiv zu Strassburg ist unter Nr. 11541—11551 das Urkundenmaterial unseres Rufacher Hauses seit dem 30jährigen Kriege aufbewahrt. Es sind dies Rechnungsablagen und Prozessakten.

noch, ist aber in ein Wohnhaus umgebaut; und die Fruchtzinsen, die im 15. Jahrhundert auf der Spitalmühle lasteten, sie sind merkwürdigerweise heute noch dem Eigentümer des in eine Oelmühle umgewandelten Besitzes eine unliebsame Bürde.

Nachtrag

zur Geschichte des Deutschritterordens im Jahrb. XIV.

Im Staatsarchiv zu Basel befindet sich in den Klingenthaler Papierurkunden Nr. 59 nachfolgendes Verzeichnis der Bewohner des Hauses Suntheim aus dem Jahre 1293: Rudolf, Comtur in Suntheim, Bruder Vhlrich Vintcost, Ein Priester vnsers Ordens, Wernher von Drinckherßheimb, Heinrich von Pfaffenheim, Syffrid von Straßburg, Wernher von Alßweyler ritter. Ein Schuldenbuch der Bürger von Rufach aus dem 15. und 16. Jahrhundert (Stadtarchiv, FF. 18) nennt ausser den genannten Komturen von Rufach noch:

Niclaus Barner 1491.
Johann Meissen 1501, 1506.
Ludwig (von Pfirt ?) 1506.
Egide Koltenbach 1529.

Auf Seite 55, in Z. 4 ist Weynadten statt Weyandten zu lesen.

Th. W.

Bei meiner gelegentlichen Anwesenheit im Sekretariat des Spitals, um Einsicht davon zu nehmen, wurden mir Schwierigkeiten bereitet, dass ich unverrichteter Sache wieder abreisen musste.

IV.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von **F. X. Kraus.**

Mein Geburtstag fällt genau auf den 29. September 1800; meine Taufe, wie mir aus einem alten verlornen Pfarrschein erinnerlich, auf die Mitte Oktober. Meine Eltern bewohnten das zweite Stockwerk der Wohnung des Pfarrers Zabern, Nikolausstaden, vier Häuser westwärts ab von der Nikolauskirche. Ein gewölbter Durchgang, zu dem Bocksgässchen und dem Bürgerhospital führend, besteht gegenwärtig noch; das einfache Haus hat alle Zeitenstürme überdauert.

Meine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an das Münster und die Thomaskirche, die man beide von unserer Wohnung, und noch bequemer von der Bühne aus nordost- und nordwestlich übersah. Ein erklärter Hang zu romantisch-mittelalterlichen Eindrücken mag von dieser ersten Fernsicht datiren; der nicht gerade schöne doch liebliche Illfluss fast unter unsern Fenstern und der damals verwahrloste Staden dazwischen entwickelten meinen Hang zu Wasserlandschaften. In den spätern Knabenjahren fand diese frühgenährte Anlage in verwegenen ländlichen Nachenfahrten auf der östlichen Ill, zwischen grünen Weideninseln reichliche Nahrung.

Im Hause selbst kam mir Liebe in der elterlichen Familie und Verhätschelung in der Küche des verwittweten Pfarrers Zabern entgegen. Ich war ein frühentwickeltes Kind, das leider durchaus nicht leistete, was es in der ersten Zeit versprach. Mit zwei Jahren konnte ich deutsch lesen, kurze Zeit darauf ertheilte mir der Vater Unterricht im Schreiben und setzte mich

dazu, liebreich besorgt, auf einen erhöhten Drehstuhl vor seinen eignen Sekretär. Er stammte aus einer Colmarischen patrizischen Familie, war mit einem alttestamentarischen Taufnamen Samuel Jakob bedacht, was ihn dem Spott seiner republikanisch-revolutionären Verwandten und Strassburger Freunde aussetzte. Seinen Vater hatte er frühe verloren, seine Mutter sich mit einem, wie es scheint, wenig gebildeten Chirurgen in zweiter Ehe verheirathet. Samuel Jakob wanderte frühe nach Strassburg aus, verlebte die unheimlichen Revolutionsjahre im Banquierhause Zollikofer (die Abkömmlinge vertauschten ihren ächt deutschen Namen in Solicofre), lief als Nationalgardist und muscadin Gefahr, auf dem Rheine unter den Batterien von Kehl ertränkt zu werden und sprach von jener unseligen Zeit mit kaum verhehltem Abscheu. Er war ein Voltairianer und doch dem mysteriösen Ahnungsgebiete nicht fremd, woraus er nicht ungern dem heranwachsenden Knaben Erfahrungen — nach seiner Meinung unwiderleglich — zur Beherzigung übergab. Mir ist unstreitig etwas davon in Fleisch, Blut und Geist übergegangen.

Er verheirathete sich, 28jährig, anno 1793, in ziemlich kärglichen Verhältnissen. Meine Mutter war nicht ganz mittellos; aber ihr früher bedeutendes elterliches Vermögen war durch die Revolutionsjahre zusammengeschmolzen, und ich hörte sie mehr als einmal nicht ohne schmerzliche Rückblicke von ihren früheren Jahren sprechen, als Luxus und Ueberfluss sie umgab. Sie gehörte einem Zweige der vielverbreiteten Familie Röderer an; ihr Vater war Juwelier, seinem Bildniss zufolge ein stattlicher Mann, der Brüdergemeinde zugehörig. Seinen religiösen Sinn hatte er auf diese Tochter Maria Dorothea vererbt. Sie war ein Kind dritter Ehe, ein jüngerer Bruder ihr in Gesinnung und Gesittung ziemlich unähnlich. Aus erster Ehe stammte ein Sohn, der in Neuwied sich niederliess, eine Engländerin aus guter Familie (Foster) heirathete und in seiner weitausgedehnten Nachkommenschaft, zum Theil in Herrenhut und andern sächsischen Gegenden, zum Theil in Russland fortlebt. Die Schreckensjahre verdüsterten das Gemüth meiner Mutter. Mein Grossvater Röderer starb in der Angst und Unruhe; er hatte einen nahen Anverwandten Heinrich Rausch, einen hiesigen Rentbeamten des Prinzen von Darmstadt, auf dem Schaffot enden gesehen; er hielt sich, nicht grundlos, für dasselbe Loos bestimmt. Meine Grossmutter folgte ihm schnell nach. Den heruntergekommenen Umständen der elternlosen Kinder verdankte vielleicht mein Vater seine eheliche Verbindung.

Er war von Grund aus eine naive, ehrliche Natur. Dem Kampf ums Dasein war er nicht gewachsen. Meine Mutter, so streng religiös und opferfähig sie war, machte ihm dennoch

darüber Vorwürfe; sie sah voraus, dass ihren Kindern, drei Knaben, schwere Tage bevorständen. Unsre Kindheit und erste Jugend zu erheitern, that sie, was in ihren Mitteln und Kräften stand. Als in den späteren Kriegsjahren des ersten Kaiserreichs durch die kommerziellen Verhältnisse des Vaters und zwei Blokaden Strassburgs noch mehr Lücken in dem modesten Kapital und Einkünften sich auswiesen, wurde sie heroisch, verdeckte das Fehlende vor Verwandten und Publikum; dass wir nicht in Dürftigkeit versanken, verdankten wir allein ihrem haushälterischen Sinne. Ihre zarte Gesundheit brach darunter zusammen; aber wir waren gerettet und bewahrt vor einem unausbleiblich scheinenden Schiffbruche.

Allein ich eile den Begebenheiten vor. Von meiner Wenigkeit habe ich einem neuerworbenen Freunde zu sprechen gelobt. In meiner engbegränzten Lage spiegelt sich doch ein kleines Seitenquartier meiner bizarren Vaterstadt Strassburg ab.

Den Geist am Anfang des 19. Jahrhunderts mag ein Zug charakterisiren, den ich zwar nicht mit eignen Augen ansah, aber von meinen ehrenhaften Onkeln vernahm. Die Geburt und Taufe meines Bruders Eduard, der, etwa 14 Monate jünger als ich, im November 1801 das Licht erblickte, fiel in die Zeit einer grossen Wassersnoth; der Keller unsrer Behausung sollte und musste aber, obgleich er unter Wasser stand, Wein zum Taufschmause liefern; Bütten bildeten einen improvisirten Nachen, und von der muthwilligen Fahrt aufgeregt, begossen die Schiffenden einen beliebten rothhaarigen Haushund, Sago, die bevorstehende Taufhandlung symbolisch ironisirend mit der Kellerfluth. Meine arme Mutter war über den Vorgang dermassen erbittert und erschrocken, dass sie für die künftige Laufbahn des Unmündigen alles Böse vorauskündete. — Der treue «getaufte» Hund blieb indess unser Liebling, und leistete in den unvermeidlichen, glücklich überstandenen Kinderkrankheiten mir und meinem Bruder Gesellschaft.

Der Pfarrer, bei dem wir im obern Stockwerk zur Miethe wohnten, — eine kurze gedrungene Gestalt, eine ernste beinah abschreckende Perrückenfigur, aus dem vorigen Jahrhundert in die neue Zeit herüberverirrt, gehörte der streng orthodoxen lutherischen Geistlichkeit an und war in seiner rationalistischen Gemeinde nicht beliebt, weil er oft vom Teufel predigte, die Texte seiner Reden fast einzig dem alten Testamente entlieh, und den neumodischen Stil perhorrescirte. Er hatte die Taufhandlung an meinem Bruder vollzogen, wenig ahnend, dass hinter seinem Rücken das Sakrament karikirt worden. Den heranwachsenden, wilden Täufling liebte er nicht; mir war er gewogen, liess mich in seine mit alten Klassikern besetzte Bi-

bliothek eintreten und beschenkte mich bisweilen mit alttestamentarischen Bildern. Seine Köchin Salome gab mir, wenn ich sie in ihrer Werkstatt besuchte, schwarzes Hausbrod mit Salz bestreut; sie wusste, dass ich dies, wie die magern Kühe, als Leckerbissen zu schätzen wusste; denn hungrig war ich immer. Unsre Mutter hielt uns systematisch sehr knapp. Dem französischen durchreisenden Militär, das oft bei uns einquartiert wurde, musste ich hold sein; die braven Leute theilten mir von ihrem Kommisbrod mit, und von ihren rohen schnurrbärtigen Lippen lernte ich die ersten französischen Brocken.

Meine erste deutsche Lektüre warf sich, nach Anweisung meiner Mutter, auf Weisse's Kinderfreund, Gellert's geistliche Lieder und Fabeln, Raff's Naturgeschichte für Kinder. Durch den Kinderfreund wurden mir die städtischen Verhältnisse Leipzig's und der Familienglieder des Verfassers zur unumstösslichen Realität, lange konnte ich nicht begreifen, dass die Leipziger Thore nicht mit den unsrigen konkordirten; Weisse's Knaben und Töchter wurden mir zu ersehnten Brüdern und Schwestern. Die kleinen Dramen und Singspiele der Sammlung agirte ich im Stillen. Auch mit Herrn Spirit wünschte ich nähere Bekanntschaft, obgleich er mich eingeschüchtert hätte. Mit dem Raff'schen holzschnittartig abgebildeten, wilden und zahmen Gethier konversirte ich gern; Gellert's geistliche Lieder verwerthete ich als Hausgebet, seine Fabeln waren bis in mein zehntes und elftes Jahr Musterbilder einer Gattung von Poesie; dem Lafontaine, den ich etwa in demselben Alter in einer französischen Pension zu radebrechen anfieng, war ich, das muss ich retrospektiv gestehen, durchaus nicht gewachsen.

Auch hier bin ich wieder unwillkürlich in meiner Entwicklungsperiode zu schnell vorangeschritten. Bereits im vierten Jahre wurde ich zu einer sogenannten «Madam» geschickt; es waren dies ganz von jeder äussern Aufsicht freie Kinderbewahranstalten, Knaben und Mädchen bunt untereinander gemischt: dem dort erteilten ABCschützen Unterricht war ich meilenweit vor; man steckte mich in eine Primär-Pfarrschule, neben St. Nikolai; auch hier wurde der Unterricht, in einer und derselben Klasse, Knaben und Mädchen ertheilt; es mochten wohl an die neunzig vom Hundert bis ins zehnte Jahr hinauf sein, unter der Leitung der Schullehrer Hirzel und Hasselmann, der letztere Vater eines spätern, hellenisirenden tüchtigen Professors im protestantischen Seminar. Meinen Mitschülern und Mitschülerinnen war ich, der jüngste, in allen Theilen weit voraus, der erste der Klasse, was meiner angebornen Eigenliebe eine verderbliche Nahrung gab. Dieselben Räume bestehen noch in demselben alterthümlich hinfälligen kaum über-

tünchten Hause; ich gehe nie daran vorüber, dass nicht die Erinnerung an die Kinderjahre lebendig würde. Freilich wäre es besser gewesen, in einer angemesseneren, härteren Probeschule meiner intellektuellen Entwicklung eine weitere Aussicht zu gewähren; für das Fragmentarische meines ganzen Lebens wurden solche Verhältnisse damals schon zur Grundlage.

Im Herbstmond 1807 machte ich meine erste grössere Reise; mein Vater führte mich zu Verwandten und Freunden in der kleinen Landstadt Colmar und an den nahen Logelbach. Von früheren Landpartien entsinne ich mich noch ganz wohl eines Aufenthalts zu Rothau im Steinthal mit meiner Mutter; ich war zwischen zwei und drei Jahr alt und erkannte ganz wohl, dreizehn Jahre später, die Wirthsstube, worin wir unser Nachtquartier aufgeschlagen hatten und erinnerte mich der Schelten meiner Mutter bei einem Bache, in dessen Wasser ich eine Gerte getaucht, um unsere Begleiterinnen zu bespritzen.[1] Ein Jahr darauf brachte ich wieder mit meiner Mutter eine Saison in Baden zu. Der Hirsch war unser Gasthof. Verschiedene Glanzpunkte dieses halb ländlichen Aufenthalts habe ich in treuem Gedächtniss bewahrt, vor allem ein Konzert in dem Lichtenthaler Frauenkloster und die nachsichtige Zuvorkommenheit, die mir, dem ungezogenen Knaben, von einigen älteren Herrn zu Theil ward. Namen und Figuren dieser würdigen Kinderfreunde sind mir immer noch gegenwärtig; auch die Konturen der herrlichen Gegend prägten sich in mein empfängliches Gehirn. Bei spätern Ausflügen und längerem Aufenthalt traten diese halb erloschenen Stadt- und Landschaftsbilder wie neugefirnisste Gemälde wieder hervor. Die Favorite mit ihrer Umgebung und ihren geschichtlichen Erinnerungen, die Säle des Rastatter Schlosses mit ihren Hirschgeweihen und Türkenwaffen, der Engel hoch auf der Zinne hatten mich gefesselt, und das Echo, das ich zum erstenmale in meinem kaum angetretenen Leben dem neuen Schlosse in Baden gegenüber vernahm, tönte lang in meinen Ohren wieder, es schien eine bekannte Stimme, die mich nach Jahreslängen an demselben Orte wieder grüsste. Ein an derselben Stelle von einem splendiden Badegast abgebranntes Feuerwerk liess mir einen unauslöschlichen Nachglanz. Ein Jahr darauf hospitirte ich, wieder mit meiner Mutter, in Bad Niederbronn. Ueberaus deutlich zeichnen einzelne Szenen auf diesem Frühhorizonte sich ab: Promenaden in die nahen Wälder und ein Ausflug zu Wagen in das Schloss von Reichshofen, woselbst ein generöser Badegast uns unter anderen Leckerbissen mit Johannisbeeren und Spät-

[1] Frau Notar Zimmer und ihre Tochter.

kirschen bewirthen liess und ich eigenwillig die letzteren bevorzugte.

So war ich denn auf der Reise in die eigentliche Vaterstadt Colmar schon mit den altfränkischen Diligencen oder Landkutschen bekannt; aber eine neue Welt ging mir in dem Herbstleben und den für ein Strassburger Stadtkind wildfremden herbstlichen Spässen auf. Das Herbstanstreichen war eine beliebte Neckerei, die der Betroffene als eine Gunst anzunehmen hatte, wenn eine jugendliche Frau oder ein Mädchen sich dieselbe gegen einen Knaben, Jüngling oder Mann erlaubte. — Ich nahm die Sache höchst tragisch, als ein hübsches Mädchen mir mit den zerquetschten Rothbeeren von hinten her mit beiden Händen über die Wangen fuhr. Doch liess ich mich ebenso leicht wieder begütigen und fand ein halbes Jahr darauf in der mutwilligen, etwas ältern «Feindin» eine improvisirte Schwester.

Es ward nämlich in dem elterlichen Hause beschlossen, dass ich, bevor man mich einem strengeren Schulunterricht in der ungesunden Heimathsstadt hingebe, einige Zeit in einem geeigneten Landaufenthalt bei aufmerksamen Freunden verweilen sollte. Dazu ward ein einfaches Landhaus am Logelbach, einem Ableitungskanal der Fecht, etwa eine halbe Stunde von Colmar, bestimmt. Es ist dies die eigentliche nur zu kurze Idylle meiner Kinderzeit. Dorthin ward ich im Frühjahr 1808 einquartiert, in eine Familie, deren Mitglieder aus einem in den Ruhestand versetzten Offizier, seiner Gattin, einer würdigen, thätigen Matrone, und zwei Töchtern von etwa zehn und zwölf Jahren, Amalia und Minna G . . . ., bestanden. Die Hausmutter war zum zweitenmal verheirathet; der Sohn, ihrer früheren Ehe entsprossen, stand im aktivem Dienste als Husaren-Unteroffizier. — Die beiden Mädchen, meine halbtantenartigen Gespielinnen, waren, die ältere von Blatternarben verwüstet, die jüngere in frischestem ersten Jugendglanze; es war in jedem Sinn eine liebliche Erscheinung; schnippisch, aber, in fest eingehaltener Grenze, liebevoll. Die Schwestern hingen am abwesenden damals in Strassburg garnisonirenden Bruder mit rührender Neigung; er war ihr tägliches Gespräch; selbst der Stiefvater vergötterte den «Helden».

In wenig Tagen ward ich zu einem Gliede des echt patriarchalischen Hauses. Allein darf ich ein durchaus wahres Bekenntniss ablegen? Mehr als die kaum gewonnenen neuen Freunde kettete mich hier mit unsichtbaren Banden die herrliche Gegend. Der angeborene Hang zu Naturgenüssen erwachte in dem kleinen Knaben wie eine heftige Leidenschaft, deren Fülle ihn jetzt, nach einem langen Lebenslaufe, noch durchströmt. Die eine halbe Wegstunde südwestlich aus der

Ebne beinahe schroff emporsteigende Vogesenkette, mit Hohlandsburg und anderen Bergschlössern gekrönt und umgürtet, die vielversprechende Einfahrt in das Gregorienthal, dann weiter westlich die wunderlieblichen Wein- und Waldberge bis zu den drei Schlössern von Rappoltsweiler hinüber, das war unstreitig ein herrlicher Anblick, auch den unerfahrenen, nichtgereisten Unmündigen aufzuregen fähig; aber dass im Grund eine doch leblose Natur, eine für den Knaben noch von Erinnerungen unbestrichene Tafel, ihn von dem Lebenden abzieht, ist einem instinktiven Fanatismus zu vergleichen, der weniger auffallend und lobenswürdig als abnorm und egoistisch erscheinen dürfte. Das komfortable Herrenhaus, mit Ackergerät und Mühle, einfachem Zier- und Obstgarten mit angrenzendem Rebengelände, das klare Bergwasser, die schattenspendenden aromatischen Nussbäume vor der Brücke, dieser ganze liebliche Vordergrund, die fruchtbare angebaute Ebne in südlicher Richtung waren keine unwürdige Zugabe zu der grossen Bergnatur, die den Horizont gegen Westen sperrte. Der städtische Knabe konnte sich dem kaum verhehlten Eindruck hingeben, ohne dem Spotte zu verfallen. Mittheilsam war er nach dieser Seite keineswegs, er zog es vor, wenn er dazu nur leichthin aufgefordert wurde, seinen älteren Schwestern von dem grossen Strassburg und dessen Herrlichkeiten zu erzählen, einer Neigung zur Grosssprecherei folgend, die, wäre sie später nicht unter dem Drang der äusseren Umstände und den Eingebungen des gesunden Menschenverstandes erlegen, den Erzähler zu einem Exemplar seltsamen Aberwitzes gestempelt hätte. Aber es blieb, Gott sei Dank, eine vorübergehende Verirrung; von der «wiederholten» Residenz am freundlichen Logelbach blieb dem später so oft und hart Gemassregelten die unverwüstliche Vorliebe für Berg und Thal, für Schlossruinen, Weingelände und Obstgärten und silberklare Bäche. Als bei späteren Neubauten und Gründung industrieller Gebiete der modeste Ackerbausitz am Logelbach in grösserem Komplexe aufgieng und ich ein Vierteljahrhundert später in dieselbe Gegend mich verirrte und nichts von allem liebgewonnenen wiederfand, da hätte sich mein Schmerz gern in unmännliche Thränen aufgelöst, nur hat leider die sehnsuchtsvollste Erinnerung noch keine Zauberformeln zur Wiederbelebung der Vergangenheit gefunden.

Meine Mutter besuchte mich am Logelbach; mit ihr und dem Eigenthümer des ländlichen Besitzthums besuchte ich zum erstenmal das nahegelegene Münsterthal und die historische Kienersche Papiermühle, Voltaires Aufenthalt im Jahre 1754. Während der Fahrt im Thale wuchs mit jeder Wendung des Wegs mein Staunen, meine Verwunderung; da ich im hintern

Theil des Wägelchens hingekauert sass, machte ich meinem Gefühl durch improvisirtes halb unterdrücktes Jodlen Luft; kaum haben mir in spätern Jahren die schönsten Schweizerreisen einen lebhafteren, genussreicheren Eindruck hinterlassen. Auf der Papiermühle erwartete uns eine ächt oberländische Nergelei. Der Amphytrio, ein Freund meines Vaters, liess den Gästen mit zerschnittenem Papier vermischte und zusammengeknetete Maccaroni auftragen; die Mutter fühlte bei dem ersten Bissen etwas unheimliches; ich hatte, wie gewöhnlich, tüchtig drauf los gegessen. Der Gastgebende machte selber in Eile dem Spass ein Ende und beruhigte die für den Magen ihres Knaben besorgte Mutter.

Mehr als ein Dezennium später fand ich noch den alten Herrn Kiener an Ort und Stelle; er erlaubte sich keine derartigen Spässe mehr mit dem majorennen Jüngling und begnügte sich, lokale Voltairianische Anekdoten, ächte oder apokryphische, aufzufrischen und mich mit seinem Haus- und Lieblingsaffen zu unterhalten. Ich verdanke dem alten Herrn in seinen etwas vernachlässigten Prachtgärten und bei seiner Fontaine einige recht genussreiche Stunden und habe mir auch erlaubt, solche Erinnerungen in der fragmentarischen Folge des Nouveau Candide zu verwerthen. Es liegt in der Gastfreiheit der Oberelsässer für den Städter des Unterrheins etwas eigenes, fröhliches und rührendes; bei Verwandten und Freunden meines Vaters habe ich solches besonders im Münsterthal in einem Grade erprobt, der mich noch jetzt beschämt, da ich in meiner damaligen Lage nur ganz spärlich dieselbe erwidern konnte. Jedesmal, wenn ich die verflossenen Jugendjahre überschaue, ergreift mich neben wohlgefühltem Dank für vielerwiesenes Gute, das ich mit Affenmünze und Versen bezahlte, ergreift mich ein schwer zu analysirendes Gefühl, und ich werfe mir die Frage auf, ob ich einem «eignen» Sohne, wäre er mir zu Theil geworden, solche genussreiche Ferien gestatten oder nicht geradezu, bei dem Hinblick auf perfide Bemängelung, versagen würde?

Ich wage nicht zu bestimmen, ob mich meine Mutter geradewegs in die Moorstadt nach Hause mitnahm, oder ob mir nicht vergönnt blieb, längere Zeit das dolce far niente zu halten. Ich vermuthe das letztere; denn mehrere Bekanntschaften in der Nachbarschaft, dem Logelbach entlang, stammen aus der frühesten Zeit meines dortigen Natur- und Traumlebens. Fluss- oder vielmehr bachabwärts bestand schon die Hausmännische Fabrik, nicht in derselben Ausdehnung, doch schon bedeutend genug, um neben den grossen industriellen Anlagen des Münsterthals, neben Mülhausen und Gebweiler genannt zu werden. Eine Tochter des berühmten Hauses, in weit vorge-

rückteren Jahren als ich, gewann den naiven Knaben lieb und erkundigte sich auf seinen späteren Wegen nach ihm, als sie schon den Namen Madame Jordan führte. Wenige meiner noch lebenden Freunde vermuthen wohl, wie wohlthätig solche Anklänge, wahre Glockentöne aus alten Tagen, an mein nicht verknöchertes Herz, an meine nicht ganz dem Taubsinne verfallenen Ohren schlagen.

Ich kann den Logelbach nicht verlassen, bevor ich noch eines bizarren Umstandes erwähnt, der so recht die verzwickt gemischten Zustände des Elsasses kennzeichnet. Der Müller, ein Pächter des Hausherrn, war katholisch; sein ältester Knabe widmete sich dem geistlichen Stande. In offenem Felde, dem Landhause gegenüber, errichtete dieser künftige Priester einen zwar kleinen, aber durchaus korrekten Altar, mit allem sakramentalischen Zubehör und pittoresken Blumenschmuck; an diesem improvisirten Feldaltar wollte er Messe lesen und lud uns, meine Adoptiv-Schwestern und mich, zu dem, in seinem Sinn, ernsten Gottesdienste. Nicht zweimal liessen wir uns bitten und wohnten der Ceremonie bei. Nun bitte ich zu bemerken, dass dieser Akt neugieriger Toleranz von zwei Mädchen ausgieng, deren Bruder in kaiserlich soldatischen Diensten stand, und die, so gut wie ich, im lutherischen Glauben auferzogen waren. Ich kann mich, nicht enthalten, dabei des Götheschen Epigramms zu gedenken, worin der Dichter mit seiner Lauge «die neupoetischen Katholiken» übergiesst. Was hätte er bei dieser reellen Entweihung eines heilig gehaltenen Kultus von den partizipirenden Kindern gesagt oder gedacht? Die schönen Tage von Aranjuez waren indess für mich zu Ende. Zum Gebrauch der reinen französischen Sprache zu gelangen, sollte ich einer «legitimistischen» Privatpension eines Lothringers, des Herrn Grandmougin übergeben werden. Ein geschwisterkindlicher Vetter, August Boehm, ein hochbegabter Knabe, etwas älter als ich, besuchte sie, war im Französischen wohl bewandert, durch seine Anwesenheit in dem gepriesenen Institute mit hochstehenden Familien, z. B. den Söhnen General Schauenburg's in Verbindung gekommen, bisweilen nach Geudertheim in das luxuriöse Schloss geladen; genug dorthin, in dieses Bastardinstitut, sollte ich mich einbürgern, «weil mir das Französische noch spanisch vorkommen würde». Der Abstand zwischen dem idyllischen Oberländerparadiese und den engen, finstern Schulstuben in der Kalbsgasse war so gross und ich, der friedliebende, den landüblichen Nergeleien der ältern Schulgenossen zum Anfang so sehr ausgesetzt, dass ich mit wahrem Heimweh an die kaum verflossene Zeit dachte. Ueberdies war die Pension durchaus nicht, weshalb man dieselbe berühmte,

das Französische erlernte man zwar durch den täglichen Gebrauch mit den Schulkameraden; aber mit dem eigentlichen soliden Unterricht war es, wo nicht schlecht, doch sehr mittelmässig bestellt. Im Lyzeum und im Gymnasium wurde Latein besser dozirt; von Griechischem war keine Rede; Geographie und französische Geschichte wurden aus stereotypen Heften diktirt; die letztern mit streng legitimistischen Anschauungen; die Elemente der Arithmetik und Geometrie wurden ganz ungenügend von einem verkümmerten Praktikanten vorgetragen; Kalligraphie und Zeichenkunst war leidlich. Ich erholte mich einmal in der Woche, des Abends, an der protestantischen, deutsch gehaltenen Lesestunde; aber auch diese gieng ein, da die Schüler durch den monopolistischen Druck des Lyzeums sehr abgenommen hatten. Der deutsche Lehrer verstand weniger von meiner Muttersprache als ich. Auch mit der Sittenreinheit des Instituts unter den ältern Kameraden war es nicht zum besten bestellt. Es war kein glücklicher Geist und eine noch unseligere Konsequenz, die mich vierthalb Jahre in dieser Atmosphäre hielten. Freilich der Grund zum reinen geläufigen Französischsprechen war gelegt, und Fragmente aus Racine's Tragödien häuften sich damals schon in meinem willigen Gedächtniss.

Ein Ereigniss im Innern unsrer Familie überraschte mich unversehens. In der stärksten Winterzeit des Jahres 1809 kam meine Mutter in die Wochen; ich wurde während der Uebergangszeit bei meinem Onkel Boehm in der Nachbarschaft geborgen; allein das war kein lieblicher angenehmer Aufenthalt gleich dem Logelbach; in einem altertümlichen, unheimlichen Hause wurde ich in ein eiskaltes, einsames Zimmer gebettet und hatte hinlänglich Musse, mich innerhalb schlafloser Nächte nach der traulichen Familienstube zu sehnen. Aus dem dritten Jahre meines Kinderlebens war mir die Erinnerung meines bald nach der Geburt verstorbenen Brüderchens geblieben; ich hatte die kleine Leiche mit Lenzblumen umkränzt im niedlichen Sargkästchen gesehn und auf den Gottesacker begleitet; ein seliger Eindruck lebte einige Tage in mir fort; dann verschlang das tägliche Frohleben diese etwas ernsten Frühlingssinne. Nun trat, gleichsam zum Ersatze des gestorbebenen, ein neuer kleiner Bruder in unsre Mitte; ich begrüsste ihn freudig in derselben Wiege, welche die frühern geborgen. Aber froh war ich besonders, aus dem gespensterhaften Hause des Oheims in unsre Wohnung zu kehren; sie lag nicht mehr am Nicolaistaden; seit zwei Jahren hatten meine Eltern eine weniger enge hart neben dem Bürgerhospiz bezogen. Das Haus gehörte zur Verwaltung des Spitals; ein ziemlich weiter Hof

mit anstossendem Gärtchen gewährte den Kindern hinlänglichen Raum für ihre Spiele; im Hof zogen wir unter improvisirten Baracken eine Heerde Kaninchen gross; der Garten war hinreichend für unsern einfachen Blumenflor und für nächtliche Illuminationen, die wir mit entwendeten Lichtstumpen auf kleinen Palissaden zwischen Johannisbeerstauden und Rosenbüschen in Festnächten zurichteten. Auch die Elemente der Feuerwerkskunst betrieben wir im abgeschlossenen Quartier vorsichtig und im kleinsten Stile.

Südlich, auf etwa 50 Schritte unsrer Wohnung gegenüber, lag die ehemalige nun zum anatomischen Amphitheater umgewandelte Hospitalkapelle, ein unheimlicher Anblick, und etwas weiter der alte, hohe, astronomische Thurm, auf dem Strassenpflaster durch einen ogivalen Bogen durchbrochen; ein zweiter alter Thurm von ganz verschiedener Gestaltung, mit runder Bedachung, weniger hoch und zur Wohnung benutzt, begrenzte südöstlich den Blick; östlich dehnte sich, mit Ogivlucken durchbrochen, ein oblonges Tabaksmagazin; der ganze unregelmässige polygonale Platz hatte ein wahrhaft mittelalterliches Aussehn; die wenigen baufälligen Häuser am Eingang des sogenannten Goldgiessen stimmten zu dem Ganzen. In dieser Spitalwohnung verlebten wir Kinder fünf Jahre lang unsre glücklichste Zeit. Den heranwachsenden dritten Bruder lehrten wir zum Theil sprechen und ergötzten uns an seinem kindlichen Lallen.

In dem Boehmschen Hause wurde vom Hausherrn, einem tüchtigen Chemiker und phantastischen Alchymisten, die Küche sehr oft zum Laboratorium umgewandelt; und wir ergötzten uns an den alchymistischen Experimenten, wobei für den Goldsuchenden viel baare Münze in Rauch aufgieng. — Onkel Boehm, der Gemahl einer ältern Schwester meiner Mutter, entwickelte sich nach und nach zu einem Haustyrannen; aber seine Erfindungsgabe blieb ungeschmälert; er ist der primitive Urheber des Saffianpapiers. Sein Landgut auf dem Wacken hatte er theilweise mit Vorwerken zu einer Leinenfabrik umgewandelt; auch dort verbrachten wir Kinder, ein Vetter und zwei Cousinen, vergnügte Tage; nur hatte ich das Unglück, wenige Monate nach der Geburt meines jüngsten Bruders, während wir einen Reihenkranz anhuben, von einem Wachthunde, der wüthend seine Kette zerbrach, am linken Fuss ergriffen, auf dem Boden unter dem Zetergeschrei der Spielgenossen herumgezerrt zu werden, bis Hülfe kam. Ich trug eine tiefe Wunde davon, die mich Monate lang an das Zimmer fesselte, mit Höllenstein gebeizt wurde und noch jetzt eine wüste Narbe am Unterbein weist. Die Geduld kostete mir wenig;

war ich doch von der leidigen Pension eine Zeit lang befreit; die Mutter erwies mir zehnmal mehr Sympathie als ich verdiente; die Cousinen besuchten mich; meine Rekonvalescenz verlief zum Theil auf dem Wacken, in freier Luft, und unter meinen Mitschülern war ich von der Zeit ab der Held einer Aventure.

Das kaum entwickelte Kind ist schon, seien wir aufrichtig, ein höchst niederträchtiges Wesen. Wenn die Pietisten behaupten, der Keim aller bösen Eigenschaften liege im menschlichen Herzen und müsse mit allen Mitteln, die zu Gebote stehen, niedergekämpft werden, so sind sie fürwahr in völligem Rechte. Die optimistische Ansicht, die Kinder seien kleine Engel und würden nur durch den Kontakt mit der äussern Welt verschlechtert, ist ein barer Unsinn.

Mein Vetter trat aus der legitimistischen Anstalt, in die er mich zum Theil hineingeschmuggelt hatte; die eigentlichen Gründe seines Vaters wurden mir nie erklärt. Offiziell fand man die Unterrichtsweise allzu mangel- und lückenhaft; August Boehm ging in die halbweg bürgerliche protestantische Anstalt Redslob über, deren Inhaber als Prediger an der Nikolai-Kirche und Professor der Philosophie am protestantischen Seminar später einen erspriesslichen Wirkungskreis ausfüllte. — Mein Vetter, um drei Jahre älter als ich, theilte mir manches aus seinen neuerworbenen Elementarkenntnissen und Ansichten mit; ich habe viel von ihm gelernt und neben der Gellertschen und Weisseschen Disziplin manches gute und schlechte durcheinander gelesen; auch an den Lekturen meiner Mutter im Lafontainischen Romanfache und an den Schriften der Madame de Genlis nahm ich Theil. Ritter- und Banditenromane sagten mir weniger zu; doch machte des Herrn Vulpius «Meisterstück» Rinaldo Rinaldini, eine Zeitlang einen nicht unbedeutenden Eindruck. Die splendiden Schilderungen morgenländischer Szenerie waren für meine lebhafte, wenig geregelte Phantasie etwas ergötzendes; seitdem wurden sie freilich durch unzählige Reiseberichte in Schatten gestellt, vergessen; und wenn ich jetzt z. B. Löhers mittelländische Inselgemälde vornehme, denke ich nur mit Erröthen an jene primären Farbenaufgüsse zurück.

Meine erste für mich grosse Reise fällt in den Septembermonat 1810. Basel war das Ziel. Dorthin brachte mich in einer herrlichen Postchaise ein jüngerer Bruder meiner Mutter, Onkel Röderer. Es war ein blühender Dreissiger, Wittwer seit einem halben Jahre. Er hatte das Herz eines der anerkannt schönsten Mädchen Strassburgs gegen den Willen der Anverwandten der Geliebten erobert, hatte sie als Gattin heimge-

führt und nach kurzer Ehe im ersten Wochenbette verloren. Das liebliche Angesicht der jungen Tante zog mich an; aber noch jetzt ist mir nur die blaue starre Leichenmaske, die man unvorsichtig vor dem Knaben enthüllte, gegenwärtig; und noch jetzt sind mir einzelne Worte einer tiefgefühlten Leichenrede im Gedächtniss. Nach einjährigem landüblichen Wittwerthum und einer Zerstreuungsreise in das mittägliche Frankreich war der lebenslustige Handelsmann auf eine zweite Ehe bedacht. Wenig Monate, bevor er diese Verbindung einging, machte er eine Geschäftsreise nach Basel und nahm mich sowie seinen künftigen Schwager als kleinen Reisekumpan mit. Es waren selige Tage. Die Lustfahrt ging durch das herrliche badische Land, der Schwarzwaldkette entlang. Bei der ungemein milden günstigen Jahreszeit erbat ich mir das äussere Bänkchen zum Aufenthalt und schwelgte im Anblick der bald lieblichen, bald grandiosen Bergnatur, unwillkürliche Vergleiche mit der Münsterthaler Spazierfahrt anstellend; nur warf ich lüsterne Blicke in die Wein- und Obstgärten an der Strasse und hatte mir unwillig statt der raschen Postreise irgend einen Verzug in dem ländlichen Paradies erbeten. — Basel überwältigte mich; vom Balkon der drei Könige und dem blauen wilden Rheinstrom vermochte nur die sinkende Nacht mich zu trennen. Die Terrasse vor dem Münster, die alterthümlichen Häuser und Plätze, die Wechsler- und Kaufmannsbuden, wohin mich der Onkel, seine Geschäfte besorgend, mitschleppte, die Fratze auf dem Rheinbrückenthurm prägte sich für immer meinem Gedächtnisse ein; bei späteren Durchreisen oder Besuchen in Basel gedachte ich dankbar dieses ersten Ausflugs in eine mir fremde Welt. Auf die badischen Gebirge heftete ich wahre Sehnsuchtsblicke; wusste ich doch, dass wir sie bald aus dem Gesichte verlieren würden. An der fremden luxuriösen Wirthstafel liess ich mir wohl sein; der Onkel übte eine verständige Nachsicht und war vielleicht etwas maliziös darauf bedacht, mir den Unterschied mit der Strassburger Hausmannskost zu Gemüthe oder vielmehr zum Magen zu führen.

Abends besuchte er das Theater; dieses Vergnügen liess er mich nicht mitgeniessen; ich vermuthe fast, dass er in Basel und in Colmar nur darauf bedacht war durch laut geäusserte Spottreden über die «performanies» (?) seine Superiorität als «Grossstädter» an den Tag zu legen, und dass er sich vielleicht mit seinem Begleiter einige Ungelegenheiten zuzog. Die ausgelassenen Herren Strassburger kamen stets sehr früh nach Hause

Ich war in eine einfache Nebenkammer verwiesen und ergötzte mich bis spät in die Nacht am Rauschen des Stroms.

Mein Unschlittlicht zu löschen, entschloss ich mich ebenfalls nur spät; ich schien mir doch etwas vereinsamt in dem wildfremden grossen Gasthofe. Die Erinnerung an die reichlich genossenen köstlichen Weintrauben begleitete mich in meinem festen durchaus nicht gespensterhaften Schlummer.

Die Tagreise nach Colmar freute mich weniger, die Einförmigkeit einzelner Parthien machte mich beinahe ungeduldig, waren es doch ebenfalls meine beiden Gönner; den Postillonen wurde grösseres Trinkgeld zum Schnellerfahren versprochen. Zu Colmar fand ich mich wieder auf bekanntem Boden, im Gasthof und bei väterlichen Verwandten. Am folgenden Morgen liess mich der Onkel nach dem Logelbach wandern, und ich genoss eine längere Herbstvakanz in dem zu zweiter Heimath umgewandelten Landhause. Diesmal fand ich dort den älteren Sohn, den Husaren-Unteroffizier, der aber die meiste Zeit in Colmar mit einem gleichfalls en congé weilenden Kumpane verbrachte. Auch der Gunst dieser Waffenbrüder hatte ich mich zu erfreuen. In die réglements militaires warf ich neugierige Blicke und hörte das gegenseitige Examen mit an, dem sich, um nicht aus der Uebung zu kommen, die Husaren sehr oft unterwarfen.

Der Kamerad Herr Ringis — so hiess der Sohn erster Ehe der Frau Graf — brachte bisweilen eine Begleiterin mit, die sich als «Verlobte» einführte, aber wie ich späterhin zu wissen bekam und verstand, nur eine temporäre Verlobung eingegangen war. Man drückte im patriarchalischen Hause die Augen zu; es war vermuthlich etwas ganz gewöhnliches und verzeihliches.

Mein Reisetermin war abgelaufen; ich begab mich wie ein selbständiger Junge in der Diligence nach Strassburg und erinnre mich nur, in dem widrigen Kasten einen jungen Aspiranten für die école orientaliste des dragmans gesehen zu haben; er war der Löwe der weit zusammengewürfelten sechs Personen zählenden Gesellschaft; eine junge ebenfalls allein reisende Dame zeichnete den künftigen Orientalisten vor den andern gegenwärtigen Männern aus, beneidete ihn um seine künftigen Wanderfahrten. Als wir, fast am Ziel der Tagereise, bei der «Meinau» anlangten, war viel von dem reich gewordenen und berühmten Besitzer, dem «Späher» Schulmeister, die Rede. — Da sich einer der Anwesenden etwas herb über das métier ausliess, schnitt ihm der «Aspirant» das Wort ab, und erklärte apodiktisch: «avec l'ennemi tout est permis». Die Sentenz wollte meinem naiven Rechtsgefühle nicht munden; allein den Wortstreit aufzunehmen, geziemte mir nicht; dazu war ich zu schüchtern und allzu kindisch. Ich sollte späterhin viel tiefer in das Leben «des Grafen von Meinau» eingeweiht wer-

den; die Persönlichkeit, moralisch mir zuwider, übte dennoch die Magie der Romantik auf meine befangenen Sinne.

In die Tretmühle der Pension fand ich mich nie ganz zurecht, aber ich bequemte mich in das Einerlei. Was mich besonders in den düstern Räumen anwiderte, war der Pönalkodex der Anstalt. Die körperliche Strafe der Ruthe kam dabei in Anwendung; ich darf mich hier des näheren nicht erklären, ohne den Zartsinn meiner etwaigen Leser zu beleidigen. Sehr selten wurde zwar zur förmlichen Execution geschritten: nur ist mir die empörende Szene, die einen badischen Freiburger betraf, noch mit allen Détails in dem Gedächtnis geblieben, das Motiv aber durchaus entschwunden. — Genug, der arme Schulknabe widersträubte der Hand des Scharfrichters, d. h. des Chefs der Anstalt, welcher sein brutales, barbarisches métier selber ausführte. «Je le dirai à mon père!» rief der heulende, vor Scham und Zorn glühende Junge! — «Ah! tu le diras à ton père», erwiderte der Executor, und verdoppelte die Schläge. — Nur in einer französischen Winkelanstalt mögen derartige Szenen sich zutragen, geduldet oder vertuscht werden, doch ich vergesse die Szenen in der englischen Schule von Eton u. s. w. Einen lebenslänglichen Abscheu trug ich davon, konnte nie durch Freiburg ziehen, ich hätte denn des winselnden Opfers gedacht; und als ich zum erstenmal in den Geständnissen Rousseaus etwas Analoges las, ward mir die Verzweiflung des gestraften Jean Jaques klar wie der Tag.

Mein zweiter Bruder Eduard war einer protestantischen deutsch-französischen Erziehungsanstalt übergeben; sie war humaner, doch in intellektueller Beziehung, glaub ich, kaum ausgezeichneter wie die «Kalbsgasse»; doch funktionirte unter den Präceptoren ein späterhin berühmt gewordener Gelehrter, Jakob Matter; und die Frau des Pensionschefs rühmte sich ihrer Abkunft — vielleicht de la main gauche — aus einer altadligen französischen Familie. Höchst romaneske Umstände hatten die Arme während der Revolutionszeit wie eine Schiffbrüchige nach Rothau im Steinthal verschlagen; dort lernte sie ein Unterbeamter des Hauses Dietrich kennen, freite um sie, heirathete sie und errichtete mit ihr die Strassburger Primäranstalt hinter St. Nikolai. Woher sie auch stammen mochte, die Exilirte besass unstreitig Ton und Manieren der guten Gesellschaft, bildete fast einen Kontrast mit ihrem Herrn Gemahl und mochte in früherer Jugend andre Säle gesehn oder erträumt haben als die Schulstuben und die Küche ihres Wirkungskreises.

Aus mir unerklärten Ursachen wurde mein Bruder im Frühjahr 1811 aus dieser Pension gezogen und zu einem

rüstigen, witzigen, pädagogischen Pfarrer Vierling nach Lampertheim versetzt. Mir erwuchs dadurch ein kaum gehoffter, kaum geahnter Genuss. Mit meinen Eltern, bisweilen mit meiner Mutter allein, zog ich zu Fuss oder auf einem modesten Wägelchen nach dem lieblichen Lampertheim. Das wohlhäbige Dorf liegt anderthalb Stunden nordwestlich von Strassburg, in der Richtung von Mundolsheim, zwischen Wiesen, Obstgärten, Reben und Ackergrund. Der kleine Suffelbach windet sich in sanften Krümmungen zwischen Erlen durch die fruchtbare Aue. An das komfortable Pfarrhaus, dessen Bau von den Zeiten der Darmstädter Prinzen datirte, stiess ein Gärtchen, für mich damals ein grosser Garten, mit Laube, Obstbäumen, Blumen- und Gemüsebeeten; hart daran in südlicher Richtung die Suffelmühle, von einem katholischen Müller bewohnt. Die Simultandorfkirche und der Gottesacker begrenzten ebenfalls den Pfarrhof mit Nebengebäuden südlich; alte, schattendichte Nussbäume zierten Hof und Brunnen: für mich eine Idylle, fast wie Logelbach. Freilich fehlten die Gebirge; aber im Presbyterium wohnten Persönlichkeiten, die mich womöglich noch mehr anheimelten als die Oberländerfreunde. Ich schätzte meinen Bruder überselig, unter Pfarrer Vierlings Leitung zu stehen. Ich erfuhr, dass seine Lehrstunden, durch mannigfache Scherze belebt und gewürzt, nie ermüdeten; dass die Lekture im Garten auswendig gelernt, für Spaziergänge in der hügelreichen Umgegend die ungebundenste Freiheit herrschte, und zwei Schulkameraden die benöthigte Lebhaftigkeit in das Stillleben brachten. Die Frau Pfarrerin war eine noch jugendfrische Matrone und eine unverheirathete Tochter die ältere Schwester und Aufseherin der Knaben. Die sommerlichen und herbstlichen Freuden des Pfarrhofes theilte ich, so oft es mir vergönnt wurde; meine Eltern wollten sich augenscheinlich nicht von mir trennen oder konnten bereits die sehr mässigen Pensionspreise nicht mehr erschwingen, anders erkläre ich mir nicht meinen dahingezogenen Aufenthalt in der städtischen Anstalt. Hierselbst fand man, vielleicht nicht mit Unrecht, dass meine reine französische Aussprache vielfach auf dem Lande verfälscht wurde. Die partheiische Liebe meiner Lehrer ging auf die Neige.

Das famose Kometenjahr 1811 brachte mir an dessen Abschluss ein militärisches Schauspiel. Mit meinem Vetter August Boehm führte mich der Vater bei anbrechender Nacht auf den Polygon zu den Schiessübungen der garnisonirenden Artillerie. Herumgedrängt stand, in gehörig abgezielter Distanz, eine beträchtliche Zuschauerzahl; wir Knaben ergötzten uns nicht wenig an den parabolisch aufsteigenden und niederplatzenden

Leuchtkugeln; als aber durch spezielle Vergünstigung mein Vater Eintritt in die eigentlichen Batterien gewann, fühlte ich mein Ohrenfell so grässlich erschüttert, dass ich unwillkürlich wie im Kreisel mich herumgeschleudert fühlte, ich bat, aus der höllischen Atmosphäre bis auf weiteres entfernt zu werden.

Draussen standen im Nachtdunkel Marketenderbuden, wo wir uns vergnüglich thaten; vom blauen Nachthimmel herab funkelte die unzählige Sternenschaar, theilweise vom Kometenschweif verhüllt oder überstrahlt.

Nachtruhe fand ich keine bei später Nachhausekunft; meine erregten Nerven wurden erst mit der Morgenfrische beruhigt.

Mit dem Frühjahr 1812 ging mein ausgesprochener Wunsch in Erfüllung; ich sollte zu Pastor Vierling kommen, mein Bruder in die Quarta des protestantischen Gymnasiums. Man erlaubte mir, den Brief des Pfarrers zu lesen: «Sie zerreissen mir das Herz, schrieb er an die Eltern, indem Sie mir Eduard fortnehmen; — er war uns allen teuer geworden . . . Ihren ältern Sohn werden wir mit elterlicher Sorge empfangen, doch will ich Ihnen nicht verbergen, dass er bei mir nicht den vielfachen Unterricht findet, den er in der Stadt genoss. Schicken Sie immerhin Ihren Liebling; Gott wird alles hoffentlich zum besten wenden.»

Der Abschied in der Stadt war peinlich. — Der Pensionschef, im tiefinnigsten beleidigt, übergoss mich mit ächt wälscher Lauge. Er hatte die Mutter darauf aufmerksam gemacht, dass ich in Lampertheim mehrere bis jetzt eingehaltene Unterrichtsstunden, u. a. das Zeichnen nicht vorfinden würde, darauf antwortete ich unbedachtsam «dass ich nach der Natur zeichnen würde». Ein Hohnlächeln umzog den Mund des «Inquisitors». Meine Mutter wurde feuerroth, bat um Beibehaltung der bisherigen Gönnerschaft und die Erlaubniss für ihren Sohn, bei jeder Visite in der Stadt ein ihm liebgewordenes Haus mit Chef und Kameraden besuchen zu dürfen, was auch generös gewährt, aber kaum ein oder zwei mal benutzt wurde, indem man mir beim zweitenmal nicht gerade die Thüre wies, doch deutlich zu verstehen gab, dass ich mein bischen Französisch verlerne. Auch mochte meine Protestanten-Qualität schon damals vermerkt worden sein.

In Lampertheim ging mir ein neues Leben auf. Ich bepflanzte ein mir eigen zugewiesenes Gartenbeet und fasste es ein mit den üppig sprossenden Frühlingspappelzweigen. Kleine Vögel durfte ich hegen; sie gediehen aber wenig unter meinen Händen, und ich hatte die bittersüsse Lust, die entseelten zu begraben, vor meinen Kameraden mit einer Sterberede und einem selbstkomponirten Leichengesang zu begleiten.

Ich dachte, es sollten dies die Vorübungen sein zu meinem künftigen Pfarrersberufe. — Wie weit ist auch hier der Apfel vom Stamme gefallen!

Ein vierter Pensionär trat im Laufe des Sommers als erfindungsreicher Kumpan in unsre Mitte. Er war der Sohn des Strassburger Notars Zimmer, um $^3/_4$ Jahr jünger als ich, aber in mechanischer technischer Gewandtheit, in Anlagen zur Musik und zum Gesang um Dezennien voraus. Ueberdies war er das Kind begüterter Eltern. Ich wurde ausgestochen, darf aber die Hand aufs Herz legen und behaupten, dass auch nicht die kleinste Anlage zum Neid in mir sich kundgab. Meine Mutter, eine Jugendfreundin von Frau Notar Zimmer, hatte von meinem fröhlichen Landleben in der Nähe der Stadt gesprochen und die Eltern des kleinen Tausendkünstlers bestimmt, ihn mir beizugesellen. Louis Zimmer verfertigte kleine aerostatische Ballons, die nicht immer sich gleich gut füllten, aber seine Fertigkeit in physikalischen Experimenten andeuteten; er war ein Feuerwerker und entwickelte später diese Anlage für Pyrotechnik in ganz ungewöhnlichem Grade; er war ein Tischler und unerschöpflich im Erfinden neuer Werkzeuge und Geräthschaften; die Scheune wurde zur Werkstatt umgewandelt, in der Nähe des Brunnens eine künstliche Fontäne angelegt. — Das alles genossen wir andre mit; eine Gunst aber, die mir allein widerfuhr, das war, meinen Busenfreund hin und wieder ins Schloss zu Oberhausbergen begleiten zu dürfen und dort eine herzliche Aufnahme zu erfahren.

Oberhausbergen liegt an der südlichen Biegung des langgestreckten niedrigen Rebhügels, der sich von der Mundolsheimer Kirche bis in die ununterbrochene Ebne von Eckbolsheim und Wolfisheim hinzieht. Der Fuss- und kleine Fahrweg führt am östlichen Abhang des Hügels hin; im Dorfe selbst bildete das ländlich-städtische Besitzthum der Familie Zimmer den nördlichen Eingang. Eine hohe baumgekrönte schattige Terrasse stiess an eine Zimmerflucht, die mir in jener Zeit wie fürstliche Prunkgemächer in herrlichem Glanze sich zeigten und gewaltig abstachen gegen das modeste Pfarrhaus von Lampertheim und meiner Eltern Wohnung in der Stadt. Ein Saal, der auch in Strassburg für ein Prachtwerk galt, enthielt einen grossartigen Spiegel, worin bei geöffnetem Fenster das Münster, die Kirchen, die höhern Häuser, die Wälle der Stadt sich photographisch abzeichneten. — Ein einfaches, aber nettes Badezimmer zierte ein Untergeschoss; geräumige Remisen und Keller, Obst- Zier- und Gemüsegärten hoben sich nördlich und östlich vom Schloss ab. Ausnahmsweise ward uns erlaubt, die Nacht im Herrschafts-Schlosse zuzubringen; meist aber wan-

derten wir beiden Knaben in der Abenddämmerung den stundenlangen Weg in das heimathliche Kosthaus. Trockne Rebblätter und aus Maronen gehöhlte Pfeifen verkürzten den Weg durch verpönten Genuss.

Ausser seiner vielgewandten Thätigkeit hatte Louis Zimmer noch eine andere Eigenschaft oder Fertigkeit voraus. Er war bereits ein kleiner Jäger, manipulirte seine Jagdflinte ganz geschickt, und wenn er nach Vögeln schoss — was mich jedesmal im Innern ergrimmte — sollte ich zusehn. Den Vorrang gewann ich ihm nur in einem Bereich ab: sonderbar genug, der so vielfach begabte Knabe war im eigentlichen Sinne geistig faul, wenn es zum Erlernen von irgend einer Aufgabe, zum Schreiben auch des kleinsten Pensums, zum Anhören auch der kleinsten Lektion kam; Sprachen, Historie, Geographie waren ihm im Grund der Seele verhasst; er bequemte sich nur zum Allernöthigsten; er dillettirte höchstens in Puppenspielen und Feenmärchen, ein ernsthaftes Buch in die Hand zu nehmen, kam ihm nicht in den Sinn.

Der Pastor hatte eine aus seinen Studentenjahren stammende belletristische Bibliothek, worin ich nach Herzenswunsch herumstöbern durfte. Gellerts Lustspiele und Romane, Schröders Weltgeschichte und die Dichter aus dem 18. Jahrhundert stunden meiner Lesewuth offen. Herr Vierling war ein für jene Zeit in der That vielseitig gebildeter Mann, kein gründlicher Latinist und Hellenist, aber dem Elementarunterricht, den er mir geben wollte, ganz gut gewachsen; er liess mich das erste Buch der Eneide bearbeiten, es deutsch übersetzen und eine Abschrift dieser frühzeitigen Stilisirung meinen verwunderten Eltern vorlegen. Griechische Grammatik, die Fabeln des Phädrus und einige Verse der Evangelisten durchging ich mit ihm; nicht viel blieb mir von diesen ersten Proben des griechischen Reichthums. Hier und später im Gymnasium, sogar auf der Akademie, wurde viel versäumt. Unnütze Zeit verschwendete ich an deutsche Reichsgeschichte, ich begriff den Mechanismus nicht, und er wurde mir nicht klar gemacht. Fruchtbringender waren die arithmetischen Exerzitien; der Pfarrer übte uns im Kopfrechnen. Diese erlangte Fertigkeit ging bei mir leider später in die Brüche.

Im Laufe des Sommers, die eigentliche Epoche wüsste ich nicht mehr genau zu bestimmen, kam in unsre Hausübungen eine Unterbrechung, die den andern angenehm, mir keineswegs erwünscht schien. Pfarrer Vierling mit Gemahlin, mit Frau Notar Zimmer und einem Strassburger verwandten Pfarrer nahm eine dreiwöchentliche oder monatliche Vakanz zu einem Ausflug nach Mannheim, von dort dem Neckar entlang

nach Stuttgart, wo einer seiner Söhne, wenn ich nicht irre, bei Cotta konditionirte, von dort ab nach Schaffhausen und Basel. Unwillkürlich musste ich mich fragen, warum meiner guten Mutter eine solche Erholung nicht gegönnt wurde, unwillkürliche Vergleiche zwischen der Lage der Eltern meiner Kameraden und der meinigen anstellen. Als später Herr Vierling mit vieler Sorgfalt die innegehaltene Reiseroute beschrieb und kalligraphisch in nettem Bande der vornehmeren Reisegefährtin übergab, wurde mir die Bevorzugung meines Gesellen auffallend klar. — Ein ähnliches Gefühl musste meine Eltern befallen; in nächstfolgenden Jahren lockerte meine Mutter mit beinah kränklichem, systematischem Eingreifen die kameradlichen Bande und gab mir aufrichtig das Grundmotiv an. Ich musste ihr Recht geben; nur knickte dieses allzufrühe Eingreifen in gesellschaftliche Zustände und Verhältnisse die Knospen meiner Jugendblüthen.

Ich eile den Zeiten voraus. Das Jahr 1812 bleibt mit rosenrothen Zügen in meinem Kinderkalender eingezeichnet. Nichts erfreulicheres als jene Herbsttage in Lampertheim. Es war kein Elfer Jahr, und die Reben im Kochersberg — daran stiess ja das Weingut des Pastors — bieten keine Trauben wie die Colmarer Gelände. Aber die Septembertage waren durch eine Gegenwart verschönert, die mir in meiner frühzeitigen Entwicklung immer noch wie ein schönes Traumbild vorschwebt. Pfarrer F., welcher an der Rhein- und Schwabenreise des vergangenen Sommers theilgenommen, war der Vater zweier mit uns ungefähr in gleichem Alter stehenden Mädchen, die als Nichten von Pfarrer Vierling öfters Lampertheim besuchten, bisweilen an unserm Unterrichte sich betheiligten, und von uns allen als liebenswürdige, heitere, zutrauliche Gespielinnen rasch geschätzt wurden. Emilie, die ältere, nicht im mindesten schön zu nennen, behandelte mich mit einer schwesterlichen Zuneigung, die meinem liebebedürftigen Gemüthe beinah unentbehrlich wurde, und die leider in diesen Herbstferien ihren temporären Gipfelpunkt erreichte. Die Mädchen wurden nach einem an der Traubenpresse verbrachten Abend in die Stadt zurückberufen, und ich habe sie in den nächstfolgenden Jahren nur in langen, langen Zwischenräumen, in total veränderten Verhältnissen wieder gesehen. Es ist mir von diesem kindlichen kurzen Zusammenleben, diesen Spaziergängen auf Wiesen und in Reben und in nahen Dorfschaften, mit Onkel und Nichten, nur die schmerzlichsüsse Sehnsucht nach Schwestern in meiner elterlichen Wohnung geblieben. Dramatische Szenen aus diesem ephemeren Arkadien wüsste ich kaum zu melden, es sei denn das einmalige Begegnen der Dorfheerde, welcher der Heerdestier majestätisch voranschritt, bei unserem Anblick

Miene machend, die untergeordnete Harems-Schaar zu belassen und sich den kleinen Städtern entgegenzuwerfen. Ich geleitete schnell die geängsteten Mädchen hinter einen Obstgartenzaun, mit einer, ich hoffe, nicht übelstehenden Protektorsmiene, und erntete den stummen Dank ein. Auch einer Rückkehr der lieben Mädchen mit den Eltern nach der Stadt weiss ich mich noch deutlich zu entsinnen; der Weg führte längs dem abendlichen Erlenbach hin, und beim Abschied drängte sich das Leid der Scheidenden unwillkürlich in ein paar Worte zusammen, welche von ihrem Onkel nachher noch einigemal zu ihrer Bestürzung hervorgebracht wurden. Mit meinem schüchternen Wesen drängte ich frühe schon jedes überwältigende Gefühl zurück; kann aber bei dieser Poesie der Entsagung doch ausrufen: Auch ich war in Arkadien geboren.

Der eintretende Winter von 1812 fiel zusammen mit dem unheilvollen Rückzug aus Moskau. Auch in unserm engen Kreise blieb der Gegenstoss fühlbar. Im Pfarrhaus verfinsterten sich die Gesichter und es wurde einem Kinderblicke sehr klar, dass der Pastor den besuchenden Ackersleuten gegenüber eine erheuchelte Ruhe und Vertrauen auf die Regierung zur Schau trug. Für mich brachte die frühe, ungewöhnliche Kälte einen Umschwung in das allzu liebgewordene idyllische Verhältniss. Ich hatte noch einigemal die Eltern' zu Fuss in der Stadt besucht und war dem Nordwind ausgesetzt zurückgewandert in das ländliche Heim. Auf den überfrorenen Wiesengründen ward zum erstenmal das Eisschuhlaufen versucht. Die winterlichen Reize der Landschaft lernte ich schätzen wie die früheren Genüsse; doch im wilden Schneegestöber des Dezembermonats und im ungeheizten nördlichen Schlafzimmer überfiel mich ein bedenkliches Fieberfrösteln; zwar wurde ich prophylaktisch in das Zimmer der Pfarrerin eingebettet, allein die benachrichtigten Eltern holten mich eiligst ab, und in der Weihnachtswoche ward mein Eintritt ins Gymnasium beschlossen. Ein Professor dieser Bürgerschule, bei dem meine Eltern seit kurzem sich eingemietet hatten, nahm ein Examen mit mir vor, erklärte mich für die Tertia fähig, und so wurde ich mitten in einem Semester wieder in eine mir fremde Umgebung geworfen. Der Abschied von Lampertheim war peinlich; der Pastor hatte uns mit seinem fröhlichen Grusse beim Aussteigen aus der Kutsche bewillkommt — und nun ging die Scheidung vor sich. Dass ich mit kommenden Sommermonden den Lehrer und den Pensionsgenossen, je mehr je lieber, besuchen sollte, ward beschlossen; ruhiger sagte ich Lebewohl, und betrat gleich am folgenden Tag die zahlreiche Schulklasse, zugleich mit einem Verwandten, Kroeber, aus Markirch.

Meinen Mitschülern war ich in den meisten Fächern, im Französischen absonderlich, weit voraus, und ich konnte bereits an Ostern in eine höhere Klasse befördert werden; auch dort überflügelte ich die meisten meiner älteren Kameraden. Meine befriedigte Eigenliebe versöhnte mich mit dem Stadtleben; ich ging im Lernen auf und war, soviel ich mich erinnere und ich mich rühmen darf, von Lehrern und Knaben wohlgelitten; der nicht sehr strengen Disziplin mich zu fügen, fiel keineswegs schwer; aus dieser frühen Gymnasialzeit stammen einige kameradschaftliche Verbindungen, die sich für das ganze Leben bewährten. Als stehende Erinnerung aus diesen ersten öffentlichen Lehrjahren bleiben mir Streifereien mit meinem jüngeren Bruder durch Feld und Wald, auf einige Stunden hinaus, in nord- und südlichen Revieren von Strassburg. Wir waren leidenschaftliche Schmetterlingsjäger und Raupenzüchter, eine von Lampertheim überlieferte Passion; auch die Blechkapsel zur elementaren Herbarisation hing abwechselnd auf unserm Rücken, so durchzogen wir die Waldungen von Brumath und von Neuhof; mit primitivem spartanischem Proviant versehen und in ebenso primitiven Dorfschenken für einige Groschen saures Bier oder klares Wasser eintauschend. Unsere sonst so besorgliche Mutter überliess uns für diese Ausflüge eine unbegrenzte Freiheit, die aber auch nie zum geringsten Missbrauch oder zu einer erheblichen Ungelegenheit führte. Wir ergötzten uns an den spöttischen oder aufmunternden Zurufen der auf der Hauptstrasse vorbeifahrenden Passagiere. Noch ertönt in meinen Ohren der Ausspruch eines Stockfranzosen, der zu seiner Frau sagte: «Ce sont des attrapeurs de papillons» und der Vorwurf der nunmehr verheiratheten Pfarrerstochter von Lampertheim, die uns in der Nähe ihres von uns diesmal umgangenen Heimathdorfes antraf. Wir wollten uns vermuthlich von unserm Schlaraffenleben nichts und keinen Zoll breit abmarkten lassen.

Das Ende des für die französische Armee verhängnissvollen Jahres 1813 nahte. Die alliirten Heere standen geschaart am rechten Rheinufer; für unsre bedrängte geängstigte Vaterstadt eine traurige Periode, für uns Knaben eine bewegte, nach vielen Seiten hin anziehende Zeit. Die Elastizität der kaum abgelaufenen Kinderjahre lässt mitten in der Bedrängniss keinen eigentlichen Kummer aufkommen. Die anwachsende Garnison belebte für uns Kasernen und Strassen; die soldatischen Uebungen der Nationalgardisten auf Wällen und öffentlichen Plätzen nahmen uns mehrfach in Anspruch; freilich sahen wir theilnehmend die Besorgniss der Mutter um die gehörige Proviantirung, beklagten den Vater, welchem als Kapitän der frequente Wachtdienst bei erschütterter Gesundheit beschwerlich fiel; er wurde

im Laufe des Dezembers vorübergehend vom Spitaltyphus ergriffen, und später erst erklärte ich mir den gewichtigen, tragischen Sinn vieler Aeusserungen der beiden Eltern.

Mit dem Dreikönigstage 1814 begann die Blokade der Stadt; vorhergehende tragi-komische Szenen, besonders an die Einquartierung anknüpfend, bildeten gleichsam den Prolog zu dem beinahe vier Monate sich fortspinnenden Drama. Gegenwärtig ist mir noch der Zornausbruch einer nicht unschönen Dienstmagd, die von einem französischen Douanier ungebührlich geängstet wurde; ebenso sehe ich noch mit den Augen des Geistes das abendliche Hereintreten in unsere Wohnstube einer eleganten, in Spitzenrobe gekleideten jungen «Wäscherin», die sich auf der Stelle bei der Frau Professorin Braun so sehr einzuschmeicheln wusste, dass man ihr ein niedliches eingeheiztes Zimmerchen gastlich anwies. Die Szene nahm eine ungeahnte Wendung am andern Morgen. Es hatte sich die lebensfrohe Halbdame von einem adäquaten eleganten Offizier in das Schauspielhaus abholen lassen, war mit ihm in unser Quartier zurückgekehrt, hatte den temporären Liebhaber nicht fortgeschickt und musste nun die Scheltworte der puritanischen Hausfrau mit in den Kauf nehmen. Sie suchte sich stante pede eine liberalere Wohnung, zog aus und warf im Fortgehn der Dienstmagd ein beträchtliches Trinkgeld zu, schied somit zwischen Fluchen und Danksagung. Im Laufe der Blokade begegnete ich mehrmals auf der Strasse dem üppig schönen Weibe, das mich Kleinen aber nicht einmal eines wegwerfenden Blickes würdigte.

Als ich am Vorabend der Belagerung und noch an den ersten Tagen in mehreren Familien die Angst und Bekümmerniss, das Einpacken und das Verstecken des Silbergeschirrs und anderer werthvoller Gegenstände mit ansehen musste, wurde mir immer mehr der Ernst der Lage klar. Auch die Vorkehrungen in den Gymnasialräumen gegen das ansteckende Fieber durch eine hässliche Essenz von Gayton Morvaux fielen beschwerlich. Zum Lobe der Lehrer und Schüler sei indess gesagt, dass der Unterricht keine Stunde unterbrochen und der Eifer der Lernenden auf dem bisherigen Standpunkte sich erhielt.

Mein Vater hatte als Nationalgardisten-Kapitän das Privilegium einer Karte, die ihm vor die Thore bis zu den äussersten Posten zu dringen erlaubte. Mehrmals benutzte ich die Gelegenheit, mit ihm vor die Gefängnissmauern des Walles zu gehen, und in einem kleinen Nutzgarten, den wir rechts vom Spittelthor pflegten, wilde Endivien auszujäten und der Mutter in die schlecht bestellte Küche zu schaffen. Bei einem dieser Aus-

flüge gelangten wir bis in die Nähe der Schachenmühle, wo ein Kosake und ein Badenser Landwehroffizier Posten gefasst und sich mit dem wachthabenden Offizier des französischen Vorpostens freundnachbarlich, doch halb in Zeichen zu unterhalten schienen. Zum erstenmal sah ich in nächster Nähe einen «Sohn der Steppe». Nach kurzen Minuten wurde indess dieses freundliche Begegnen abgebrochen; der Franzose rief, sein Pferd umwendend, dem Russen zu: adieu, cosaque; dieser fletschte mit den Zähnen, und nach entgegengesetzter Seite hin entfernten sich die Interlokutoren. Wir ebenfalls suchten mit beflügelten Schritten das Weite, oder vielmehr die Enge der Festung.

Die eigentliche Garnison Strassburgs betrug an waffentüchtigen Soldaten nicht viel über 2000 Mann, unter General Broussiers Kommando. Bei den Ausfällen versah die Nationalgarde ausschliesslich den Dienst im Innern und in einigen Aussenwerken. Auf den Wällen wachte die einheimische Artillerie. — Die namhafteste Expedition des Oberkommandanten wurde am Charfreitag 1814 unternommen; in einem Augenblicke, da die Würfel in und um der Hauptstadt Paris schon gegen den Kaiser gefallen. Es ist durchaus nicht unmöglich, dass der französische General schon Kenntniss von den Hauptereignissen im Innern hatte und er somit seinen Ausfall jenseits der Festung von Kehl gegen die östlich gelegenen badischen Ortschaften richtete mit der Voraussicht unnützen Blutvergiessens. Er hätte somit gehandelt wie auf einem grössern Schlachtfeld bei Toulouse Marschall Soult sich gegen Wellington schlug.

Der Generalmarsch berief, während die Glocken in den protestantischen Kirchen zur Festfeier luden, die Nationalgarde auf die Rheininsel und nach Kehl. Der Vater eilte pflichtgemäss dem Sammelplatze zu. Mit einer Dienstmagd, die eine magere Fastenspeise im Korbe trug, gelang es mir in später Nachmittagsstunde, bis an das äussere Citadellenthor zu gelangen, dort aber wurde ich unerbittlich von dem wachthabenden Offizier abgewiesen und kehrte mit der leidigen Nachricht nach Hause, fest überzeugt, dass der Vater einen Hungertag durchlebt. Wir wurden in der Nacht unsrer Befürchtungen entledigt; die Veteranen der Nationalgarde waren nicht in die Reihen der aktiven Soldaten getreten, und auf der Rheininsel hatten sich die Offiziere an frisch gefangenen und gebackenen Rheinfischen gesättigt.

Die eigentliche Krisis sollte wenige Tage drauf am Ostermontag erfolgen. Die Pariser Nachrichten drangen durch die Sperre; man zählte auf baldige Befreiung und erspriessliche Nahrung. Während der Pseudobelagerung — denn eigentliche

Gefahr hatte während dieser ersten Blokade Strassburg durch einen unzureichenden Kordon deutscher und russischer Truppen nicht zu bestehen — hatte Senator Röderer, im Stadthaus residirend, die kaiserliche Civilregierung versehn. Er war am 3. oder 4. Januar noch zur Stadt hereingelangt und hatte, eine Zwangsanleihe abgerechnet, im Grunde sich durch ein mildes Regiment ausgezeichnet und die Bürger bei guter Laune zu erhalten gesucht. Er gab einige besuchte Soireen; die niedern Volksklassen stiessen gegen diese «unerhörte Verschwendung» unberücksichtigte Verwünschungen aus; aber die jüngere Damenwelt nahm die angebotene Zerstreuung, auch unter den äussern bedrängenden Verhältnissen, nicht ungern entgegen, wie man denn zu jeder Zeit am Rand der Vulkane zu tanzen beliebte.

Graf Röderer war nicht im Elsass geboren; er stammte aus einer katholischen Parlamentsfamilie von Metz und spielte während den ersten Jahren der Revolution eine hervorragende Rolle in der konstituirenden Versammlung, darauf als procureur syndic von Paris bewog er am 10. August Ludwig XVI., sich mit seiner Familie in die Assemblée législative in Sicherheit zu begeben. Es war wohl in jenem kritischen Augenblick der einzige rationell mögliche Ausweg; für den Rathgeber und den unseligen Berathenen ward dieser in extremis gefasste Entschluss verhängnissvoll. Roederer hielt sich zwei Jahre lang verborgen, trat dann wieder unter dem Direktorium und dem Konsulat aus seiner Dunkelheit hervor. Seine literarisch-historischen Arbeiten sind geschätzt; der Kaiser verwendete ihn zu mehreren gewichtigen Missionen, u. a. bei Joseph, König von Neapel, und in Madrid; Strassburg war im Grunde ein trauriger letzter Abstecher in dieser glänzenden Laufbahn.

Im Stadthaus wurde jeden Abend der wachthabende Offizier bei dem Senator zu Tische geladen; so gelangte mein Vater zu der unerbetenen Ehre. Graf Röderer wusste, dass er Namensvettern im Elsass hatte, liess sich aber auf keine weitere Erörterung ein. Meinen Vater fragte er, ob es mit seiner Proviantirung gut bestellt sei, worauf er die vorsichtige Antwort erhielt, man habe nur den verbreiteten Gerüchten Glauben geschenkt und lebe somit zu den Marktpreisen. Der Graf beruhigte über die Dauer der Belagerung, er sei überzeugt dass eine Entscheidung nicht mehr lange sich hinziehen könne. Bei einer zweiten Wache überliess Kapitän Spach seinem Lieutenant die Ehre der Senatorstafel, nahm aber des Abends seine Dienststelle wieder ein und erzählte lachend, wie Graf Röderer, da er ins Theater ging, verblüfft ausgesehn, als er bei dem präsentirenden Wachtposten eine andere kommandirende Persönlichkeit bemerkte. Mein Vater wäre nie hoffähig geworden.

Während der Osterwoche wurden die Thore zwar nicht offiziell geöffnet, doch konnte man sich ungestraft nach Schiltigheim hinaus wagen, die badischen Landwehrsoldaten besehn und bei der Rückkehr eine Flasche frische Milch hereinschmuggeln. Wir waren, der Vater und ich, mit einem ehrenwerthen verwandten Strassburger in sein am südlichen Eingang Schiltigheims liegendes Landhaus getreten; es war selbstverständlich in total verwüstetem Zustande und erpresste von den Lippen des Betroffenen einige Kernflüche.

Von nun an wurde Schiltigheim und die Kehler Strasse während des ganzen Frühjahrs Zielpunkt unserer Spaziergänge beim Durchzug der alliirten Truppen, die mit grünen Reisern geschmückt in die Heimat kehrten. Im Gasthof zum Geist waren auch täglich die Schärpen der fremden Offiziere zu begaffen und Vergleiche mit der Uniformirung der französischen Garnison anzustellen. Die Friedensproklamation machte diesem Parallelismus ein Ende.

Meiner Mutter war von der Schreckensregierung eine so schauderhafte Erinnerung geblieben, sie hatte überdies in der herrnhutischen Erziehungsanstalt von Montmirail in der Schweiz während des Jahres 1792 und der ersten Hälfte von 1793 so streng konservative, legitimistische Ideen eingesammelt, dass die Wiedereinführung der Bourbonen von ihr mit Freuden begrüsst wurde. Die Hinrichtung der königlichen Familie hatte das junge Mädchen erschüttert; sie verehrte in der Herzogin von Angoulême eine halbe Märtyrerin und hoffte, ihr Oheim würde für Frankreich nach all den fünfundzwanzig ausgestandenen Jahren wahre sonnige Vergeltungstage heraufführen. Ihre Ueberzeugung liess in meinem Ideengang deutliche Spuren zurück. Ich stand mit meiner politischen Anlage schon früh ganz vereinzelt inmitten meiner Gymnasialgenossen. Bereits im Jahre 1813 von ihr in unsre periklitirenden Vermögenszustände eingeweiht, konnte schon damals keine eigentliche fröhliche Stimmung die Oberhand gewinnen; zu melancholischem Hinbrüten war ich in der Einsamkeit geneigt.

Damit ich mich indess nicht ganz ungerecht gegen mein Geschick und meine damalige Lage geberde, muss ich gleich in Erinnerung bringen, dass auch in der unruhigen Epoche der Blokade mir ein unerwarteter lehrreicher Genuss zu Theil geworden. Zur Fristung des Theaterpersonals, das am Hungertuch nagte, hatte man den Offizieren ein Abonnement zugemuthet. Mein Vater übergab mir seine Karte zu alleinigem Gebrauch, und während der Winter- und Frühlingsmonate lebte ich mich in das französische Lustspiel- und Dramenrepertorium hinein. Die Schauspielertruppe stand hoch über Mittelgut. Zu dem

Schlusse bin ich berechtigt, indem viele der Mitglieder von den Theatern der Hauptstadt aufgenommen wurden. Ich hatte mich in eine Ecke des Orchesters eingeschlichen, wurde geduldet und versenkte mich, ohne mit irgend jemand zu verkehren, in das Anschauen der Scheinwelt der höheren Gesellschaft und der dramatischen Heroen. Von Figaro's Hochzeit oder dem Barbier von Sevilla blieb mir zwar ein Theil des Intriguenspiels noch unentwirrt, doch gegenwärtig sind mir noch die typischen Figuren der Hauptschauspieler und der Aktricen; an diese Knabenzeit knüpft sich meine Vorliebe für das französische Lustspiel; es schien, als ob mir zum Voraus die liebliche Erscheinung der Mars vorgeschwebt wäre. Talma, den ich zum erstenmal im Spätherbst 1814 in einer mittelmässigen Tragödie durch Vergunst eines meiner guten Gymnasiallehrer zu sehen bekam, blieb mir fremd; ich war noch nicht im Stande, diese Einfachheit im tragischen Pathos zu fassen. Spätern Zeiten war dieser Genuss vollauf vorbehalten.

Mein Theater-Hospitiren während der Blokade zählt nicht zu meinen Erstlings-Erfahrungen in diesem Fache. In unsrer Wohnung beim Hospital hatten meine Eltern eine abgelegene Stube an einen Musiker des Orchesters vermiethet; der brave Mann, eine treffliche Bassgeige, war ein schlechter Zahler und trug seine Schuld ab, indem er mich regelmässig in das Schauspielhaus mitnahm. Es mag dieses Einschmuggeln etwa in die Winter von 1810 und 1811 fallen. Ich war bei weitem nicht allem gewachsen, doch trug auch diese Vorübung ihre sprachlichen und literarischen Früchte. Bisweilen wenn die Vorstellung sich ungebührlich in die Länge zog, überfiel mich eine unwiderstehliche Schlafsucht, und ich entsinne mich gar wohl, eines Abends auf dem Schosse einer mir wildfremden Dame in den vordersten Orchesterbänken während eines Entr'acte eingeschlummert zu sein. Im Halbtraum hörte ich eine Nachbarin meine gütige Pflegemutter fragen: A qui appartient donc ce petit garçon? — Bon dieu, est-ce que je le sais? erwiderte die andere. Ich weiss nicht einmal, ob ich mich für das gewährte Asyl bedankte. Aus jener Zeit ist mir ebenfalls der blendende Nacken einer jungen Schauspielerin in feinem Andenken geblieben; die Schöne pflegte sich bis mitten im Orchester niederzulassen, mit Geigen und Bassgeigen und andern Bewundern zu kokettiren, eine ästhetische Vorschule für den frühreifen Knaben.

Meine ersten Theatergenüsse verdanke ich indess dem deutschen Schauspiel. Es blieb dieses in einer engen Gebäulichkeit, die später für die Synagoge hergerichtet wurde, eingepfercht; auf ein unerfahrenes schaulustiges Kind machten auch in diesem beschränkten Raume die «Jungfrau von Or-

léans» oder «die Kreuzfahrer» einen unbeschreiblichen erschütternden Eindruck. Einzelne Szenen erscheinen jetzt noch vor den Augen des Geistes; Schauspieler, mit welchen mein Vater beim Nachhausegehen in ihrer bürgerlichen Tracht einige Worte wechselte, schienen mir dennoch wie Heldengestalten. Wie gerne hätte ich mich diesem hohen Berufe gewidmet, wäre nicht das bethätigende Dazwischentreten der religiösen Mutter massgebend gewesen.

So kann ich denn jetzt in allen Phasen meiner ersten Erziehung den Doppeleinfluss der beiden Sprachen und Nationalitäten verfolgen. Ich gebe hier nur das reine Faktum; ob es wünschenswerter gewesen, nur eine Hauptrichtung zu kennen, wage ich in der That nicht mehr zu bestimmen.

Während der Johannisferien 1814 begab ich mich auf den Logelbach zu meiner verehrten Halbmutter, verweilte dort einige Zeit, traf aber die gute Familie in ein grosses Leid verfallen. Wilhelmine Graf, die jüngere Tochter, hatte sich am Ende des verflossenen Jahres mit einem Vetter, einem aus Spanien zurückkehrenden tapfern Kapitän verlobt; der wackere thatenlustige Mann war mit der Garnison von Schlettstadt eingeschlossen; er befehligte dort als tonangebender erfahrener Soldat die Ausfälle, war nach einer Zwistigkeit mit einem Obern vom Nervenfieber tödlich ergriffen, und, gegen sein Loos ergrimmt, war er im Hospital gestorben. Seine Braut war und blieb untröstlich. Ihre jugendliche Anmuth war verwelkt und zu Grabe gegangen. Der Aufenthalt auf dem Logelbach blieb mir diesmal vergällt. Ich brachte meine Zeit mit einer griechischen Grammatik zu und kehrte nicht ungern in die Schulstube zurück. Es war mir durch verschiedene Andeutungen klar geworden, dass die Familie Graf in ihren Vermögensumständen, wie meine eigene, rückwärts gieng. Der Stiefvater war todt, der wackere Ringi aus russischer Gefangenschaft nackt und blos in die Heimath gekommen. Man wies mir auf dem Speicher den Bettlermantel, den er auf der mühselig langen Route getragen; der verabschiedete Husar befand sich bei meiner Anwesenheit am Logelbach, zu Münster wo er sich als Beamter der Hartmannschen Fabrik eine modeste doch ehrenvolle Existenz sicherte. Sieben oder acht Jahre später sollte ich wieder mit ihm und seiner paralysirten Mutter zusammentreffen und frühere Erinnerungen wachrufen.

Im Spätjahr (1814) knüpfte sich eine Freundschaft an, die segensreich einen nachhaltigen Einfluss auf meine ganze Laufbahn ausübte. Schon voriges Jahr (1813) hatte ich im Gymnasium mit den Söhnen des Generals Coehorn Kameradschaft gepflogen, mit Eugen zuvorderst, der beinah in denselben

Jahren stand wie ich und mich gerade durch seinen liebenswürdigen leichtsinnigen Frohsinn anzog. Es war ein schöner Knabe, der keck ins Leben hinausblickte, selbstverständlich die Laufbahn seines bei Leipzig gebliebenen chevaleresken Vaters einschlagen, aber mit Lernen so wenig als möglich sich befassen wollte. Wir fanden uns, seltsam genug, einmal auf der Straf- oder Armensünderbank der Schulklasse zusammen; ich, zum Abbüssen einer gegen den Lehrer ausgestossenen Impertinenz, er, ich weiss nicht mehr für welches Vergehen; — der Erste und der Unterste der Klasse — denn es herrschte im Gymnasium das System der mobilen Platzverteilung. Im September 1814 lud er mich im Namen seiner verwittweten Mutter, Baronesse von Coehorn, auf einige Vakanztage nach Ittenweiler, ihrem Wittwensitze. Dass ich willig folgte, lässt sich denken. Meine Mutter gab mir unzählige Verhaltungsmassregeln mit auf den Weg; ich vergass alles und spielte zuvorderst die Rolle eines unbekümmerten Jungen aus der Bürgerklasse. Eugen, er und sein jüngerer kaum 11 jähriger Bruder und ich, waren von seinem Privatlehrer, dem späteren Pfarrer Kurz von Lingolsheim, auf den Barrer Landwagen verpackt worden. Sechs Stunden von Strassburg entfernt scheiden sich die Wege, die Nacht war früh hereingebrochen, die drei Knaben schlugen zur Fuss die Strasse über Gertweiler und Sankt Peter ein; Fuhrleute, die wir um die Stunde befrugen, antworteten barsch und roh; wir zogen allein in der Finsterniss auf der völlig vereinsamten Landstrasse weiter. In Sankt Peter klopfte Eugen an das Fenster eines früheren Stallknechtes seines Vaters und bat ihn, uns auf dem Feldweg nach dem einsamen Ittenweiler zu begleiten und dort die nächtlich losgelassenen Hunde, die uns nicht erkennen würden, zu besänftigen. Mir schlug das Herz, als wir über den Schlossgraben in eine Allee einlenkten und, auf einer äusseren Treppenflucht emporsteigend, plötzlich in einen hellerleuchteten Saal traten. Grossmutter, Mutter, Tante, zwei Schwestern flogen den beiden Knaben entgegen; mir sagte die Mutter, eine noch blühende, jugendliche Dame verbindliche Worte, die ich verblüfft unbeantwortet liess. Ich war, im eigentlichen Sinne des Wortes, durch den schnellen Wechsel von rabenschwarzer Finsterniss auf einsamen Pfaden und dem lampenhellen, von Damen besetzten lieblichen Landsalon verstört, meiner selbst nicht mächtig und blieb wie ein Einfaltspinsel bestürzt in einer Ecke, während die jüngere der gegenwärtigen Schwestern, die spätere Baronesse von Bussierre, ihren Arm um Eduard geschlungen, auf und abging, und mir von Zeit zu Zeit einen herrischen, echt aristokratischen Blick zuwarf. Es vergingen zwar nur einige Minuten, und beim

bald darauffolgenden Nachtessen kam ich zu mir selber, gab gehörige Antwort, und fühlte mich bald, fast wie auf dem Logelbach, im fremden hohen Zirkel heimisch. Aus meiner Schlafstube konnte ich am folgenden Morgen den Eingang ins pittoreske Andlauerthal, links die drei Kuppen des Ungersberges, rechts den Männelstein, begrüssen und auf den thaugetränkten Wiesen, am Erlenbache hin, mich der herrlichen Umgebung erfreuen.

Ittenweiler, ein zum Landsitze umgewandeltes Cisterzienserkloster, war aus den Händen des Komponisten Pleyel in die Hände des verstorbenen Generals gelangt und wurde nun für die sparsam pensionirte Witwe ein erwünschtes Asyl. Wein-, Garten- und Ackerbau lieferten genugsam Vorrat und einige Renten bestritten die nothwendigsten Ausgaben; ein sehr geregeltes Hauswesen liess nur Beschränkung, nicht Mangel aufkommen. Es war eine halb aristokratische, halb bürgerliche Existenz, ehrenhaft und allseitig geehrt. Frau von Coehorn, damals am Ende der dreissiger Jahre stehend, erschien mir noch in vollem Jugendglanze; deren Mutter, Frau Debeyer, aus einer Strassburger Patrizierfamilie, etwa sechzigjährig, trug ihr Alter auf der gefurchten Stirn; eine nicht verheirathete Tante — dreissigjährig — eine spätere Baronesse de Fontenelles war jugendlich aufgeregt, geistreich, wie ihre ältere Schwester sprachkundig gebildet; eine alte Gouvernante gehörte zur Familie. Adele, die ältere Tochter, 14—15 jährig, eine Klaviervirtuosin, nahm sich, wie ihre Tante, meiner an und glättete unversehends manches an dem Gymnasialklotze — ich spreche von nachfolgender Zeit. Ich war gelehrig und nicht undankbar. Im Garten und auf der Flur befreundete ich mich mit dem inprovisirten Intendanten des Hauses, mit Diego, einem aus Badajoz gebürtigen Spanier, der als Kriegsgefangener nach Ittenweiler verschlagen, vom General bevorzugt, daselbst heimisch wurde, sich der Familie seines Beschützers von ganzem Herzen hingab, und mit all seinem jähzornigen Naturell und seinen stets übersprudelnden Nationalflüchen innerhalb der Marksteine des Landgutes die Zuneigung sämmtlicher Hausmitglieder eroberte. — Ausserhalb freilich war er gefürchtet. Eine markige sonnen- und wettergebräunte Figur! wie eine Silhouette, herausgeschnitten aus einer Episode des Gilblas de Santhaure! Er bewachte als treuer Flurhüter den Rebgarten, dem wir Knaben allzuhäufige Besuche abstatteten.

Die Vakanzwoche verflog allzuschnell. Ich musste, wie ich sogleich erzählen werde, zu einer wichtigen Pflichterfüllung nach Hause zurück. Dass ich nicht ganz missfallen, erfuhr ich durch die Einladung, mich nochmals im Laufe des Ok-

tobers sehen zu lassen. Der ungeschickte, ungehobelte Schuljunge hatte sich des Abends durch einige französische Stilübungen in bouts rimés habilitirt.

Im Gymnasium wurden am Ausgang jedes laufenden Semesters, d. h. um Michaelis und Ostern, von den begabtesten, gekrönten Schülern, wie in den Jesuitenanstalten, öffentliche Stil- und dialogisirte Exercizien gehalten. Das Auditorium der neuen Kirche diente als Festraum mit obligatem Orchester. Ein besonderer Umstand gab dem Schulfeste von 1814 einen eigenen Charakter. Der Lilienorden war von den wieder eingesetzten Bourbonen gestiftet und an ihre Getreuen bei vielen Gelegenheiten ausgetheilt; so kam auch die Reihe an die höheren Klassen öffentlicher Lehranstalten und deren bevorzugte Eleven. Der Rektor der Akademie, Herr Bernard de Montbrison, heftete mit eigener Hand das weisse Band mit der Lilie in das Knopfloch der bezeichneten Schüler und betonte die Vergünstigung, indem er den actus mit dem Anlegen der Toga in der römischen Patrizierjugend verglich. Ich that mir etwas zu Gute mit der verliehenen Huld; aber nach wenig Tagen verboten mir die vorsichtigen Eltern das Anlegen der Lilie, mit Recht für den Knaben die Entwicklung einer frühzeitigen Eitelkeit befürchtend. Zu meiner Vertheidigung sei es indess gesagt, dass ich ohne das geringste Widerstreben gehorchte.

Dieser elementare Hausorden des neu erstandenen Königtums war auch in dem kaiserlich gesinnten Strassburg als ein geringfügiger Schmuck erschienen. Nichtsdestoweniger fand ich, drei Dezennien später, als Archivar in den Akten der Polizei die Bittschriften erwachsener und geschätzter Bürger vor, die sich um diesen «verpönten» Schmuck bewarben. Auch eine sozialistische Republik müsste sich in Frankreich zur Erfindung angemessener revolutionärer Orden bequemen.

Unterdess war der Märzmond 1815 herangekommen, wie ein Lauffeuer durchflog die Kunde der Landung Napoleons im Golfe von Cannes die Hauptstadt des Elsasses; auf den Gesichtern der Garnisons-Soldaten und vieler Bürger gab sich eine unverhehlte Freude kund. Seine Ankunft in Paris wurde bestätigt durch die sofortige Flucht der königlichen Oberbeamten; der Präfekt Kergariou kam nicht ohne einige Insulten weg. Marschall Soult, duc d'Albufèra, erklärte sich schnell für seinen ehemaligen Herrn und hielt am Osterfeiertag auf dem Kleberplatz eine Revue sämmtlicher Truppen ab, wo des betäubenden Jubilirens kein Ende war. Sämmtliche Kompagnien hatten ihre Shakos auf die Flintenläufe gesteckt; ihr Vivatgeschrei mochte, vom lauen Westwind getragen, bis zur deutschen Wache des rechten Rheinufers hinüber gellen. Auch die Na-

tionalgarde stimmte in den Jubel ein. Bedachtsamere politische Köpfe — eine Minderzahl — hielten sich abseits.

Die Bedenklichkeiten mehrten sich bei der schnell verhängten Grenzsperre. Kaiserliche Kuriere nach Wien wurden abgewiesen. Bedrohliche Symptome des baldigen Kriegsausbruchs mehrten sich täglich. General Rapp kam ins Elsass und organisirte die Vertheidigungsanstalten. Zu meinem Vater, dem er als gleichaltrigen Schulkameraden gewogen war, sprach er bei einem Empfang der Offiziere der Nationalgarde im Palais die raschen Worte: Erziehst du deine drei Buben für den Kaiser? In derselben Viertelstunde wurde ein rebellischer katholischer Landpfarrer hereingebracht, und vom General barsch angefahren. Der Beargwohnte beantwortete, mit kaum zurückgehaltenem Hohnlächeln, aber bündig, die verfänglichen Fragen des Napoleonischen Feldherrn. «Nehmt euch in Acht», drohte der erzürnte Organisator des patriotischen Widerstands; «bei der ersten Klage . . . .», und zu seiner Suite sich wendend: «lasst ihn laufen!» Die schnell abgespielte Szene war das nicht zu verachtende Symptom einer unterirdischen Reaktion. Unterdess feierte man in beiden elsässischen Rheindepartements Föderationstage, wobei das immer noch zunehmende vertrauensvolle Jubiliren in Banketten und Marseillaisegesängen gipfelte.

Ernster gestaltete sich der politische Horizont im Laufe des Juni. Rapp, mit seinen regelmässigen Truppen und dem Korps der Partisane, besetzte die Grenze an der Lauter, während falsche Gerüchte über bestandene Treffen in der aufgeregten Stadt zirkulirten. Bis in die Gymnasialklassen drang der unabweisliche Kriegslärm. Da, mit einemmale, in der letzten Juniwoche, brach die Hiobspost einer verlorenen Hauptschlacht in Belgien unter der enttäuschten Einwohnerschaft sich Bahn. «Rapp sei mit seinen Truppen über die Vogesen ins innere Frankreich gezogen.» Die Stadt war von Truppen entblösst; in den Strassen begegnete man bestürzten Gesichtern, hörte unverhehlte Zornesausbrüche: «Man verlässt uns, wir sind dem Feinde überliefert.» Doch nach kurzer Zeit drangen bestimmtere Nachrichten durch: «Rapp mit seiner ganzen, kleinen Armee retirire auf Strassburg zu», und in der Frühe des 28. Juni bekundete Kanonendonner und Geschützfeuer, dass ein verzweifelter Kampf vier Stunden nördlich von Strassburg zwischen dem Brumather Walde und dem Laufe der Suffel begonnen. Noch lebt in der Erinnerung manches Greises das Andenken an den mörderischen Tag. Bereits vor den Abendstunden begann das Einbringen der Verwundeten durch die Steinstrasse, auf requirirten Fahrzeugen jeder Gattung. Erfrischender Trank wurde allseitig von schönen und auch von

kräftigen Händen gespendet, bevor die Wagen den fernen Weg nach dem Militärspitale einschlugen. Von den Strohbündeln herab ertönte der ununterbrochene Ruf: Es lebe der Kaiser; mit unterdrücktem Schmerz antworteten die barmherzigen männlichen und weiblichen Samariter.

In der darauffolgenden Nacht röthete sich der nördliche Horizont; die wohlhabenden Dörfer Mundolsheim und Suffelnheim giengen, vom Feinde erstürmt, in Flammen auf; aber Rapp mit seinen Kampfgenossen behauptete eine feste Stellung in den drei nördlichen Strassburg benachbarten Dörfern. Die Stadt war vorläufig geborgen, und auch nach der südlichen Seite hin besetzten die französischen Truppen in gehöriger Entfernung die Zugänge. Es war eine Lagerumwallung, die dem Feinde Halt gebot und den Strassburgern das gefahrlose Schauspiel einer bedeutenden Kriegsszene vor die Augen brachte. Wir Knaben besuchten unverzüglich, bis zu den äussersten Vorposten, keck und unbehindert die französischen Kantonirungen, sahen noch jenseits Hönheim die letzten Spuren des Schlachtentags und die brennende Kirche von Sufflenheim. Unauslöschlich blieb der Eindruck dieser Mord- und Brandtage.

In den Strassen und in den einsamsten Gassen der Stadt entfaltete sich mit deren Umzingelung ein reges Leben. Die Bewohner der drei nördlichen Dörfer hatten eiligst ihr Geflügel und ihre Kühe und Schweine vor Feind und Freund geflüchtet; all' das Getier bivouakirte nun vor den Thüren befreundeter Einwohner in schnell errichteten Verschlägen und Baracken. Auch das Haus, das wir zum Teil bewohnten, beherbergte solche Gäste. Uns Knaben ergötzte die unerwartete Bevölkerung, der ganze Ernst dieser schwülen Tage lastete noch nicht auf uns. Für mich indess sollte bald der Vorhang zerreissen, der mir meine zukünftigen strengen Pflichten noch verschleierte.

Mitten im Kriegslärm ging das Schultempo beinahe ununterbrochen fort. Der Soldatenaufstand in den zwei ersten Septembertagen, nachdem die bourbonische Regierung wieder eingesetzt und die vier weissen Fahnen auf dem Münster gehisst waren, konnte nicht unbemerkt an uns vorbeigehn; aber auch diese Tragikomödie liess keine tiefe Spur zurück, grub keine Furche auf unsre Stirne; boten doch die patrouillirenden, von selbstgewählten Führern befehligten Krieger, sodann die gegen die offiziellen Regierungsgebäude aufgepflanzten Kanonen ebenfalls ein originelles Schauspiel. Dass die öffentliche Ruhe und der geschlossene Friedensvertrag zwischen Rapp und den Meuterern vorläufig auf Kosten des Beutels der reichen Bewohner erlangt wurde, berührte uns wenig. Die verab-

schiedeten Soldaten füllten in den Tagen vor ihrem Abzuge die Boutiken der Schneider und der Krämer und liessen den besten Theil ihres ausgezahlten Rückstandes in den Händen der Strassburger zurück.

Ich muss hier ein Geständniss einschieben, das vielleicht auf unser ganzes Treiben in dieser unruhigen Zeit ein schiefes Licht werfen dürfte, läge nicht die Entschuldigung in dem unverwüstlichen Leichtsinn der Knabenjahre. Seit dem Beginn der warmen Jahreszeit hatten wir unter dem geräumigen Schuppen eines Architekten, Vaters eines unsrer Genossen, ein improvisirtes Theater aufgeschlagen, worauf wir in längern Zwischenräumen, an Sonntagen und Festtagen, Ritterdramen oder selbstgeschaffne Produkte aufführten, zur Ergötzung von Eltern, Geschwistern, Verwandten und Gönnern, die sich gutwillig unter freiem Himmel auf improvisirten amphitheatralischen Sitzen zu den abendlichen Darstellungen einfanden. Primitiveres Verfahren mit Dekorationen, Kostümen und Komposition lässt sich nicht wohl denken. Beiderseitiger guter Wille half über Schwierigkeiten und vielleicht Ungeheuerlichkeiten weg. Die dramatischen Stücke waren einem Bändchen entnommen, das für deutsche Knabeninstitute eigens zugerichtet war, und dessen Titel und Existenz mir gänzlich aus dem Gedächtniss entfallen ist. Einer unsrer Genossen, der schon genannte August Böhm, ein begabter junger Mensch — er war älter als wir alle — hatte sogar ein eignes Lustspiel: «Der Goldmacher» betitelt, in freien Versen behandelt. Es war die Krone unsrer Leistungen.

Für den 1. oder 2. September, einen der Aufstandstage, war ein kleines Drama, der englischen Revolutionszeit entnommen, angesagt. Wir wollten unser Versprechen einhalten, und der äussern Ungelegenheit ungeachtet fand sich die gewöhnliche Zuhörerschaft zusammen. Beim Nachhausegehn wiederholte mir mein Vater den Ausspruch eines der Helden Fairfax, den ich agirt hatte: «Der Himmel schenke Kindern und Enkeln bessere Zeiten als den Vätern.» Der Wunsch sollte nicht in Erfüllung gehn.

Die meuterische Garnison war, wie gesagt, bis auf wenige Bataillone verabschiedet; den nöthigsten Dienst leistete die Nationalgarde. Mein Vater, im Auftrag eines Landgutbesitzers zu Schaffhausen im nahen Kochersberg, stattete dem Ober-General einen Geschäftsbesuch im Palais ab, konnte aber nicht zur Rede kommen über den eigentlichen Gegenstand seines Vorsprechens. Rapp, durch die letzten Begebenheiten im höchsten Grad erbittert, empfieng seinen ehemaligen Schulkameraden durchaus unfreundlich und ergieng sich in soldatischen Schelt-

reden gegen Bürger und Nationalgardisten, die ihre Pflicht während der innern Unruhen nicht genügend erfüllt und den Oberkommandanten im Stiche gelassen. Es wären dagegen nicht nur Entschuldigungen, sondern viele Gegengründe, triftige, aufzubringen gewesen; die fieberhafte Unruhe des Generals steigerte sich zusehends, und nur mit Mühe besänftigte einer der Gegenwärtigen, Adjutant Herr von Türckheim (Lilis Sohn) seinen aufgebrachten Chef. Zu einem Abschluss des vorgeschlagenen Ankaufs eines schönen Güterkomplexes unter solchen Umständen war da keine Aussicht. Mein Vater entfernte sich etwas verwirrt; ich glaube nicht, dass er den ehemaligen Freund und Gönner seitdem noch einmal gesehen. Rapp hatte sich indess, ich weiss nicht bei welcher Gelegenheit, dahin ausgesprochen, dass er sich, wenn es von ihm abhinge, für die Knaben des Colmarer Kameraden bemühen würde. Etwa zehn oder elf Jahre später wurde mir von Freunden der Wittwe des Generals das Anerbieten zur Erziehung eines hinterlassenen Sohnes gemacht. Ich liess die Sache auf sich beruhen und war im Grunde gut inspirirt, der Kleine starb in den Kinderjahren. Goethe widmete der gebeugten Mutter einige sinnreich tröstende Verse, die in seinen Gesammtwerken verzeichnet stehn.

Im Herbste 1815 war Rapp in der That darauf bedacht, im Elsass oder in Baden sich bleibend anzusiedeln. Man hatte für ihn auf «Ittenweiler» die Augen geworfen; die jüngere Familie des Generals Coehorn zitterte bei dem Gedanken einer Veräusserung des anmuthigen Landsitzes, woran sie mit Leib und Seele hing, auch dieser Plan ging nicht in Erfüllung. Rapp kaufte nicht fern von Basel das schöne Besitzthum Rheinweiler und beschloss dort, noch im Mannesalter, aber durch seine Strapazen und Wunden frühe im Lebensmark angegriffen, seine Tage.

Das soeben erwähnte Ittenweiler, das ich seit einem Jahre in treuem Herzen bewahrt, sollte mir im Oktober desselben Jahres, nach aufgehobener Umzingelung der Stadt, wieder ein temporäres Asyl bieten; ich war dorthin geladen, nur mit der Warnung, dass bei diesen Kriegszuständen Kartoffeln dort die Hauptingredienz der sparsamen Mahlzeiten bildeten. Nun wusste ich, was solche Vorbemerkung bedeute und wanderte getrost in das für mich herrschaftliche Schlösschen. Eine an den Krieg sich knüpfende Episode gab indess diesem allzukurzen Aufenthalt einen eignen Charakter.

Die Truppen, welche das österreichische Belagerungskorps Hüningens gebildet, zogen durch das Ober- und Niederrheinische Departement ihrem künftigen Bestimmungsorte zu. Ein Bataillon war für das Dorf St. Peter angekündigt, eine Abtheilung sollte

vorübergehend in Ittenweiler lagern. Frau von Coehorn begab sich zur Besprechung mit den vorausgeschickten Quartiermachern nach St. Peter; es betrugen sich diese beiden Feldwebel etwas ungeschliffen und redeten die Frau Generalin mit «Madam» an. — «Ich bin nicht die Madam» replizirte sie auf der Stelle, «ich bin die gnädige Frau», — und eben so schnell wurde von den Betroffenen ein respektvoller Ton angeschlagen. Des Abends kam eine Deputation der Offiziere nach Ittenweiler, es waren ausnehmend höfliche Kavaliere, die viel von der Belagerung Hüningens zu erzählen wussten und sich über die herrliche Vogesen-Gegend zwischen Colmar und ihrem jetzigen Nachtquartier panegyrisch ausliessen. «Selbst der gemeine Soldat habe sich auf dem Marsch gehoben gefühlt.» Was die Herren indess ignorirten, das waren die Besuche der siegreichen «Krieger» in den Weinbergen. Im Ganzen verlief diese Alerte glimpflich; die Meierei, am Eingang Ittenweilers, woraus sich die Pächterstochter vorsichtig in die nahegelegenen Gebirge geflüchtet, wurde von den Einquartirten friedlich besetzt. Nachdem sich die besuchenden Offiziere aus dem Salon verabschiedet und nach St. Peter zurückgegangen, verkehrten wir Knaben im Meierhause und ergötzten uns am Bramarbasiren eines Sergeanten, der in der folgenden Nacht mit einigen Bestecken Reissaus nahm und nichts mehr von sich hören liess.

Für mich war diesmal die Ittenweilerer Episode der Abschluss meiner sorgenlosen Knabenzeit. Ich war um Michaelis noch nach der halbjährigen öffentlichen Solemnität aus der Prima und zu der propädeutischen philologischen Klasse des protestantischen Seminars mit zwei Kameraden (Kreiss und Kiener) entlassen worden; nicht ohne Mühe hatten wir diese Beförderung «ertrotzt». Der Sprachunterricht im damaligen Gymnasium bot uns in der That keine weitere Gelegenheit zur Fortbildung; für Universitätsstudien waren wir indess nicht hinlänglich geschult, und diese Zwitterstellung im ersten Jahre blieb nicht ganz ohne Einfluss auf unsere Lage. Den vorausgegangenen Studiengenossen kamen wir allzu knabenhaft vor und hatten manches zu erdulden; in den griechischen und lateinischen Kollegien bei Schweighaeuser Vater und Sohn, bei dem ersteren besonders, mangelten uns die Vorkenntnisse; an der faculté des lettres, die wir ebenfalls besuchten, dozirte ein Priester lateinisch scholastische Philosophie, und Herrenschneiders, des Physikers, Logik war ebenfalls für mich eine etwas verfrühte Speise, Kran's mathematischer Unterricht blieb mir in den höheren Regionen unverständlich. Die Sachen besserten sich im nachfolgenden Studienjahr (1816—1817); Dahlers philologisches Seminar nöthigte zu einiger Arbeit; eine Vorlesung

von G. Schweighaeuser über Aesthetik wurde mir sehr erspriesslich und noch mehr die sonntäglichen Stil- und Deklamationsübungen unter diesem liebenswürdigen Manne und abendliche Exerzitien ähnlichen Inhalts im Kloster St. Wilhelm, unter dem Vorsitze des Pädagogen Himly. Diese durchaus freien Vereine boten meiner ferneren Entwicklung bessere Gelegenheit als die berufsmässigen Lehrstunden; dazu gesellte sich die Verbindung mit einem etwas älteren Studiosen, dem späteren Geschichts-Professor Stahl, der mich für klassische Philologie, mannigfache Lektüre und Komposition zu begeistern verstand. Es war eine schöne Zeit jugendlichen Strebens und Aufschwungs. Er versorgte mich reichlich mit Büchern aus der Seminarbibliothek; gemeinsame Lektüre und Spaziergänge in der unerfreulichen Umgebung der Vaterstadt, Zukunftspläne halfen mir durch ein abgeschlossenes Stillleben hindurch, worin jedoch manche Bedrängniss sich kundgab.

Die Mangeljahre von 1816 und 1817 brachten in dem schon beengten Zustand meiner geplagten Eltern eine Beklemmung, die auch auf mich störend einwirkte und nicht ohne Einfluss auf meine physische Entwicklung blieb. Allein auch hier, wie so oft im Leben, sollte gerade diese beklagenswerthe Periode, wo in den Strassen der Stadt und auf Thürschwellen sich Hungergestalten zeigten und überrheinische Emigranten schaarenweis nach Amerika durchzogen, für mich zu einem erfreulichen Ergebniss Anlass geben, der Anknüpfungspunkt für eine neue Freundschaft werden und mich mit Beweisen von unverdientem Wohlwollen beglücken. Mein Vater hatte sich bei fortschreitender Abnahme des geschäftlichen, merkantilen Verkehrs auf das Fach der juridischen Seite der Handelsverhältnisse geworfen; es war eine von Haus aus mit Scharfsinn ausgestattete Intelligenz, die in verwirrten Angelegenheiten das Rechte herauszufinden verstand, somit sich für schiedsrichterliche Untersuchungen, für komplizirte Rechnungsberichte, für Syndikate in Fallimenten und Bankerotten ganz besonders eignete und hiemit ein unbestrittenes Geschäftsfach gründete. Es war zwar nicht reichlich lohnend, doch an die offizielle Seite schloss sich, den Umständen entsprechend, oft ein freundschaftliches Verhältniss. Man trug willig uneigennützig geleistete Dienste durch Gegendienste ab. So hatte sich im Laufe von 1816 mit einer zu Dettweiler gelegenen Baumwollenfabrik eine Bekanntschaft angeknüpft, die im September 1817 für mich eine Einladung auf das lieblich gelegene Schloss des 18. Jahrhunderts, worin die Werkstätte eingerichtet, zur Folge hatte. Meine Mutter begleitete mich hinaus, bald aber blieb ich mir selbst und den neuen Freunden überlassen; die neue Verbindung

gestaltete sich zu einer Wiederholung der Szenen am Logelbach, nur fand sich der naive zwischen dem Knaben- und Jünglingsalter schwebende Jüngling in einer anziehenderen bedeutungsvollen Lage. Die Bewohner des Schlosses bestanden aus einem alternden Hausherrn, auf dessen Schultern die Verantwortlichkeit für die seit mehreren Jahren rückgängig gewordenen Geschäfte lastete, aus einer noch jugendlichen Hausfrau, aus einer zwölfjährigen Tochter, aus einem schweizerischen associé, der als Strohwittwer im Familienzirkel lebte, und aus ab und zugehenden näheren und ferneren Verwandten der Dame des Hauses. Unter diesen muss ich eine zwanzigjährige brustkranke Nichte erwähnen, ein gebildetes, liebevolles Mädchen. Ich schloss mich wahrhaft brüderlich an das arme Wesen, das vier Jahre später in Gernsbach mit Tod abgieng, aber nach so langem mehr als halbhundertjährigem Zwischenraum immer noch wehmütige Erinnerungen in mir wach ruft. Ich widmete ihrem Andenken eine Elegie in deutschen Strophen, wohl eines der ersten gedruckten Erzeugnisse meiner dichterischen Befähigung; wohin dies flüchtige Blatt sich verirrte, weiss ich nicht zu bestimmen. Ich bin seitdem mehreremal durch Gernsbach und das Murgthal gefahren, habe es aber nie gewagt, den Kirchhof zu besuchen, wo die Arme ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die nach Gernsbach verheirathete Schwester verlor ich ganz aus den Augen.

Man gestatte mir eine kurze Andeutung der Lage des Schlosses zu Dettweiler. Es lehnte sich an Obstgärten und ein aufsteigendes, von hoher Mauer umgürtetes Rebgelände. Die Aussicht von dort herab auf die anderthalb Stunden in Vogelperspektive entfernten Burgruinen von Hohbarr und die zwei Gerodseck, auf die niedere doch anmuthige Vogesenkette, die mit dem Kloster von St. Johann abschloss, reicht nicht an die schönsten des Ober- und Mittelelsass; mir wurde sie besonders anziehend und werth durch die huldvollen Bewohner des modernen Schlosses. Diese Zeit meines ersten Aufenthalts verfloss ungestört, ungetrübt von leidenschaftlicher Aufwallung. Auch in dem nachbarlichen protestantischen etwas bauernhaften Pfarrhof fand ich herzliche Aufnahme und einen Studiengenossen, der aber schon im nächsten Jahre das Zeitliche segnete. Unten am Schlossberg lag eine damals von Ostgärten umsäumte Mühle, zum Theil mit unvollendet gebliebenen Gebäulichkeiten. Der Müller, ein jüngerer Bruder des Schlossfabrikanten, ein origineller doch ungeschlachter ehemaliger Jakobiner, beehrte mich ebenfalls mit seinem sarkastischen Wohlwollen; sein Schwieger-Vater, ein halbgelehrter Bauer, zeigte sich mir in der Gestalt eines groben, dünkelhaften Subjekts, die beiden Müllerinnen, Mutter und Tochter, als Exemplare der halbge-

bildeten Einwohnerschaft, für mich anziehend durch die Neuheit der Erscheinung. Auf dem Schlosshügel und auf dem damals ungeschmälerten Wasserlauf der Zorn verträumte ich einsame und doch höchst vergnügte Stunden. Der ältere Fabrikant, der sich als junger Mann und Kavalier viel in der Gesellschaft der Hauptstadt Oesterreichs herumgetrieben und sogar sich eines gnädigen Empfangs am Hofe rühmte, führte mich erzählend in die Zirkel des letzten Quartals des 18. Jahrhunderts ein. Der associé, ein direkter Abkömmling des Zürcher Reformators, machte mich auf eine drastische Weise mit schweizerischen Zuständen bekannt und steigerte bis zur Leidenschaft meine Vorliebe für das patriarchalische Alpenland. Der Müller bestärkte mich in meinem früheren instinktiven Widerwillen und Abscheu gegen die Terroristen. In der Nähe der Hausfrau wurde mir wohl, doch hatte ich zuerst keine genügende Erklärung für die gegenseitige mütterliche und kindliche Zuneigung. Ich ging der Zukunft halbblind entgegen. Meine Studiengenossen, Stahl insbesondere, nahmen mich so sehr in Anspruch, dass in jener Zeit ein innigeres Anschliessen an ein weibliches Gemüth ganz unwahrscheinlich und gleichsam überflüssig erschien. Besorgliche Pflege für meine schon damals im Keime angegriffene Gesundheit wurde mir von der Hausfrau gespendet; der unerwachsenen Tochter ertheilte ich, einigermassen als Abtragung meiner Schuld für liebreiche Gastfreundschaft, etwas elementaren Unterricht im Französischen, der den Eltern im einsamen Dorfe erwünscht kam.

Im Monat Oktober verliess ich, nicht ohne schmerzlichen Rückblick auf das liebgewordene Schloss, das Dorf mit seiner bereits herbstlichen Landschaft und wendete mich, Strassburg nur vorübergehend berührend, nach Ittenweiler zum Aufbrauchen der noch übrigen Vakanzzeit. Auch hier fand ich schon alles im herbstlichen Trauerschmucke und im Schlosse ein neues temporäres Mitglied, Kandidat Schneegans, den Präzeptor beider Söhne. Ich verkehrte oft und viel mit ihm; er war nicht ohne litterarische Kenntnisse und hofmeisterte mich, indem er mir puritanisch anriet, von der Lektüre des Boccaccio abzustehen. Ich hatte ihm nämlich berichtet, dass ich mich bereits während des abgelaufenen Studienjahrs mit italienischen Dichtern des seicento beschäftigt — ich hatte eine Vorahnung meiner künftigen italienischen Reisen; Tasso gehörte in die Reihe der gemeinschaftlichen Lektüre mit Stahl.

Ich verabredete mit Kandidat Schneegans, der auch als Diakon des Pfarrers Vierling zu Lampertheim funktionirte, gegen Ende des Monats ihn dorthin zu begleiten. An einem Samstag Abend warteten wir lange vergebens auf das primitive

Bauernvehikel, das uns in der Steinstrasse abholen sollte; ungeduldig machten wir uns zuletzt per pedes apostolorum auf den Weg. Die Nacht überfiel uns vorab Mundolsheim. Aus vergangener Zeit her waren mir die Feldwege bekannt; ich konnte meinem Begleiter auf dem morastigen Gange als sicherer Führer dienen. Der Pfarrer war sehr unmuthig über die Nachlässigkeit oder Vergesslichkeit des Dorfbewohners, welchem das Abholen des Diakonen oblag; er liess mich seinen üblen Humor nicht entgelten, empfing mich freundlich und wies mir das schönste Gastzimmer an, wogegen ich mich vergebens sträubte, als Fremder behandelt zu werden. Erst bei diesem späten Novemberbesuche erfuhr ich durch ihn und seine Hausfrau die Unbilden, die beide im Juni 1815 von den feindlichen Württembergern erlitten, Plünderung, Misshandlung nach dem Treffen und das Jammern der Verwundeten, der langsam hinsterbenden französischen Soldaten. Die arme Frau Pfarrerin war mir im Frühjahr 1815 unter dem Fischerthor begegnet und hatte mich vorahnend aufgefordert, sie noch vor dem Kriege zu besuchen. Mit schmerzlichen Erfahrungen dieser Art ward ich gesättigt und verwünschte das systematische Schlachten, auch im gerechten Völkerkampfe. Das heimathliche Pfarrhaus habe ich leider nicht mehr besucht. Pfarrer Vierling ward nach Strassburg an die Aurelienkirche versetzt, starb in den ersten Jahren der Juliregierung, und seine Wittwe, mit der ich noch einmal bei einem befreundeten Dichter vorübergehend sprach, kam mir ebenfalls aus dem Gesichte, doch nie aus dankbarer Nacherinnerung.

Die Festlichkeit des Reformationsjubiläums war vorüber, und das Studienjahr 1817—1818 angetreten, für mich ein thätiger Lebensabschnitt. Die intellektuellen Bande mit Stahl knüpften sich täglich fester, obgleich er in das streng wissenschaftliche Gebiet, ich mehr in das ästhetische überging. Ich schwärmte damals für Ossian und sann darauf, mich einmal nach Schottland und den Hebriden zu wenden, an Ort und Stelle die ersischen (?) Volksgesänge zu sammeln, Jugend-Phantasien, die bei ernsten Lebenspflichten in Nichts zerstoben. Wenn ich an so manche vorgefasste und wieder aufgegebene Pläne zurückdenke, überfällt mich eine wahre Beschämung. Materielle Mittel besonders standen nicht zu Gebote, und solche durch anstrengende Vorarbeiten zu erwerben, war ich ebenfalls in jener Zeit nicht geeignet. Durch Unterrichtgeben erübrigte ich einiges für Kollegiengelder und die nothwendigsten Bücher, fiel aber doch in allem übrigen dem Vater zur Last und liess mich sogar in nächstfolgenden Jahren leichtsinnig zu Ausgaben verführen, die durchaus in keinem Verhältniss zu der beschränkten Lage meiner grossmüthigen Eltern standen.

In den Mussestunden, die mir der Besuch der Kollegien und das Privat-Doziren liess, beschäftigte ich mich fortwährend und leidenschaftlich mit romanischen Sprachen, studirte die göttliche Komödie mit Kommentar, las zu meinem grossen Ergötzen den Donquichote und, weniger eifrig, doch gewissenhaft die gedehnte Bramana, mit einem stets halbtrunkenen alten englischen Sprachlehrer kam das Englische auch ernstlich an die Reihe. Nach Stahls Beispiel hielt ich mich abseits von der eigentlich theologischen Abteilung des Seminars. Der Abweg sollte bald zur Hauptstrasse werden.

In jener Uebergangszeit schwebte meine sprachliche Entwicklung im gewöhnlichen Leben unbestimmt zwischen dem Französischen und dem Deutschen. Durch meinen frequenten Umgang mit einigen elsässischen ganz zum Franzosentum übergetretenen adligen Familien hätte der gallischen Zunge völlig die Oberhand gebührt; dem war aber nicht so; ich fieng an zu versifiziren, doch immer deutsch. Mit Politik beschäftigte ich mich durchaus nicht, las nicht einmal die lokale Zeitung und sah mich nur halbweg zu Frankreich gehörig an. Es lag nichts Vorgefasstes in diesem Standpunkt; ich gab mir keine Rechenschaft von unsrer Zwitterlage. Als Stahl um jene Zeit anfieng, französische Geschichte in den Quellen zu studiren, fragte ich ihn verduzt um die Ursache, und er antwortete mit einem für mich keineswegs schmeichelhaften Ausruf des Erstaunens über meine Naivetät. Er selber in seiner Eigenart war indess keineswegs zum Franzosen gestempelt; ich hatte seit acht Jahren mehr französischen Geist und geläufige Sprachkenntniss eingesogen als ihm in seinem ganzen Lebenslauf sich anzueignen gelang.

Im Laufe des glühend heissen Sommers (1818) unterbrach eine überhandnehmende Brustbeklemmung in der ungesunden Strassburger Atmosphäre meine ernstlich gemeinten Beschäftigungen; eine liebenswürdige Aufnahme in Dettweiler war mir zugesichert; voraussichtlich auf kurze Zeit siedelte ich in die freundliche Gegend über, die Wochen zogen sich in die Länge, und bald besass ich den Muth zur Rückkehr nicht mehr.

Ich war in einer Uebergangszeit begriffen, in einer Metamorphose, deren ganze Bedeutung mir erst späterhin klar wurde. Nicht im geringsten dachte ich daran, auf die theologische Laufbahn zu verzichten, obgleich meine literarische Tendenz mich davon abzog. Meine frühere dogmatische Glaubenstreue war, mir unbewusst, erschüttert. Gerade während diesem Sommeraufenthalt in Dettweiler hatten Schillers Resignation und die ersten Fragmente von Faust mir pantheistische Ansichten beigebracht. In meiner nächsten ländlichen Umgebung herrschte

keine religiöse Stimmung; niemand besuchte die Kirche. Der engbegrenzte Horizont des evangelischen Pfarrers, seine geringe Welt- und Menschenkenntniss hinderten ihn, unvorsichtige Blicke in mein Inneres zu werfen; als er sich eines Samstags übel befand, schlug er mir vor, an seiner Stelle, improvisirend oder mit seinem Predigtentwurfe, die Kanzel zu besteigen; ich erklärte mich für einen solchen Versuch unfähig. Der brave Mann raffte sich zusammen und ersparte mir ein Fiasco. Viel tiefer drang der katholische Pfarrer, mit dem ich häufigen Verkehr gepflogen, in meine skeptische Gesinnung; er durchschaute mich und sagte mir mehr als einmal: Sie sind Ihren Glaubensgenossen voraus; auch in Ihrer Kirche wird man Sie nicht dulden. Seine ernsten Worte liessen mich kalt; ich legte denselben keine Bedeutung bei, liess mich wie früher von ihm zu Gaste laden, und traf bisweilen benachbarte oder von weitem herkommende Geistliche, mit denen ich mich ganz wohl vertrug. Leicht konnte ich bemerken, dass sie nicht immer mit einander übereinstimmten; die jüngern neigten sich schon strengern apodiktischen Glaubensformeln zu; die ältern liessen sich gehn; sie gehörten wohl zur Schule des Bischofs Saurine. So sehe ich noch im Geiste die joviale Figur eines lothringischen Priesters, der in barockem Deutsch seine Pilgerschaft nach Marieneinsiedeln erzählte. Gegen mich gewendet, fiel mein väterlicher Gastgeber dem Fremden in die Rede und wiederholte mehrmals: das ist kein ächter Herr! (Pfarrherr). Pfarrer Rohmer, so hiess mein Ehrenmann — war ein aufrichtiger Verehrer von Chateaubriand. In diesem enthusiastischen Bekenntniss stimmte ich ihm jedesmal bei. Als ich im Spätherbst 1865 den Kirchhof von Dettweiler besuchte, fand ich den Grabstein des Seligen. Er hatte seine Jahre auf die neunziger Zahl gebracht. In dem katholischen Pfarrhof fand ich einen Neokatholiken vor; mir entgieng der Muth, den oberen Raum des ehemals so lieb gewordenen Hauses zu besuchen. Ich entfernte mich auf Nimmerwiedersehen. Auch in der Kirche unterliess ich's, auf einer grossen Hühnerleiter zum Thurm herauf zu steigen; die Wucht der Erinnerung drückte mich nieder; der Altersschwindel ergriff mich.

Bei der verlängerten Villegiatur von 1818 rüttelten noch andre Agenten an meinem Kinderglauben und rissen einzelne Blätter unbemerkt aus meinem Katechismus. Im Schlosse zu Zabern garnisonierte eine österreichische Besatzung. Ich kam bei einer Kindtaufe zu Dettweiler in Kontakt mit einem ungarischen Hauptmann, der seit bald drei Jahren im Elsass heimisch geworden. Hof- und Weltmann, drückte sich der wettergebräunte Fünfziger, lebhaft wie ein Jüngling, in lateinischer, deutscher,

italienischer Sprache aus; das Französische war ihm nicht gerade geläufig, aber mit Voltaire war er vertraut und ergötzte sich, den unerfahrenen, angehenden Theologen mit Argumenten, die er augenscheinlich dem Dictionnaire von Bayle entnommen, den Kandidaten zu bombardiren. Mich ergötzte das blendende Feuerwerk; dessen Gefährlichkeit konnte und mochte ich nicht ahnen. Den liebenswürdigen Hauptmann sah ich darauf zu wiederholten Malen in Zabern und im befreundeten Schlosse, wo er mit allen Bewohnern auf vertrautem Fusse stand und seine Familie — unter andern eine hübsche kokette Tochter — vorführte. Unter seinen Begleitern bemerkte ich einen jungen Lieutenant, Giulay, der in spätern Dezennien auf dem Welt- und italienischen Kriegstheater eine gewisse nicht unbedeutende Rolle spielte. Da ich mich von jedem improvisirten Tanze fern hielt, blieb ich in dieser aristokratischen Kavaliergesellschaft unbeachtet, doch entgieng mir nicht, dass die Dame des elsässischen Hauses sich auf Salon-Boden fühlte und die dargebrachten Huldigungen der Magyaren als erwünschten Weihrauch einathmete.

Gegen mich betrug sich der Hauptmann bei diesen Gelegenheiten in seiner eignen Wohnung ganz korrekt; eine kaum bemerkliche Ironie legte sich um seine Lippen, wenn er mich über mein sehr elementares Italienische belobte und die Fortschritte der einheimischen Dame, die sich meines Unterrichts rühmte, als gewisse, schon errungene Resultate voraus sah.

Die Garnison von Zabern verliess vor Wintersanfang die Quartiere; die französische Kriegskontribution war entrichtet; eine letzte Abschiedsrevue bei Hagenau vereinigte die abgesonderten Regimenter. Es weinte ihnen manche unpatriotische Thräne aus lieblichen Augen nach. Zum Hagenauer militärischen Schauspiel war ein Teil meiner Dettweiler Freunde gezogen; ich hatte mich nicht angeschlossen und verbrachte den unselig langen Tag auf dem Rebhügel; dass man sich auf Spazierfahrten oder Gängen ins Gebirge, Wald und Ackerfeld mehr mit mir als andern beschäftigte, fand ich schon ganz in der Ordnung. So wurde unter andern die entlegene Bergfestung Lützelburg besucht, die stille Waldeinsamkeit gepriesen, ein wiederholtes Einkehren im gastlichen primitiven Wirthshaus versprochen, aber nicht mehr ausgeführt. Es knüpften sich in hohem Grad unangenehme Begegnisse für das belastete Fabrikhaus an die Tage nach dieser eintägigen Fahrt. Auch mir ist es seitdem nicht gelungen, mich wieder in diese elsässische Einöde zu verirren, und ich habe die herrlichen Baumgruppen des Graufthals und die Thalgründe zwischen der Festung und Neuweiler nur in Photographie bewundert. Desto mehr galten die Ausflüge einzelnen Meiereien in Zaberns Umgebung, sodann

dem Hohbarr und dem benachbarten Geroldseck, dem Kloster St. Johann und der Grotte am obern Abhang des pittoresken Berges, den Kastanienwäldern von Ernolsheim, dem ehemaligen bischöflichen Rohanschen Parke, dem Karlsprung mit seiner Grottenquelle. Meine deutsche Versmaschine bot mir ein erwünschtes Instrument, mich den Schlossbewohnern bei festlicher oder vom Zaun gebrochener Gelegenheit angenehm zu erweisen. Solche Gedichte, wenn sie in der That dem Herzen entspringen, sind nicht die schlechtesten.

Auf einem dieser Ausflüge, den ich mit der noch lebensfrohen Dame des Schlosses zum Karlsprung machte, blieb ich sehr betroffen, als sie mich in die Mysterien des Lebens einen Seitenblick werfen liess. Augenblicke dieser Art sind epochemachend im Entwicklungsgange eines Jünglings. Mir hatte bis dahin das Sakrament der Ehe und der Civilkontrakt als das erwünschteste Lebensziel gegolten; die Lektüre der Dichter und der Romanschriftsteller hatte aus diesem Grundgebäude nicht einen einzigen Stein entrissen. Mich als Familienvater einmal in einem Pfarrhof oder Kanonikatshause von Strassburg wohnen zu sehen, darin gipfelte meine Zukunftsaussicht. Nun kam bei diesem Spaziergange zu selbander durch eine mir jetzt entschwundene Ideenverbindung die Rede auf die Ehe — und wie schnitt es nicht in mein Herz, als meine mütterliche Begleiterin und Gönnerin ganz flüchtig den Gedanken hinwarf, dass die Einigung der Gatten durch Krankheit oder körperliche Gebrechen zerstört werden könne. Und das war nicht verletzend, in einem so natürlichen Tone gesprochen, dass ich nichts einwenden, nichts erwidern, und der hochgeschätzten ältern Freundin nicht das geringste anhaben konnte. Ich kam um einige Jahre intellektuell gealtert nach Hause zurück und warf unwillkürlich etwas mehr beobachtende Blicke in meine jetzige Umgebung.

Das akademische Semester 1818 auf 19 war mit ziemlich ernster Arbeit gesegnet, nur entfremdete ich mich immer mehr der Idee eines förmlichen Aufgehens in streng theologischem Studium. Am Weihnachten kamen die weiblichen Insassen Dettweilers zum Besuche ihrer Verwandten nach Strassburg; ich verbrachte mehrere Abende in der Nähe der Mutter, sah sie im Nebelfrost und Winterwetter bekümmert scheiden. Es ward mir klar, dass ich, aus dieser beginnenden Beklemmung heraus zu kommen, ein heroisches Mittel ergreifen müsse. Den erwünschten Vorwand gab mir mein etwas leidender Zustand.

(Fortsetzung folgt im nächsten Band.)

V.

Der Totentanz
von Kienzheim im Ober-Elsass.

Von

Bruno Stehle.

I.

«Mächtig fesselten die Totentänze durch Jahrhunderte Sinn und Geist zweier grossen Nationen und gehörten zu den ausdauerndsten Darstellungen der Kunst in der grossen Volksmasse; daher gebührt ihnen die Beachtung als einer der wirksamsten kulturgeschichtlichen Erscheinungen jener Zeiten.» Mit diesen Worten zeichnet Goette in seinem umfassenden Werke über Holbeins Totentanz und seine Vorbilder[1] die Bedeutung dieser Kunstwerke des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit in Frankreich wie in Deutschland. Zwei Totentanzgemälde besass ehedem auch das Elsass. Das eine befand sich in der 1870 zerstörten Neuen Kirche zu Strassburg und ist von Edel[2] in seiner Beschreibung dieser Kirche unter Beigabe von Abbildungen ausführlich besprochen. «Als im Sommer 1824 die Neue Kirche ausgeweisset und angestrichen ward», so erzählt er, «machte der Sohn ihres

---

[1] Goette, Alexander, Holbeins Totentanz und seine Vorbilder. Strassburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1897. S. 3.

[2] Edel, Friedrich Wilhelm, Die Neue Kirche in Strassburg. Nachrichten von ihrer Entstehung, ihren Schicksalen und Merkwürdigkeiten, besonders auch vom neuentdeckten Todtentanze. Strassburg, Heitz 1825.

Baumeisters, Herr August Arnold, durch Zufall eine sehr merkwürdige und grosses Aufsehen erregende Entdeckung im Innern dieser Kirche. Man war mit den Arbeiten in die niedern Gegenden der Wände gekommen und kratzte auf der nördlichen Seite, wo sie gegen den Kirchhof sich zieht, um einen Riss auszubessern, einige Stücke Kalk ab; da bemerkte Herr Arnold an der von der alten Tünche entblössten Stelle einige Spuren von Farbe; die Neugierde war erreget; mit Sorgfalt wurden grössere Stücke abgelöset, und bald stellte sich dem Auge eine ganze Figur dar, welche der erfahrene Künstler sogleich für einen Teil eines Fresko-Gemäldes erkannte .... Man setzte die Untersuchung auch an andern Stellen der Kirche fort und entdeckte, dass die westliche und die nördliche Seite eine vollständige Reihenfolge von Gemälden eines Totentanzes enthalten.»

Durch den Brand der Kirche im Jahre 1870 ist das Gemälde verloren gegangen; doch besitzen wir in Edels genanntem Buche einige Abbildungen und gewinnen dadurch eine Vorstellung von dem Werke des Künstlers. Leider fehlen uns auch diese von dem zweiten elsässischen Totentanz, dem zu Kienzheim im Ober-Elsass. Ihn will noch Billing gesehen haben, der in seiner Beschreibung des Elsass aus dem Jahre 1782 von der Pfarrkirche spricht, «an deren auswendigen Mauer man einen ziemlich beschädigten, aber vortrefflich gemahlt-gewesenen Totentanz gewahr wird, den man für ein Werk des Holbeins ausgiebt.»[1] Die übrigen Mitteilungen über diese Gemälde aus späteren Zeiten (Engelhardt, Wanderungen durch die Vogesen 1821 S. 71, Alsa 1817 S. 163, Antiquités de l'Alsace par Golbéry 1828 I, S. 20, Rothmüller, Musée pittoresque et historique de l'Alsace 1863, S. 59, Gerard, Les artistes de l'Alsace II, 112)[2] bringen nichts wesentlich Neues, so dass die Annahme nicht ungerechtfertigt erscheint, dass ihnen allen die wenigen Zeilen Billings zu Grunde liegen. Diese sind aber so kurz und inhaltlos, dass daraus eine Vorstellung über Grösse, Ausdehnung, Anlage, Art der Darstellung des Werkes nicht zu gewinnen ist. Da erschien im Jahre 1897 in den Nummern 23 bis 26 der Beilage des Elsässer Tagblattes, das in Colmar herausgegeben wird, unter dem Titel «Geschichtliche Skizzen. Der Totentanz von Kienzheim von Georg Kern» eine Arbeit, die sich von neuem mit dem ehemaligen Gemälde beschäftigte. Es war nämlich im Kienz-

---

[1] Billing, Geschichte und Beschreibung des Elsasses und seiner Bewohner von den ältesten bis in die neuesten Zeiten. Basel in der Deckerischen Buchdruckerey 1782. S. 143.

[2] Vgl. Kraus, Kunst und Altertum im Elsass II, S. 217.

heimer Archiv eine Handschrift gefunden worden, die nicht nur eine genaue Beschreibung der Bilder, sondern auch die begleitenden Verse zu den einzelnen Darstellungen giebt. Allein ganz abgesehen davon, dass die Arbeit in der Beilage genannter Zeitung für grössere Kreise verborgen bleibt, teilt Kern die Handschrift in hochdeutscher, vielfach falscher Uebersetzung mit. Freilich würden wir durch die Bilder selbst oder durch Abbildungen, wie es beim Strassburger Totentanz glücklicher Weise der Fall ist, erst den richtigen Einblick in das Kunstwerk gewinnen, das sich allem Anscheine nach in Ausdehnung wie Ausführung den Basler Totentänzen dreist an die Seite stellen durfte. Da aber dies nimmer möglich ist, dürfte eine getreue Wiedergabe des ursprünglichen Textes dieser für die elsässische Kunst- wie Kulturgeschichte gleich wichtigen Handschrift dem Geschichtsforscher wie dem Sprachforscher und dem Freunde elsässischer Dialektforschung eine willkommene Gabe sein.

Das Manuscript besteht aus einem Oktavheft von 31 Blättern, deren Vorderseiten Seitenzahlen tragen, und ist gut erhalten; nur das Titelblatt und einzelne wenige Stellen auf den letzten Seiten sind verdorben. Der Schrift nach zu schliessen, stammt das Manuscript aus dem XVI. Jahrhundert.

Auf dem Titelblatte steht geschrieben:

Folgt der Toden Dantz,
wie er zu Köntzen ihm
Kreutzgang stoht.

Darunter die Worte:

O ihr Menschen kint kummet allerbey
Vnnd lugkt, welchs der Herr vnd der knecht sey.
Denn got richt nach dem Recht,
Da ligt der Herr und auch der Knecht.

Dieser Spruch auf dem Titelblatt der Handschrift ist dem Kienzheimer Totentanz keineswegs eigentümlich; er scheint vielmehr ein alter, weit verbreiteter Kirchhofspruch gewesen zu sein, der nach Goette[1] in Basel folgende Fassung hatte:

Hie richt got nach dem rechten,
die Herren ligen Bi den knechten
non mercket hie Bi
welger her oder knecht gewesen si.[2]

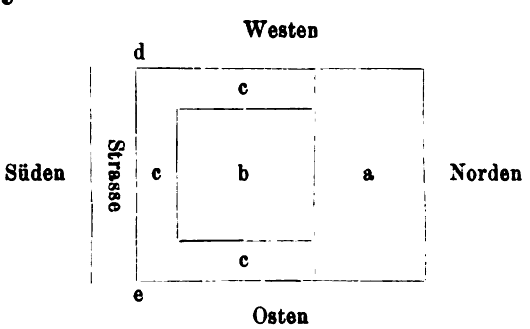
Die Frage, wo der Totentanz sich befunden, ist verschieden

---

[1] Goette a. a. O. S. 72.

[2] Am Beinhaus der St. Michaelskapelle in Kaysersberg ist zu lesen:
So ist's recht,
Da liegt der Meister bei seinem Knecht.
vgl. Mündel, Haussprüche und Inschriften i. Elsass S. 15.

beantwortet worden; man sprach von einem Kreuzgang wie das Manuscript, andere glaubten, er sei auf die Kirchmauer gemalt gewesen, wie Billing erzählt. Die Kirche liegt von Westen nach Osten; an deren Südseite, von Mauern umgeben, lag der Kirchhof. Die Innenseite der Mauer, die parallel zur Kirche von Westen nach Osten sich zog, trug das Gemälde, das mit einem Dache, von Säulen getragen, bedeckt war. Dieser Gang, der so den Mauern entlang führte, hatte den Namen Kreuzgang.



a. Kirche. b. Kirchhof. c. Kreuzgang. d.—e. Mauer mit Totentanz

Diese Mauer samt Gemälden war bis zur Revolution erhalten. Ihr fielen letztere zunächst zum Opfer, indem sie mit Kalkwasser übertüncht wurden. Bei späteren Arbeiten, bei Ausbesserungen an der Mauer wurde der Kalk mit den Bildern losgehackt, und im Laufe unseres Jahrhunderts verschwand Mauer samt Totentanz vollständig.

So erzählt die Tradition in Kienzheim auf das bestimmteste; und es liegt auch kein Grund vor, den Mitteilungen Misstrauen entgegenzubringen, da sie nicht von längst entschwundenen Zeiten meldet, sondern von Zeiten, die noch mancher vor kurzem selbst mit erlebte. Es fragt sich überhaupt, ob Billing von dem eigentlichen Totentanz spricht, oder von den Gemälden, die sich noch heute an der Nordseite der Kirche befinden und die wir in Lichtdruck wiedergeben, nachdem Herr Dr. Hausmann sich der Mühe unterzogen, sie für unsere Zwecke zu photographieren.

Diese Bilder zerfallen in zwei Teile. Der erste Teil enthält sechs kleinere Bilder, die allgemein als Darstellung der christlichen Liebeswerke oder leiblichen Werke der Barmherzigkeit bezeichnet werden. Da die Bilder in sehr schadhaftem Zustande sich befinden, ist es schwer ein endgültiges Urteil zu fällen. Diesen kleinen Bildern folgen vier grössere, von denen jedes ungefähr 1 Meter breit und 2,50 Meter hoch ist. Einzelne Fi-

guren sind darauf deutlich zu erkennen; was das Ganze gewesen, wage ich nicht zu entscheiden. Aus einem Spruchband, auf dem die Worte g schoene gstalt gê den dot hilft kein gwalt . . . bewar mich; ich . . . . und anzu entziffern sind, geht hervor, dass auch hier von Tod und Sterben die Rede war, dass die Bilder zum Totentanz in irgend welcher Beziehung standen, zumal auch die mumienhafte, abgemagerte Gestalt des Todes neben einem Edeln (Herzog, Fürst) deutlich zu erkennen ist. Sie als letzten Rest des Totentanzes anzusehen, halte ich für ausgeschlossen, da nach unserem Manuscript die jedem Bilde beigegebenen Verse oder Sprüche acht, einige sechs Zeilen umfassten, während hier nur ein-, höchstens zweizeilige Sprüche vorhanden sein konnten. Was das Alter dieser Bilder angeht, so setzen sie Kenner nach der Schrift der Spruchbänder in die Zeit um 1500, d. h. in dieselbe Zeit, in die, wie wir später sehen werden, die Entstehung des eigentlichen Totentanzes fällt.



Fig. 1. Prediger und Teufel aus dem Berliner Totentanz. Goette S. 63.

Nach der Beschreibung kann das ganze Gemälde in drei grosse Teile zerlegt werden: in die einleitenden Bilder, den eigentlichen Totentanz und die Schlussbilder.

Auf dem ersten Bilde sehen wir den Pfarrer die Kanzeltreppe hinaufsteigen und hinter ihm den Tod, hinkend, mit einer Krücke und einem Stundenglas. Unter der Treppe, die zur Kanzel hinaufführt, sitzen zwei alte Nonnen, die mit einander plaudern. Ihnen hält der Teufel, jedenfalls zur Strafe für ihre Geschwätzigkeit, die Köpfe zusammen und wehrt ihnen

mit einem Fliegenwedel die Fliegen ab. Trotzdem der Pfarrer erst die Treppe hinaufsteigt und, wie es im Text heisst, predigen will, folgt doch sofort seine Busspredigt. Sie kann wegen ihrer Länge weder unter noch über dem Bilde gestanden haben, hatte vielmehr neben ihm ihren Platz. In seinen Worten macht der Pfarrer die Kinder dieser Welt auf die nachfolgenden Bilder aufmerksam und fordert sie auf, den Tod, dem keiner entgeht, kein Alter und kein Stand, recht zu betrachten und Busse zu thun, ehe Leib und Seele sich scheiden. Dabei führt er Worte des heil. Hieronymus und des heil. Bernhardus an, deren Brustbilder den Predigttext unterbrechen. Der erstere ist als Kardinal, der zweite als Augustinermönch dargestellt.

Wenn wir dieses erste Bild mit dem ersten der übrigen Totentänze vergleichen, so fällt uns auf, dass hier der Prediger die Kanzeltreppe hinaufsteigt, während er sonst überall schon auf der Kanzel stehend und predigend vorgeführt ist.

Auch die beiden schwatzenden Nonnen unter der Kanzeltreppe mit dem Teufel sind nur dem Kienzheimer Totentanz eigen. Zwei Teufelsfratzen am Fusse der Kanzel zeigt der Berliner Totentanz, wie bei Goette S. 63 zu ersehen ist. (Vergl. Fig. 1.)[1] Ebenso fehlen in den anderen Totentänzen die Bilder von Heiligen, hier Hieronymus und Bernhardus. Nach Goettes eingehenden Studien ist der einleitende Prediger die typische Figur der französischen und norddeutschen Totentänze[2] — erstere sind die Muster der letzteren[3] — so dass uns dieses erste Bild auch den ersten Fingerzeig auf die Abstammung des Gemäldes giebt.

Nun folgt das zweite einleitende Bild. Es zeigt viele Tote, die mit Trompeten, Schalmeien, mit Zinken und Heerhörnern, mit Geigen, Lauten und Hackbrett u. a. m. zum Tanze aufspielen. Diese Toten müssen in und vor einem Hause stehend gedacht werden, sonst wäre der das Bild begleitende Vers, durch den Herren und Knechte zum Tanze eingeladen werden, nicht zu verstehen, da es heisst:

Ir müessen alle in diss dantzhuss.

Soweit erinnert das Bild an das Beinhaus im Klingenthaler Totentanz, wie es Goette S. 69 wiedergiebt. (Vergl. Fig. 2.) Allein unser Bild zeigte noch mehr. Unten am Beinhaus war nämlich einer mit dem Aufwerfen eines Grabes beschäftigt «vnd ist einer do, der dylbt dz grab». Dass dieses Aufwerfen des Grabes nicht ein eigenes Bild ausmachte, sondern nur ein Teil

---

[1] Herrn Verlagsbuchhändler Trübner sage ich für die Freundlichkeit, mit der er die Klischees aus Goettes Werke zur Verfügung stellte, auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank.

[2] S. Goette S. 68. [3] S. Goette S. 62.

des zweiten Bildes war, geht aus der Schreibart des Manuscriptes hervor, das alle Bilder und Sprüche, die zusammen gehören, durch Linien abgrenzt. (Vergl. den nachfolgenden Text.) Ein weiteres Bild, das sich eng an das zweite an-

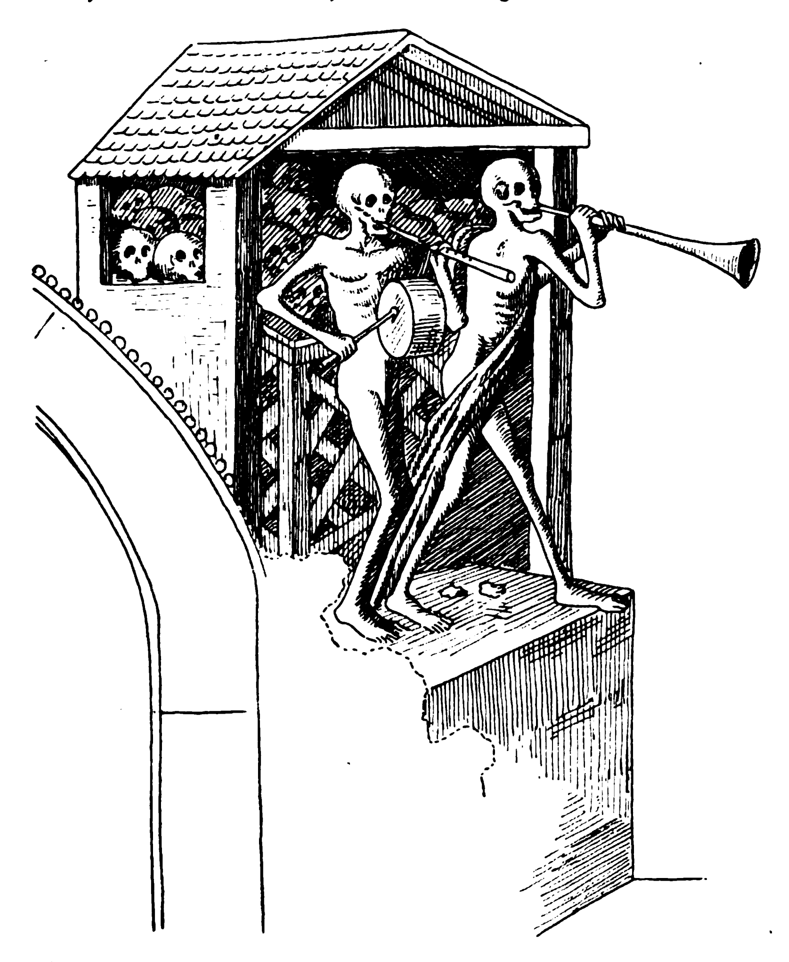


Fig. 2. Beinhaus aus dem Klingenthaler Totentanz. Goette S. 69.

schliesst, zeigt einen Toten, der mit Schlangen, Kröten und Würmern bedeckt ist, im Grab. Auf einem Spruchband, das von seinem Munde ausgeht, stehen die Worte:

> Alless dass das leben ye gewann,
> Das muss den Tod han.

Diese einleitenden Bilder zeigen vor allem das Planvolle in dem Vorgehen des Künstlers. Durch die einleitenden Worte

des Pfarrers ist der Zweck des Kunstwerkes klar und deutlich ausgedrückt: es soll erbauen und zugleich die sündige Seele erschüttern. In dem zweiten Bilde erklärt der Künstler die Anlage des Ganzen. Das Beinhaus versinnbildet den Friedhof, dem jeder Mensch, vom Tode geleitet, mit jeder Stunde näherkommt, zutanzt. Und diesen grossen, von der ganzen Menschheit aufgeführten Tanz, an dem jedes Alter und jeder Stand teilnehmen muss, in erschütternder Weise vor die Seele zu führen, sucht der Künstler durch die folgenden Darstellungen und Reimsprüche zu erreichen.

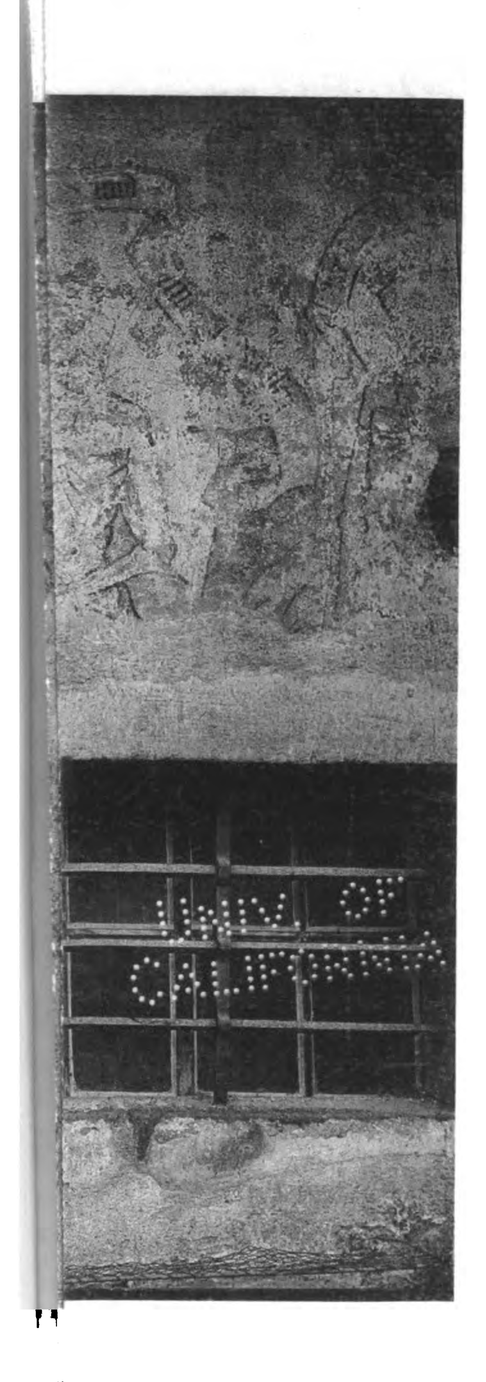
Damit kommen wir zum zweiten oder Hauptteil des Gemäldes, zu dem eigentlichen Totentanz. «Hier fängt der Tod an», sagt die Beschreibung, «und kommt und sucht einen jeden in seinem Stand und mit seinem Saitenspiel, damit ihm keiner ausbleibe, weder Pabst, noch Kaiser und König und fängt an dem heiligen Vater, dem Pabst, an.» Diesen Teil bilden 25 Bilder, die sich in der Anlage geglichen haben mögen. Es war nur der Tod und sein Gegner dargestellt; Beiwerk wie Boden, Hintergrund, Bäume u. a. fehlte wohl ganz, da bei der genauen Beschreibung des Kunstwerkes der Verfasser unserer Handschrift sicherlich das eine oder andere Mal von diesen Dingen gesprochen hätte. Ueber den Bildern standen die dazu gehörenden Verse. Da, wo der Tod die Kaiserin holt, heisst es ausdrücklich: Er zeigt mit zwei Fingern der rechten Hand a u f zum Reim. Bei der Begegnung mit dem Schultheiss zeigt der Tod ebenfalls mit zwei Fingern ü b e r sich zum Reim. Aehnlich in Bild 26, wo es ausdrücklich heisst: «die spruch all stont o b d e m h o u b t g e m o l t.» Wenn es S. 2 heisst: «Sanct Jheronimus ist mit einem Cardinalhût vntz an die Brust gemolt, v n d e n an der Spruch», so ist das jedenfalls so zu erklären, dass die beiden Brustbilder der Heiligen den Text der Predigt unterbrachen und die Verse dann weiter liefen.

Der eigentliche Totentanz hatte folgende 25 Bilder:

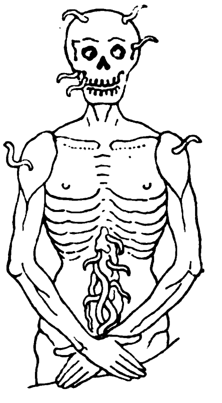
1. Pabst. 2. Kaiser. 3. Kardinal. 4. Kaiserin. 5. König. 6. Bischof. 7. Herzog 8. Graf. 9. Abt. 10. Ritter. 11. Pfarrer. 12. Arzt. 13. Barfüsser Mönch. 14. Schultheiss. 15 Ratsherr. 16. Stadtschreiber. 17. Bürgerin. 18. Waldbruder. 19. Wucherer. 20. Handwerksmann. 21. Bauer. 22. Landsknecht. 23. Jüngling. 24. Jungfrau. 25. Kind.

Vergleichen wir diese Sterbenden mit denen anderer Totentänze (Paris, La Chaise-Dieu, Kermaria, Lübeck, Berlin, Kleinbasel), wie sie bei Goette[1] zusammengestellt sind, so zeigt sich,

[1] S. 281—283.



dass wir zwei Bilder haben, die sonst nirgends vorkommen, die des Stadtschreibers und des Landsknechtes. Den Ratsherrn werden wir wohl an Stelle des sonst vorkommenden Bürgers setzen dürfen, da die besseren Bürger dieses Ehrenamt ja stets bekleideten. Auch die Bürgerin kommt in anderen Totentanzgemälden nicht vor. Dagegen fehlten in Kienzheim die Aebtissin, die Nonne, die Edelfrau, der Koch, der Heide, die Heidin, Sterbende, die in anderen Gemälden sich fanden. Hinsichtlich der Reihenfolge der Personen zeigt unser Totentanz grosse Aehnlichkeit mit dem in Lübeck, besonders im Anfang und im Schluss; doch ist die Uebereinstimmung keineswegs so gross, dass man an eine direkte Entlehnung denken müsste.



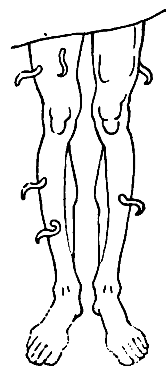


Fig. 3. Leichenstein aus dem 15. Jahrhundert. Goette S. 13.

Die Befürchtung, dass bei einer so oftmaligen Darstellung des Todes und seiner Gegner eine gewisse Eintönigkeit und ermüdende Wiederholung in der Gestaltung der Figuren kaum zu vermeiden sei, liegt nahe. Allein unser Künstler wusste durch die verschiedenartige Behandlung seiner Gestalten nach vorliegender Beschreibung reiche Abwechslung seinen Gebilden zu verleihen. Den Tod haben wir uns nicht als Skelett, sondern als mumienhafte, abgemagerte Gestalt vorzustellen, an der man alle Rippen deutlich sieht. So heisst es in Bild 23: «ist in der weichen vnd brust ytel ryp vnd ryp.» Manchmal, wie in Bild 20 und 24, ist der Tod nur von auffallender Magerkeit, ohne dass die Rippen selbst hervortreten (er ist n i t ryppig, aber dyr; Bild 24, ähnlich 20). Aus dem Unterleib treten vielfach die Gedärme heraus; Schlangen und Kröten kriechen aus dem Herzen, den Seiten, den Schenkeln, aus Ohren, Nase oder Mund; bei anderen kommen die Schlangen aus der Brust und wickeln sich um Hals und Kopf. Goette[1] giebt einen Leichenstein aus dem 15. Jahrhundert, der ähnliches zeigt (Vergl. Figur 3); ferner eine Abbildung aus den Münchener Holzschnitten des Totentanzes, wo sich ebenfalls eine Schlange

[1] S. 13.

um den Schenkel des Todes windet (Vgl. Figur 4.) Manchmal ist der Tod ganz nackt dargestellt wie auf dem Bilde Nr. 7 Tod und Herzog, wo ausdrücklich gesagt ist: Hie stoht der Tod dyr (dürr) und nacket;[1] manchmal ist er mit einer weissen oder schwarzen seidenen Binde umwickelt, wie bei Bild 2 Tod und Kaiser «hie kumbt der tod .... mit einem wisen, sidenen binden vmb sich gewycklet». Die Binde, die der Tod auf dem Bilde Nr. 3, Tod und Kardinal, trägt, ist schwarz und nur um den Hals geschlagen. Bei Beschreibung des Bildes 4, Tod und

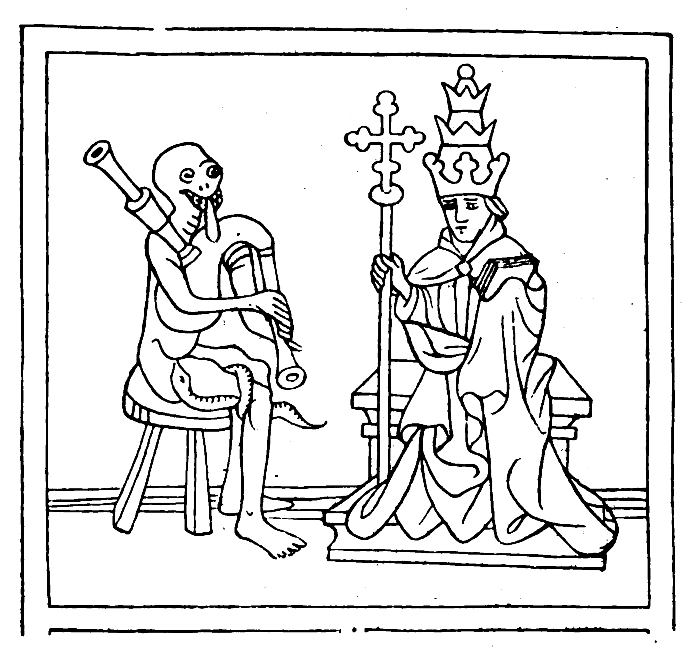


Fig. 4. Pabst aus den Münchener Holzschnitten des Totentanzes. Goette S. 108.

Kaiserin, ist von einer «hübschen, weissseidenen Binden, vier Ellen lang, die um Beine, Arme, Schultern und Hals sich schlingt», die Rede. Diese Darstellung erinnert uns an das Bild, das Goette S. 143 aus dem Grossbasler Totentanz wiedergibt. (Vgl. Fig. 5.)

Um die Bilder möglichst grauenvoll zu gestalten, sind die fleischlosen Totenschädel kahl oder mit nur wenig Haaren bedeckt. Das spärliche Haar liegt hier auf dem Schädel, «alss

[1] Vgl. auch Bild 11, Tod und Pfarrer.

ob er es lang nit gestrelt (gekämmt) hätte» (Bild 8.) Dazu war der Mund, aus dem die weissen Zähne hervorgrinsten, oft weit geöffnet. Noch tieferen Eindruck suchte der Maler dadurch zu erzielen, dass er dem Tod kleine Totenknochen oder Totenbeine kreuzweis in den Mund zwischen die Zähne gab, wie in Bild 16. In Bild 17 streckt der Tod den Mund weit auf, man sieht ihm alle Zähne, eine Schlange kriecht zum linken Ohr hinein, zum Mund heraus und dabei streckt der Tod noch die Zunge heraus. (Vergl. Figur 4 Tod und Pabst.) Trägt er noch statt eines Degens, wie in Bild 22, ein Totenbein, mit dem er zuschlägt, oder vertritt ein Totenkopf gar das «Dintenhörnlein» oder Tintenfass und ein Schenkelknochen den Federhalter, so werden wohl die stärksten Nerven sich eines gewissen Gruselns nicht haben enthalten können.



Fig. 5. Herzog aus dem Grossbasler Totentanz. Goette S. 143.

Zur Darstellung des Todes wählte der Künstler jedenfalls eine ganz dunkle Farbe im Gegensatz zur Darstellung der Sterbenden, die in den buntesten Kleidern erscheinen. Der Gegensatz musste um so tiefer auf das Gemüt des Beschauers wirken. Nur bei der Beschreibung von zwei Bildern (Nr. 24 und 25): Tod und Jungfrau und Tod und Kind ist von einer anderen Farbe die Rede. So heisst es bei der Beschreibung des ersten Bildes: «Hie kumbt der tod in b r u n e r farb gemolt zu einer edelen junckfröuwlin»; und da wo er das unschuldige Kind zum letzten Gange holt, erscheint er in der Farbe der Unschuld: «Da kumpt ein w y s e r dot». Sicherlich wollte der Künstler bei diesen beiden Todesopfern durch Abtönung der Farben auch das Schreckliche des Eindruckes in etwas abschwächen.

Reiche Abwechslung verlieh der Maler seiner Darstellung des Todes auch durch die verschiedenartigen Musikinstrumente,

die er ihm in die Hände gab. Dem Pabste kommt der Tod mit einer Harfe in der Hand entgegen; den Kaiser holt er mit einer Trompete, die Kaiserin mit einer Laute, den König mit Pfeifen, den Bischof mit einer Orgel, den Herzog mit einem Zinken, den Grafen mit einem Jagdhorn, den Abt mit einem Horn, den Edelmann mit einer Heertrommel, den Pfarrer mit einer Schelle, den Arzt mit einer Pritsche mit Schellen, den Mönch mit einem Zeitglöcklein, den Schultheiss mit einer Leier, den Ratsherrn mit einer Klingel, die Bürgerin mit einem Hackbrett, den Wucherer mit einer Sackpfeife oder Dudelsack mit fünf Röhren, den Jüngling mit einer Schalmei, die Jungfrau mit einer Geige. Es dürfte überflüssig sein, darauf hinzuweisen, wie der Künstler durch diese Instrumente gewissermassen Symbole der Sterbenden dem Tode in die Hand gab. Unter Trompetengeschmetter zog der Kaiser zur Schlacht und zur Jagd, mit der Laute vertrieb sich die Kaiserin manche einsame Stunde; mit dem Glöcklein versammelte der Mönch auf dem flachen Lande Grosse wie Kleine, um sie zu belehren, zu unterrichten; und erinnert nicht der zarte Ton der Geige an die zarte Art der Jungfrau, vielleicht auch an das Tänzchen, das ihr manchmal darauf gespielt wurde?

Ausser diesen Musikinstrumenten trägt der Tod dann und wann auch gewisse Abzeichen der Lebenden, die auf ihre Macht und Stellung hinwiesen. So kommt er dem Pabste mit einem Banner entgegen, auf dem zwei Schlüssel gemalt sind, die Zeichen der päbstlichen Schlüsselgewalt; dem Kaiser mit einer Fahne mit dem Reichsadler. Da, wo der Arzt zum letzten Gange abgeholt wird, hat sich der Tod die Gelehrtenbrille aufgesetzt. Dem Stadtschreiber tritt er mit Schreibzeug, mit Feder und Tintenfass entgegen, während er bei der Begegnung mit dem Waldbruder ein Crucifix in der Hand trägt. Mit einem Geldsack erscheint er beim Abholen des Wucherers, mit Karst und Weinflasche, dem elsässischen Logele, bei dem des Bauern, mit einem Degen, bestehend in einem Totenbein, bei der Begegnung mit dem Landsknecht. Und das Kind sucht er dadurch zu beschwichtigen, dass er sich ihm mit einem Spielzeug, einem Windloffer oder Mühle[1] an einem bemalten roten Stecken nähert.

Um jegliche Eintönigkeit zu vermeiden, wusste der Künstler auch in die Stellung des Todes möglichst viel Abwechslung zu

[1] Bekanntes Spielzeug, das auf den Strassen verkauft wird: Rädchen aus gefaltetem Papier, die durch den Wind wie ein Mühlrad (Mühle) getrieben werden, oder durch den Wind getrieben im Kreise laufen. Das Wort ist in Hochfelden noch gebräuchlich.

bringen. Ruhig stand er nur wenigen Personen, wie z. B. dem Pabste gegenüber; dem Kardinal schlägt er seinen linken Arm um dessen rechten Arm; die Kaiserin fasst er mit seiner rechten Hand an der Hüfte, den Bischof erfasst er an seinem

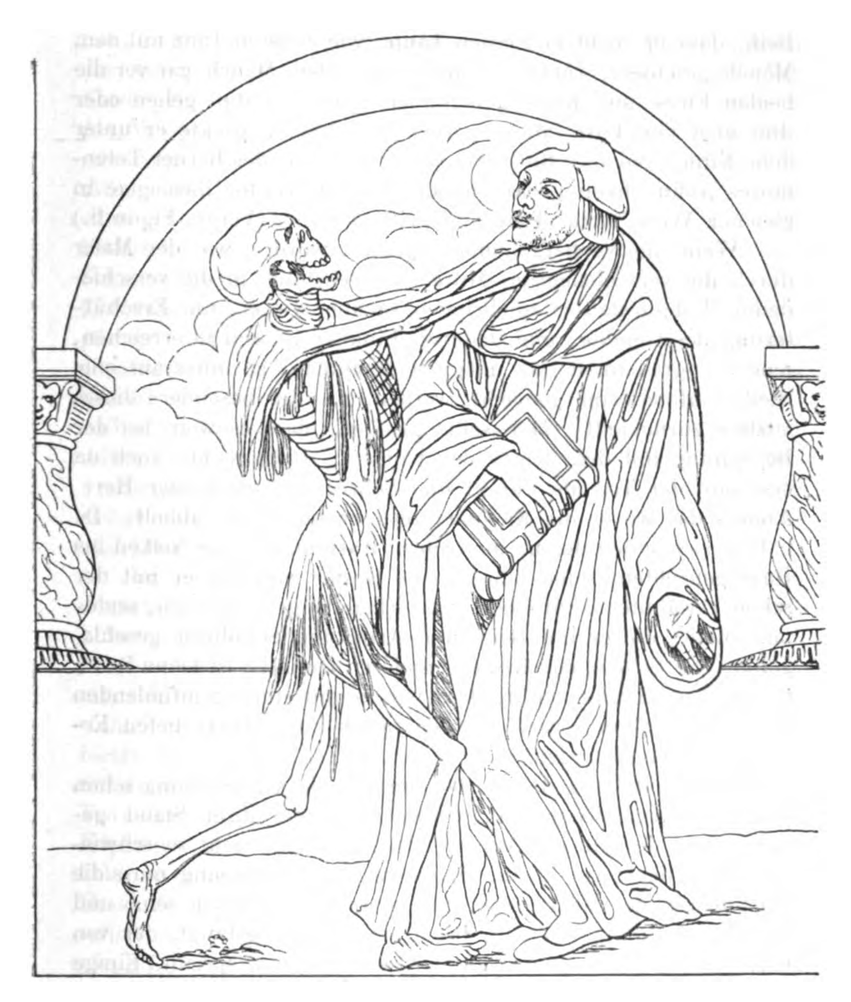


Fig. 6. Doctor theologiae aus dem Berner Totentanz. Goette S. 153.

Hute. Im allgemeinen müssen wir uns den Tod in lebhafter, tanzender Bewegung denken; bei Beschreibung der Bilder 17, 18, 21, 22, 23 macht Verfasser unserer Handschrift ausdrücklich darauf aufmerksam. «Doch fährt er für und für (geht vorwärts), als wollt' er für sich tanzen», heisst es bei Be-

schreibung von Bild 19; «hat das linke Bein auch krumm gekrümmt, als wollt' er tanzen», sagt Bild 21. Manchmal schlägt er auch auf seinen Partner los, so auf den Grafen in Bild 8: hat «ein todten bein oder schenckel in der rechten handt, wollt den Grafen mit schlagen», oder er stellt seinem Gegner ein Bein, dass er nicht entrinnen kann, wie es beim Tanz mit dem Mönch geschieht, «hat den linken Fuss dem Mönch gar vor die beiden Füsse und Kutte gehebt, er muss mit ihm gehen oder ihm über den Fuss fallen.» Den Schultheiss packte er unter dem Kinn, und das Bild mag wohl mit dem des Berner Totentanzes Aehnlichkeit gehabt haben, wo der Doctor theologiae in gleicher Weise vom Tode angegriffen wird. (Vergl. Figur 6.)

Wenn im Vorhergehenden gezeigt wurde, wie der Maler durch die verschiedensten Mittel Abwechslung in die verschiedenen Todesgestalten zu bringen suchte, wie er, um Erschütterung des Gemütes und dadurch Einkehr in sich zu erreichen, jene so grauenhaft als möglich vorführte, so muss auf eine Stelle aufmerksam gemacht werden, an der besonders dieses letztere zurücktritt. Man sollte glauben, dass es wohl bei der Begegnung mit dem Kinde der Fall sei. Doch nicht; auch da erscheint der Tod als Furcht und Schrecken gebietender Herr. Anders da, wo er die Kaiserin zum letzten Tanze abholt. Da hat er sich einen Kranz aus roten Grasblumen oder Nelken ins Haar geflochten, seine schreckliche Gestalt verhüllt er mit der schon erwähnten «hübschen, vier Ellen langen, weissen, seidenen Binde, die er um Bein und Arm und Schultern geschlagen». Von Schlangen, Kröten, anderen Untieren ist keine Rede. Gewiss ein Zeichen dafür, dass wir es mit einem feinfühlenden Künstler zu thun haben, bei dem jeder Pinselstrich tiefen Erwägungen entsprungen.

Bei Darstellung der Sterbenden war die Abwechslung schon durch die verschiedenen Personen, ihr Alter, ihren Stand gegeben und deshalb die Aufgabe des Künstlers nicht so schwierig. Nach der sorgfältigen, eingehenden Beschreibung muss die Ausführung der Bilder eine sehr gelungene gewesen sein, und die Worte Billings werden durch sie vollauf bestätigt, der von einem «vortrefflich gemalt gewesenen» Totentanz spricht. Einige Beispiele mögen die Wahrheit meiner Worte bestätigen. Der Pabst erscheint in vollem Ornat, mit Stola, Manipel, Levitenrock, Mantel, Handschuhen, goldenem Ring, dreifältiger goldener Krone und zweifältigem goldenem Kreuz. Der Kaiser trägt eine goldene Kette, goldenen Reichsapfel, goldenes Scepter, goldenes Schwert und goldene Krone. Es sei hier auf eine Stelle in Goette S. 148 aufmerksam gemacht, an der er ausführt, dass die Ausstattung des Kaisers mit Schwert und Reichs-

apfel nur in den Totentanzgemälden von Paris, Lübeck und Reval vorkomme, diese Insignien aber merkwürdiger Weise den originalen deutschen Totentänzen fehlten. Das Vorhandensein dieser Insignien deutet wie der einleitende Prediger und teilweise auch die Anordnung der Personen auf französische bzw. norddeutsche Abstammung unseres Gemäldes hin. Auch der König trägt dieselben Abzeichen seiner Würde wie der Kaiser, der Abt seinen Stab; der Arzt wird vorgeführt, wie er das Wasser untersucht; der Stadtschreiber trägt eine Pergamentrolle und Schreibzeug; der Wucherer ist eben mit Geldzählen beschäftigt; der Handwerksmann trägt die Abzeichen einer ganzen Reihe Handwerke: Schneiderschere, Hammer, Küferschürze, Küfermesser, Hufeisen, Zimmeraxt, Maurerkelle, Schusterahle und Scher- oder Rasiermesser; das Kind oder Knäblein sitzt auf einem hölzernen Ross oder Stecken (Steckenpferd) mit kleinem schwarzem Zaum. Durch Beigabe dieser den einzelnen Personen charakteristischen Abzeichen will der Maler sowohl die einzelnen Personen kenntlich machen; dann aber will er vor allem versinnbilden, dass der Kaiser in Ausübung seiner Regentenpflicht, der Stadtschreiber bei Führung seines Amtes ebensowenig wie das Kind beim Spiele vor dem Tode sicher sind, dass dieser unerwartet, ohne anzuklopfen, kommt und jung und alt, hoch und niedrig mit sich nimmt.

Das Benehmen der dem Tode Geweihten ist ganz verschiedenartig; nirgends Schablonenhaftes, überall individualisiertes Leben. Mit Ruhe und Würde lässt der Pabst den Tod an sich herantreten; auch der Kaiser, der König, der Bischof sehen mit Gleichmut dem grossen Augenblick entgegen. Letzterer steht traurig mit geneigtem Haupt dem Tod gegenüber und bietet dadurch das deutliche Bild eines Sterbenden. Ganz anders der Graf in Bild 8. Der stösst mit der rechten Hand nach dem Tod, dass er ihn ja nicht anrühre. Der ganz in Eisen gehüllte Edelmann stellt sich gegen seinen Feind und sieht ihn «kecklich» und «männlich» an; auch der Schultheiss legt seine Hand dem Tod auf die Schulter, als wollte er ihn wegstossen; selbst die Bürgerin scheint sich nicht zu fürchten, sondern glaubt, dem Tod Trotz bieten zu können, denn sie sieht ihn «tapfer» an, während es vom Bauern heisst, dass er den Tod «kecklich» angesehen. Dass der Landsknecht sich nicht gerne fügt, ist nicht zu verwundern: «der sieht den Tod wahrlich sauer an; er will nicht, dass er zu ihm kommt», (er sieht worlich den todt sur an, er wyl nit, dz er zů im gang). Dem entspricht auch der Vers, der über dem Bilde stand:

Weich' aus, es ist noch nicht daran
Du musst Arbeit mit mir han.

Ich wollt dich eh'r in Stücke hauen —
Ob ich also mit dir wollt gon,
Ich rat dir das, lass mich davon!

Wie ganz anders ist die Kaiserin dargestellt, von der nur die wenigen, inhaltschweren Worte gesagt sind; «und weint». Ebenso die Jungfrau. Der Abt dagegen winkt dem herannahenden Tode ab und meint, er könne ihm jetzt nicht folgen, da er seinen «Stand nicht gar wohl gehalten». Der Barfüsser Mönch hält die Hände zusammen und dankt dem lieben Gott; der Waldbruder folgt sogar freiwillig dem Tod; nur mit Widerstreben beugt sich der Jüngling, zwar giebt er dem Tod die Hand, kehrt aber sein Gesicht von ihm ab.

Nach Vorführung des Kindes hat der Künstler alle Stände vom Pabste und Kaiser bis zum Landsknecht und Bauer und jedes Alter vom Greis — beim Arzt heisst es ausdrücklich: ist ein Mann von 60 Jahr — bis zum Jüngling, Jungfrau und Kind dargestellt. Mit dem Kinde endigen auch eine Anzahl von Totentanzgemälden wie die von Kermaria, Lübeck, Gross-Basel; auch Holbeins letzte Figur ist naturgemäss das Kind. Auch unser Kienzheimer Totentanz endigte ursprünglich mit dieser Darstellung. Die folgenden Bilder — der dritte Teil des Gemäldes — zeigen nämlich eine solche Verschiedenheit in Auffassung und Ausführung, dass man auf den ersten Blick sieht, dass der bis dahin einheitlich durchgeführte Plan verlassen ist. Bild 1—25 zeigen nur e i n e n Toten, eben den Tod, dem wir alle verfallen sind. In Bild 26 dagegen treten d r e i Tote auf in weisser und gelber Farbe gemalt, «Hie stondt dryg todten by einander, ein Pfeifer; ein Trommelschläger und ein Fähndrich». Während in allen früheren Sprüchen der Tod den ihm Geweihten anredet, wenden sich diese drei im allgemeinen an alle Menschen:

Wohl auf, ihr Herren, allgemein!
Er sei gross, stark, reich, arm oder klein,
Er sei junge oder auch alt:
Alle seid ihr kommen in des Tods Gewalt.

Es enthalten demnach diese Worte eine Wiederholung der Einleitung, die hier gar keinen Sinn hat. Diesen drei Toten gegenüber, die sich in ihrem Spruch um ihren Gegner nicht kümmern, sondern nur im allgemeinen zur Busse mahnen, steht der Narr. Er redet wiederum d e n T o d an, während ihm doch d r e i T o t e: Pfeifer, Trommelschläger, Fähndrich, gegenüberstehen, mit den Worten: «Lieber Tod, ich will dein Gesell sein». In derselben Weise unterscheidet sich das letzte Bild von den früheren. Dem Weibel oder Boten folgen mehr

denn 30 Menschen, unter denen die Nonnen und etliche Bauern des Näheren beschrieben sind. Ihr Gebet als Antwort auf die Worte des Todes und ihre Bitte zu Maria um Beistand in den letzten Nöten schliessen das Ganze unstreitig wirkungsvoll ab. Aber gerade eine genauere Betrachtung dieser Worte zeigen den Unterschied dieser Bilder von den vorhergehenden und beweisen, dass ein anderer sie entworfen, dem der symmetrische Aufbau und die planvolle Durchführung des einheitlichen Gedankens unbekannt blieben. Rede und Gegenrede bestehen in den 25 ersten Bildern aus je 8 Zeilen, an deren Zahl streng festgehalten wird. Der Spruch der genannten drei Toten (Pfeifer, Trommelschläger, Fähndrich) enthält 14, die Antwort des Narren 6 Verse. Auf Bild 27 redet der Tod den Weibel in 6 Versen an, und seine und seiner Begleiter Antwort ist wiederum in 14 Zeilen gegeben. Es entgeht auch dem aufmerksamen Beobachter nicht, dass die Verse dieser letzten Bilder viel holpriger gebaut sind, als die früheren, in denen die vier Hebungen klar und bestimmt zu Tage treten. So nötigen innere und äussere Gründe zu der Annahme, dass der dritte Teil unseres Gemäldes die Arbeit einer späteren, wenn auch nicht einer viel späteren Zeit ist.

Am unklarsten ist das, was die Handschrift über den Maler mitteilt. Auf Bild 11 folgt auf die Anrede des Todes nicht sofort die Beschreibung des Pfarrers, sondern es folgt eine zweite Rede des Todes, die er an den Maler hält, und diese ist nicht in 8 Versen, wie alle übrigen, sondern in s e c h s Versen niedergelegt. Die Antwort des Malers, wiederum in 6 Versen gegeben, folgt gar erst nach Bild 14, nachdem der Schultheiss gesprochen, unter seinem Brustbild: «Hie stot der moler gmolt vntz an die hosen». Vielleicht ist diese Unterbrechung der einheitlichen Darstellung dadurch zu erklären, dass der spätere Künstler, von dem die letzten Bilder herrührten, irgend welchen wohl zufällig freien Platz zur Anbringung der beiden sechszeiligen Strophen und des Bildes des Malers benutzte und sich dabei um die bis dahin streng durchgeführte Anordnung des Stoffes ebensowenig kümmerte, wie er es in den Schlussbildern gethan.

Wann wurde unser Totentanz gemalt? Kraus[1] lässt Billing, der, wie gesagt, 1782 seine Beschreibung des Elsass herausgab, mitteilen, dass der Totentanz schon Ende des 15. Jahrhunderts arg beschädigt gewesen sei. Das ist ein Irrtum, Billing spricht von seiner Zeit. Es steht ausser allem Zweifel, dass

---

[1] Kraus, Kunst und Altertum im Elsass II, S. 218.

unsere Bilder und Sprüche zu gleicher Zeit entstanden sind; denn diese letzteren sind ein wesentlicher Teil des Kunstwerkes. Unter einem Spruche aber steht die Jahreszahl: 1 · 5 · 1 · 7. Und auch nach der einleitenden Predigt steht dieselbe Zahl, nicht in Ziffern, sondern in Worten ausgedrückt, so dass es gar keinem Zweifel unterliegt, dass in diesem Jahre der Totentanz von Kienzheim gemalt wurde. Damit ist aber auch zugleich ausgesprochen, dass er nicht ein Werk Holbeins oder seiner Schule sein kann.

Wäre übrigens die Jahreszahl 1517 auch nicht angegeben, so würde uns doch der Inhalt der Sprüche auf diese Zeit, auf den Anfang des 16. Jahrhunderts führen. Der Pabst jammert, dass er Pfründen und Ablass um Geld gegeben; dem Kaiser thut es leid, dass er Witwen und Waisen, Land und Leute nicht in Ruhe gelassen, Kriege angefangen, gebrandschatzt habe; um den allgemeinen Nutzen sich aber nicht kümmerte. Der Kardinal klagt über das üppige Leben des Pabstes, das ihn wie den Pabst zur Annahme von grossen Geschenken verleitete. Nicht minder bedauert der Bischof, dass er an der Wollust dieser Welt seine Freude gehabt und seine untergebenen Priester gar oft «geschetzt» habe. Den Abt drückt es, dass er seinen Mönchen geboten, was er selbst nie gehalten; Singen der Metten, Beten, Messelesen war ihm stets zuwider, in weltlichen Freuden lebte er dahin, von Klosterregel war er kein Freund. Der Edelmann schämt sich jetzt, dass er die Armen, statt sie zu beschützen, beraubte; ins Feld ziehen war seine liebste Beschäftigung. Auch der Pfarrer klagt, dass er seine Schäflein einen Weg gewiesen, den er selbst nicht gegangen sei. Angesichts des Todes reut es den Stadtschreiber, dass er, so oft ein schlechtes Bäuerlein kam, das einen vollen Säckel hatte, seine Tinte wohl bezahlen liess. Auch dass einem Landsknecht ein besonderes Bild gewidmet ist, — in anderen Totentänzen tritt der Landsknecht nicht auf — weist auf das Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts hin.

Wenn so die Grossen dieser Erde ganz besonders mitgenommen werden, so zeigt sich wiederum ein gewisser demokratischer Zug in den Gedichten, der sich der Gedrückten jener Zeiten annimmt. Der Barfüsser Mönch im Gegensatz zum Abt eines reichen Benediktinerklosters hat keine Sünde auf dem Gewissen, er dankt Gott, dass er stets nach seinen Geboten gelebt und in seinem Orden so früh zur Tugend erzogen wurde. In ähnlicher Weise spricht auch der Waldbruder von sich, den wir gewiss hierher rechnen dürfen, so dass ein scharfer Gegensatz zwischen hohem und niederem Klerus sofort in die Augen springt. Nicht minder rein steht der Bauer vor uns. Sein Leben

war nur Arbeit, um Weib und Kind zu ernähren; nie hat er einen unnützen Pfennig ausgegeben, regelmässig dagegen den Zehnten bezahlt; trotz aller Not hat er den lieben Gott nicht vergessen, diente ihm in Ehren und ging fleissig zur Kirche; so sieht er auch jetzt mit Ruhe dem Tode entgegen und spricht:

Min zehenden bezalt ich schon,
Got zů diennen vnd zů kirchen gon,
Das liess ich durch kein nott,
Dester lychter ist mir der todtt.

Vergleicht man die Sprüche unseres Kienzheimer Totentanzes mit denen der anderen Gemälde, so zeigt sich zum Vorteil der ersteren ein bedeutender Unterschied; dieses Eingehen auf individuelle Züge, wie eben auseinandergesetzt wurde, findet sich in den übrigen nicht, ihr Inhalt ist mehr allgemeiner farbloser Natur.[1]

Die Frage, wer den Totentanz gemalt, die Reime gedichtet habe, liegt nahe. Das Manuscript giebt an einer Stelle einen Namen: Dippel Heintz. Es ist dies nach Bild 26, da wo die drei Toten dem Narren gegenüber treten, also in einem Teil des Gemäldes, der, wie nachzuweisen versucht wurde, von späterer Hand herrührte. Der Strich, der in der Handschrift nach den Worten des Narren gezogen ist, zeigt deutlich, dass der Name nicht auf dem Gemälde stand, sondern nur in jene gesetzt wurde. Ist Dippel Heintz der Schreiber unserer Handschrift? ist er der spätere Maler? warum steht der Name gerade unter den Worten des Narren? Ist der Maler und Dichter auch zugleich Verfasser unseres Manuscriptes, da er am besten eine so genaue Beschreibung geben konnte? Ich vermag die Fragen nicht zu entscheiden.

Wie kam denn der Totentanz gerade nach Kienzheim? Das hatte unser Städtchen wohl den Bischöfen von Basel zu verdanken, deren Stadt ja die klassische Heimat der Totentanzgemälde ist. Sie erteilten wohl den Auftrag: freilich hat nachher der Künstler in freier, unabhängiger Weise sein Gemälde geschaffen und sich mehr an französische bezw. norddeutsche Vorbilder als an das von Basel gehalten. Die Bischöfe von Basel teilten sich nämlich mit den Rappoltsteinern in die Rechte über Kienzheim und bezogen ihren Zehnten bis zur grossen Revolution, zeigten aber auch wiederum grosse Gewogenheit den Bewohnern dieses Städtchens. Dabei war Kienzheim ein vielbesuchter Wallfahrtsort, es war das Einsiedeln oder Lourdes des 15. Jahr-

[1] Vgl die Zusammenstellung der Texte in Massmann, die Baseler Totentänze. Stuttgart 1847.

hunderts. Kaiser Friedrich III. pilgerte selbst dahin mit vielen Fürsten und Herren und liess im Jahre 1473 seinen Hut mit Gold und Silber gefüllt in der Liebfrauenkapelle aufhängen. So genoss Kienzheim hohes Ansehen bei Königen und Fürsten und erfreute sich der besonderen Gunst der Bischöfe von Basel; daneben floss das Geld der Pilger von allen Seiten. Alle diese günstigen Umstände trugen dazu bei, dass hier dieses grossartige Werk im Kreuzgang entstand, von dem heute nur noch die vergilbten Blätter des Manuscriptes erzählen. Um den Schmuck der Kirche zu erhöhen, wurden dann wohl die Gemälde an der Nordseite der Kirche, der das Pfarrhaus gegenüberlag, angebracht und bildeten so gewissermassen auch für dieses eine Ausstattung und Zierde.

Für den Freund altelsässischer Dichtung und Sprache ist die Beschreibung des Gemäldes und Wiedergabe der Verse eine dankenswerte Mitteilung. Wie schon darauf hingewiesen wurde, bestehen die Sprüche der 25 ersten Bilder aus achtzeiligen Strophen, jeder Vers hat vier Hebungen; die Senkungen können entweder ganz fehlen oder in beliebiger Anzahl vorhanden sein, z. B.:

Nit verschmácht, Keýser, mýn gestált! oder
Her Cárdinál mit úwerem hút oder
Der Keýser vor vch den dántz fiert.

Um den nachfolgenden Text leichter zu verstehen, ist es notwendig, dass man einige Eigenheiten der Handschrift kenne. Zunächst fällt eine Anzahl alter mittelhochdeutscher Wörter auf: vntz = bis, z. B. Sanct Jheronimus ist mit einem Cardinalhut vntz an die brust gemolt; Köning = König; dylbt = gräbt, der dylbt das grab; was = war, ain heilger vatter was ich gnant; lützel = gering, wenig, mag gar lützel gehelffen mir; beyten = warten, der Tott nit lengner beyten wyl. Zweimal kommt die alte Form bis = sei vor, z. B. Biss mir gnedig, almechtiger herr! Andere alte Formen sind vachet = fängt, trechen = scharrend zudecken, mit erden wirt man dich trechen. Daneben stehen Dialektformen, wie sie das Volk heute noch nach beinahe 400 Jahren gebraucht: goht = geht; hin vff = hinauf; kruck = Krücke: treyt = trägt; lutter = lauter; tyffel = Teufel; mucken = Fliegen.

Auffallend ist das hinter «g» gesetzte «n» wenn diesem ebenfalls ein «n» vorausgeht. Damit wollte der Schreiber nur den Nasallaut andeuten, und es darf das zweite «n» demnach nicht gesprochen werden. Langne zungnen ist also gleich lange zungen; ebenso schlangnen, jungner, fingner, hangnen für Schlangen, junger, Finger.

Nicht nur im Sundgau, sondern auch in Teilen des Unter-Elsass tritt für «nd» «ng» ein z. B. Wing, King für Wind, Kind; Vendenheim bei Strassburg heisst im Munde des Volkes «Fingene». So steht auch in den Sprüchen: bing für Binde, bengnel für bengel = Bändel von Band; statt Fingern kommt dann wieder umgekehrt findern vor.

Häufig ist dem Vokal i oder dem Umlaut ü ein «g» angehängt, das wohl auch nicht gesprochen werden durfte z. B. dryg = drei, zweygen = zweien, sig = sie, knugen (für knügen) = Knieen.

Jeder Lehrer weiss, wie schwer es ist, elsässischen Kindern die richtige Aussprache der Pluralbildungen Kugeln, Ziegeln, Eltern beizubringen, da sie immer wieder Kuglen, Zieglen, Eltren sagen. Diese Metathesis zeigt auch unsere Handschrift z. B. schenklen = Schenkeln, ermlen = Aermeln. Bekanntlich ist im Hochdeutschen beim Konsonanten r eine solche Umstellung nicht selten: Bernstein statt Brennstein, Albert für Albrecht; in unseren Sprüchen Hackbert für Hackbrett. Der Uebergang von l zu r zeigt sich in der Schriftsprache in Getäfel und Getäfer; in dem Manuscript steht für Gurgel gurger und für Kiefer kyffel.

Bei der Konjugation des Zeitwortes tritt das Dialektische ganz besonders in den Vordergrund; noch heute sagt jedes schwäbisch-alemannische Kind: ihr send voran = ihr seid voran, wie unsere Handschrift; ebenso: wirken bůss für wirket Busse; oder «nit setzen uwer lust nach freud» = nicht setzet. Manchmal ist ein «n» eingeschoben, so in wachend = wachet; ir wissend = wisset.

Das mittelhochdeutsche lange i ist fast überall für ei gewahrt = Wyssheit = Weisheit; schryb = schreibe; pfiffen = pfeifen. Manchmal ist das neuhochdeutsche ei geschrieben, und doch muss das alte i gelesen werden, weil es der Reim verlangt, z. B.

> Gangend mir nach, frouw Keyserin,
> Züchtig und styl (still), der dantz ist mein;

oder wenn der Verfasser schreibt:

> Der künig wirt dem hirten gleych
> Hinweg nympt der tod arm und rych.

Auch das lange u für späteres au ist noch gewahrt z. B. in huss = Haus, cluss = Clause.

Der Vokal a ist in vielen Fällen dialektisch, dunkel, dem o ähnlich zu lesen, wie in folgendem Vers:

> In gantzen trauwen ich das rat
> Das ir betrachten sond den tod.

Wenn wir auf vorstehende Untersuchung einen kurzen Rückblick werfen, können wir als Resultat zusammenfassen: Der Kienzheimer Totentanz, der eine innere Kirchhofmauer schmückte, wurde im Jahre 1517 gemalt. Vorbild waren französische oder norddeutsche Gemälde; nach Anlage und Ausführung muss er den bedeutendsten dieser Kunstwerke beigezählt werden; die Sprache der Reime wie der Beschreibung ist die altelsässische Volkssprache. Ende des 18. Jahrhunderts war er schon teilweise zerstört. In der Revolution und dann im 19. Jahrhundert ging er allmählich zu Grunde.

II.

Folgt der Toden Dantz, wie er zu Köntzen ihm Kreutzgang stot.

O ihr Menschen kint, kummet all erbey
Vnnd lugkt, welchs der Herr vnd der knecht sey.
Denn got richt nach dem Recht,
Da ligt der Herr und auch der Knecht.

I. Einleitende Bilder.

1. Bild.

Hie goht der pfarher oder der predicant die Cantzel stëg[1] hin vff, in einem vberück[2] vnd mit der rotten sam̃atten stolen,[3] vnd wil bredigen.

---

volgt im der dot nach die stägen vff vnd hinck[4] vnd hat ein kruck[5] vnder dem rechten arm, vnd ein stund glass,[6] in der linken handt, treyt[7] er embor im nach.

---

[1] Treppe zur Kanzel. [2] Ueberrock. [3] rote samtene Stola, eine lange, handbreite Binde, die bei dem Priester über beide Schultern und die Brust kreuzweise herabhängt. [4] hinkt. [5] Krücke. [6] Stundenglas = Sanduhr. [7] trägt.

Der Todt.

O Her, schrygend [1] mit luttr [2] stim
Der tod kumpt vnd ist grim.
Ein yeder mensch weyst wol,
Das er sterben müss vnd sol.
Ich verkündt vch [3] zů disser frist,
Dz [4] yetzund die stundt bald vss ist.

Hie sitzen zwů altte nunnen oder bĕgynen [5] vnder der kantzel stĕgen vnd schwatzen mit einander, hebt inen der tyffel [6] die köpff zammen vnd wert [7] inen die mucken [8] mit einem muckenwadel.

Hie hebt der pfarher an zu predigen:

O ir lieben kind diser welt,
Ir sollen ansĕnhen diss gemeld!
In gantzen trauwen [9] Ich dz rat,
Das ir betrachten sond [10] den tod;
Dan eüch gesetz ist hie die stund,
Wie, wann vnd wa, ist vch nit kundt.
Dise figur sollend schwowen: [11]
Alt, iung, mann, vnd ouch frouwen,
Die müessen sterben alle gantz
Vnd kůmen har an dissen dantz.
Dan keiner da kein vorthĕyl hat,
Der keyser mit dem buren gat, [12]
Der künig wyrt dem hirten gleych,
Hinweg nympt der tod arm vnd rych.
Er schont keins adels noch gewalt,
Kein gut hilfft noch hübschte gestalt,
Keyner kunst wyssheit acht er nit,
Er lat [13] nit ab durch yemantz byt.

Sanct Jheronimus: ist mit einem Cardinal hůt vntz [14] an die brust gemolt, vnden an der spruch,

Darumb hand ruw [15] vnd wirken bůss,
Ehe lyb vnd sel sich scheyden můss!
Vber euwer sind habend leyd! [16]
Nit setzen uwer lust nach freüd,

---

[1] schreiet. [2] lauter. [3] euch. [4] dass. [5] Nonnen oder Beghinen. [6] Teufel. [7] wehrt. [8] Fliegen. [9] in ganzer Treue, in voller Treue. [10] sollt. [11] schauen. [12] geht. [13] lässt. [14] bis. [15] habet, haltet Ruhe. [16] Ueber euere Sünden habet Leid.

Vff[1] gold, silber, gût vnd gelt,
Oder vff wolust diser welt!
Er spricht selber der götlich mundt:
Wachend, ir wissend nit die stundt,
Zû wôlcher der tod künpftig ist!
Wol dem, der sich vor dar zû rist![2]
Darumb sanctus Jeronymus
Spricht vnd der heylig Bernhardus:
Ich lēss, ich schryb, in mynen orenn[3]
So hôr ich dz erschrockenlich hornn:[4]
Stond vff ir dotten für das gerycht,
Christus dz vrtel selber sprycht;
Der wird eim yeden belonnung geben,
Nach dem er hat gefüert sin leben.

Anno domini tusent fünff hundert vnd
Sybendzehen Jar.

Sanctus Bernhardus ist mit blosem houbt,[5]
vnd mit einner schwartzen kutten gemolt vntz
an die brust, wie ein augustiner münch.

2. Bild.

Hie heben an vil dotten vnd pfiffen den dantz
an mit drumethen,[6] mit scharmygen,[7] mit
zincken, mit hör hornn,[8] mit gygen, Lutten,
Hackbred, Lyren, mit Trumen vnd pfiffen,
Busunen[9] vnd hôrtrummen;[10] vnd ist einer do,
der dylbt[11] dz grab mit bougen,[12] kerst vnd
Schufflen vnd spathen, die andren tragen
mit dotten boumen[13] zü, vnd ist dz ir spruch,

Wol hēr, ir herren vnd ouch ir knecht,
Springnent hēr bey, vom[14] allem geschlecht,
Wie jung, wie alt, wie schon vnd kruss,[15]
Ir müessen alle in diss dantzhuss
Anno 1 · 5 · 1 · 7.

---

[1] Setzet euere Lust noch Freude nicht auf Gold. [2] der sich zur Zeit (vor, vorher, ehe die letzte Stunde kommt) dazu rüstet. [3] Ohren. [4] das am jüngsten Tag erschallen wird. [5] entblösstem Haupt. [6] Trompeten. [7] Schalmeien. [8] Heerhörnern. [9] Posaunen. [10] Heertrommeln. [11] gräbt. [12] Hauen. [13] Särge. [14] von. [15] schon vnd kruss = schön und kraus oder hässlich.

3. Bild.

Hie lüt ein todt im grab, ist vol schlangnen, krötten, würm, sagt den spruch, an einem langen zedel

---

Alless, dass das leben ye gwann,
Das muss den tod hann! —

II. Eigentlicher Totentanz.

Hie vahet [1] der Todt an vnd kumbt vnd sůcht einn yeden in sinem stand vnd mit sinem seyttenspyl, do mit das im [2] keiner vss blipt, nach [3] bapst, keyser, vnd köning, vnd fahet an dem heyligen vatter, dem Bapst, an, vnd goht ein nander nach, Alss man es harnach finden vnd hören würt.

1. Bild.

Hie kumpt der tod zů dem Bapst mit einem banner, zwein schlyssel dorin Crütz wiss, vnd ein stund glass in der rechten hand, ein harpffen in der lincken hand, vnd henken [4] im die kutlen [5] zu buch [6] herruss vnd dryg schlangen zů dem hertzen haruss vnd zů denn sytten vnd zů den schencklen.

Tott.

Hayliger vatter, ir send [7] vor an,
Billich mit mir den vor dantz han; [8]
Dan vch die hŏchste wirdigkeyt
Vff disser erd ist angeleygt. [9]
Vwer wirdi- vnd heiligkeit
Můss sin zů dissem dantz bereit.
Hand ir uwern stand ghalten wol
Ÿwer heyligkeit das gneissen [10] sol.

---

[1] fängt. [2] damit dass ihm. [3] noch (weder). [4] hängen. [5] Gedärme. [6] Bauch. [7] seid. [8] Billig habt ihr mit mir den Vortanz, den ersten Tanz. [9] angelegt. [10] geniessen.

Der Babst stoht mit alben,[1] rot sammat
Stolen, manipel,[2] ein grüenen sammanten
Leuiten rock, ein rotten sammatten manttel,
mit hendschû, guldenen ring an den fingren,
ein dryfeltige guldine Cron, ein stab mit
einem zwyfeltigen guldinen Crütz.

1. Bapst.

Ain heilger vatter was[3] ich gnant,
In aller welt gar wol erkant,
Vmb gelt gab ich pfruond[4] vnd abloss,
Dess ist ietzund myn lyden gross.
O gott, durch din barmhertzikeit
Min synd send[5] mir von hertzen leyd.
Ich bit dich durch die güette din,
Miner selen wellest gnedig sin.

2. Bild.

Hie kumbt der tod zû dem keyser mit einer trumeten,
mit einem gëlen fenlen,[6] mit dem adler am fenlen
gemalt, vnd mit einem wisen sidenen binden vmb
sich gewycklet, vnd ein grose krodt[7] am hertzen sitzen.

Totd.

Nit verschmacht,[8] keyser, myn gstalt!
Es hat ein end vwer[9] gewalt;
Apffel, zepter, schwert vnd och kron
Wirt ein anderen herren hon.
Lond varen uwer regimendt!
Ir sterben hie, es ist am endt,
Lassent die welt, es ist min rat,
Gott der her vch bereüffet[10] hat.

Der keyser stot In Roten Hosen, vssgeschnitten
schûhen, Greün sammat wambscht, ein langner
rock, von einem guldenen stuck gemacht, mit
guldenen knöpffen oder hafften, mit kostlichenn

[1] Albe, das unterste Amtsgewand des celebrierenden Priesters, aus weisser Leinwand bestehend. [2] Ein reich ornamentierter Bandstreifen mit breiteren Enden, der bei der Messe an dem linken Arm getragen wird. [3] war. [4] Pfründen. [5] meine Sünden sind. [6] gelben Fähnlein. [7] Kröte. [8] verschmähe. [9] euere. [10] berufen.

fehen[1] oder marder gefiettert,[2] mit einem yberschlag, mit einer guldinen ketten, einem guldenen apffel, einem guldinen zepter, ein guldin schwert, ein Schone guldenin Cron.

---

2. Keyser.

Witwen, weisen[3] vnd land vnd och lyt[4]
Hab ich in frid gehalten nyt;
Schatzung gelegt, vil krieg gemacht,
Gemeynnen nutz selten betracht,
Des mir yetz leid ist in den tod.
Barmhertziger, ewiger got,
Durch den bittren todt, den du leid,
Verlich mym end barmhertzigkeid!

3. Bild.

Hie kumbt der todt zu dem Cardinal vnd schlecht[5] sinen lincken arm dem cardinal vm sinen rechten arm, vnd sind im die schlangnen vm die bein vnd durch die macht[6] geschloffen[7] vnd by der weych hin nyn, by der brust haruser, vnd vmb den halss gewycklet, vnd krümbt dz mul, kert dz haubt von im die ougen, sitz der kopff vol kleiner krötten, treyt ein trumschyt[8] zwyschen den beynen oder füesen mit einer schwartzer syden binden vm den halss, der fysel bogen[9] mit einem dottenbein.

Todt.

Her Cardinal mit uwerem hût,
Springet har nach, der dantz ist gût.
Der bapst vor vch den reygen fyert,
Mit im habend ir gereyertt[10]
In hohem stand die priesterschafft.
Vom tod sind ir nun hie behafft,
Dan Ir von hynnên müesend kern,
Ein andren dantz wil ich vch lern.

Der Cardinal stot in einer sammatten, rotten, langnen schuben oder rock, mit einem wisen kutzhut,[11] mit

---

[1] Hermelinpelz. [2] gefüttert. [3] Waisen. [4] Leute. [5] schlägt. [6] genitalia. [7] geschlüpft. [8] trumschit = trumbelschit, monochordium, Fidel s. Lexer. [9] Fidelbogen. [10] geregiert. [11] Hut von Fell, rauhem Pelz, s. Lexer.

kostlichem beltzwerck als die thumherren[1] vnd graffen tragen, die wambst ermel von einem guldenen stück, in der mitten durch den rock gestossen, ein sylbren stab mit einen einfaltigen guldenen Creütz, ein roten cardinal hût mit zweygen spytzen, mit einem langnen roten schnûr.

3. Cardinal.

Ich bin gesetz mit bebtstlicher wal
Der römischen kirchen cardinal;
Den glouben christenlichem stand
Solt ich han beschirmpt in dem land.
Do was nun myn babst yppigklich,
Vil groser schenk[2] nam er vnd ich,
Do von vnsser glouben zû goht,[3]
O her, verlich vnsser selen raht!

4. Bild.

Hie kumpt der tod zû der keyserin vnd hat einen krantz vff mit rotthen grassbluommen[4] vnd grifft sig mit der lincken hant an da vornan in der weichen vnd zeygt ir mit der rechten hant mit den zweygen fiertesten vingren vff zûm rymen[5] vnd stot mit dem rechten fûss vff einer kugel vnd hat ein lut vor in[6] vnd ein hübsch wiss sydenen bing[7] vier elen lang durch die bein vm die zwein arm vnd vm die schultern vnd halss.

Tod.

Gangend mir nach, frouw keyserin,
Züchtig vnd styl,[8] der dantz ist mein!
Der tod hat vch hie och beriert,[9]
Der keyser vor vch den dantz fiert,
Geystlich, weltlich personen hoch,
Die dantzen vch vor vnd ouch noch;
Vwer gold vnd ôdelgestein
Mag vch hüt[10] gehelffen gar klein.

Die keyserin ist geziert mit einem wysen dammasten rock, mit IIII greüner atlassen plegen,[11] die

[1] Domherren. [2] Geschenke. [3] zu Grunde geht (ging). [4] Nelken. [5] Mit den zwei vordersten Fingern auf zum Reim, Spruch, der über dem Bilde geschrieben steht. [6] eine Laute vor sich. [7] Binde. [8] still. [9] berührt. [10] heute. [11] Plege = Belag, Verbrämung.

Ermlen zerhogen[1] vnd vntz an die Elenbogen mit einem guldinen stuck vnd hinder den Elenbogen einer handbreit ouch, vnd mit einem kleinen guldinen kettenring vnd ein grosse mit zwyfachen grossen guldenen ringnen, durch ein nander gegossen, guldene bengnel[2] vff dem halss mentlin vnd guldinen agnus dei oder zeychen, ein grossen guldinen gürtel vnd schů mit wissen ingesetzten leplen, ein guldene gdoppeltte Cron vnd weint.

---

4. Keyserin.

Min mechtig guot vnd ődel zier
Mag gar lützel[3] gehelffen mier.
O todt, wie grim ist din gestalt!
Du nymst hinweg glich jung vnd alt.
Min ődel gstalt vnd guldin Cron
Mag mich entledigen nit da von.
O her, verzych mir min sinde gross,
In dz ewig leben mich loss!

5. Bild.

Hie kumbt der tod zu dem künig vnd hat ein pfiffen fuotter an vol pfiffen vnd hebt den rechten fuoss vff hindersich an den arss vnd pfyfft im vff dem zincken, Buck[4] den buch fir sich vnd den kopf hinder sich, dz im die kutlen zům buch harusser gond.

Todt.

Mechtiger künig, lond[5] vwer rych!
Ir miessen sin den dotten glych;
In mynen arm sond[6] ir gryffen,
Ein neüws lied wil ich vch pfiffen.
Darumb gond[7] bald an den reyen,
Hie tantzend geistlichen vnd leyen;
Künig, trettend mir nach vff dem fuoss,
An diesen tantz ein yeder muoss.

Der könig ist bekleidet mit wiss vnd roht geteilt hosen, vsgeschnitten schů, ein langnen greünen sammatten dammasten rock, die arm durch die Ermlen gestossen, die wambst ermel von einem

---

[1] geschlitzt. [2] wohl Bänder. [3] wenig. [4] beugt. [5] lasset. [6] seid. [7] gehet.

guldenen stuck, ein lang breyt schwert mit
einem guldenen ort band[1] in der mitten alss lang
dz besteckt ist alss mit gold beschlagen, Crütz, knopff
vnd mittel alss mit golt, ein guldenen apffel, ein gulden
zepter, ein guldin Cron, ein langs goltzs gelss,[2] kru-
selechs hor,[3] ein gross vnd ein kleine guldenen ketten
mit gedoppelten breytten ringen, dz hembt mit
einem guldenen kragen.

---

5. King.

Mit kingis gewalt vnd gantzem krafft
  Hab ich geregiert mit herschafft
Gar manig ior. Nun sich[4] ich wol,
  Das ich ietzt sterben mûss vnd sol.
Was hylfft nun alles, das ich hon!
  Der tod sprich,[5] Ich müess mit im gohn.
Barmherziger, ewiger gott!
  Hilff mir vss disser grossen nott!

6. Bild.

Hie kumpt der todt zü dem bischoff vnd nimpt
innen by einem schlempen[6] am bischoffhût mit
der lincken handt vnd zycht inen zû im vnd wil
im etwaß sagen; vnd mit der rechten hant by sinem
rechten arm vnd spert dz mul wit vff, daz man im alle
zēn[7] im mul sicht, vnd schlang in ein recht or mit
dem kopff zû der gurgel harus, hat iren wadel
vmm iren kopff gewyckelt vnd ein[8] schwartz krot zü dem
halss haruss vnd ein schlang zu der lincken brust mit dem
kopff vmm den rechten arm gewyckelt vnd stont im die
rip oder buch gar offen, von der brust vntz zû den beynen
ist im ein schlang vmm beyde schencklen gewickelt, hat
ein orgel zwyschen den knugen[9] vnd den füessen vnd
trydt[10] dem byschoff vff die alb am Leuiten rock.

Nun kumendt her in vwer grab,
  Bischoff, lond ligen eüwren stab;
Den man eüch vor hat getragen!
  Neüwe mëhr[11] will ich vch sagen:

---

[1] ort-band = eisernes Band an der Spitze der Schwertscheide.
[2] goldgelb. [3] krauses Haar. [4] sehe. [5] spricht. [6] Schlempe = metallenes Scharnierband an Zimmer- oder Kastenthür; dann die Schliessen an Büchern und Gürteln; hier metallene Schnalle am Hut
[7] Zähne. [8] lies: ein schlang ins? [9] Knieen. [10] tritt. [11] Neue Märe.

Vwern gwalt yetz yber geben,
Nit lenger lass ich vch leben!
Dan vch ist gesetz yetz das zyl,
Der Tott nit lengner beyten[1] wyl.

Der byschoff stot Trurenklich[2] mit geneygtem houpt gegenn dem tod mit ṽber ein ander geschlagenen henden an sin hertz, mit schwartzen schuhen, mit wissen alb, mit greünem sammatthen leuiten rock, mit rottem sammatten Chormanttel, rottem byschoff huot, mit goldt vnd edelem gestein, ein rotthen stab, mit einem wysen nasen deychlin,[3] mit einem kugelechten und radechtigen[4] guldenen gelen knopf, den Chormantel mit guldenem vnd edel gestein, den schlempben[5] zweyer fingner breyt, do man dovornen die hafften in tuoht.

6. Bischof.

Min bistum vnd guldin stab schon
Wolt ich gern beydt varen[6] lon,
Umb das ich leben blyb allein
Und mich von sinden machen rein.[7]
Mit wolust der welt mich ergetzt
Min priester gar offt geschetzt,
Dar zû zwang mich der gytt,[8]
O her, verlass mich nytt!

7. Bild.

Hie stoht der tod dyr[9] vnd nacket by dem hertzog vnd kört im dem[10] rucken vnd hept den lincken fûss hoch vff vntz an den arss vnd byt[11] dem hertzog die hand hinder sich vnd nympt den hertzog by der rechten handt vnd hat einen grossen zincken in der lincken hand hoch über sich vnd hat einen kleinen zincken zwyschen im vnd des hertzogs füessen ligen vnd hat einen kalen kopff vnd ein wenig hor vnd kurtz, alss wer es ime vsgefallen, vnd hat dz mul offen.

Tott.

Hêrtzog, von adel hoch geborn,
Ich pffiff vch vss mynem horn

[1] beyten, bīten, mhd. = warten. [2] traurig. [3] Nastüchlein. [4] also kugel — radrund [5] Schnalle am Chormantel. [6] Fahren. [7] auf dass ich allein leben bliebe und mich von Sünden rein machen könnte. [8] Geiz. [9] dürr. [10] den. [11] bietet.

Myn lyed, das ir miessen sterben.
Wöllend ir nit ewig verderben,
So rieffend got an,[1] es ist zyt,
Lengner werden ir leben nit;
Dan ir och herendt[2] in dz spil,
Der tod mit vch dantzen wil.

Hie byd im[3] der hertzog die recht handt vnd hat zwein linsch[4] wisen hosen an, ob den knügen[5] ein wenig zer schnetzlet, mit wisen syden gefüettredt, zwein vssgschnitten schů, ein wolckes[6] wiss damasten wambst; ein lyb farwen vnd greünen langnen sammatten rock mit langnen Ermlen, ein lang schwert zwyschen den beinen, mit golt beschlagen, ortband, mittel dz besteck, Crütz, bogen, knopff, dz wambst vnd hembt, einen guldinen kragen, der rock mit drygen[7] rotten sammattenen plegen oder gebrembt, ein gstrickte guldein hub,[8] ein rot sammat barreyht[9] mit einem guldinen langnen schnuor, ein guldene ketten vm den halss zweyger zwërch finger breygt, der rock mit schwartzen sendel[10] gefietterdt.

---

7. Hörtzog.

Ich hab alss ein hertzog ehren wert
Nit lang gereygert[11] mit dem schwert:
Durnieren,[12] stechen, beissen,[13] iagen,
Was kurtzwil hiess, wolt ich haben;
Da mit min zyt ver tryb[14] ich hie,
An sterben gedocht ich nie.
O her, din gnad von mir nit wend,
So min leben hie hat ein endt!

8. Bild.

Der tod wil den graffen vnd rytter mit der lincken hand an gryffen; so hebt der groff im die handt vnd stosset sie ime dart ussen, vnd wert[15] im, er sol inen nit angriffen; hat der tod noch ein wenig wiss hor vff dem kopff, alss ob er es lang nit gestrelt[16] hatte,[17] ein schwartze krot zů dem rechten

---

[1] so rufet Gott an. [2] gehöret. [3] bietet ihm. [4] leinene (lündische?) [5] Knieen. [6] wolkiges. [7] dreien. [8] Haube. [9] Barett. [10] Sendel, Zindel, ein indischer Seidenstoff, sowohl für sich, als auch zu Unterfutter gebraucht. [11] (ge)regiert. [12] Turnieren. [13] beizen (= mit Falken jagen). [14] vertrieb. [15] wehrt. [16] gestrählt, gekämmt [17] hätte

backen harus, ein jëger hornn[1] mit einer sydnen
schwartzen bynden am rucken hangnen, ein sch-
lang vm den rechten arm, alss lang er ist, ein todten
bein oder schenckel, in der rechten handt, wolt den
graffen mit schlagen, hencken im die derm da vornen
zûm buch haruser vnd got mit dem rechten knüw[2]
vff einer hiltzenen styltzen,[3] hat den fûss hinden
vs hencken, streckt sinen lincken zwischen des
rytterss linken fuss.

Tott.

Wolgeborner graff vnd rytter zart,
Kumen mit mir zu disser fart!
Vwer leben hat hie ein end,
Darum byettend mir eüwer hend
Vnd springend vff, doch nit zu hoch,
Vwer diener kument har nach;
Vor vch synd vil hin gefaren,[4]
Der totd thuot niemantz sparen.

Der groff vnd Ritter stot jung, hübsch vnd strack vffrecht
in gelen[5] hosen vnd vssgeschnitten schûhen, einem rotten
sammatthen rock, mit einem v̈berschlag, vnden mit einem
Som,[6] einer hand breyt, mit blouwen sammat, den rock
zû gegyrtet vnd dz schwert an der lincken hand vnd
sythen vnd mit golt beschlagen, ortband mitten knopff
alss besteckt, Crütz vnd bogen vnd ein gel dammasten
wambst vnd stost dem tod mit der rechten hand,
er sol inen nit an ryerhren,[7] dz hembt oder wambst
mit einem guldinen kragen, ein gedoppelte krume
guldene ketten mit grossen ringnen, ein kurtz Cru-
selechten[8] falben bart, ein blüwe[9] sammathen hub,[10]
dz har darin in gebunden, ein gels zerschnetzlet
sammat bareyt vff.

---

8. Graff und Rytter.

Ach got, von hymmel thuon so wol,[11]
Syt dan ich sterben muoss vnd sol.
Verzych[12] mir, her, myn sinde gross,
Die ich stätt[13] one wyderlass[14]

---

[1] Jäger- oder Jagdhorn. [2] Knie. [3] hölzernen Stelze. [4] Vor euch sind viele hingefahren. [5] gelben. [6] Saum. [7] rühren. [8] kraus. [9] blaue [10] Haube. [11] slid so gut! [12] Verzeih. [13] stets. [14] Unterlass.

Betryben han in mynem mûtt[1]
Mit hoffart vnd mit grossen gût.
An den tot gedacht ich seltten,
Dz loss min sel nit entgeltten.

9. Bild.

Hie stot der tod gegem dem apt vnd hept dz linck bein hoch hinder sich hinder dem rechten bein vff vnd streck den grossen zehen v̈ber andren zehen alle, vnd am rechten fûss hat er ein spilbret ligen wyss vnd schwartz, vnd man sich im alle ryp[2] vnd drig schwartzen thierrer[3] zûm hertzen haruss vnd vmb die gurgel vnd buck sich mit kopff wit hinder sich vnd hat dz mul wyt vff vnd ein horn in beyden henden vnd blosst es v̈ber sich, vnd ein grosse greüne frosch krücht[4] im zû dem rechten or haruser, der kopff da vornen kal, dohinden henck im grauw oder wiss har dran.

Der Todt.

Her abt, im geistlichen orden,
Ir sind mir ouch zu theyl worden.
Gehorsam, armût vnd kyscheit[5]
Darumb gelobt ein harten eydt;
Hand ir ein geistlich leben gefiert
Vnd euwer minch[6] wol geregiert,
Das kumpt v̈ch am lôtsten[7] gar wol,
So vwer sel sich scheyden sol.

Der abt ist ein altter, starcker, langner, feysster, dycker, grouwer man, hat ein langne schwartze kut an mit witten grosen ermlen, ein wyss wambst Ermel, hat ein rotten stab mit einem sylbren krummen kopff oben vff vnd ein wiss nasen dyechlin,[8] dz houbt beschoren, aber die Cron oder blat gar grauw vnd winck dem dotten mit der rechten handt oder verspricht im, er hab sinen stand nit gar wol gehaltten.

---

9. Der Apt.

Minen mynchen hab ich gebotten hie,
Dz ich selbs hab gehaltten nie.

---

[1] in meinem Mut, Sinn betrieben habe [2] man sieht ihm alle Rippen. [3] Tiere. [4] kriecht. [5] Keuschheit [6] Mönche. [7] letzten. [8] Nasentüchlein.

Gantz schwer was[1] mir myn metten gon,[2]
Singnen, lesen, betten, mess hon
Zů aller zyt was wider mich ;[3]
In weltlicher freüd da lebt ich ;
Die regel, als sie gebotten ist,
Hieltte ich nit, dz mir yetzund leid ist.

10. Bild.

Hie stot der todt am ruck[4] vffrecht vnd hat nit dan dyrre ryp an in,[5] hebt den rechten fuoss vff vnd krimbts[6] vnd stelt den rechten fuoss an sin linck knůg,[7] vnd hat ein hôrtrummen[8] davornen an in[9] hencken vnd henck dz mul wyt herab, sperts wit vff vnd hat ein gross dottenbein in der hand, do mit er die trumen[10] schlecht,[11] hepts in der rechten hand hoch ůber sich vnd nympt dem kyrrysser oder stritbaren man sin hallenbarten obenan by dem spytz.[12]

Todt.

Ir fechter von weltlicher rytterschaft an,
Ir miessen an dissen dantz gan!
Hand ir gehalten stritberschaft[13]
Nach eren,[14] recht, fůg vnd vs krafft
Oder hand ir sunst[15] wyder recht
Gethon oder uwer knecht,
Das werdend ir gar hart biessen ;[16]
Dan ir och mit mir hin miessen.

Der stritbar man[17] oder ein kyrisser[18] von houbt an vntz zů der erden, die schů, hend, fiess,[19] Stot dapffer vff recht vnd thůt den helm ůber sich und hat die hallenbarten in der rechten hand hart am rechten fuoss vff der erden ston vnd stelt sich hart an oder gegem dem todten vnd sicht inen kecklichen vnd manlichen an, hat ein lang schwytzer[20] schwert in der lincken hand mit golt beschlagen, dz ortband, dz besteckt, dz krumm schwitzer krütz hat kein byeglin, einen guldenen knopff.

---

[1] war. [2] Die Mette ist die auf 3 Uhr früh fallende hora canonica. [3] war mir widerlich. [4] im Rücken [5] sich. [6] krümmt ihn. [7] Knie. [8] Heertrommel. [9] sich. [10] Trommel. [11] schlägt. [12] bei (an der Spitze) [13] stritberschaft halten = kämpfen. [14] Ehren. [15] dagegen. [16] büssen [17] zum Kampf gerüstet. [18] Kürassier. [19] gewappnet. [20] Schweizer.

10. Ein Strybar oder gantz kyryssérer mann

Ich hab myn stôrck vnd stritberschaft
Nit gehaltten nach myner macht,
Mit krieg zefelt[1] vnd mit rythen
Wua ich ye was in den strytten.[2]
Den armen man ich alzyt[3] beroubt,
Wie wol kein recht mir das erloubt,
Sie zû beschirmen thet ich nit:
O got, dz clag ich zû disser zit.

11. Bild.

Hie ist der todt gantz nacket vnd bloss vnd nit offen vnd rippechtig[4] wie die andren todten vnd hat den pfarher by einem flügel erhëscht[5] am vberryck oder Chorhempt vnd kert sich vm vnd hat den fligel vber die beyde asslen[6] geschlagen vnd wil mit ime daruon mit der rechten hant, vnd ein grose schel in der lincken handt vnd klinglet dem herren har noch, hat dz mul wit vff, man sicht ime alle zēn,[7] hat noch har am kopff, hebt dz linck beyn hoch vff, setz den fûss vff dz recht bein, vff die mittel ob dem knüg[8] vnd dantz mit im darvon.

Todt

Ir sind geheissend[9] ein pastor,
Her kirchher, spryngend vff entbor,
Dantzend hër nach, nit kert vch umb!
Vwer beneficium und curatum
Hilffet vch nit, das wissend schnell,
Dan ir haben bôse exempell
Vwer schefflin gewisst[10] vnd gelert,
Der kirchen guot vnnützt verzert

Dissen rymen[11] sagt der tod zûm moler

O moler, liebster maler myn,
Virwar[12] du must ouch myn gsell syn!
Dass malen solt du ligen lon
Du solt ylentz[13] Mit mir hyn gon

---

[1] zu Felde. [2] wo ich je im Streite war. [3] allzeit. [4] rippig, die Rippen zeigend. [5] erhascht [6] Achseln. [7] Zähne. [8] auf die Mitte oberhalb des Knies. [9] ihr seid geheissen. [10] von weisen. [11] Reim, Spruch. [12] Fürwahr. [13] eilends.

An dissen tantz, das sag ich dir,
Nit anders dan glych werden mir.

Der pfarher sicht trurig vff gon himmel, hat schwartze schů vnd rock an, ein yberyck, ein hochs kugelechtzs[1] alt pfaffen heütlin vff, ein sammatten rotten stol, ein kruselechs,[2] gelb, lang hor vntz für die oren, hat ein bethbuoch mit schwartzem leder v̈ber zoghen in der lincken handt, die recht hand an der brust.

---

11. Pfarher.

O hôrter[3] tod, du grimmer man,
Mag ich nit fristung vor dir han?
Ich hab myn schefflin gewisst[4] hin
Ein weg, den ich nit gangnen bin.
Solt ich aber lengner leben,
Ich hofft, got würt mir gnad geben,
Das ich büesste die sinde min.
O gott, wôllest mir gnedig sin!

12. Bild.

Hie stot der dot gantz rippig vnd dyr,[5] ist nit dan bein an im,[6] kört dem doctor den rucken, man sicht im alle sin zen oben, vnd ist kein lefzen[7] do, kert sych mit dem halss hindersich zu dem wasser besehen,[8] hat auch ein plerr vff oder ougen spiegel[9] vnd hebt dem doctor dz glas hoch vff mit der lincken handt, dz der doctor sol dz wasser besehen, vnd hat er dryg schellen brẙdschen[10] in der rechten hant vnd schlecht im zů dantz mit vff sim dotten kopff, vnd goht im ein schwartze krot zů dem rechten backen haruss vnd hat ein an der stirnen an der brydschen vnd hebt den rechten fůss vff halber knig an den lincken schenckel.

Tot.

Her doctor, mit uwer medicinum[11]
Erlang[12] ir hie gar klein gewinn;
Vch hilfft nit sarop, wasser sehen,
Es ist gantz vmb vch geschehen.

---

[1] kugelähnliches [2] krauses. [3] hart. [4] meine Schäflein hingewiesen. [5] dürr. [6] ist nichts als Bein (Knochen) an ihm [7] Lippen. [8] um das Wasser zu besehen. [9] Brille. [10] ein Instrument. [11] medicinum eigentl Medizin wegen des folgenden gewinn. [12] Erlangt.

Ir miest sterben, ich bin der todt,
Der kein mensch die lengne hie lodt.
Dar vmb lond vwer glas ston,
Zû tantzen schlag ich die schellen schon.

Der doctor hat zwein schwartze schû vnd bandofflen an, ein langnen rotten rock vntz vff die schû, ein schwartzen gyrtel, ein spiegel fûtter am gyrtel, die arm durch den rock ermel gestossen, den rock vmb sich gegyrtedt, hat zwey knebfflen, schwartz wambst ermel, davornen ein knöpfflin, am elenbogen nit zû genegt, hebt dz glass in der rechten hand vnd die linck hand vnden am glass, riert ers an mit den vordren gleychen,[1] hat einen ougen spyegel vff, ein rot, hochs, kugelecht bareyt, ein lang grouw oder wiss hor, ein doctor vff 60 jor alt.

---

12. Doctor.

Ich hab mit mym wasser schwogen[2]
Geholffen man vnd ouch frouwen
Von siechtag, kranckheit, bresten[3] vil.
So nun der todt mich holen wil,
Dan ich nit wisse einen fund,[4]
Der mich frysten môcht ein stund;
Die artzeny kund ich nie finden,
Dz ich den tod môcht überwinden.

13. Bild.

Hie kumpt der tod zû eynem barfûsser minch vnd erhescht inen mit der lincken handt by der kutten oder kappen vff der rechtten achsslen vnd hat in der rechten handt ein zitglöcklin oder wôckerlin vnd zeygt es dem herren; dz kin henck[5] im herab, man sicht ime alle zën, hat den lincken fûss dem münch gar für die beyde fües vnd kutten gehept, er mûss mit ime gon, oder muss im v̈ber den fûss fallen, solt er vnsenig[6] werden, hat den lincken schenckel so wyt gestreck, dz ime die dërm vnd kuttlen gar harusser vallen vnd hangnen, ist ein altter mynch.

Totd.

Geystlicher vatter, kumpt an mynen tantz!
V̈ber geben haben ir die welt gantz

---

[1] Fingerglieder. [2] schauen. [3] Gebresten. [4] Da kenne ich keinen Fund, der mir auf eine Stunde das Leben verlängern könnte. [5] Kinn hängt. [6] unsinnig, thöricht (sich zu wehren).

Mit allem, das got zů gebert,
Hand ir vch alle zit zů gekert,
Betten, wachen was vch ein freid;
Wyllig in aller gehorsamkeid [1]
Ir all zyt warend, das sag ich eüch,
Verdient handt ir das ewig reych.

Der Barfůsser her hebt die hend zamen vnd dancket got, hat die kap hindersich gethon vnd stot mit blosem houbt, beschorenen kopff, ein graug har,[2] ein grauwe kut, einen seylenen gürtel[3] mit knöpffenn, zer schnitten schuo, wie dan die franciscus vetter[4] tragen.

---

13. Barffuosser Münch.

Ich danck dir, ewiger gott,
Das ich hab gehaltten din gebott
Vnd also jung in Minen orden
Zů tugend bin gezoghen worden.
Darumb du mir nur bist ein trost,
Von aller pin bin ich erlost.
Ich bit ouch gott für die alle schon,
Die mir gotzs[5] hie hand gethon.

14. Bild.

Hie gryfft[6] der tot den schultheyss mit der lincken hand vnder dem kin an die gulger[7] vnd kert dz mul harumer zů dem schultheiss, hat vnden keinen kyffel,[8] nur obenand zēn, ein grose schlang vmm den halss gewyckel, hat dz mul wit offen, die zung streck sich gegen dem schultheyss, ein krot am rechten backen sitzen, der todenkopff hat noch ein wenig har da hinden hencken vnd zeygt mit zweygen finger[9] mit der rechten handt im v̈bersich an den rymen,[10] hat ein lyr[11] mit einem schwartzen sidenen binden am halss hangnen, stot krumb mit dem lincken knüg, ryert[12] dem schulteyssen den rock ann, den rechten fůss hebt hoch vff, hat innen vff dem lincken beyn obend des knüeg[13] ligen.

---

[1] Gehorsam. [2] graues Haar. [3] Gürtel aus einem Seil oder Strick bestehend. [4] Väter. [5] Gutes. [6] greift. [7] Gurgel. [8] Kiefer. [9] mit zwei Fingern. [10] zum Reim oder Spruch. [11] Leier. [12] rührt. [13] Knie.

Tod.

Her, der schultheyss vnd ein amptman,
Die gemein wurt vch har noch gan! [1]
Hand ir dem armen man vnd dem rich
Gehalten recht vnd geurteylt glich.
Das kumpt nun uwer selen wol,
So sie von hinnen scheyden sol.
Hant ir aber yemantz beschwert,
So würt üch ouch ein vrteyl hert. [2]

Der schultess ist ein 60 ior man alt, [3] hat ein schwartss kugelechtzs bareyt mit föhen [4] beltz gefüetterd vff, einen langnen schwartze rock mit föhen gefüetterd mit einem föhen vberschlag, hat die arm durch die ermel gestossen; der rock got vntz vff die schû, hat zwein schwartze schuo an, zwei daffart [5] wambst ermel, leyt sin recht han dem toden vff die linck asel, [6] als wolt er in gern wegck stossen, mit der lincke hand hebt er im den arm, dz er im die gurgel nit erwürgeht

---

14. Schultheis.

Ich bin gesin schultheyss mannig jar;
Es ist mir leid, dz sag ich für war,
Ich nam schencke, [7] klein und gros,
Mancher es am rechten gnos. [8]
Durch gaben kumpt mancher vir; [9]
Wer nitz brocht, der bleyb vor der tyr.
Nun hat myn gwalt ein end,
Got mir sin gnod von himel send.

Hie stot der moler gmolt vntz an die hosen.

Du bitterer todt, ich ways [10] wohl,
Dz ich sterben müss vnd auch sol;
Dann von anfang der welt din gwalt
Hastu gefüert vber jung vnd alt.
O maria hilff MIR gnad erwerben
Vmb myne sind, so ich thûn sterben.

---

[1] die Gemeinde wird euch hernach folgen, gehen. [2] so wird euch auch ein hartes Urteil zu teil. [3] ist ein 60 Jahre alter Mann. [4] Hermelinpelz [5] Taffet. [6] Achsel. [7] Geschenke. [8] Mancher es an seinem Recht spüren musste. [9] vorwärts. [10] weiss.

15. Bild.

Hie kumpt der todt vnd klinglet dem burgermeyster [1] voranen mit einem dotenbein, hat dryg ring am yssenen dryg spitzigen klinglen, kört im den rucken vnd sicht mit dem kopff hinder sich, hat ein breit wit mul, man sicht im alle zēn vnden vnd oben, hat ein schwartze muss [2] an der stirnen, der lip [3] gantz ryppig, hept dz linck knûg an das recht knyg hoch mit dem fûss dohin auff und dantz im voranen.

Tod. [4]

Statmeyster vnd lieber rahther,
Vch schlag ich vor den klyngler; [5]
Den [6] gemeinnen nutz der staht [7]
Man vch ein ampt verluhen hat;
Vnd [8] allen bûrgern hylff und rat
Mit zû teylen, wu es thût not,
Ir der gemeyng zû sind geben. [9]
Ein End hat hie euwer leben.

Hie stot der der Burgermeister in schwartzen schûhen mit einem ṽberschla dohinden, schwartz hosen, ein ziegelfarben rock mit vier falten, do vornen mit einem hafften, einem schwartzen kullen zypffel, [10] ein gross hyltzen pater noster [11] in beyden henden vnd zicht die ringler eins nach dem andren, vnden ein hylzen Crützlen am pater noster, ein lang gel hor vntz für die oren herab, ein schwartzen spytzen fültzhût vff.

---

15. Shtetmeyster vnd rohtzber. [12]

Der eygen nutz so lieb mir was,
Des gemeynnen nutz ich vergass.
Den burgern was ich nit gemein
In rahtzs wyss gross oder klein;
Vs nyd, hass, gunst, früntschaft schlecht
Hab ich geroten wider recht.
Doch bit ich dich, du zarter got,
Beheüt mich vor dem ewigen dot.

---

[1] Soll heissen Statmeyster oder rahther; s. unten. [2] Maus. [3] Leib. [4] fehlt im MS. [5] das Glockenspiel. [6] Zum. [7] Stadt. [8] Um. [9] Um allen Bürgern . . . . . seid ihr der Gemeinde zugegeben, zugeteilt. [10] Mantelstück, Pelerine. [11] Rosenkranz aus Holz. [12] Stettmeister, Bürgermeister und Ratsherr.

16. Bild.

Hie stot der tod krump mit beyden knygen vnd bygt[1] sich hinder sich mit dem rucken vnd den buch für sich gegen den statschryber, dz im die kutlen vnd gderm[2] vnder die bein hencken; heb dz linck bein vnd knyg hinder sich vff vntz yber dz recht knig vnd bück dz recht knig och vnd hebt einen wisen zedel[3] in beyden henden, die linck oben, die recht vnden am zedel; henck ein kinds dotten kopff dran vnd hat zwey kleine todten bein Crûtzwiss yberzwerch im mul in den zennen; hat am rechten arm ein langs dotten bein zû einem schrybzüg, ist ein knüg schenckel, hat zwû fedren im schrybzyg, hat einen dotten kopff zû einem dynten hernlin,[4] henck an eynem schwartzen sydenen schnûr vnd hat zwuo storcken fedren[5] im hôrnlin stecken; hat ein wyt mul, man sicht ime die gurgel im mul vnd alle zën; geht im ein krot zû der Nasen haruss vnd by dem rechten or loch ouch ein krot und hat noch har am kopff, aber nit vil, ist am kleinen zedel geschriben: Ich sag dir, in kurtzer frist der todt dir nach ist, du sin eygen bist,

---

Tod.

Stat schryber, vwer ist ouch gedacht!
Hand ir bappir vnd dintten bracht?[6]
So schryben an,[7] dz ir vil gelt
Genummen hand hie in der welt
Umb klein brieff vnd verdienten lon;[8]
Am firtag[9] seltten zû kirchen gon.[10]
Die dintten, feder vnd bappir
Verdiennen dar durch dz höllisch fiir.

Der statschryber hat ein kragen hempt[11] an, dz har in einer guldene hub[12] gebunden, ein gels hor, kôrt dz antlit[13] von dem totten, hat ein rot pareyt[14] vff mit schwartzen sydenen bengnel[15] vm zoghen, hat einen langnen rotten

---

[1] beugt. [2] Gedärme [3] weissen Zettel. [4] Tintenhörnlein, so genannt, weil man ein hohles Horn als Tintenfass benützte. [5] Storchenfeder. [6] Habt ihr Papier und Tinte gebracht? [7] So schreibt an. [8] Für das Schreiben kleiner Briefe und an Stelle des verdienten Lohnes habt ihr viel Geld etc. [9] Feiertag. [10] ginget ihr. [11] Hemd mit Kragen. [12] Goldhaube. [13] Antlitz. [14] Barett. [15] Bändeln.

rock an vntz an die waden, lot die ermel hencken, die arm durch gestossen, hat ein gel fuotter, ein greün atlass wambsthbt ermel; er dyttet[1] dem totten vff den wisen zedel mit der rechter hant mit den findren,[2] er sol schwygen;[3] hat in der lincken hand ein bermendt[4] zammen gwycklet vnd ein schrybzyg, hat zwein greün hosen an, zwein vssgeschnitten schuo mit rincken.[5]

---

16. Der her Stahtschryber.

Wann myner dienner vnd substitud
Mir volschryb ein bermente hut,[6]
Ein grossen gwyn ich dauon nam;
Wan mir ein schlechtzs bürlin[7] kam,
Dem da was sin seckel vol,
Der bezalt mir ouch min dintten wol.
Es ruwget[8] mich vnd ist mir leydt,
Ich begehr von got barmhertzigkeydt.

17. Bild.

Hie kumpt der todt zů einer Burgerin, eines rychen mans frouw, hat die bein oben hart an ein nander mit gebuckten knigen,[9] alss ob er tantz, grifft die burgerin mit der lincken hant an vnd nympt sig by dem lincken arm vnd wil sig mit im füeren, gonth im die kutlen zu dem nabel vnd zům buch haruser, hat zwey höltzer vm sich gebunden, dz er dz hackbred doruff leygt oder treygt,[10] hat einen schwartzen yssenen klypffel vnd schlecht ir zů tantz vff dem hackbert vnd kört dz mul von der frouwen, hat dz mul wyt vff, man sicht im alle zënn vnd ein schlang zů dem lincken orloch hin nyn zům mul haruss halber, hat dz mul wit vff vnd streck ein spytzige zung haruss.

Tott.

Frouw burgerin, hebt vch vff hoch
Vwern rock vnd dantzen mir noch!
Vweren guldinen knopff vnd goller[11] schon
Werden ir müessen ligend lon;

---

[1] deutet. [2] Fingern. [3] schweigen. [4] Pergament. [5] Ringen. [6] Wenn einer meiner Diener und Vertreter mir eine Pergamenthaut vollschrieb, einen grossen Gewinn ich davon nahm. [7] einfaches, schlichtes Bäuerlein. [8] reuet. [9] mit gebeugten Knieen. [10] legt oder trägt. [11] Kragen mit goldenem Knopf als Zierrat.

Wan hie hylfft weder gelt noch gût,
Vwer hoffart vnd stoltzer mût,
Sag ich, es hylfft üch nit in warheyt,
Ze dantzen seyend bald bereyt.

Hie stot die burgerin mit zammen geflochten henden, ein rot crallen pater noster[1] mit einem sylberen bissen[2] knopff an dem pater noster, an beyden henden ein schwartze schub[3] vntz vff die erden, zwein schwartze schû, ein rot samatten, guldenen gyrtel, ein sammaht goller mit einer fõhenen brog[4] mit zweygen guldenen knöpffen oder hafften, Einen gelen schlieger[5] vmb dz kyn mit einer guffen[6] an der lincken sytten an gehafft, hangt ir davornen harab vntz an den gyrtel vnd sicht den dotten dapffer an.

17. Die Burgerin.

Min hoffart vnd schönen gestalt
Myn man gar offt im huss entgalt,
Sin ybel zyt vnd hört arbeyt
Hat er all an mich geleyt.
Allein dz ich zû kyrchen vnd stross
Stoltz inhar kamm, das acht ich gross.
Es ist mir leyd vnd ruwet mich serr,
Biss mir gnedig, almechtiger herr!

18. Bild.

Hie kumpt der tod mit einem gantzen plutten[7] kopff, ein langne gurgel, hat nur die iiii zën oben, man sicht im alle ryp gar woll, nimpt den waltbruder by der rechten hant mit syner lincken hand, kört sich besytz[8] zû im, alss wolt er ime etwas sagen, hat ein Crucifix in der rechten hand an der schultren, hebt den rechten fûss hinder sich vff hinder dem lincken bein schier byss in die dycken[9] hyn vffen, doch fart er für vnd vir, alss wolt er fürsich tantzen.

[1] Pater noster oder Rosenkranz aus Korallen. [2] weissen (silberweiss?) [3] Schaube = weites, langes Ueberkleid. [4] Besatz. [5] Schleier. [6] Stecknadel. [7] bloss, nackt. [8] seitwärts. [9] wohl Oberschenkel.

Todt.

Brůder, kum har mit dinem stab,
Ich will dir zeygen och din grab;
Hastu dich gehalten in gedult
Vnd in sinden nit verhult,[1]
So würt dir fürbas rouw[2] geben,
Im ellend hast gefiert din leben;
Do durch du hast verdient schon
Im hymmelrich den ewigen lon.

Der waltbrůder stot in einem langnen grouwen rock, oben ein kap dran, got buckelecht,[3] gwyllig[4] gegen dem Tod, gybt dem tod die recht handt, hat ein hyltzen pater noster am arm vnd mit einem hyltzenen Crützlin, hat ein langnen wisenen bart, ein grouw genĕgts heütlin vff, ein wiss hor drunder vntz an die oren, ein hiltzen krygtlin,[5] mit eim ysenen ring vnd stahel[6] vnden beschlagen, hat er in der lincken hand vnd zwein reymlen schů[7] vnd dantz oder volgt dem todt noch.

---

18. Waltbruoder.

Ich hab gewondt im bruoder huss[8]
Als einsidler in siner cluss.[9]
Mitt willen betten nacht vnd tag,[10]
Guotter spyss ich seltten pflag;
Dan wz durch got[11] mir ward bracht,
In mynem gebet ich ir[12] gedacht.
Ich bat auch got für alle die
Mich spyssend vnd trencktend hie.

19. Bild.

Hie kumpt der todt hinderwerck[13] hart[14] an den wuocheren vnd streckt sin linck bein zwyschen des wuochererss zweyen beynnen, halt dz recht knüg krub,[15] alss wolt er für dantzen, vnd schlecht den lincken arm vm des wůchererss halss vnd arm, und mit sinem rechten arm nimpt er des wůchererss rechten handt vnd zerts im dart vssen, hat er erst ein handuol duck-

---

[1] verhult, wohl von verhulden, huldigen, homagiare. [2] Ruhe. [3] geht buckelig. [4] willig [5] wohl Krüglein. [6] Stahl. [7] Riemenschuhe. [8] Bruderhaus. [9] in meiner Klause [10] unklar, vielleicht: Mit Willen d. i. gern betete ich Nacht und Tag, hatte dabei aber selten gute Speise [11] auf Veranlassung Gottes. [12] ihrer. [13] hinterwärts. [14] nahe. [15] krumm.

katen vnd cronen im seckel genummen, hatz es wöllen zalen, verzetlet zehen Cronen oder gelen stuck, hat hor am dotten kopf, ein breydt mul, man sicht im die zēn am vndren vnd obenand kyffel,[1] hat ein sack pfyff[2] mit fünff rörehn[3] am halss mit einer schwartzen sydenen binden am rechten arm hencken, gonht die zwey grösten ror hinder sin kopff hart an des wuocherers kopff und huben an rierrend.[4]

Todt.

Wuocherer rych, verstand mich wol,
Truchen[5] vnd kasten hastu vol
Vnd hast doch kein beniegen[6] nit,
Das schafft alss der schandlich gyt.[7]
Ich wil dir ein beniegen geben
Das du mit lengner solt leben.
Es würt werden eim[8] din gůt,
Der dirss Nymer dancken thůt.

Der wůcherer stot gar zů ruck gegen dem totten, hat zwein rotten hosen an, zwein vssgeschnitten schuo mit reimlen,[9] einen greünen samatten woppen rock, die Ermel vntz an den elen bogen, ein rot sammat wambst an, eynen sylbren dolchen am rucken, ein schwartzen sydenen gyrttel, ein rotte sammatten taschen ; In der lincken hand ein sack mit duckaten vnd Cronen einer spannen lang, sammatten hub[10] vff, die recht bant hat er erst vol Cronen genummen vss dem sack, wolt sie zalen, nympt im der tod die recht hand so grymeklich, dz zehen stuck geltz entpfallen, Alss kört er dz antlyt von dem tod, er krympt worlich das mull hëfftig.

---

19. Wuocherer.

Het ich bedacht myner selen heyl,
Der hel[11] würt ich yetz nit zetheyl.
Nach wuocherey stund mir myn můt,
Ich het myn freüd inss zyttlich gůt.
Win[12] vnd korn das koufft ich inn,
Ich freüdt mich, wan es thür wolt synn.
Des[13] ist die gnad gotts auch thür,[14]
Verdient hab ich dz ewig für.

---

[1] Kiefer. [2] Dudelsackpfeife. [3] Röhren. [4] in rührender Weise. [5] Truhen. [6] Begnügen. [7] Geiz. [8] irgend einem andern. [9] mit Riemen. [10] Haube. [11] Hölle. [12] Wein. [13] deshalb. [14] teuer.

20. Bild.

Hie kumpt der tod zû dem handwerkssman vnd
hat einen halb messigen anster[1] im mul mit ein langen
storcken halss,[2] vnden einen zapffen eins fingerss lang,
vnd pfifft ime zû dantz do mit mit beyden henden,
man sicht im nur die obren zën, hat noch mehr
hor am dottenkopf, hebt dz recht knüg vnd fuoss
hoch vff, als er dantz, dz ime der buch vff schlitz
vnd ime die kuttlen zû dem buch harussen hencken,
ist nit so gar ryppig.

Tott.

Kum har, du lieber handtwerckss mann,
Vir wor[3] ich dich lang gsûcht hann!
Du mûst springen an den reyen,
Betrogen hast pfaff vnd leyen
Mit dinem handwerck vnd arbeyt,
Do du klein Costen hast angeleyt,
Hastu geben vmb bargelt.[4]
Scheiden muostu von disser welt.

Der hantwercksman stot wacker vnd dapffer vff recht,
hat wiss vnd lipfarb[5] hosen getheylt an, vssgeschnitten
schûhen mit rincken vnd ryemen,[6] hat ein liprock an
mit ermelen vntz an den elenbogen, da vornen mit
knöepfflen zû gethon, hat ein wiss wambst ermel an
mit rothen atlass, ringss wyss vm gebrempt mit IIII
plegen, dz hor in ein schwartze sydene hub gebunden, ein
rot linsch bareyt,[7] henck ein schnider scherlin doran, hat ein
hammer in der lincken hand, hat ein fel vor im wie ein
kyeffer,[8] ein kiefermesser vnd scheyd, ein hand schlegel
im gürtel stecken, ein huob ysen vnd ein hëmerlin,
do mit man die ross ysen vff schlecht, hat ein zymer axt
in der rechten hant am rechten waden vff der erden stonh,
hat ein murer köll[9] zwyschen den zweygen waden ligend,
ein schûmacher all[10] am rechten schuo an der versen stecken,
[ein schermesser] vnd ein schermesser vff dem rechten
fûss by dem schû reymen.

---

[1] Gefäss (aus Messing) mit engem Hals, s. angster bei Lexer.
[2] Storchenhals. [3] Fürwahr. [4] er hatte kleine Kosten und liess
sich (viel) baares Geld geben. [5] leib- oder fleischfarbene. [6] mit
Schnallen und Riemen. [7] leinenes Barett. [8] Küfer. [9] Maurer-
kelle. [10] Schusterahle.

20. Der hantwerckgssman 20.

Ach lieber tod, lass mich leben,
 Ich wil dir myn gůt gar geben.
Verdienen wil ichs, wie ich kan,
 Ich bin nach ein jungner man.
Ich hab nit gedocht, das der tod
 Mich so bald beryeffen[1] soltd.
O Got, myner sel verlich din gnad,
 Wann myn leben ein end hat.

21. Bild.

Hie kumpt der tod zů einem starcken rebburen[2] vnd nympt im dz karst helb[3] in sin recht handt vnd spert dz mul wit vff, hebtss gegen dem buren, alss wolt er ime etwass sagen, hat nur VI zēn vndten vnd obend, gar ein plutten kopff, man sicht im am rucken alle ryp, hat ein flesch,[4] ist plechen, in der lincken hant, hebt sig hoch über den kopff vff, krycht ein schlang vsser der fleschen vnd wil dem buren zů trincken geben, hebt den rechten fuoss hoch vff, reührt[5] den buren schier an den rock mit dem rechten knüg, krycht im ein schlangen kopff zů dem affteren haruss, krycht im v̈ber den rechten schenckel, thuot dz mul wyt vff vnd pfysst yber den buren, hat dz linck bein ouch krum gekrympt, alss wolt er tantzen.

Todt.

Bur, dein arbeyt vnd v̈bel zyt[6]
 Würt ein end haben hüt.
Mit mir würstu dantzen schlecht!
 Hastu dinen zēhenden[7] geben recht,
Geben hie von dinem gůtt,
 So magstu sin gar wol gemůtt.
Dan ein end hat din leben,
 Daruff wil ich dir zů trincken geben.

Der reb bur hat zwein growe hosen an, zwein zwilchen yber strimpff an mit schwartzen bendlen gebunden, gebunden vnder den knygen, hat vssgeschnitten schů an, ein grows röcklin mit iiii faltten, ein gyrtel daryber, ein lang hor vntz für die oren, ein schwartzen spytzen fyltzhuot vff vnd sicht den dotten kěcklichen

---

[1] rufen. [2] Rebbauern [3] Karststiel. [4] Flasche aus Blech. [5] rührt. [6] üble, schwere Zeit. [7] Zehnten.

an, buck[1] sich nohe zů dem tod, hat ein nuwer houw[2] vff der rechten asslen,[3] hept dz helb[4] mit der rechten handt vnden vnd den karst vff der lincken achsslen, hebt dz helb mit der lincken hand, ein rëbmesser am rucken vnder dem gyrttel stecken.

---

21. Bur.

Grosse arbeyt, hacken, rytten[5]
Hab ich gethon zů allen zytten,
Da mit ich wyb vnd kind ernert,[6]
Kein vn nütz gelt ich nye vezert.
Min zehenden bezalt ich schon,
Got zů diennen vnd zů kyrchen gon
Das liess ich durch kein nott,
Dester lychter ist mir der todtt.

22. Bild.

Hie kumpt der tod do her tantzen geyen dem lantzknecht, hept den lincken fuoss vff vntz an den rechten knüg gnick[7] vnd stosst mit dem knieg dem lantzknecht an sinen rechten schencklen vnd stot mit rechten schenckel lang, doch ein wenig geneygt; hencken im dz gedërm zů den buch haruser, hat ein degen schëyd mit einer sidenen[8] vmb den buch yber die kutten gebunden an der lincken sitten, man sicht im vil ryp, hat ein lang dotenbein für einen degen vsser der scheyden gezogen vnd füert einen starcken streych mit beyden henden hinder sim kopff hër vnd hat dz mul wyt vff gespert, dz man im vndten vnd oben zën sicht, ist ein schlang zu dem rechten orloch hin nyn, zům mul harus, vm den lincken arm harus vnd streck den kopff gegen den lantzknecht vnd pfysst yber in mit einer langne spitzigen zungnen; ist der schlangnen wadel noch einer spanen lang nit drynen,[9] hat gar einen kalen dottenkopff.

Todt.

Du frischer hans, beyt[10] vnd stand still!
Ich bin nit hie, dass ich fechten will;
Ich förcht nit din messer zucken,
Du můsst dich in das grab schmucken,[11]

---

[1] bückt. [2] Haue, Hacke. [3] Achsel. [4] Stiel (Halm). [5] reuten, ausreuten, roden. [6] ernährt. [7] Knickehle. [8] fehlt «Schnur». [9] drinnen. [10] warte. [11] schmiegen.

Mit erden wirt man dich trëchen,[1]
Dich hylfft kein houwen noch stechen.
Dan din leben hat hie ein end,
Lass messer stecken vnd kumb[2] behend!

Der Lantzknecht stot strack vffrecht, hat den dëgen in der rechten handt vff dem latzen[3] ligen, ein hallenbarten in der lincken hant, hat ein sammat wambst an schwartz, einen knebelbart vnder der Nasen, sunst glat, keinen bart, ein rot bareyht zerschnëtzlet, mit schwartzem sammat vm leyt, ein langne wyse stracke strauss fedren druff, ein rot gesess, III molen zerhogen mit einem hogysen, eins dumens[4] breyt, mit einem grüenen fuotter oder vnder zugck, zwein rothen strympff, vff dem knüg zerhogen, eins fingers lang, mit greünen sydenen hosen bengnel[5] geknypfft, schwartze vssgeschnitten schuo one rincken vnd reymen,[6] er sicht worlich den todt sur[7] an, er wyl nit, dz er zû im gang.

22. Landtzknecht.

Wich vs,[8] es ist noch nit daran!
Du mûst arbeyt mit mir han.
Ich loss mirs nicht abtrogwen,[9]
Ich wolt dich ehr in stucken houwen —
Ob ich also mit dir wolt gon,
Ich raht dir das, lass mich daruon,
Lass mich blyben in mym wesen,
Wiltu vor mir genesen.

23. Bild.

Der tod hat hie einen jüngling mit siner lincken handt by der rechten hand erhëscht[10] vnd dantz mit im daruon, hept den rechten füss vff hinder sich vntz yber daz linck knüg, ist in der weichen vnd brust ytel[11] ryp vnd ryp, hat in der rechten hant ein scharmygen[12] vnd pfifft dem jünglin vff der scharmygen, kört sich mit dem halss vm gegen dem scharmeygen oder gegen dem jünglin hart an sinem bareyt, man sicht im die zën vnden vnd obenand, im dottenkopff sitz ein schwartze krot am rechten orloch vnd ein an der styrnen.[13]

---

[1] mhd. scharrend verdecken. [2] komm. [3] Latz, Hosenlatz. [4] Daumen breit [5] Bändeln. [6] ohne Schnallen und Riemen. [7] sauer. [8] Weiche aus! [9] abdrohen. [10] erhascht. [11] eitel = nichts als. [12] Schalmei. [13] Stirn.

Todt.

Du stoltzer gesell vnd jünglin gût,
Ein end hat hit din jungner mût,
Biss [1] wyllig vnd lass dyn druren, [2]
Es dantzt hie geystlich vnd buren,
Dan ich niemantz schonen byn,
All welt mûss mir gehorsam syn,
Dan was das leben ye gewan,
Das mûss den byttren todt han.

Der jünglin stot in geteylten wiss vnd greün hosen, zwein breyt gedoppelt vssgeschnitten schû one ryncken vnd ryemen,[3] ein rotten langnen rock vntz vff die waden mit einem schwartz scherteren [4] fûtter gefüertert, mit einem yberschlag, ein wiss kragen hempt, ein grüen atlass wambst, der rechten arm durch den rock ermel gestossen, hebt mit der lincken hand den dëgen by dem hefft vnder dem rock, gibt dem tod die recht hant, kört aber dz antlyt[5] vom tod, hat ein lang, gelss kruss hor, [6] ein rot Bareyt.

---

23. Jünglin.

Min hertz ist leyd vnd kummers voll,
Syt dz ich so jung sterben soll
In myner jungnen gestalt,
O tod, du kumpst mir vil zû balt.
In wolust bin ich erzogen,
Die falsch welt hat mich betrogen,
O Maria, hymmelische künigin,
Wôllest min fürsprecheren sin!

24. Bild.

Hie kumpt der tod in bruner farb[7] gemolt zû einer edelen junckfröuwlin, hat einen strogenen krantz [8] vff, schwartz todten har vff dem kopff, hat ein wyt mul offen, man sicht im alle zën vnden vnd obent, vnd ryert[9] die junckfrouw mit der gygen[10] an ann die rechte brust vnd gyget ir zû tantz mit der gygen, er ist nit ryppig, aber dyr, dir,[11] hencken im die kutlen zû dem [12] harusser, hept den lincken

---

[1] Sei. [2] Trauern. [3] ohne Schnallen und Riemen. [4] feine Leinwand, s. Lexer. [5] Antlitz. [6] gelbes, krauses Haar. [7] in brauner Farbe. [8] Kranz aus Stroh. [9] rührt. [10] Geige. [11] also «sehr dürr». [12] fehlt «Bauch».

füss hinder dem rechten beyn hoch vff, als hoch er geschlytz ist, vnd krympt dz recht knüg, alss ob er wolt dantzen.

Todt.

Junckfrouw mit vwerem schenen krantz,
Kummen har an mynen tantz!
Vff erden vwer kurtzwil vnd freüdt
Würt uch kumen alss zû leydt.[1]
Vwer vff mutzen,[2] dantzen, zyeren
Der knaben gestalt vnd hoffieren
Mag nit hie gehelffen eüch,
Ir müessen werden mir gleüch.

Die junckfrouw stot gantz traurenklichen gegen dem todten vnd sich inen an vnd weint, hat die hent oder fingner zwyschen ein ander geschlagen, die linck hant vnd arm yber den buch in der weychen[3] yber den guldinen gürtell, hat ir geles har in ein guldene hub gebunden, doch goth ein wenig hor by beyden oren, henck harab alss zepfflin, ein greünen krantz mit vil rotten grassblumen,[4] ein wiss halssmendlin[5] mit einem schwartzen, sydenen bengnel,[6] rings wyss vmmer, mit einem sidenen schwartzen kragen, einem greünen sammathen oberrock, vss geschnitten mit sammat vmleigt vff die brystlen lang vntz vff die erden vnd schû mit ingesetzten wissen leplin, ein guldinen gürtel, der schlemppen[7] henck an der lincken sitten, sind die ermel am elenbogen abgehouwen, dz hempt am elenbogen gerysspelt, der rock ermel mit einem houw ysen geschnetzlet vff der schulter vnd bym elenbougen.

24. Jungfrouw.

Vmb geben hat mich grosse nott,
So ich vor mich sich stohn den dott.
Dass got erbarm mynes springen!
Den knaben zû leyb[8] thet ich singen
Weltliche leider[9] off vnd vil.
Das mich hie nit mer helffen wil.
O Mûtter gotzs,[10] vmb myne sind
Erwyrb mir gnod vmb dyn kind!

---

[1] Euere Kurzweile und Freuden auf Erden werden euch in Leid ausschlagen. [2] Putzen, schmücken, schniegeln. [3] über dem Bauch in den Weichen [4] rote Grasblumen sind Nelken. [5] Halsmäntelein. [6] Bändel. [7] Schloss, Schnalle. [8] zulieb. [9] Lieder. [10] Gottes

25. Bild.

Hie kumpt ein wyser dot vnd nympt ein kind oder knëblin mit der lincken hant by dem rechten hendlin vnd dantz mit jm daruon, ist gantz rippig, schrenck dz linck bein vber dz recht bein hat ein windloffer oder můl[1] mit einem gemolten rotten stecken jnder rechten hand, vnd buck sich wit hinder sich nyder, dz er dz knëblin kan füeren, hat ein schwartz ding vnder der gurgel, bleck die zēn, ist ein schwartz mônen oder krotten am rechten or loch, hat vier karten an der windt mülen.

Totd.

Du kleines jungnes kindelin,
Es hat ein end das leben din.
Die falsch welt mecht dich betriegen,
Du styrbscht wåger[2] jn der wegen,[3]
Dan hie[4] mit sinden beladen :
Es brecht dyner sel schaden.
Darumb mustu dantzen mit mir
In das ewig leben jch dich feir.[5]

Das knëblin sitz vff einem hyltzenen ross oder stecken, hat das rösslin ein schwartzen klein zaüm, hat ein wiss hembdlin an mit nesselen důch[6] gemacht, ist vssgeschnitten, mit schwartzer sydener arbeyt gemacht, vnd an den ermelen dauornen auch vnd am lincken arm offen, ouch mit siden gemacht, den zaum hat es jm lincken hendlin, hybsch rotte Crallen am helsselin,[7] ein kurtz kruselicht hor, gybt dem tod das recht hendlin oder ermlin.

---

25. Ein kindlin.

O we, o we, wass mag das sin!
Ein wiser man viert mich dahin.
Ich merck vs der grossen nott,
Das es ist der bytter todt.
Er gryfft mich bye den henden an,
Dantzen můss ich und kan nit gan.
Ich gang dester gwylliger daran,
So ich noch kein sind gethon han.

---

[1] Windloffer oder Mühle (Spielzeug). [2] besser. [3] Wiegen. [4] Du stirbst besser in der Wiege, als dass du dich hier mit Sünden beladest. [5] führe. [6] Nesseltuch. [7] Korallen am Hälslein.

III. Schlussbilder.

26. Bild.

Hie stondt dryg todten by einander, der ein ist
ein langner wisser, strack vff recht gar ryppig
vnd hat ein rotte schwëbel pfiff[1] jn beyden henden
vnd pfifft zû felt vnd dantz allen dotten.
Der ander tod ist gel farb, krympt die beyde knüg,
hat ein hübsche rothe trumm,[2] zwein schwartze
klypffel vnd schlecht die trummen darzû, ist ouch
rippick vnd sicht sin gesellen an vnd horch gnûg
vff sin pfiffen, er hat die zën alle nohe by einander.
Der dryt tod ist gelfarb, ist ouch lang vnd hat
ein rot fenlin[3] jn der rechten handt, einen wy-
sen dotten kopff jn mitteln fenlin, stot hart an
der Trummen, die kutlen hencken jm uff die trunz[4]
hat ein wit zenn . . . . .[5] mul, hor noch am dotten-
kopf, zeygt mit der lincken hant dem narren
vber sich vff den Rymen[6] vnd neygt sich hinder
sich zû dem Narren vnd sagt jm, er sol jm
vff die linck achssel griffen, er mûss ouch har-
noch dz köpffel jm fenlin,[7] hat zwey dotten bein
Crützwiss jm mul vnd zännen.[8]

Disser dryger: Pfiffer: Trummenschager vnd Fennerych spruch,
die spruch all stont ob dem houbt gemolt.

Wolvff jr herren allgemein!
  Er sig[9] gross, starck, rych, arm oder klein,
Er sig junge oder ouch alt,
  Alle syndt jr kumen ins todtes gewalt.
Doch hylfft weder guot noch gelt,
  Es hylfft nychtzs in disser welt,
Der her muoss mit dem buren gon,
  Das guot muoss er faren lon,
Den wysen[10] kein reden nit helffen wirt
  Neben jm würt stonh der hirt,

---

[1] Schwebelpfiff, jedenfalls für Schwegelpfeife = Querpfeife. [2] Trommel. [3] Fähnlein. [4] eigentlich abgebrochenes Speerstück, Splitter. [5] unleserlich. [6] Reim. [7] fehlt ein Wort. [8] Zähnen. [9] sei. [10] Weisen.

Das muoss er selbs verantwurten vnd bestohn,
Wass er hie jn disser welt hat gethon,
Darumb würckendt hie buoss,
Ein yeder hie sterben sol und muoss.

Hie stot der Narr vnd gryfft dem totden vff die linck achssel mit der rechten hant vnd[1] ein roten langnen zypffel am ermel heraber hangnen, einen brunen narren rock an mit der narren kappen, hat sig vff, zwuo langne gelen oren dran genegt,[2] zwuo schellen, der linck rock ermel geteylt yber zwerch vmb den arm, gël, schwartz, wider gel, wyss, blouw, gël, schwartz, ein gyrtel ỷber den rock, ein grosse tåschen dran, mit einem grossen gelen rincken, zwein brun hosen an, zwein hohe bundschů, einen kolben stecken jn der lincken hand kötscht er[3] har nach.

26. Der Nar.

Ein Narr bin ich gesin mengen tag,
Gottes gedacht ich nye, ichs sag,
Das macht die vnsteimykeit myn;[4]
Lieber tod, jch wil din gesell sin.
Ich hoff zů got, er sehe das an,
Das jch min fünff sinn nit gehebt han.

Dippel Heintz.

27. Bild.

Hie stoht der tod an einem Eck oder winckel vnd wart vntz der weybel vnd bot harumer zů jm kumpt ann dz eck, do nympt er[5] mit siner rechten hant by den hor, by sinem rechten or, ein gantz handuol vnd vm die hand gewyckelt vnd zychtzs jm ỷber sich vnd zeygt jm mit der lincken hand mit den drigen fingren yber sich zu dem rymen, jst gantz rippig, hat nach alle zēn jm mul vnden vnd obendt, hat keinen verloren, hebt dz recht knüg vnd fůss hoch vff vnd stot vff dem lincken fůss, wie ein storck.[6]

[1] und hat. [2] genäht [3] ketschen = ziehen, vgl. Martin u. Lienhart, Wörterb. der elsäss. Mundarten; noch gebräuchlich. [4] Ungestümigkeit, Leidenschaftlichkeit. [5] er ihn. [6] Storch.

Der Todt.

Du bist ein weybel vnd ein bott,
Für war das bringt dich jn grosse nott,
Die gemein mit beytten,[1] vber nummen,
By dem hor hab ich dich genummen.
Disser schar müsst du nacher gon,
Ich wil dir geben darumb din lon.

Hie stot der bot vnd weybel mit dem weybelstab in der lincken hant, ein botenschilt am rock an der linken brust, hat ein rotz hor,[2] er rympfft dz mul vnd bleck die zëhn, so hart rupfft jnen der dot bym har, hat ein rot bareyt vff, einen langnen rotten rock mit langnen ermlen, die arm durch die ermel gestossen, die schwartz wambst ermel, ein lang messer zû beyden henden vber den rock gebunden, hat zwein gel hossen an, vssgeschnitten schû mit rincken vnd reymlen, goth jm vil volcks noch, namlich mer dan drissig, hand all die köpff vber vff gon, wöllendt al mit dem botten gohn, zwuo nunnen, der einen sicht man dz antligt[3] vnd jren schleyger,[4] hand alle schû an, die ander Nunn hebt dem weybel vff die linck achssel mit jrer rechten handt, hat einen langnen wisse kut oder rock an, ein schwartz scheppe[5] am halss do hinden vnd vornen, ein wisen sturtz oder schleyger vff, ein schwartz diechlin vff dem sturtz, ein betbiechlin jn der lincken hand jn einem leder gefasst, der ein hat einen rechen, der ander ein pflâgel, hat einer ein gross glass jn der linken hand [6] kan der rechten hand [7] vnd schencket ein zu trincken, hat einen blouwen hout vff, einen langnen wisen rock, ein girtel vnd ein grosse dâschen[8] yber den rock gebunden, hat blouwe hosen an, zwein bundschuo.
Des weybel oder botten vnd der andren allen antwurt. 27.

O gott in diner ewigkeyt!
Ein hôrter weg ist vns bereyt,
Den müssen wir alle hin gohn
Vnsser sind wöllest vns ablohn.[9]

---

[1] mit Gewalt anthun. [2] rotes Haar. [3] Antlitz. [4] Schleier. [5] Scapulier. [6] [7] unleserlich, M. S. beschädigt, vielleicht: und eine Kanne in. [8] Tasche. [9] Unsere Sünden ablassen.

Wir habend gethon wyder den willen din
  Du wôllest vns armen gnedig sin.
O Maria, jn dem hôchsten thron
  An vnserem end wôllest vns by sthon,[1]
So sich sel ynd lib scheyden thût,
  Maria, hab vns jn diner hût,
Verbirg vns vnder dem mantel din,
  Das vnser sel nit kum jn pin,
Vnd das wir mit dir gehn jn das ewig leben,
  Das wôll vns got allen geben.

---

[1] beistehen.

VI.

Dreikönigsspiel, Weihnachts- und Neujahrslieder des Dorfes Geberschweier.

Mitgeteilt von

Dr. **Aug. Hertzog-Colmar.**

Immer mehr verschwinden in unserer nüchternen und schnelllebigen Zeit die alten Volksgebräuche, welche uns in den Kinderjahren zu bestimmten Zeiten des Jahres mit wahrer Wonne erfüllten. Wer unter denLesern erinnerte sich nicht mit Freude der Spiele, Gesänge und Aufführungen, die er in seinen Kinderjahren gehört, selbst mitgesungen oder neugierig bewundert hat? Unter den anziehendsten Spielen und Aufführungen, an denen wir Kinder uns in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts im lieben Elternhause oder im unvergesslichen Heimatsdorfe, ergötzten, standen obenan die Weihnachtsspiele, die Weihnachts- und Neujahrslieder. Welche Freude für uns, die drei als Könige verkleideten Burschen, während der heiligen zwölf Nächte, daheim zu empfangen, ihre Lieder anzuhören und dann sogar noch mit einem oder dem andern dieser drei hohen Persönlichkeiten, je nach dem er uns nahe stand, vertraulichen Umgang zu pflegen; wie gerne warfen wir den vor dem Hause das Neujahr ansingenden Kameraden, das brennende Papier mit der bescheidenen Schenkmünze zum Fenster hinaus; und dann erst, wenn das grosse Herodesspiel mit seinen vielen handeln-

den Personen, mit seiner dramatischen Handlung und in der That schönen Gesängen, auf den Abend bei uns angesagt war, wie gingen uns Kindern die Stunden des Tages langsam herum? Da trat unversehens des Abends, etwa nach dem Essen, eine schlanke hohe Männergestalt in die grosse Wohnstube ein, dieser Mann trug die malerische französische Lanciers-Uniform, es war der «Schriëner Scharl», seines rechten Namens nach Liechtlé Karl, der stellte den hartherzigen Herodes dar, und ich glaube mich wirklich davon erinnern zu können, dass er durch Haltung und Gebärde seine Rolle gut wiedergegeben hat. Ich nenne die Namen, weil ich dadurch wirkliche Typen aus meinem Heimatsdorfe, die jetzt schon lange nicht mehr leben, der Vergessenheit entreissen will, und weil ich dafür halte, dass es auch recht und billig sei, bei Mitteilung des Textes dieses Herodesspieles der Darsteller zu gedenken.

Auf König Herodes folgte der heilige Joseph, als Zimmermannmeister gekleidet, das Werkzeug geschultert, bescheiden und demüthig im Auftreten, es war der Taglöhner Schiry, ein aus Ruffach zugewanderter Mann, der wohl, wie mir mitgeteilt ward, den Text des Spieles aus Ruffach nach meinem Heimatsdorfe gebracht hat. Die Frau des Herodes, eine rothaarige Dame, das «rote Nanni» genannt, gab in zweifelhaft weissem Gewande und grossen blauen Flügeln an den Achseln, den warnenden Engel. Dieser Frau verdanke ich auch den Text des Spieles, den ich hier, nach ihrem Diktate mitteile; sie war in den achtziger Jahren, als sie mir diesen Gefallen erwies, ein armes, altes, runzeliges Mütterlein; und wie leuchtete dann noch ihr Auge vor Freude, als sie mir dies kleine Theaterstück, welches sie im Dorfe und in der Umgegend sogar berühmt gemacht hatte, in die Feder diktierte. Meinen Dank hat sie damals gerne und freudig angenommen. Nun ist sie auch heimgegangen, möchte sie jetzt im Himmel den Lohn für ihre Mühe gefunden haben!

Dann kamen noch in komisch prunkvollem Ornate die «Drei Könige», darunter einer schwarz wie ein Neger: der sogenannte Mohrenkönig. Diese drei Rollen hatten keine ständigen Darsteller, deshalb waren deren Träger auch nicht so berühmt wie die anderen Schauspieler, daher kann ich auch ihre Namen nicht mehr nennen. Im Kreise stellten sie sich dann im Zimmer auf: rechts, säbelklirrend der wüste Herodes, links die heiligen drei Könige mit dem grossen Sterne an einer Stange, in der Mitte dann der lederbeschürzte Josef und der blaubeflügelte Engel.

So wurde das Herodesspiel, welches ich hier wiedergebe, sprechend und mit eingelegtem Gesange aufgeführt.

Wie leicht zu erkennen, sind es Verse, doch muss der Text nur in grösseren und kürzeren Bruchstücken mir mitgeteilt worden sein; denn oft werden die Verse holperig und der erwartete Reim bleibt öfters plötzlich aus. Vielleicht trägt aber meine Miteilung dazu bei, so fehlerhaft deren Text auch sein mag, den wirklichen Text des Spieles, zu Ruffach etwa, ausfindig zu machen.

Die kleineren Stücke, die ich dann noch den Lesern des Jahrbuchs vorlege, sind Neujahrs-Lieder, welche in meiner Heimat heute noch gesungen werden.

Ueber die Gesangsweisen ist es mir unmöglich Näheres mitzutheilen, es sind aber wohl meist Weisen alter deutscher Kirchenlieder; die Sprache des Spieles sowie der Lieder ist stark dialektmässig gehalten, und ermangelt manchmal nicht einer gewissen echt volkstümlich elsässischen Derbheit, so z. B. die Antwort des Mohrenkönigs an den Herodes:

Die rechte Hand geb' ich d'r nét,
Denn du bist ein Schelm, ich trau d'r nét.

In den Neujahrsliedern herrscht oft auch ein grosser naiver Naturalismus, der dem Ganzen keinen Abbruch thut. So z. B. in den sieben letzten Versen des unter Nr. I. wiedergegebenen Weihnachtsliedes.

Wir begegnen in diesen Liedern derselben realistisch naiven Auffassung der dargestellten Ereignisse, wie in den entsprechenden Gemälden der berühmten sogen. Schongauer-Sammlung des Colmarer Museums, und ich stehe auch nicht an, diesen Erzeugnissen der frommen Dichtung ein hohes Alter zuzuschreiben; in denselben besitzen wir beredte Zeugen des frommen Gemüthes und des Glaubens der mittelalterlichen Bevölkerung unseres Landes. Als Denkmäler einer längst verschwundenen und unserem Zeitalter nicht mehr geläufigen Auffassung der Erlösungsereignisse, seien diese Lieder hier mitgeteilt. Ich denke sie stehen in keiner Sammlung würdiger und sicherer aufbewahrt als im Jahrbuch des Vogesenklubs. In meiner Heimat G e b e r s c h w e i e r kennt Niemand mehr den Text des H e r o d e s s p i e l e s, seit 1870 ist dasselbe auch nicht wieder dargestellt worden, ich glaube daher durch diese Mitteilung, dem Ziele, das sich das Jahrbuch gestellt hat, wirklich zu entsprechen. Angeregt dadurch, werden vielleicht andere Mitarbeiter desselben glücklicher sein als ich, und einen korrekteren Text des Herodesspieles auffinden und einsenden können.

Dreikönigs- alias Herodesspiel.

Personen.

Ein Engel
3 Könige
Joseph
Herodes.

Der Engel.

Hier treten wir ein in aller Spät.
Einen guten Abend gebe Gott,
Ein' guten Abend, eine glückselige Zeit,
Gleich wie uns die heil'ge Schrift andeut't.
Für was kommen wir daher?
Für Euch anzukünden
Dass Christus der Herr
Geboren wär.
Wolltet Ihr dasselbig anhören in guter Ruh,
So tragt eine kleine Geduld
Und hört uns zu.

Des Engels Botschaft.

Eine grosse Freud verkünd' ich Euch
Allen Völkern auf Erdenreich.
Kommet Ihr Hirten alsoball zu eurem Schöpfer in den Stall,
Dort werdet Ihr Ihn sehn liegen zwischen Ochs und Esel in der Krippe,
Ganz verlassen von Jedermann.

Die drei Könige treten auf.

Herodes begrüsst sie.

Seid mir willkommen Ihr drei Weisen.
Wo wolltet Ihr hinreisen?
Wo wolltet Ihr einkehren?
Kommt zu Mir in mein'n Palast,
Dann werd' ich Euch aufnehmen
Als meine lieben Gast.
Werdet Ihr Mir was Neu's erzählen,
Dann werd' ich Euch mit Freud' anhören.

Die drei Könige singen miteinander.

Nun so sag ich auch für wahr
Was ich hab gesehen.
Ist so weit von mir entfernt
In den ganzen jüdischen Landen
Ein hellgrosser glänzender Stern
Ist auferstanden.

1. König.

Derselbe Stern schreit Uns zu
Dass wir nach Bethlehem
Reissen müssen.

2. König (Mohrenkönig).

Derselbe Stern schreit Mir in die Ohren
Dass der König der Juden sei geboren.

3. König.

Denselben Stern habe ich gesehen
Wie Jesus sein Kreutz in den Armen liegen hat.

Herodes.

Nun so reist nur hin Ihr drei Weisen,
Reiset bis an das Bethleheimische Bezirk,
Sobald Ihr Jesum von Nazareth thut finden
Kommt gleich wiederum zu Mir:
Denn ich hab noch mehreres Silber,
Weyhrauch und Myrrhe, demselbigen König zu verehren.

Engel.

Nein, nein, Ihr drei Weisen,
Ein' and're Strasse müsst' Ihr reisen
Denn der Herodes ist falsch in seinem Sinn.
Sobald er Jesum von Nazareth thut finden,
Muss er gleich des Todes niedersinken.

Herodes zum Mohrenkönig.

Bist du der König aus Mohrenland,
So gib du mir die rechte Hand.

Mohrenkönig.

Die rechte Hand geb' ich dir nét.
Denn du bist ein Schelm, ich trau d'r nét

Herodes

Hola! Das geht mich an, So geht es zu.
Es bringt mir Tag und Nacht keine Ruh.
Ich werde gleich eine Mordthat ausschicken
Um alle neugebornen Knäblein zu schlachten.
Ich vernahm ich werde darunter
Den neugebornen König finden.
Alles ist bekannt
Im ganzen jüdischen Land:
Ich bin König und kein Anderer.

1. König.

Nun so machen wir Uns
Auf die Reis
Dreizehn Tag, für hundert Meilen.

2. König.

Da kommt der Diener und bringt das Pferd.
's ist Alles Lob und Ehren werth!

3. König.

Nun jetzt nehmen wir mit Uns
Gold, Silber, Weihrauch und Myrrhe
Demselbigen König zu verehren.

Engel.

Ach Joseph, lieber Joseph mein,
Mach dich fort mit Maria und dem kleinen Kindelein!

Joseph.

Ach du Engel Gottes mein,
Wo soll ich denn hinfliehen
Mit Maria und dem Kindelein?
Die Nacht ist finster, die Mutter ist schwach,
Das Kind ist klein,
Sogar alle fahrende Strassen mit Mördern und Räubern besetzt.
Ach dass Gott erbarm,
Wie sind wir so arm!

Engel.

Joseph, lieber Joseph mein,
Denk' nur allzeit an den Engel Gottes dein!
Der wird immer dein Beschützer sein.

Alle Mitspieler singen in Gruppe stehend das Gloria.

Zum Schluss wird gesungen:

Erd' und Wasser,
Lobet Feuer,
Ihr himmlischen Flammen,
Ihr Menschen und Engelein!
Stimmet Alle zusammen
Hier unten auf Erden
Im Himmel dort droben:
Das Kindelein im Krippelein
Wollen wir loben.
Maria die Jungfrau,
Ist glücklich gewesen,
Heut hat Sie geboren

Das ewige Wesen,
Hier unten auf Erden,
Im Himmel dort droben
Das Kindelein
Im Krippelein
Wollen wir loben.
Heut ist Uns der Heiland
Auf Erden ergangen.
Ihr Menschen und Engelein
Stimmet Alle zusammen
Hier unten auf Erden,
Im Himmel dort droben.

Engel.

Nun jetzt wünsch' ich Euch Eine glückselige Zeit,
Dass Gott der heilige Geist bei Euch bleib!
Er möchte Euch erleuchten und regieren!
Und mit der Zeit in den Himmel führen!

Elsässische Neujahrs- und Weihnachtslieder.

I. Neujahrsgruss.

Wir kommen daher
Am Abend so spät,
Und wünschen euch Allen
Ein glücklich's neu's Jahr,
Eine fröhliche Zeit
Dass unser Herr Jesus
Vom Himmel herabsteigt (bis)
Und das ist wahr.
Drum wünschen wir euch Allen
Ein glückselig's neues Jahr.
Wir gingen nun wohl
In den Stall hinein
Und fanden Herrn Jesum
Im Krippelein
Maria zog ihr' Haarschnüre aus
Und schneid't Herrn Jesus
Zwei Bitschelschnür d'raus
Und Joseph zog sein
Hemdelein aus
Und schneid't Herrn Jesus
Zwei Windelein d'raus.

Jetzt hammer N. N. 's Néyohr a g'sunge, wenn er ébbis gàn, ésch's wohr, und wemmer nix bekomme, se géts e güet Johr.

II. Neujahrsgruss.

Die himmlischen Stimmen das Gloria singen.
Die himmlische Stadt geboren sie hat.
Drei Hirten auf dem Felde sie rennen und laufen,
Sie können's nicht verschnaufen der Vater und Bue.
Was sahen sie dann? ein herziges Kindelein
Zwischen zwei Tieren; Ochs, Esel allhier.
Der Vater war so arm er hat kein Pfännelein
Dem Kindelein zu kochen kein Brod und kein Schmalz
Kein Mehl und kein Salz.

Folgt Neujahrswunsch wie oben, oft wird noch hinzugesetzt:

I stand uf me spétzige Stein
Und frier durch Mark und Bein.
Wenn er is ébbis wann schanke
So müent'r i nét lang bedanke!

III. Neujahrsgruss.

's ésch geboren ein Kindelein:
Sein Namen ist
Herr Jesu Christ.
Wer will dem Kindelein
Sein Pfetter sein?
Der Heilig Johannes,
Für wahr, für wahr
Der liebe Gott hat's gesegnet
Die heilig Katharina
Will dem Kindelein
Sein Goettel sein.
Für wahr, für wahr
Der liebe Gott hat's g'segnet.
Für wahr, für wahr
Do wünsch ich euch
E glücklich's neu's Jahr.
Wir wünschen dem Hèrrn N. N.
E goldene Tésch
Un uf alle vier Eck
E brotene Fésch.

IV. Neujahrsgruss.

Himmel und Erden
Sollen fröhlich werden
An diesem heiligen neuen Jahr.
Ihr Menschenkénder,
Ihr armen Sénder
Freuet euch dass Jesus geboren war!
Gott möcht' euch geben
Seinen Segen
An diesem heiligen neu'n Jahr!

V. Weihnachtslied.

In dieser heiligen Nacht
Zwischen zwölf und eins
Hat geboren die Jungfrau rein
Ein kleines Kindelein.
Ausgeschlossen ist es überall,
Muss liegen in dem Stall,
Leiden viel Frost und Kälte
Für Uns Menschen all'.
Was soll denn dieses sein?
Was soll's bedeuten?
Dass ich euch so edles Kind
Hier in der Krippe find'
Zur Winterszeit,
Ausgeschlossen überall
Muss liegen in dem Stall
Leiden viel Frost und Kälte
Für Uns Menschen All'.
Wo kommen dann
Die drei König her?
Aus fremdem Lande
Gold, Silber, Weihrauch, Myrrhe
Demselbigen König zu verehren
In jenem Stall.
Ausgeschlossen überall
Muss liegen in dem Stall
Leiden viel Frost und Kälte
Für uns Menschen all'.

VII.

Rupert Sporrers Novelle . „Kunegunda von Vngerstein“.

Nach einem im Vogesen-Club zu Gebweiler am 4. I. 1899 gehaltenen Vortrage des Herrn Dr. J. von Schlumberger bearbeitet von Prof. Dr. v. Dadelsen.

In geringer Entfernung vor dem früheren Unterthore der Stadt Gebweiler, links von der nach Sulz führenden Landstrasse, lag noch im vorigen Jahrhundert das Schloss Hungerstein. Die Abbildung, die sich im Anhange zu Rupert Sporrers handschriftlicher Novelle «Kunegunda von Vngerstein» S. 21 findet und wohl von da in J. P. Decks Beschreibung der Stadt Gebweiler in den Jahren 1780—1786 (Gebweiler bei J. Dreyfus, 1884) S. 17 übergegangen ist, zeigt nicht mehr die alte Burg mit Mauer und Graben, sondern eine Ansicht des damals der Familie Kempf von Angreth gehörigen, baulich veränderten Schlosses aus dem Jahre 1700.[1] Zur Zeit der französischen Revolution in bürgerlichen Besitz geraten, machte es bald darauf einem Landhause Platz, und heute steht an derselben Stelle das Haus des Fabrikanten Ed. Frey.

Schloss Hungerstein war im Mittelalter der Stammsitz einer Familie des niederen Adels, die in der elsässischen Geschichte des 13. und 14., besonders aber des 15. Jahrhunderts keine unbedeutende Rolle gespielt hat. Die Hungersteiner besassen

---

[1] Diese Zahl ist nachher, aber augenscheinlich von derselben Hand, gelegentlich der Hinzufügung eines Schlussabschnittes in 1800 abgeändert worden. Vermutlich befand sich also das Gebäude auch um 1800 noch in demselben Zustande.



ausgedehnte Lehen; so hatten sie 1256 mit anderen Rittern von den Grafen von Horburg das Unterlehen des murbachischen St. Amarinthales erhalten,[2] 1384 übergab ihnen der Landvogt auf Befehl des Kaisers Wenzel die Burg zu Oberehnheim, sowie Ingmarsheim samt Zwing und Bann als Mitlehen,[3] und im 15. Jahrhundert wurde ein österreichisches Lehen, das an der Strasse Basel-Breisach gelegene Dorf Balgau mit Zwing und Bann und samt dem Gerichte daselbst, dazu der Kirchensatz und Zehnte zu Espach im Breisgau und Reben bei Rimbach im Sulzer Bann, den Edlen von Lobgassen und denen von Hungerstein gemeinschaftlich verliehen.[4] Im Jahre 1414 erhält ein Ritter Wilhelm von Hungerstein als Vasall der Herren von Froberg die Erlaubnis ein Wittum auf die Zehnten von Hochstadt bei Altkirch[5] zu errichten. In engerem Verhältnis standen die Hungersteiner zu der Abtei Murbach und zu den Herren von Rappoltstein. Schon der erste des Geschlechtes, dessen urkundlich Erwähnung geschieht, Herr Wilhelm von Hungerstein (1235), erscheint als Vasall der Abtei Murbach.[6] Zu Anfang des 14. und noch mehr im 15. Jahrhundert sehen wir die Hungersteiner, einen Konrad, Peter, Wilhelm, unter den Mannen der Herren von Rappoltstein einen ehrenvollen Platz einnehmen. Sie leisten den letzteren durch Bürgschaften, bei Unterhandlungen und sonst mancherlei Dienste, wofür sie durch Schenkungen oder durch Zuwendung von Lehen belohnt werden. Wie Konrad von Hungerstein, Vogtherr der Herren von Rappoltstein, vom Murbacher Abte Bartholomaeus von Andlau 1456 die beiden Dörfer Bergholz und Zell für 800 Gulden als Pfand erhält,[7] so verleiht Herr Wilhelm von Rappoltstein 1459 dem Peter von Hungerstein und seinen Erben einen durch den Tod des Hans Baselwind erledigten Hof mit Rechten und Zubehör in der Unterstadt Gebweiler.[8] Von allen diesen Gütern hatten die Edlen von Hungerstein geordnete Einkünfte in Natura oder Geld; wir erfahren sogar, dass sie ersparte Kapitalien auf Zins ausliehen.[9] Nur ein einziger Hungersteiner, Dietsche, der als Ritter zu Colmar bezeichnet wird, nähert sich dem Typus eines Raubritters. Wir erfahren nämlich von ihm, er habe eine Ge-

---

[2] Schöpflin Als. ill., Ausgabe Ravenez Bd. V, S. 681.
[3] Daselbst V, 265.
[4] Ging nach dem Tode des letzten Hungersteiners (1487) an den bisherigen Mitbesitzer Valentin von Neuenstein über (das. IV, 277).
[5] das. V, 747.
[6] das. IV, 240 u. V, 681.
[7] das. IV, 227.
[8] Rappoltsteiner Urkundenbuch IV, 240.
[9] das V, 388 u. 391.



Schloss HUNGERSTEIN bei Gebweiler, nach einer Zeichnung aus dem Anfang des XIX Jahrh.

sellschaft, die Lechbartt, um sich gesammelt und die gemeinschaftlichen Feinde angegriffen, wenn sie sich nicht mit ihr versöhnten. So erhält Dietsche von Hungerstein, der den Zehnten des Hofes der Rappoltsteiner zu Könsheim (Kienzheim) beanspruchte, im Jahre 1423 durch Vergleich mit Smassmann von Rappoltstein 500 rheinische Gulden und eine Verleihung von 3 Fudern Wein.[10]

Im übrigen haben sich die Hungersteiner als Mannen ihrer Lehnsherren, vor allem der Rappoltsteiner, an mehreren Heereszügen und Schlachten beteiligt, so z. B. Konrad von Hungerstein an der Eroberung der Hohen Königsburg im Jahre 1454,[11] Peter und Ulrich an der Schlacht von Seckenheim (bei Mannheim) am 30. Juni 1462 auf Seiten des Siegers, Kurfürsten Friedrich I. von der Pfalz, gegen die kaiserlichen Feldherren Markgarf Karl I. von Baden und Graf Ulrich von Württemberg.[12]

Dieses tapfere Rittergeschlecht, das, nebenbei bemerkt, in seinen einzelnen Mitgliedern auffallend kurzlebig und kinderarm war, endete im Jahre 1487 durch ein furchtbares Verbrechen: Ritter Wilhelm von Hungerstein wurde von seiner zweiten Frau, Kunigunde Giel von Gielsperg, mit Hilfe zweier Knechte erdrosselt.

Ueber die Familie Giel (Gielo) sagt Leu im Schweizerischen Lexikon VIII, 504: «Ein altes Adeliches Geschlecht in dem Thurgäu und den Stift St. Gallischen Landen, welches zu verschiedenen Zeiten die Schlösser und Herrschaften Glattburg, Gielsperg, Liebenberg, Gyrsperg,[13] Helffenberg, Bichelsee, Oberdorff, Schneeberg, Weisseneck, Bichweil, Eppenberg, Reisenburg, Wasserburg, Zuckenried und Wengi besessen, und die meiste sich Gielen von Glattburg, aber auch einige von Gielsperg, und auch von Liebenberg geschrieben . . . .» Schloss Gielsperg lag «zwischen dem Kloster Magdenau und dem Bau-Hoff, in dem Schwarzenbacher Gericht, in der Stift St. Gallischen Graffschaft Toggenburg, darvon die Uberbleibsel jetz Spillberg genannt werden; welches die Gielen besessen, sich darvon geschrieben, und A. 1627 an die von Thurn verkaufft.»[14] Die Glattburg war schon im Jahre 1485, nachdem das Appenzeller und St. Galler Landvolk sie zweimal, 1405 und 1484, zerstört hatte, von der Familie Giel an das Stift St. Gallen ver-

---

[10] das III, S. 160.
[11] das. IV, 294 und 598f.
[12] das. IV, 284.
[13] Vielleicht daher die Verwechslung bei Schöpflin-Ravenez V, 681, wo Kunigunde «von Girsperg» genannt wird.
[14] Leu a. a. O. VIII, 507.

kauft worden.[15] Die Gielen scheinen danach wenig sesshaft gewesen zu sein, vielleicht weil sie wegen ihres gewaltthätigen Charakters nirgends lange geduldet wurden. So mögen sie aus der Schweiz nach dem Elsass gekommen sein. Sicher ist, dass im Jahre 1489 Hans Giel von Gielsperg von Wilhelm von Rappoltstein mit dem Schlosse Illzach bei Mülhausen belehnt wurde.[16] Aber auch Kunigunde ist schwerlich von einem Schweizer Familiensitze aus dem Ritter von Hungerstein in die Ehe gegeben worden. Wie aus einem Briefe ihres Vaters Rudolf vom 5. März 1487 und aus einem Verzeichnis der Kornzinsen etc.[17] deutlich hervorgeht, wohnte Rudolf in Wattweiler.

Der Verfasser der Novelle «Kunegunda von Vngerstein», Rupert Sporrer, gehört zu der aus Weingarten stammenden Bildhauerfamilie, deren Kunst die Stadt Gebweiler mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariae, mit mehreren Statuen und dem Chorgetäfel in der St. Leodegariuskirche beschenkt hat. Der Vater, Fidel Sporrer, ist im Jahre 18.. in Gebweiler gestorben. Rnpert Sporrer, der sich selbst als Bildhauer bezeichnet, entnahm den Stoff seiner Novelle der Beilage einer Schaffhausener Zeitung vom Jahre 1796. Er bezeichnet den Bericht als Auszug aus einer alten Urkunde des uralt-adeligen Geschlechts der Edlen von Ungerstein. Die älteste uns bekannte Darstellung des Ereignisses findet sich in Luks Rappoltsteiner Annalen fol. 260—262.[18] Joh. Jak. Luk, geboren zu Strassburg 1574, gestorben daselbst 1653, war vor 1620 Rappoltsteinischer Registrator zu Rappoltsweiler. Am 28. November 1620, so schreibt er dem Herrn von Rappoltstein, sei der Anfang seiner Chronik gemacht worden; am 11. November 1622 hatte er sie bis 1350 fortgeführt. Seinen Bericht über die Hungersteiner Mordthat will er «von fürnemmen leutten gehört und dann aus alten Kundschafften gezogen» haben. Aus dieser Quelle haben die Späteren, nämlich Pfeffel in den Prosaischen Versuchen (Tübingen 1812) 10. Teil, S. 134, August Stöber in den Sagen des Elsasses, S. 47 ff., L. Hugot unter dem Titel: La tour du château de St. Ulrich à Ribauvillé, im Glaneur du Haut-Rhin vom 17. März 1844 und F. G. Frantz in der Revue d'Alsace

---

[15] Leu a. a. O. VIII, 596.

[16] Diakonus Sigismund Billing in Anm. b zu seiner Abschrift von Luks Bericht der Mordthat (Stadtbibliothek von Colmar).

[17] Akten der Familie v. Hungerstein im Bez. Archiv von Ober-Elsass IV, Nr. 8 und 6.

[18] Bezirks-Archiv v. Ober-Elsass, Serie E. 1039. Den Text hat nach der in Anm. 16 erwähnten Billingschen Abschrift veröffentlicht Jul. Rathgeber: Die Herrschaft Rappoltstein, Strassburg 1874, S. 62—68.

1864, S. 28—35[19] geschöpft. Das Blatt der Schaffhausener Zeitung, auf das Sporrer sich beruft, ist uns leider nicht zugänglich; aber von Luk weicht Sporrer in wesentlichen Punkten ab. Wir haben in ihm einen dichterisch veranlagten Laien vor uns, dem es weniger auf geschichtliche Treue als auf romantische Ausmalung des Ereignisses ankam. Wie er die That selbst um ein Jahrhundert zurückdatiert[20] (oder sollte er 1487 zum 14. Jahrhundert gerechnet haben?), so lässt er bei der Schilderung der Oertlichkeiten, der Charakterzeichnung seiner Personen und der Darstellung aller Einzelheiten seine Phantasie frei walten; im übrigen hat er ein ziemliches Geschick in der Führung des Dialogs und der Durchführung seiner Charaktere, unter denen Hato, der Vater Kunigundens, «ein Wildfang ohne seines Gleichen», mit ersichtlicher Vorliebe geschildert ist. Wir sahen schon, dass des Junkers wirklicher Name Rudolf war; Luk gibt ihn ebenso richtig wie den von Kunigundens Bruder Werner, den Sporrer Radbold nennt. Die Schwester Wilhelms von Hungerstein, Itha, und die Mutter Kunigundens, Bertha, scheint Sporrer nach eigener Erfindung benannt zu haben. Woher weiss er ferner, dass Wilhelm von Hungerstein zur Zeit seiner Brautwerbung 65 Jahre und 7 Monate, Kunigunde kaum 18 Jahre alt war? Die Ahnen der Hungersteiner sollen nach ihm schon im 10. Jahrhundert bei Turnieren zugegen gewesen sein. Das wäre ja immerhin möglich; schlimmer ist es, dass er den Ritter Wilhelm mit rühmlichen Narben von Säbelhieben ausstattet, die er aufs einen Kreuzzügen (!) von den Sarazenen erhalten.

Dagegen kennt Sporrer nicht die bei Luk erwähnte Mutter Wilhelms, Magdalena Behrhartin, die bei dessen Tode noch im Kloster Unterlinden zu Colmar lebte.[21] Er weicht von Luk darin ab, dass er den Ritter Wilhelm bis zur Ehe mit Kunigunde ledig gewesen sein lässt, während dieser bei Luk als Witwer erscheint.[22] Er führt weder den Schaffner Wilhelms, Diebold Lochmann, der bei Luk wie in den geschichtlichen Aktenstücken[23] eine Rolle spielt, noch den Namen des später zu erwähnenden

---

[19] Sonderdruck unter dem Titel: La dame de Hungerstein, Guebwiller, J. B. Jung. 1865.

[20] Das Datum, der 16. Juni 1487, steht urkundlich fest; s. Rappoltst. Urk. B. V, 374. Schöpflin-Ravenez V, 681 gibt einen falschen Tag, den 25. Mai, an.

[21] Rappoltst. Urk.-B. V, 390.

[22] In erster, vermutlich kinderloser Ehe war er mit Susanna von Ostein 1467-1485 verheiratet gewesen. (Nach den Mitteilungen des Hrn. Archivrats Dr. Pfannenschmid in Colmar; vgl. auch Frantz a. a. O. Seite 7.)

[23] Rappoltst. Urk.-B. V, 356. Kunigunde versuchte ihn später anzuschwärzen; ihre Aussagen unter den Akten im Bez. Archiv von Ober-Elsass, Familie Hungerstein VI, Nr. 6.

Schlossknechtes, der Kunigunden zur Flucht aus Hoh-Rappoltstein verhelfen wollte, an. Endlich stimmt das einzige Zitat, das Sporrer aus seiner «Urkunde» anführt, nur dem Sinne, aber nicht dem Wortlaute nach mit Luk überein.[24] Anderes übergehe ich hier, um nicht das Interesse an der Novelle vorwegzunehmen; man findet es in den Fussnoten unter dem Texte. Auf keinen Fall scheint die Annahme gestattet, dass Sporrer Luks Rappoltsteinische Annalen gekannt habe. Sein Manuskript befindet sich in der Colmarer Stadtbibliothek, deren Bibliothekar Herr Dr. Waltz es uns gütigst zur Benutzung überlassen hat, und trägt die Nr. 5074 AI. Eine ebendaselbst befindliche Abschrift von X. Mossmann ist an vielen Stellen ungenau.

Kunegunda Von Vngerstein.

Von Rupert sporrer.

Diese wahre Geschichte, welche in einer alten Vrkunde des Vralt-Adelichen Geschlechts der Edlen Von Vngerstein gefunden worden und in einer gedruckten beylage, in einer schaffhauser Zeitung im Jahr 1796 erschienen, hat mich Veranlast eine kleine Historie zu schreiben, weilen mir das schloss Vngerstein nicht nur allein wohl bekant, und ganz nahe bey der statt gebwiller im oberen Elsas ligt, sonderen in meiner jugendt sehr ſofft Von einem alten Mütterchen die daselbst wohnte, Von einem Ritter willhelm Von Vngerstein erzählen hörte. welches mir aber beVor ich den auszug obgedachter Vrkunde zu lesen bekam, Vihlmehr ein Märchen als eine wahrheit zu sein scheinte. weilen dise erzählungen erstlich nicht übereinstimten mit der wahren Geschichte,[25] und man fast Von jedem alten schlosse allerhand histörchen erzählt. auch würde mir dise geschichte als ein Roman Vorkommen, wan mir nicht obiger auszug Von ohngefähr zu handen gekommen wäre.

bitte auch den Gen(e)igten leser mir allenfallsige fehler die nicht im Gelehrten Thon klingen, zu Verzeihen dan ich kein historienschreiber, sonderen ein bi(l)dhauer bin, und diese geschichte so nach und nach bey winterabendten für die lange weil zu Vertreiben, zusamengesezt habe, weil ich es wohl der mühe werth glaube.

---

[24] S. unten Anm. 44.

[25] Ist kein Widerspruch, sondern soll heissen: schon bevor ich den Auszug — die wahre Geschichte — zu lesen bekam, hielt ich die Erzählung des Mütterchens für märchenhaft, und dies wurde nun durch einen Vergleich mit dem Auszuge bestätigt.

Ritter wilhelm Von Vngerstein der letste seines stammens lebte im 14ten Jahr hundert Ruhig und im frieden, auff dem schloss Vngerstein. er war an Geld und gut sehr Reich. seine schwester jtha welche bei Ihme wohnte, und eben unter einer schattigen linde im schlosshoffe neben Ihm saasse, sprach zu Ihme, bruder, es wäre doch schade, wan ein so Edler stamm wie der Vnserige erlöschen solte. du Must dir eine Gattin aus einem Edlen Geschlechte suchen, damit du Erben bekomst und unser Edler stamm nicht mit dir absterbe. Thuest du dises bruder dan sterbe ich zufrieden.

willhelm. — Treibest du spass mit mir schwester oder ist dir ernst. Doch wann ich wüste das mich ein gewisses fräulein so ich jüngst bey einem feste gesehen, heurathen wolte, ich glaube ich liesse mir es in meinem alter noch gefallen sie zu freyen. aber was schwaze ich. jeder junge Ritter würde mich beneiden, und mich einen alten Gäcken schelten, und das fräulein selbst würde mich Verlachen.

Itha. — dich Verlachen bruder, das glaube nicht. dan jedem ist bekandt das willhellm Von Vngerstein seine Jungen Jahre in heiligen zügen gegen die Saracenen zugebracht hat, und immer den weeg der Rechtschaffenheit gewandelt, und in die fussstapfen seiner Tapferen VorElteren getretten ist. dessentwegen wird ein jedes fräulein, wer sie auch immer sein mag deine hand mit willen annehmen, und jeder Edle Vatter dir seine Tochter geben. du hast ja Neulich selbst gehört, auff der burg wildenstein; [26] wie alle dort Versamelt gewesenen Edlen bedauren würden wan der heldenstamm der Vngersteiner erlöschen solte. Nenne mir das fräulein, ich will für dich um sie werben und du wirst meinen antrag gelingen sehen, so wahr ich jtha heisse.

willhelm. — ich weiss zwar wohl das dir die zunge gut gelöst ist, aber überlege schwester 65 Jahr und 7 Monath zähle ich schon und meine haare seind schon weiss wie schnee, und das fräulein zählt kaum 18 jahr ist schön wie ein engel, und alle Jungen Ritter beneyden einander um Ihre Gunst. Nein schwester ich Nenne sie dir nicht du würdest selbst meiner spotten.

Itha. — dein Edler stamm ersezt dein alter. wie Vihle Ritter in diser gegendt können sich Rühmen schon im 10ten jahr hundert bey Turnieren gegenwärtig gewesen zu sein wie die Vngerstein. deine Güter deine schäze ersezen deine weissen haare, dein gebogen haupt welches dir zur Ehre gereicht, komt

[26] Zu oberst im St. Amarinthal.

von deinen Müheseligen kreuzzügen her welches jedermann bekant ist. deine falten im Gesicht werden durch die Narben der säbel hiebe der Saracenen noch Verherlicht, dan sie beweisen das du als Mann Von Ehren gefochten hast. Nenne mir das fräulein willhelm, und mein Antrag wird gewiss nicht fehl schlagen.

willhelm. — weil du nun alles so Gut zu meinem Vortheil auslegen kanst, so will ich sie dir dan Nennen, aber lache nicht Itha es ist — ach ich mus selbst lachen über meine Thorheit. es ist kunegunda Von Gielsperg, die Tochter Hatos des wilden, wie man Ihn zu Nennen pflegt.

Itha. — kunegunda von Gielsperg ha. ha. du hast einen guten Geschmack bruder. dises ist freylich das schönste fräulein im lande, die Von einer menge Rittern angebettet wird. aber dessentwegen darffst du den muth gar nicht sincken lassen. Ihre Mutter war in meiner jugendt meine busenfreundin, ich war mit Ihr im kloster, und sie wird Von Ihrem Rohen hato sehr übel gehalten, wie auch das fräulein kunegunda und Ihr bruder Radbold.

willhelm. — um so mehr, wird kunegund sich Trachten zu VerElichen. ich habe auch bemerckt beim nemlichen feste, das sie mit heinrich Von hohenburg,[27] liebäugelte; dessentwegen deine werbung nicht gelingen wird. und zudeme ist hohenburg sehr wohl beym keyser empfohlen, wo er gewiss eine erträgliche stelle hoffen kan.

Itha. — hoffen und schon haben ist zweyerley. und der Rechtschaffne mus die Ehre nicht durch die stelle suchen, sondern er mus der stelle die Ihm anVertraut ist Ehre machen. und dises kanst du dich Rühmen jederzeit gethan zu haben. heinrich Von hohenburg ist freylich ein schöner Muthiger Ritter, aber die hauptsache fehlt unterdessen doch, nemlich dein Vermögen. dan wan auch kunegunda würcklich heinrichen freyen wolte, so würd es der wilde Hato dennoch gewiss nicht zulassen weil heinrich kein Vermögen hat.

willhelm. — du hast wohl Recht, aber dennoch förchte ich die sache möchte Misslingen und ich würde mich schämen.

Itha. — ich bin ganz gewiss unterricht, das Hato sehr in schulden steckt und seine Tochter nur an einen Reichen Ritter sucht zuVerEhlichen, um durch einen solchen Eydam sich widerum herauszuhelffen, nun sage mir bruder wo ist gleich ein Reicherer als du bist.

willhelm. — das könte angehen, ich überlasse dir das Geschäffte du bist geschickter darzu als ich.

---

[27] Augenscheinlich eine Gestalt der dichterischen Phantasie R. Sporrers.

I t h a. — Nun frisch gewagt, ist halb gewonnen. Morgen werde nach Gielspergs burg Reisen, unter dem Vorwand, meine alte gespihlin bertha (so hies kunegundens Mutter) wider zu sehen, und da gibt ein wort das andere, und darzu ist bertha ein Gutes deutsches weib, deren ich mich sicher anVertrauen darff, und die nur das Glück Ihrer Tochter sucht, und dich ohnedeme hoch schäzt.

w i l l h e l m. — Nun Gott geleite dich Itha, nimm Rosse und diener so Vihl du wilst mit dir, und komme bald wieder.

Nun habe auch für Gut gefunden eine kleine Erzählung Von kunegundens herkunfft zu machen.

In dem Gebürge der Vogesen, Ragen noch die Trümmer, des zerstörten schlosses Gielsperg Traurig über schwarze Thannen herVor, und ein heiliger schauer durchfährt den einsammen wanderer, wan er beym anblick auff dem zuckerstockförmigen berg, diese Ehmahlige Veste burg betrachtet, und dabey das schicksaal Menschlicher dinge erwägt. — in disem einsamen nun im walde Versteckten schlosse das nunmehro eine wohnung der NachtEule und der Räuberischen sperber ist, erblickte kunegunda das liecht der welt. Ihr Vatter Hato von Gielsperg, ein wildfang ohne seines gleichen, sprach am Tage der Niederkunfft seiner bertha. weib, ohne zweyfel wirst du bald Niederkommen. ich will dir zeigen das ich ein zärtlicher Gatte bin. ich will heute auff die jagd gehen, und alles wildt was erlegt wird soll dir zu lieb auffgezehrt werden, am Tage deiner Niederkunfft. auch soll deine gesundheit aus meinem grossen bächer gedruncken werden. wann auch ein fass geleert wird Thut nichts, es wächs dises Jahr wider wein genug. da nahm er sein jagdhorn, und blies so stark hinein, das der Guten bertha die ohren Gällten. da bertha ein Missfallen ab disem gehörn bezeugte, sprach hato zu Ihr, ich sehe wohl das du kein Musicalisches gehör hast. ich will dir aber mein jagdlied singen, daran ich schon lange Jahre studierte, und heute ausgemacht habe. ich habe es mit unserem schulmeister zusamengesezt der beynahe so ein gescheider kopf ist wie ich, es ist nur schade das der racker nicht Von Adel ist. Nun höre dan. und er fieng so zu singen an.

Das jagen ist mein Gröste lust
zieh's allem andern für
man ist so frisch, rennt durchs gebüsch
als wie ein wildes Thier.[28]

---

[28] Der Vers ist ausgestrichen und darunter steht: und Thut als wie ná Thier.

bertha konte sich des lachens nicht enthalten. ich habe mir es wohl eingebildt sprach Hato, es werde dir gefallen, es ist sich aber nicht zu Verwunderen. lebe indessen wohl bertha, und mache das du mir einen wackeren buben bringst, hörst du's. da nahm er seine Jäger und Hunde, und gieng mit Ihnen auff die jagd. sie blieben die ganze nacht aus; erst am morgen Näherten sie sich der burg wieder, und der Thurmwächter kündigte die ankunfft seines herrn, durch das blasen seiner Trompette an. und alles lieff Ihme entgegen, um Ihme Glück zu wünschen wegen berthas Glücklicher Niederkunfft. was hat sie dan zur welt g(e)bracht, sprach er zu einer dort stehenden Magd. ein schönes Mädchen gab dise zur antwort. Ey was zum Geyer schere ich mich um eine dirne, sprach er, war wohl der Mühe werth das ich mich die Ganze Nacht plagte und so Vihl wild erlegte wegen einer pflännerin. er gieng die Treppe hinauff und gerade in berthas zimmer, und machte der guten frau die ohren so Voll Von erzählung seiner jagd, das sie um disem Verdriesslichen Geschwäz los zu werden, befahle, man solte das Neugeborne kind anhero bringen, welches er aber erst nach noch Vihlem erzählen endlich anschauete. pu — welche Nase, wie mein waldo, der mir heut Nacht einen dachs lebendig aus der höhle heraus geholt hat, doch ist diese nicht so schön wie die meines Mopsen, seht da das Maul ohne zähne, sie hat ja eine farbe wie ein gesottener krebs, Augen wie der Grosse kater wan er auff die Mäuse laurt, fort mit dem frazengesicht, es grunz ja wie ein spanfärckel. weib, sprach er, ich werde mich ein wenig schlaffen legen, und wan ich wider wache, dan solst hören, wie wir heute Nacht abentheur bestanden, und wie meine hunde sich auffgeführt haben, und er legte sich zu bette. so war kunegundens Vatter, sie erbte auch einen Grossen Theil seiner wildheit, konte selbe aber besser Verbergen als Ihr Vatter, dan sie war sehr schalkhafft.

Nun kommen wir widerum auff unsere Historie.

des anderen Tags machte sich Itha auff den weeg mit Ross und knechten, und nachdeme sie über berg und Thal gezogen, kamen sie da es schon Nacht ware, an den fuss des bergs worauff Hatos burg stuhnde. Mayestetisch zeigte sich der hohe wachtthurm im blassen Mondeschein, auff welchem ein feuer brante, welches den Reisenden zum leitstern diente, wie diamanten funckelten die Glasur ziegel auff dem dache. sie stiegen den zuckerstock-förmigen berg hinauff, und kamen endlich an die schon Verschlossene porten des schlosses. wer seyd Ihr Ruffte ein wächter, und was ist euer Verlangen.

Itha. — wir sind fahrende und Verlangen Nachtherberge

in diser burg, und ich eine Ehmalige schuhlgespihlin Von deiner gebieterin. Melde Ihr dieses.

Der wächter Gieng sogleich, und Thate wie Ihme auffgetragen war. (Hato war eben abwesendt;) und bertha schickte sogleich den schlossVogt mit einigen knechten, um die Thore zu öffnen. er befahl auch seinen knechten zu beyden seiten mit brennenden fackeln zu leuchten. er aber gieng zu Itha und sprach zu Ihr, ziehet ein Edle frau in die burg meines gebieters, und befehlet mit was ich euch dienen kan.

Itha. — Gehe zu bertha deiner Gebieterin, und sage Ihr, Itha Von Vngerstein seye gekomen sie zu besuchen. Der schlossVogt Thate wie Ihme befohlen war. bertha kame sogleich Von kunegunda Ihrer Tochter begleitet.

sey mir dausendtmal willkomm werthe Itha, schon Vihle Jahre war mein sehnlichster wunsch dich noch einmahl zu sehen. wann es in meiner Gewalt gestanden wäre, ich würde längstens schon nacher Vngerstein gereist sein dich zu umarmen.

Itha. — Eben dieses war auch schon längst mein gröstes Verlangen. mein bruder, der dein haus sehr schäzt, hat mir dises Gefolge das ich bey mir habe, ausrüsten lassen und sagte zu mir, ziehe hin zu deiner freundin bertha, und erfreue mich mit der Nachricht das sie sich wohl finde.

bertha. — der Gute willhelm, dausendt danck dem Edlen freund. O, wann ich im stande wäre Ihme dieses zu Vergelten, Von Grund meines herzens wolte ich es Thun, und ich auch, sprach kunegunda die dem Gespräch zuhörte. liebe freundin sprach bertha du wirst Müde sein Von deiner Reise; ich will dir und den deinigen ein Gutes Nachtlager zubereiten lassen. und Morgen will ich mein Herz Vor dir ausschütten.

Es ist auch würcklich ein wahres Glücke seine leiden wahren freunden klagen zu können, dan der leidente gebraucht Rath und Trost. man nahm ein kleines Nachtmahl und Gieng zur Ruhe. kunegunda wachte noch lange und sagte zu Ihrer Magd, was mag wohl das zu bedeuten haben, das Itha Von Vngerstein so plözlich bey Nacht daher komt.

hm antwortete die Magd, unsere Gnädige frau zu besuchen, wie sie ja selbst sagte.

du Magst mir sagen was du wilst, sagte kunegunda, das mus was anders sein, sie hat mich ja immer angeguckt als wan sie in mich Verliebt wäre.

so denckt jedes schöne Mädchen wan jemand zu Ihr komt.

sie schlieff nun endlich auch ein bis am folgenden Tag.

bertha war die erste die den anderen Morgen auff war. und machte anstalten Ihrer Theuren freundin ein recht gutes

fruhestück zuzubereiten, itha kam endlich auch. und man sezte sich und Genoss das frühestück, und alles war fröhlich. da man nun fertig war, befahl bertha der kunegunda für das Mittagmahl zu sorgen. und sie Gienge mit lhrer freundin Itha, in den nahe beym schloss gelegenen lindenwald, welcher eben in Voller blühe war, und seine balsamdüffte weit und breit ausspendete. da sie nun sich allein Glaubten, fieng bertha mit Ihrer freundin so zu reden an.

die Glücklichsten Tage meines lebens habe ich an deiner seite erlebt liebe Itha, (und sie umarmten sich,) da ich nun Von dir getrent wurde, zwange man mich einem Mann die hand zu geben, den ich wegen seinen rohen Sitten nicht lieben konte. obwohl er kein Verdorbenes Herz hat. aber seine erziehung ward Vernachlässigt, dan weil er der einzige sohn eines Reichen Vatters war. so wurde Ihm alles zugelassen, er Verliebte sich dermaassen in die jagd, das er sonst sich zu gar nichts widmete, auch sich sonst mit gar nichts beschäfftigt, keine überlegung hat, alles was er sieht haben will, und dessentwegen schon Vihle Güld-brieffe Versezt. die er nimmer zu lösen im stande ist. und ich beförchte in meinem alter noch darben zu müssen.

beide freundinen Vergossen häuffige Thränen bey diser erzählung.

Itha. — Gute bertha, Vihle freude empfinde ich zwar dich zu sehen, aber dein Vnglück schmerzt mich dermassen das ich es nicht auszudrücken Vermag. doch liebe freundin, nach dem Regen komt schön wetter, ich kan dir Villeicht öhl in deine wunden giessen, besonders wan du darzu beytragen wilst, und wir werden noch nähere freundinen werden.

bertha. — ach Rede Itha, wan ich ja mein leben in Gefahr sezen müste, um dir gefällig zu sein ich wolte es gerne Thun.

Itha. — Nun weil du mir dein zutrauen geschenckt hast, so will auch ich die sprache der Auffrichtigkeit mit dir sprechen. du kennst meinen bruder, welcher sehr Reich ist, wie du schon offt wirst gehört haben, und noch zudeme bey jederman in gutem Ruff steht, er ist der letste seines stammens, welches forderst mich und alle bekante Edle die Von den Thaten der Vngerstein wissen sehr kräncket, weil diser Edle stamm gefahr laufft mit meinem bruder abzusterben. weswegen Ihme jederman Rathet sich mit einem Edlen fräulein zu VerEhlichen, damit doch diser alte stamm fortgepflanzt würde. und da wir jüngst so allein bey einander sassen ich und mein bruder und über disen Gegenstand sprachen, so erklärte er mir das er deine Tochter zu seinem weib wünschte. ich Versprach Ihme

sogleich, eine Reise zu dir zu machen, und dir disen antrag kund zu Thun, deine freundschafft für mich wohl noch ohn-Vergessen hoffendt. deine Tochter würde Glückliche Täge an der seiten meines bruders erleben, und ich wurde Mutter- und schwester stelle an Ihr Vertretten, und unser freundschaffts-band wurde durch die anVerwandschafft Noch mehr befestigt. auch wurde mein bruder deines Hato schulden gewiss bezahlen, weil er dessentwegen nichts manglen müste. hier hast du mein Geständnis.

bertha. — O. liebste Itha wie Glücklich würde ich sein, wan das schicksaal mir so Günstig wäre und uns durch Neue freundschaffts bande noch mehr zusamen knüpfte; aber als wahre freundin auffrichtig wie eine deutsche, mit dir gesprochen, kan ich dir und deinem bruder solches nicht Rathen.

Itha. — erkläre dich bertha, was hast du für ausflüchten, ist dir etwan mein bruder nicht anständig.

bertha. — wie kanst du so Reden Itha. ich will dir eine Neue probe meines zutrauens in dich geben. ;wisse das weder Ritter willhelm noch du durch meine Tochter Glücklich würdet, dan das Mädchen hat Ganz die wildheit Jhres Vatters und ist darneben so schalckhafft das sie Ihre bosheiten auf eine schlaue art zu Verbergen weist ach das macht mir noch den Grösten kummer. dises gestehe ich dir als freundin, damit du nicht einst sagen kanst ich hätte dich angeführt, dafür be-wahre mich Gott, in einer so wichtigen sache die wahrheit zu Verhehlen, wäre ein Grosses Verbrechen.

wie vihle der heutigen Mütter würden so sprechen, son-derbahr wan es um eine Reiche heurath zu Thun ist, da würden alle fehler zu Ihren Gunsten ausgelegt. auch wann ein lediger Mensch Von einer Mutter als ein Mann der alle fehler hat, ausgeschrien ist, wan er komt und fordert Ihre Tochter zur Ehe, so hat er sich in einem augenblick geändert, und hat nun alle dugendten, wan die heurath der Tochter, der Mutter in Ihren kram Taugt.

Itha. — Gute bertha deine Auffrichtigkeit bewegt mich bis zu zähren, du must aber überlegen, das, das Mädchen noch Jung und an willhelmen einen Rechtschaffenen und Ver-nünfftigen Mann bekomt, der Ihr, Ihre fehler auff eine an-ständige art wird wissen abzugewöhnen; und ich werde mir alle erdenckliche Mühe geben, sie zu einem Guten weib zu bilden, und ohne deme änderen sich junge leuthe gewöhnlich, wan sie in fremde häuser kommen. glaube mir bertha du wirst noch freude an deiner Tochter erleben. dencke nur wie Ruhig wirst du schlaffen, wan du dencken kanst meine Tochter ist Versorgt. darum gebe deine einwilligung, und für das übrige lasse mich sorgen.

bertha. — Gott gebe das deine prophezeiung wahr werde. wann du Glauben kanst, das meine Tochter so ausfallen könte, so solst du Von meiner seiten mit Gröstem Vergnügen meine einwilligung haben, ich würde mich die Glücklichste aller weiber schäzen, wan ich einmahl Vernehmen würde das du und dein bruder Glücklich mit Ihr leben würdet. — — aber ich förchte das Gegentheil.

Itha. — ich habe dir schon gesagt, du sollest mich für alles sorgen lassen, aber Glaubst du das dein Gemahl seinen willen auch darzu geben werde.

bertha. — für dieses kan ich dir zwar nicht schwören, aber er schäzt das haus Vngerstein zu hoch als das er es solte abschlagen. und zudeme, kan ja seine Tochter kein grösseres Glück erwarten. ich werde, so bald er wider nacher hause komt Ihme den Vortrag machen und dir sogleich Nachricht Von allem geben auff das darffst du zählen.

Itha. — Gute bertha, Thue das. o wie Glücklich würde ich sein wan ich die Tochter meiner geliebten bertha, meine schwester nennen könte, aber glaubst du das Kunegunda auch werde zufrieden sein.

bertha. — o ja dan die Guten Täge die sie bey Jhren Vatter hat seind leicht zu zählen, obwohl er sie sehr liebt. und Mädchen wan sie können Reiche frauen werden, sind fast immer zufrieden. übrigens, werde ich dir Von allem genaue Nachricht geben, und wie ich hoffe eine Gute. dan ich werde Kunegunda sogleich ausförschlen.

Itha. — aber zögere nicht lang bertha, damit wir wissen auff was wir zählen können.

bertha. — so bald Hato wider zurück sein wird, beVor 8 Täg Vorüber seind solst du schon Nachricht haben. komme indessen Itha, wir wollen sehen ob das Mittagmahl zubereitet seye, und dan wollen wir sehen wie wir den Nachmitag am angenehmsten zubringen können. und so giengen sie hand in Hand durch den wald neben einem kleinen bach, welcher durch seine Vihlen krümmungen und fälle über felsen und steine ein angenehmes geräusch machte, und so Näherten sie sich allgemach der burg wieder, wo kunegunda Ihnen entgegen hüpfte, um Ihnen anzukünden das, das Mittagmahl zubereitet seye. Sobald sie in die burg ankamen sezte man sich zu Tische, und alles war fröhlich. Itha dranck auff die Gesundheit juncker Hatos und bertha und kunegunda auff die, des Ritter wilhelm. Er lebe dausendt Jahr, sprach kunegunda und stürzte den bächer aus.!

Itha. — danck dir schönes kind, das du an meinen bruder denckest.

kunegunda. — Ey warum solten dan die Mädchen nicht an die Männer dencken sonderbar an solche wie Ritter willhelm.

Itha. — du kennst Ihne also liebes Mädchen.

kunegunda. — ja ich habe Ihne bey einem feste in Gebwiller das die dortigen[29] Edlen gaben gesehen. und jederman sagte er seye der Rechtschaffneste und Reichste Ritter im lande.

Itha. — so. und ich habe willhelmen sagen gehört du habest Ihme am besten Gefallen von allen fräulein die gegenwärtig waren, er hat mir auch ein kleines Geschenck für dich mit gegeben, welches du als ein zeichen seiner besonderen achtung für dich annehmen wirst; hierauff zog Itha ein lädchen herVor und übergab es kunegunden, welche es annahme und Ihre Mutter fragte ob sie es öffenen dörffte. diese erlaubte es Ihr, und sezte hinzu, weil dich Ritter willhelm seiner freundschafft würdiget, so ist deine schuldigkeit Ihme gebührendten danck abzustatten.

kunegunda öffnete das lädchen, und fand zwey armbänder wie auch ohren behänge, Von Gold und mit Edelgesteinen besetzt. sie sprang in die höhe Vor freude und Verwunderung, und fiel itha um den Hals und küste sie. O wie bin ich doch dem Ritter willhelm so Gut, sprach kunegunda, dancket Ihme Vihl dausendmahl in meinem Nahmen Edle frau. ich war Ihme schon gut da ich nur Von Ihme sprechen hörte. aber jezt empfinde ich so etwas für Ihne das ich nicht auszudrücken Vermag. O der werthe Edle Mann.

indessen war das mittagmahl Vorüber, und bertha und Itha Giengen wieder in den lindenwald. indessen kunegunda sich mit Ihren geschencken zierte, und sich selbst nicht Genug Vor dem spiegel betrachten konte. da indessen bertha und Itha noch so manches im Vertrauen mit einander sprachen. so giengen sie wider allgemach der burg zu, wo Itha Ihren dieneren befahl sich auff den folgenden Tag Reisefertig zu machen. man Vertriebe sich den Abend bis in die späte Nacht mit kurzweiligen Erzählungen, wo kunegunda die fröhlichste Von allen war. worauff man sich zur Ruhe begab. den anderen Tag nahme Itha Von Bertha und kunegunden abschied, und dise wünschten Ihr Glück zu Ihrer Vorhabenden reise. kune-

[29] es beweisen sehr Vihle häuser in Gebwiller das daselbst ein zahlreicher Adel müsse gewohnt haben, an den Meisten diser häuseren waren noch Vor (der) Revolution wappen zu sehen, welche diese meinung bestättigten auch Tragt der plaz den Nahmen noch, wo die Edelleuthstube oder zunfft war. (Anmerkung R. Sporrers.)

gunda Gab Itha als selbe schon zu pferde steigen wolte noch eine(n) feurigen kuss und sprach, das ist für Ritter willhelm, und alle anwesendte lachten über Ihre offenherzigkeit. und so Reiste sie mit Ihrem Gefolg fort, und kam am folgenden Tag wider nacher Vngerstein, wo sie Ihrem bruder sogleich alles erzählte und Ihme gegründete hoffnung machte, das Ihr zweck erfült werde.

indessen wartete man auff juncker Hato, welcher nach etlichen Tagen auch wider zu Gielsperg ankame, und seinen Sohn Radbold mitbrachte, welchen er auff der uniVersität zu Heidelberg abgeholt hatte,[29a] er erzählte seiner bertha was er auff diser Reise Merckwürdiges gesehen und gehört habe. auch sezte er hinzu, er wolle seinen buben nicht mehr auff die hohe schul schicken, indeme diser zulezt ein Taugenichts und ein dummkopf werden würde. ja was noch das wichtigste, gar das jagen Vergessen würde, er habe es auff diser Reise an Ihme bemerckt, dan es seyen hie und da haasen auffgesprungen, und der Töffel hätte selbe nicht einmahl gesehen, wan er sie Ihme Nicht gezeigt hätte, er hätte mögen Rasend werden über den dummen kerl. Nach deme legte er sich schlaffen. des anderen Tags als er sehr Guter laune war, erzählte Ihme bertha das Itha Von Vngerstein bey Ihr gewesen sey sie zu besuchen.

Hato. — Itha von Vngerstein. was ist denn diser alten bettschwester eingefallen das sie hiehero gekomen ist.

bertha. — mich zu besuchen wie ich dir schon sagte, dan in unserer Jugendt waren wir beysamen im kloster zu St. stephan in strasburg,[30] und waren sehr Vertraute freundinen.

Hato. — poz Element das ist was anders. da nimt michs nicht mehr wunder, das du Mauest wie eine kaze wann du bettest, das komt von dem klosterThon. ich wohnte letsten Sontag dem hohen amte bey zu st. stephan in strasburg, und die Nonnen Musizirten, das war ein gefudel und ein Gedudel, ich meinte ich könte es nicht aushalten ; wann ich mein jagdhorn geblasen hätte, so würde man das Ganze kazengeschrey nicht einmahl gehört haben.

bertha. — das glaube ich Gerne (sagte sie lächelnd) aber höre lieber Hato ich wolte dir Gerne etwas Entdecken, du must mir aber Versprechen das du nicht böse darüber werden willst.

Hato. — wann es was Gutes ist, warum solte ich dan böse werden. will etwan das kloster Murbach oder andere denen

---

[29a] Auch davon weiss Luk nichts zu berichten.

[30] Freie Erfindung Sporrers, wie alles, was er von Itha und Bertha erzählt.



ich schuldig bin, bezalt sein, dan halte dein Maul ich will nichts Von solchen besuchen wissen. dan die kerls jagen mir offt gall in leib das ich zerbersten möchte, wan sie Ihr geldt forderen.

bertha. — Nein es ist nichts Von diesem allem, Itha war hier — um unsere Tochter für Ihren bruder als gemahlin zu Verlangen. wan du deine einwilligung darzu Giebst.

Hato. — Mordsapperment weib das wäre was anders, das könte ein Guten schick abgeben wan es dem Gäck ernst wäre, der kerl ist Reich Von steinalten Adel, und wir kämen eine böse dirne loos. was hast du dan geantwortet.

bertha. — ich habe geantwortet, ich wolle deine Rükkunfft erwarten um dir Nachricht daVon zu geben.

Hato. — schicke Gleich nacher Vngerstein und Melde ich seye gar wohl zufrieden.

bertha. — nicht zu Rasch hato. man mus die sache doch auch zuVor überlegen und kunegunden auch etwas daVon sagen.

Hato. — was brauchts da Vihl weesens man hat zeit genug zum überlegen wan die hochzeit Vorüber ist. jezt aber ist keine zu Verlieren, sonst könte es den graukopf wieder Reuen. hole mir kunegunden, und ich werde Ihr auf eine Geschickte art den Vortrag machen. und du sollst sehen das hato den kopf am Rechten fleck sizen hat.

bertha befahle ihrer kammermagd kunegunden herbey zu ruffen, welche auch sogleich kam.

kunegunda. — Guten Tag lieber Vatter und Mutter, was ist Euer Verlangen das Ihr mich Ruffen läst.

bertha. — Dein Vatter wird dir einen Vortrag machen meine Tochter, höre Ihn an. und sie wandte sich zu Ihrem Vatter.

Hato. — kom her liebes Gunderl (so nannte er sie wan er es Recht gut meinte); ich will dich so eben zu keiner heurath zwingen. aber wisse das willhelm Von Vngerstein Tödlich, in dich Vernarrt ist, und dich zu Elichen Verlangt. eine Vortreffliche gelegenheit reich zu werden, die man nicht alle Tag hat. der kerl hat kleinodien, pferde, diener, Mägde, wein, kurz alles in überfluss. und ist Von altem stamm. er hat einen Guten Ruhm, dan er hat mehr Saracenen köpfe herunter gesäbelt als ich hasenköpfe. da wirst du eine Reiche Gnädige frau, und wan dir der alte Verleidet, findest ja andere genug. als Vatter war es meine schuldigkeit dir dieses alles Vorzutragen, ich hoffe auch du werdest meinem Vätterlichen Rath folgen, dan ich meine es Gut mit dir. bertha wolte auch etwas darein reden. aber hato hiesse sie schweigen, und sagte es gebühre nur ge-

scheiden leuten, wie er sey, den kinderen gute lehren zu geben. nun liebes Gunderl was hast du einzuwenden.

kunegunda. — aber lieber Vatter, Conrad Von liechtenau.[31]

Hato. — was fraz, der du bist, ich will dir den Conrad Von liechtenau mit der karwatsche geben, ja oder Nein, oder die karwatsche; welche er auch würcklich Von der wand nahm.

kunegunda. — aber lasset mir doch nur einen einzigen Tag bedenckzeit.

Hato. — kanst dencken so lang du wilst, wan willhelm dein Mann ist.

bertha. — aber lieber hato sey doch auch ein wenig bescheiden.

Hato. — was, dausendt donnerwetter wolt Ihr weiber gescheider sein als ich, und schwang würcklich die peitsche gegen kunegunden, und sie schrie aus Vollem halse, ja ja lieber Vatter ich will den Ritter Von Herzen Gerne, und sie entfernte sich.

Hato. — hast du Gesehen bertha, wie listig ich Ihr das jawort heraus gelockt habe, den Gescheiden leuten Misslingt halt selten etwas. die gute bertha muste sich halt alles gefallen lassen, um nur nicht Von disem Rohen Mann Misshandelt zu werden. sie gieng zu Ihrer Tochter in Ihr zimmer welche weinte.

bertha. — du kennest ja deinen Vatter meine Tochter, hast du gesehen, wie unschiklich es ist wann man so Roh ist, und du hast disen fehler so starck als dein Vatter, du bist aber noch jung, und kanst dir solche sachen abgewöhnen. dises ist auch mein Mütterlicher Rath, sonsten würdest du niemahl Glücklich werden, und wan du auch eine königin würdest.

kunegunda. — ach was, ich Verlange ja gar keine königin zu werden, wann ich nur schon frau Von Vngerstein wäre.

bertha. — warum hast du dich dan lang geweigert dein jawort zu geben da dein Vatter dir den Vortrag machte.

kunegunda. — ich habe offt sagen gehört, man müsse nicht so dergleichen Thun als wan es einem so ernst wäre um das heurathen, sonst würden die Männer zu stolz werden.

indessen unterredete sich hato mit dem schloss kaplan,[32] ob man willhelmen schreiben sollte, oder ob sie miteinander die Reise nacher Ungerstein a(n)treten wolten. da wurde endlich beschlossen, das man Ihme schreiben und zugleich einladen solte nacher Gielsperg zu kommen. auff diese einladung

---

[31] Wieder eine Erfindung R. Sporrers.

[32] Weder der Schlosskaplan noch der früher erwähnte Schulmeister finden sich bei Luk.

kame Ritter willhelm selbsten mit einem zahlreichen und prächtigen Gefolg.

Juncker Hato, welcher Von diser ankunfft bena(ch)richtiget war, Ritte Ihme entgegen, bis zu einem jagdhaus wo er willhelmen erwartete, welcher dan auch bald ankam. hato empfieng den Ritter Vor der Thür des jagdhauses.

Hato. — Gott zum Gruss Ritter willhelm, es freuet mich Recht sehr, euch bey mir zu sehen.

willhelm. — danck euch juncker hato, ich bin so frey, und komme auff die Einladung, welche Ihr mir zu überschicken die Güte hatet.

Hato. — Recht so Ritter willhelm, wer sich lang bitten läst der komt nicht Gerne. er sezte sich auch zu pferde und Ritte langsam neben Ritter willhelmen her. wo sie beyde sich miteinander über Verschidenes besprachen. hato aber unterbrach das Gespräche und sagte «seht Ritter hier ware ich Vor zwey Jahren in lebens gefahr. ein wilder Eber dem ich den fang geben wolte, hätte mir beynahe den garaus gemacht, wan nicht mein wenzel (so hies ein anwesender jäger des hato) herbey geeilet wäre, und denselben mit seiner lanze durchstossen hätte, es war ein Verzweyffletes Thier er hatte ein paar hauer wie Eleffanten zähne». willhelm kante den hato schon. und Thate dergleichen als hätte er ein wohlgefallen ab disem Gespräch, und so näherten sie sich allgemach dem schloss. der Thurm wächter fieng an, seine Tromppette zu blasen, da er den zug den berg herauff ziehen sah.

bertha kame auch mit Ihren kammer frauen entgegen, und als sie zusamen Traffen, sprach bertha zu Ritter willhelm, seiet mir wilkomm Edler Ritter, diser Tag soll unter die Glücklichsten meines lebens gezält werden, da ich Euch hier sehe.

willhelm. — Ihr sezet mich in Verlegenheit Edle frau euch zu antworten, auch für mich ist dises gewiss der Glücklichste Tag, Von Euch Edle frau so Gütig auffgenomen zu werden. ich wünschte Von herzen solches Verdient zu haben.

Hato. — schon gut, schon gut, wir wollen indessen absteigen und das Nachtmahl einnehmen, dan ich kan nicht recht höfflich sein, bis ich geessen und gedruncken habe. aber dan Thut es mir keiner Vor.

man stieg ab Von den pferden, und führte willhelmen, in ein für Ihn zubereitetes gemach. wo er sich umkleidete. kunegunda hatte sich bishero noch nicht sehen lassen, freylich hatte sie durch ein heimlich loch geguckt, und den Ganzen zug gesehen. welches Mädchen würde der fürwiz nicht auch gestochen haben, ein gleiches zu Thun.

Nach einer weil kam juncker hato zu willhelmen, und

sagte Ihme das, das nachtmahl zubereitet seye, und führte Ihne in den speisesaal, wo schon alles bereit war. auch kunegunda war schon da. wo Ritter willhelm sie auff das höfflichste, bewillkomte. kunegunda danckte Ihme mit Vihler bescheidenheit und so sezte man sich zu Tisch. Nachdeme man mit Essen und Trincken fertig war, Vertriebe man sich die zeit mit allerley gesprächen. und juncker hato welcher wie gewöhnlich eine starcke portion wein zu sich genommen, hatte Manchen drolligen einfall, worüber sich die Gäste lustig machten. Erst nach Mitternacht Gienge man schlaffen. des andern Tags stund Ritter willhelm frühe auff. und gieng mit einem seiner diener, in den Von seiner schwester Itha beschriebenen angenehmen lindenwald. der Morgen war heiter und schön, und die Nachtigall sang bezauberendt an dem Christall-klaren bächlein, welches anmuthig durch den Grasereichen boden dahin schlängelte.

willhelm. — das ist ein wahres paradies.

Diener. — ja — besonders wan das fräulein kunegunda darin ist, dan ist auch die EVa darin.

Hato der hinter einem busch stunde, und dem ganzen Gespräch zuhörte sagt ja und Ritter willhelm der adam und ich Gott Vatter, alle fiengen an zu lachen, und man wünschte sich einen Guten Morgen, Nachdeme man noch eine weil im wald herum gegangen war, so leutete die Glocke auff dem Thurm der schloss kapelle, welches das zeichen zur Messe war, wo sich auch alles im schlosse hin Verfügte. nachdeme nun die Messe aus war, Verlangte Ritter willhelm mit juncker Hato und mit berthen allein zu sprechen. sie Giengen in ein besonderes zimmer. worauff willhelm Hato und berthen folgendermaassen anredete.

willhelm. — juncker Hato und Ihr Edle frau, Ihr werdet mir Verzeihen das ich so frey war durch meine schwester um Eure Tochter ansuchen zu lassen, und weilen Ihr mich eures Zutrauens gewürdiget, und mich noch über dies, durch Euer freundschafftliches schreiben zu euch geladen, sonsten ich es nicht würde gewagt haben hiehero zu kommen. so bitte Euch auch zugleich, mir die gesinnung Eurer Tochter zu wissen zu Thun, ob ich auch Von Ihr hoffen kan, was mir Eure Güte schon zugesagt hat. Ihr solt Versichert sein. das ich Von meiner seite nicht ermanglen werde, sie mit aller gebührenden hochschäzung zu behandlen, und mich gegen Euch zeit meines lebens, als euren Ergebenen Eydam Verhalten werde, und mit allem was in meiner gewalt steht zu dienen Verlange.

bertha. — danck Euch Edler Ritter. für das zutrauen so Ihr in uns sezet, wir schäzen uns Recht Glücklich euch unsere Tochter anVertrauen zu dörffen, und einen so schäzbaren Ey-

dam wie Ihr seyd zu bekomen. auch unsere Tochter die gleich Vihl hochschäzung für euch hat, fühlt sich eben so Glücklich, und ziehet euch allen anderen für.

Hato. — Ja das ist bey meiner Seel wahr Ritter willhelm.

bertha wolte kunegunden holen, aber Hato Verhinderte es und sagte still zu Ihr, er wolle sie selbsten abholen, er müsse Ihr Vorhero noch einigen Guten unterricht Geben, wie sie sich in disem augenblick zu Verhalten hätte.

er Gieng zu, Ihr auff Ihr zimmer und redete sie also an. jezt liebes Gunderl, ist der Handel so Vihl als richtig, du kanst jezt Gnädige frau Von Vngerstein werden. der kerl weist nicht das du ein so böses Rippe bist, du must auch bis du Ihne hast, deine bosheiten fleisig Verbergen, und wan du dich jezt im reden Verfeh(l)st so kriegst du eine Tachtel, das dir der kopf an eine wand fahrt. also nim dich in acht, hast du's gehört.

Nach diesem führte er sie in das Zimmer, wo willhelm und bertha Ihrer warteten. als sie in das zimer Trat. machte sie eine Tieffe Verbeugung. und Ritter willhelm Redete sie folgender Maassen an.

willhelm. — fräulein kunegunda. ohne Zweyffel wird euch bekant sein, was Vrsach ich es gewagt habe hiehero zu kommen. und weilen Euer herr Vatter und frau Mutter, mir Ihr jawort gütigst Verliehen, zu meiner Vermählung mit Euch, so bitte ich Euch, schönste kunegunda; das loos über mich zu sprechen. und mit annehmung meines antrags, mich zum Glücklichsten aller sterblichen zu machen.

kunegunda. — Edler Ritter. ich bin nicht nur allein stolz auff die Gunst so Ihr mir bezeugt, sondern ich schäze mich sehr Glücklich die Gattin eines Mannes zu werden, den so Vihle Vortreffliche eigenschafften über alle Männer erheben die ich kenne. ich werde mich auch stets befleissen Eure Huld zu erhalten.

Hato. — bravo bravo, meine kinder Ihr Taugt zusamen wie käse und brodt. kein schulmeister könte besser Reden als Ihr.

bertha. — der Himmel segne Euch und Gebe euch Glückliche Tāge. ich werde auch den Allmächtigen bitten, damit er Euch lange und im frieden leben läst. Hato nahm kunegunda bey der hand und legte selbe in die des Ritters, und sprach Ihr seyd Vereint, der himmel will es haben und hato ist zufrieden.

Ritter willhelm zoge einen kostbaren Ring herfür, und steckte Ihn kunegunden an den finger. sie machte eine Tieffe Verbeügung und sprach, nur der Todt soll mir dieses kleynod

entreissen. und sie bat um erlaubnus sich entfernen zu dörffen, welches man Ihr auch bewilligte. Ritter willhelm lies indessen seinen schreiber kommen um den heuraths kontrackt auffzusezen. Nachdeme dieser Nun allen puncten zu papier gesezt hatte. sprach willhelm zu Hato. wann Ihr nun die mühe nehmen wolt juncker diesen Contrackt zu durchlesen, Villeicht wünscht Ihr das einte oder das andere geändert zu haben.

Hato. — ausser meinem Nahmen zu schreiben habe ich es im studieren nicht weit gebracht, in der Music aber, da bin ich weiter gekommen, dan wan ich mein jägerlied auff meinem Horn blase, hört man mich weit und breit. ich will aber den schulmeister kommen lassen, das er mir es Vorlese. er kan so zimmlich gut lesen, wan er es zuvor buchstabiert. man Ruffte den schulmeister, welcher auch sogleich kam; und dieser lase einen artickel nach dem anderen. Hato hörte auffmercksam zu. es ist alles recht Ritter, sprach er aber das wichtigste ist doch Vergessen worden.

willhelm. — und was dan juncker.

Hato. — ein fass Gebwiller wein in den kauff damit man doch auch eure Gesundheit drincken kan. dan ich bin ein Grosser liebhaber von einem glas wein, sonderbar wan er Gut ist.

willhelm. — o so Vihl Euch beliebt juncker, alles was in meiner gewalt ist, steht euch zu Diensten, hier ist meine hand und sie gaben beyderseits die hände.

bey damahligen zeiten wurde ein hand Versprechen bey denen deutschen so heilig wie ein Eydsch(w)ur gehalten.

Nun war man beyderseits zufrieden und alles war Vergnügt, und man beschäfftigte sich mit bestimmung des hochzeit festes. welches dan auch auff eine bestimte zeit festgesetzt wurde.

Ritter willhelm bliebe noch den folgenden Tag zu Gielsperg, wo Ihme zu lieb eine Grosse jagd angestellt wurde. als dieses alles Vorbey, nahm er abschied Von kunegunden Ihren Elteren und Ihrem bruder Radpold und kehrte frölich nacher Vngerstein zurück.

Nun Richtete man sich Von beyden seiten auff die Hochzeit, welche auch gar bald mit Grossem pracht Vollzogen wurde. 60 Ritter und 40 Edle Damen begleiteten den zug in die kirche. Nach disem wurde ein prächtig Gastmahl angestellt.

wie eine Glänzende Sonne schimmerte kunegunde in diesem zirckel. alles bewunderte Ihre schönheit, und ihr anständiges betragen. man bemerckte die schlange nicht, die unter den Rosen Verborgen lage. endlich da die hochzeit feste Vorüber waren. entfer(n)ten sich die Gäste, und wünschten dem Neuen

Ehepaar Tausendt Glück und seegen. dan jederman wünschte das der stamme der Vngersteiner möchte fortgepflanzt werden. auch Hato und bertha Nahmen abschied. diese Gabe Ihrer Tochter noch Vihle Gute lehren, und ermahnte sie Gott zu lieben und zu fürchten. damit sie lang und Glücklich leben möge. und so Verliessen sie sich mit Vihlen Thränen.

Radbold kunegundens bruder bliebe auff Verlangen Ritter willhelms, zu Vngerstein, damit kunegunda Nicht allenfals das heimwehe bekommen möchte.

indessen unterrichtete Itha Ihre Neue schwägerin in der hauswirthschafft.

dan noch heut zu Tag würde eine wahre deutsche frau sich Nicht Glücklich schäzen Von welchem stande sie auch wäre, wan sie sich nicht um die Haushaltung annehmen dörffte. und glaubte sie könte weder eine gute Gattin, noch eine gute Mutter werden. eine in der That lobwürdige Meinung.

kunegunda schien die lehren der Itha sehr willig anzunehmen, aber zum Vnglücke starb diese das erste Jahr nach der hochzeit. auch Ihre Mutter bertha starb fast um die nemliche zeit,[33] worauff kunegunda niemand mehr förchtete. weil der gute Ritter Ihr zu Vihl durch die Finger sahe, so wurde sie ausgelassen und Verschwenderisch, und Ihr bruder Radbold unterstützte sie und halff Ihre Verschwenden.

Nachdeme sie nun anfieng es zu arg zu machen; so machte Ihr der Ritter zwar öffters Vorstellungen, aber es halff nichts mehr dan diese junge bachantin war schon ausser den schrancken der Vernunft und der Ehrbarkeit. sie spotte des Ritters und schimpfte Ihne mit den Gröbsten ausdrücken und lästerworten; und Ihr bruder Radbold, drohete dem willhe(l)m, wan er seine schwester nicht wolle machen lassen, was Ihr gefiele, so wolle er eine zerstöhrung auff dem schloss Vngerstein anrichten, das man lange Jahre daVon Reden werde.[34]

Der Gute Alte Mann wuste sich nun nicht mehr zu helffen. sie Verkauffte Ihme alle Kleinodien und Geräthschafften sogar

---

[33] Beide Todesfälle sind von R. Sporrer erfunden worden.

[34] Nach Luk begehrte Kunigundens Bruder Werner, als er nach Innsbruck ziehen wollte, etliche Kleinodien von seinem Schwager Wilh. v. Hungerstein, und als ihm diese verweigert wurden, drohte er mit den oben angeführten Worten. In der Urkunde heisst es: «da Wernher Giel wolt ritten gen Inssbruck, vordert er an her Wilhelm von cleinhett (Kleinodien) und von anderm, wolt er jm nit geben, sprach, kem er herwider, wolt aber ein rumor in dem schloss machen das man von jm sagen mieste». (Aussage Ennels, gewesener «kellerin» zu Hungerstein, in den Akten d. Familie Hungerstein — Bez. Archiv von Ober-Elsass VI, Nr. 6.)

Versezte sie Ihme seine Güldbrieffe. willhelm sahe wohl ein, das er zulezt um alles das seinige kommen würde. wessentwegen er Graff Rudo(l)ph von Rappo(l)tstein,[35] so dazumahl landVogt im Elsas war, um hülff anruffte, das dieser Ihme doch Gegen das unbillige betragen seiner frau und Ihres bruders beystehen möchte.

Graff von Rappoldstein Versamlete zu disem Ende die darzu bestimten Edlen. und die sache wurde untersucht. und man fande das willhe(l)m schon Tieff in schulden steckte. es wurde also Verordnet, das dem Ritter zwey Diener und kunegunden zwey Mägde gelassen wurden. aus den übrigen einkünfften solten die schulden getilgt werden, und Radbold kunegundens bruder muste Vngerstein verlassen.

Diese eingeschränckte lebensart behagte dieser Sirene nicht. Nun sanne sie auff Rache, und auff was art sie des Ritters loswerden möchte. dazu bediente sie sich der Allmacht Ihrer Reize, wordurch sie die zwey diener des Ritters zu bezauberen wuste, das sie mit Ihr in den schwarzen anschlag einwilligten Ihren Herrn bey der ersten Gelegenheit zu ermorden. es stunde auch gar nicht lange an, so stellte sich eine gelegenheit dar diese schröckliche That zu Vollziehen.

Dan als Ritter willhelm einstens an einem schwühlen Sommertag in dem Gewölbe seines schlosses um der kühlung zu geniessen sasse, Trat kunegunda plözlich mit des Ritters zwey knechten in das Gewölbe.

kunegunda. — habe ich dich endlich einmahl am Rechten ort du alter Geizhals. schon lange warst du meiner Vnwürdig du Elender.

willhelm. — liebe Kunegunda. wo habe ich Verdient das du mit mir alten Mann so Verfahrest. ich habe ja nur Mittel gesucht dich wann du einmahl meine Jahre bekomst, Vor dürfftigkeit zu schüzen, ich bitte dich misshandle mich nicht, und dencke das du die Rache des himmels auff dich ziehen würdest.

kunegunda. — Höre willhelm, es ist noch ein einziges Mittel für dich übrig, dein leben, und die liebe die ich allzeit zu dir hatte zu erhalten. Thuest du das, — Gut, wilst du aber nicht, so solst augenblicklich Von meinen händen auff die gräulichste art sterben.

---

[35] Wieder durchaus ungeschichtlich. Es war Herr Smassmann von Rappoltstein, dem Wilhelm v. H. am 21. Jan. 1486 in einem langen Briefe die Anfeindungen Kunigundens und deren Vaters und Bruders gegen seinen Schaffner Diebolt Lochmann klagt. Nebst Antwort vom 24. I. im Rapp. Urk. B. V, 356 f.



hierauff zog sie ein pergament herVor, und sagte. hier schreibe einen brieff wie ich dir Ihne angeben werde. du solst mich aber nicht fragen, welchen gebrauch ich daVon machen wolle. es solle dir genug sein, das du dich wider dardurch in meine Gunst sezest und dein leben erhaltest.

Der Gute Mann muste sich nun alles gefallen lassen. und da er Ihr Versprach solches zu Thun. gabe sie Ihm zu schreiben an.

wie das er seiner Sünden und Missethaten halber, eine wahlfahrts Reise nacher Jerusalem[36] angetreten hätte. und wegen seinem alter Villeicht nicht mehr zurück kommen würde. so empfehle er seine liebe kunegunda dem schuz Gottes und seinen freunden, und wan wie schon gesagt es der Göttlichen Vorsicht gefallen sollte Ihne auff der Reise sterben zu lassen. so erkläre er seine Theure Ehgemahlin als einzige erbin seines Ganzen Vermögens.[37] Darauff Gab sie Ihme sein eigen sigil, und er muste den Brieff Versieglen.

Hierauff sprach das Vngeheuer zu Ihme. nun lieber willhelm, weil du nun meinen willen so willig Vollzogen so will dir auch deinen lohn dafür geben, und sie warff Ihme behende einen strick um den hals, und der arme wehrlose Mann, wurde Von seinem eignen weib und Von seinen dieneren erdrosselt. sie liessen Ihne bis in die Nacht liegen, alsdan nahmen Ihne seine Mörder, und begrueben seinen Todten leichnam in den wald.[38]

Aber die straffende hand Gottes blieb nicht lange aus. dan Nachdeme der Ritter einige Tage Von niemand gesehen worden, That kunegunda dergleichen als mangle sie Ihne. sie schickte auch an einige orte und liess fragen ob man Ihne nicht gesehen hätte. alsdan gieng sie selbsten und fragte Ihme nach, und That sehr bekümmert, endlich suchte man auch im schloss Vngerstein selbsten, und kam auch in obgedachtes Gewölbe wo man dan den brieff fand,[39] man entsieglete Ihne, und schlosse einhellig aus dessen innhalt, das der Ritter nacher Jerusalem gereyst seye.

indessen starb auch juncker Hato. er stürzte Vom pferde auff einer jagd, und wurde Verschleifft, indeme er im steigbügel seines pferds hangen bliebe.[40]

---

[36] Bei Luk heisst es nur: ein Walfahrt in weytte land.

[37] Davon berichtet Luk nichts.

[38] Bei Gundolsheim, wo er später aufgefunden ward. (Bez. Arch. von Ober-Elsass, Fam. v. Hungerstein, Nr. 6.)

[39] Nach Luk wurde das Schreiben aus dem Gewölbe genommen und in des Ermordeten Stube auf den Tisch gelegt.

[40] Wieder aus R. Sporrers Phantasie entsprungen.

hierauff fieng kunegunda Ihr Ruchloses leben auff ein Neues an. wordurch sie aber sehr in Verdacht kam, indeme sie sich mit den dieneren des Ritters gar zu gemein machte, ja sogar Ihnen dessen kleider schenckte.

Man fieng an unterschiedlich zu muthmaassen. Endlich plagte das böse gewissen, einen diser diener dermaassen, das er seine Sünde beichtete.[41] der beichtvatter sagte Ihm, er könne Ihn Von diser Grossen Missethat nicht lossprechen, er müsse solches der weltlichen obrigkeit anzeigen. welches er auch Thate. worauff kunegunda und der andere diener sogleich in Verhafft genommen wurden. der erstere führte die obrigkeit auff den plaz, wo sein ermordeter herr begraben war; welchen man auch würcklich erkante, und mit Gebührenden Ehren nacher Gebwiller zur Erden bestattete. den zwey knechten wurde das Vrtheil gefällt, das derjenige der es anzeigte mit dem schwert solle hingerichtet werden. der andere wurde Gerädert.

kunegunda wurde dem adelichen Gericht übergeben welches sie nach den damahligen landessitten zum Verdräncken Verurtheilte.[42]

als nun die Richter das Vrtheil über sie gefällt hatten, wurde sie in den sonders dazu bereiteten Saal Geführt, welcher Ganz mit schwarzem Tuch behängt war. die Richter sassen Rings herum auff erhabenen bäncken, und kunegunda wurde von zwey schergen hinein begleitet.

weit Reizender war sie in Ihrer einfachen leinen kleidung als in ihrem Grösten puz. Ihre pechschwarzen haar hiengen lockenweis über Ihre schultern, Ihr schön blaues Aug, schauete die Richter Traurig an und scheinte mitleiden erflehen zu wollen. allen stunden Thränen in den augen, und der dazu bestimmte konte vor schluchzen Ihr kaum den Sentenz ablesen. welcher also lautet

kunegunda Von Vngerstein

Disen Nahmen du Vnwürdig Getragen hast. und deinen Gatten, der dich mit Gutthaten überhäuffte, auff die unmenschlichste art ermordet. so ist das Gerechte Vrtheil über dich gesprochen worden, das du durch die hand des henckers Vom leben zum Tode sollest Hingerichtet werden. du hast zur Gnade

---

[41] Auch davon weiss Luk nichts zu berichten.

[42] Bei Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch 1894. I. S. 441 findet sich unter Rudolf Giel von Glattburg die Notiz (ohne Quellenangabe), dass Kunigunde in Zürich verurteilt, aus dem Wasser der Limmat gerettet und nach 3 Jahren auf Begehr des Landvogtes Ulrich von Rappoltstein ausgeliefert zu Rappoltsweiler im Kerker gestorben sei. (?)

annoch acht und Vierzig stunden zu leben. wo du noch zeit hast deine Grosse Missethat zu bereuen und Gott den Allmächtigen bitten das er dir in deiner letsten stund beystehen, und deiner armen Seel Gnädig sein wolle amen.

sie wurde gefragt ob sie annoch etwas einzuwenden hatte. sie an(t)wortete Nein. darauff ward nach damahliger Gewohnheit der stab gebrochen und Ihr für die füsse geworfen.

sie hörte Ihr Vrtheil mit vihler Gelassenheit an. worauff sie wider in das Gefängnis geführt. wo zwey Geistliche Ihrer warteten, welche sie bis an Ihr Ende nicht Verliessen.

die erste nacht schlieff sie fast ganz durch. allein da man Ihr sagte, das sie die folgende um Mitternacht Ihr leben Endigen werde, fieng sie an sehr kleinmüthig zu werden, sie range die hände und weinte fast immer.

Die Mitternachts stunde wurde zu Ihrer hinrichtung bestimmt, um den allzugrossen zulauff des Volcks zu Verhinderen. auch war dieses die bestimmte stunde für Adeliche, in solchen fällen. Endlich Rückte die schröckliche Mitternachts stunde immer näher, und kunegunda Gebärdete sich immer ängstlicher ; und die Glocke schlug zwölffe. auff den schlag Traten die zwey zur hinrichtung bestimmte zeugen herein, und kündigten Ihr an das Ihre letste stunde nun geschlagen hätte. nach Ihnen folgte der scharffrichter, in einen Rothen Mantel eingehüllt Von zweyen seiner Trabanten begleitet. bey disem anblick wurde kunegunda ohnmächtig.[43] diese kehrten sich aber nicht daran. und banden Ihr, Ihre Hände zusamen und führten sie die Treppe hinunter, wo ein zu Ihrem empfang bereiteter karren stunde, man sezte sie Rückwerts darauff. neben Ihr die zwey Geistlichen, hinter Ihr der scharffrichter; und so fuhr diser Traurige zug nach dem ort, wo kunegunda solte ins wasser geworffen werden.

Die Nacht war finster und stürmisch, und der wetterhahn Girrte Traurig auff den Thürmen der nahe gelegen(en) statt gebwiller. als ob sie diese Traur geschichte Verkündigen wolten.

endlich kame man an den bestimmten Teich, worin kunegunda Ihr leben Endigen solte. man stellte die elende Rücklings an den Teich, und nachdeme sie den Geistlichen noch einige Gebette nachgesprochen, zog einer der Henckersknechte plözlich einen sack über sie, bande solchen unten zusamen, und warffe sie ins wasser. der scharffrichter der auff der anderen seite

[43] Bei Luk bindet der Nachrichter die Verurteilte (um sie zu retten) so hart, «dass ihr ein ohnmacht ankommen» und wirft sie dann ins Wasser.

des Teichs wartete zoge sie langsam wider hinaus, und legte sie in den darzu bestimmten Todten baar. aldan entfernten sich die zeugen, und befahlen dem scharffrichter sie an den ort zu begraben wo man die arme Sünder zu begraben pflegte. und entfernten sich.

Vnterdessen wartete ein Gewisser Von Adel, dessen nahmen ich nicht Nennen will (heist es in der Vrkunde) weil sein geschlecht noch blühet;[44] diser versprache dem Nachrichter eine ansehnliche summa Gelds, wan er Ihme kunegunden noch lebendig überliefferen könte. es gelange Ihme auch, dan sie war würcklich nicht dodt. und wurde in dem haus des scharffrichters widerum hergestelt, und flüchtete sich in Mannskleideren mit obgemeltem adelichen, ohne das es jemand Merckte indeme sie jederman Vergraben glaubte, Auff das schloss Thierstein der schweiz,[45] wo sie fünff Jahr lang lebte, und sich um kein haar gebessert hatte. bis Von ohngefähr jemandt nacher Thierstein kame, und sie erkante, aber nicht dergleichen Thate, und es dem Graffen Von Rappoltstein anzeigte, welcher sogleich deren ausliefferung Verlangte, welches Ihme der Graff Von Thierstein auch nicht abschlagen konte.

Nun wurde sie zum zweiten mahl vor Gericht Gestellt. da hiesse es, man könne sie nicht zweymahl zum Tode Verdammen, indeme es nicht Ihre schuld seye das sie noch lebe.

Da wurde beschlossen, das sie zu lebenslänglicher Gefängnisstraffe solle Verurtheilt werden. Graff von Rappoltstein übernahme sie, und sezte sie in sein schloss hoh-Rappoltstein Gefangen in einen Thurm (dieser Thurm ist noch zu sehen). aber auch da, da doch Ihre Reize schon anfiengen zu welcken, gewan sie doch den Thurmwächter das er sie an einem langen Seil in einem Grossen korb hinunterliess, welches aber nicht so stille Hergehen konte, das es die Hunde welche das schloss bewachten nicht gewahr wurden, und häuffig herbeylieffen. welche sie auch ohne Zweyffel würden zerrissen haben. wan man nicht herbeygeeilt wäre. Graff Rappoltstein liess sie auffs Neue sezen, und das Gemach worin sie war, mit Eysernem Gitter wohl Verwahren, dem Thurmwächter der Ihr forthelffen wolte, wurde der kopf abgeschlagen.[46]

Graff Rappoltstein Verbotte auch seinen Söhnen auff das

---

[44] Luk: «ein Adelsperson, dessen geschlecht ich ehrenthalb nicht nennen will, welche, wie zu vermuten, zuvor kundschafft mit ihr gehabt hat.»

[45] Luk sagt nur: ins Schweytzerland vff ein schlos.

[46] Luk giebt den Namen des Wächters: «schlossknecht Philipp von Bacherach» und berichtet, er sei «vff fürnemmen von Adel Fürbitt des landts verwisen worden». Dies ist richtig, denn in den Ar-

Nachdrücklichste, sich disem Thurm zu näheren förchtendt, sie möchten von Ihren schlangen blicken bezaubert werden.[47]

Nun ist an Ihr wahr Geworden was das alte deutsche sprichwort sagt, Nemlich — was das Hänslein einmal gewohnt wird der hans nicht mehr lassen. das will sagen — wann einer in seiner jugendt ein Verdorbnes Herz hat. ändert solches sich selten im alter, es seye dan das er keine gelegenheit mehr hat anderen zu schaden, und seine bosheiten auszuüben. —

---

chiven des Ober-Elsass, Rappoltsteiner Urkunden, findet sich das Original der Urfehde, die Philipp von Bacharach schwören musste (Text siehe bei F. G. Frantz, La dame de Hungerstein, S. 14f. Anm.).

[47] Luk schliesst seinen Bericht mit den Worten: aber man hat gutt sorg zu ihr, vnd lies man die jungen Herren von Rappolstein nicht hinauff kommen zu ihrer gefengnus, die auch von ihren Schwestern von solchen Schlangengifft vnd blickh gewarnet vnd abgemahnet wurdten. — Vorher heisst es: Wann aber die fraw von Hungersteyn verstorben, hab ich noch keinen bericht davon bekommen mögen. Sie war eine ausbündige schöne, vnd von Natur dahin geneigt, das sie schier jederman als ein andere Venus zu ihrer lieb reytzte.

VIII.

Ueber die älteren Strassburger Familiennamen.

(Vortrag.)*

Von

E. v. Borries.

Die Familiennamen sind erst verhältnismässig späten Ursprungs. In einfachen bäuerlichen Verhältnissen, wo der Mensch noch nicht beweglich ist, sondern an der Scholle klebt, zeigt sich das Bedürfnis nach ihnen nicht. Dieser Zustand dauerte in Deutschland bis in das elfte, zwölfte Jahrhundert, bis zu dem Zeitalter der Kreuzzüge. In dieser Zeit vollzog sich ein Wandel, von dem Professor Schmoller einmal sagt, man könnte versucht sein, zu behaupten, er sei gewaltiger gewesen, als der im sechzehnten Jahrhundert durch die Entdeckungen und Erfindungen hervorgerufene und als der des neunzehnten Jahrhunderts mit seinen ungeheueren technischen Fortschritten. Damals wurden die Deutschen aus einem Bauernvolk ein Volk mit Städten, Grosshandel und Gewerbe.

---

* Dieser am 27. November 1898 im historisch-litterarischen Zweigverein des Vogesen-Clubs gehaltene Vortrag wollte versuchen eine kurze Darstellung der Entwicklung der Strassburger Familiennamen bis etwa zum Jahre 1500 im Anschluss an die auf diesem Gebiete grundlegenden Werke zu geben. Da es mir leider bis heute unmöglich gewesen ist und auch noch auf längere Zeit hin unmöglich sein wird, das hier vielfach nur bruchstück- und andeutungsweise Gegebene zu ergänzen, zu erweitern und zu vertiefen, so wird

In diese Zeit fällt die Entstehung der Familiennamen. War bis dahin bei der geringen Bevölkerung der Ortschaften und bei den gleichmässigen Zuständen ein Name ausreichend gewesen, so wurde das jetzt anders; namentlich mag auch bei der schnellen Ausbildung des Privaturkundenwesens sich die Notwendigkeit herausgestellt haben, die in den Urkunden genannten Personen genau von einander zu unterscheiden, was z. B. bei den vielen *Burkhard*, *Heinrich* und *Walther* in Strassburg ohne einen Zusatz nicht möglich gewesen wäre. Entsprechend der Entwicklung des Städtewesens treten im zwölften Jahrhundert die ersten Familiennamen in den Städten Südwestdeutschlands und am Mittel- und Niederrhein auf.

Man hat festgestellt, dass sie sich zuerst 1106 in Köln, 1145 in Zürich, 1168 in Basel urkundlich finden. Dazwischen hinein fällt nun die erste Nennung eines Strassburger Geschlechtsnamens: in einer Urkunde des Kaisers Lothar für Strassburg vom Jahr 1129 wird *Burchardus Puer*, zu deutsch *Kind* genannt. Man könnte denken, dieser *Burchard* sei wirklich ein Kind gewesen; dann hätte er sich aber kaum zum Zeugen einer

---

der Vortrag fast unverändert abgedruckt, in der Hoffnung, dass andere, die über mehr Zeit und Vorkenntnisse verfügen, angeregt werden diesen dankbaren Stoff zu bearbeiten.

Ich nenne einige wichtigere Werke:

E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch. Bd. I: Personennamen 1854.

Pott, Die Personennamen, insbesondere die Familiennamen und ihre Entstehungsarten. 2. Aufl. 1859. Sehr reiches, aber unübersichtlich gebotenes Material.

Vilmar, Vermischte Aufsätze. 1. Bändchen 1855. = Deutsches Namenbüchlein. 1863.

Andresen, Die deutschen Familiennamen. Programm d. Realschule zu Mühlheim a. d. Ruhr. 1862.

Fr. Stark, Die Kosenamen der Germanen. Wien 1868.

Steub, Die oberdeutschen Familiennamen. 1870. Mit Vorsicht zu gebrauchen.

Becker, Die deutschen Satznamen. Programm der Gewerbeschule zu Basel 1873.

Andresen, Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwicklung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen. 1873. Ein grundlegendes Büchlein.

Heintze, Die deutschen Familiennamen. 1882. Eine fleissige Zusammenstellung.

Von den zahllosen Lokalnamenbüchern nenne ich:

Fröhner, Karlsruher Namenbuch. 1850.

E. Günther Förstemann, Ueber die Familiennamen in Nordhausen im 13. u. 14. Jahrhundert. Programm Nordhausen 1851.

Kaiserurkunde geeignet, ausserdem führt er selbst 18 Jahre später, und seine Nachkommen Jahrhunderte lang den Namen *Puer* oder *Kind*. Von diesem Zeitpunkt, 1129, an nimmt die Zahl der Geschlechtsnamen allmählich immer mehr zu; doch finden sich in den Urkunden noch lange Zeit ebenso viel und mehr Einnamige unter den als Zeugen aufgeführten Personen. Die unteren Schichten der Stadtbevölkerung führen sogar noch bis in das 14. Jahrhundert nur einen Namen, dem dann als unterscheidendes Merkmal der Name des Handwerks oder der Hantierung beigesetzt wird, woraus sich schliesslich auch wieder Geschlechtsnamen entwickeln.

Ehe ich auf die Behandlung der Strassburger Familiennamen im besondern eingehe, möchte ich noch auf die Voraussetzungen hinweisen, unter denen allein die Namensforschung sich fruchtbar gestalten kann, Voraussetzungen, die bei mir nur in sehr beschränktem Masse erfüllt sind. In erster Linie steht eine genaue Kenntnis der Entwicklung der deutschen Sprache; denn für die lautliche Entwicklung der Eigennamen gelten natürlich dieselben Gesetze, wie für die der andern Wörter. Allerdings ist diese Entwicklung häufiger durch willkürliche Eingriffe gestört, die zum Teil durch Eitelkeit, zum Teil durch Klugheit verursacht sind. Sehr oft sind auch die Wörter, aus denen die Namen ursprünglich gebildet sind, verloren gegangen: der Name *Pagenstecher*, in der Aussprache heute häufig mit dem französischen *paye* zusammengebracht, bedeutet einen, der Pferde, niederdeutsch *pagen*, absticht, *Purgold* und *Vollgold* haben mit Gold nichts zu thun, sondern sind aus den altdeutschen Namen *Burgolt* und *Volkolt* = *Burgwalt* und *Volkwalt* entstanden, *Dollfuss* hat, wie jetzt nachgewiesen ist, mit *Fuss* nichts zu thun, sondern ist die latinisierte Form des um den ersten Buchstaben gekürzten Namens *Adolf*; wie natürlich ist es, den Namen *Thierauf*, besonders wenn ein Thürhüter, wie es hier in Strassburg zur Zeit der Fall ist, ihn trägt, als *Thürauf* zu deuten, und doch ist die Ableitung aus dem altgermanischen Namen *Dierolf* nachgewiesen. Es ist ersichtlich, wie bei der Gestaltung dieser Namen die Volksetymologie nachgeholfen hat. Thatsächlich ist die Möglichkeit, mehrere verschiedene Deutungen von einem Namen zu geben, so häufig, dass Andresen, einer der um diesen Zweig der Wissenschaft verdientesten Gelehrten, ein sehr reichhaltiges Büchlein geschrieben hat, das den Titel führt: «Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen.» Ein Hauptergebnis dieses Buches ist, dass in zweifelhaften Fällen die Herleitung aus einem altgermanischen Personennamen stets den Vorzug verdient, wie aus den eben angeführten Beispielen ja schon hervorgeht.

Ein Teil der Doppeldeutigkeit wird aber meist verschwinden, wenn man die Namen in ihrer Schreibung einige Jahrhunderte zurück verfolgen kann oder wenn man, gestützt auf die Lautgesetze, die jetzt vorliegende Form in die notwendig vorauszusetzende ältere und älteste Form zurückverwandelt. Zum Studium der Familiennamen reicht jedoch die Kenntnis der Entwicklung der hochdeutschen Sprache allein nicht aus; es ist auch notwendig den Dialekt der Gegend, aus der der Name stammt, zu kennen; so wird beispielsweise ein Oberdeutscher Mühe haben, die Namen *Nottebohm* = Nussbaum oder *Quademichel* = Bösmichel zu erkennen; einem Niederdeutschen wird es bei Namen wie *Hafenbrädl* = Topfbrätchen, *Kabushoubet* = Kohlkopf, *Pfitzer, Pfauwadel* u. s. w. ähnlich ergehen. Schliesslich wird durch Vertrautheit mit der Oertlichkeit und ihrer Umgebung, mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes die Erkennung der Familiennamen bedeutend erleichtert.

Wenden wir uns nun den Familiennamen Strassburgs zu, so können wir sie, um einen Ueberblick zu gewinnen, in verschiedener Weise einteilen, erstens einfach grammatisch, zweitens nach ihrer wörtlichen Bedeutung, drittens nach dem Motiv der Benennung, eine Einteilung, die von der vorigen durchaus zu trennen ist.

Die grammatische Einteilung würde als Unterabteilungen etwa ergeben: Substantive, einfache und zusammengesetzte, und zwar aus zwei Substantiven wie *Stubenweg,* oder aus Adjektiv und Substantiv wie *Virnekorn*, oder aus Verbalstamm und Substantiv wie *Haumesser* u. s. w.; sodann Substantive mit vorgesetzter Präposition (*zur Megede*); sodann Adjektive, einfach wie *Süss* oder zusammengesetzt wie *Seltenrich*; Zahlwörter wie *Zehn* und *Dritzchen*, u. s. w.; schliesslich die sog. Satznamen wie *Gerathewohl.*

Die Einteilung nach der Bedeutung ist in den Namenbüchlein einzelner Städte am häufigsten angewandt, aber selten folgerichtig durchgeführt. Den breitesten Raum nehmen hier die Personennamen, und zwar in erster Linie die alten deutschen Personennamen ein. Diese, unsere heutigen Vornamen, sind natürlich eigentlich Gattungsnamen gewesen; auf ihre ursprüngliche Entstehung gehn wir hier nicht ein; denn zur Zeit des Aufkommens der Geschlechternamen war die Erinnerung daran, dass *Albrecht* «der durch sein Geschlecht Glänzende», *Walther* «der über das Heer Waltende», *Wernher* «der des Heer Wahrende» u. s. w. bedeute, wohl nicht mehr sehr rege. — Ferner geben viele Familiennamen den Ort der Herkunft oder die Wohnstätte an, entweder unverändert wie *Wurzgart* oder abgeleitet wie *Lieben-*

zeller. Sodann finden sich Namen von Aemtern und Würden wie *Burggraf*, *Schultheiss*, *Bobst*, von Gewerben, wie *Krebser*, *Oleiman*, *Kesseler;* von Ständen, wie *Ritter*, *Ritterlin*, *Waffeler;* ferner Verwandtschaftsnamen, wie *Gevatermann, Vetterkind*. Viele Familiennamen bezeichnen Eigenschaften wie *Täuscher*, *Snelmann*, *Keck* u. s. w., andere Teile des menschlichen Körpers, wie *Schenkel*, *Lente,* Kleidungsstücke wie *Hosbein*, Werkzeuge wie *Haumesser*, Nahrungsmittel wie *Wissbretelin*. Namen von Pflanzen und Tieren und Teile derselben, wie *Blümel*, *Schwan*, *Danris* = Tannenreis, *Katzenor* treten in grosser Zahl auf; auch Naturerscheinungen und Naturkörper, wie *Winter*, *Sturm*, *Dagstern* = Tagstern, u. s. w. kommen vereinzelt vor.

Man könnte nun glauben, aus der Bedeutung der Wörter, die als Familiennamen auftreten, ergebe sich das Motiv der Namengebung ohne weiteres; das ist aber durchaus nicht der Fall. Wenn beispielsweise eine Familie *Kalb* heisst, so kann das ebensowohl eine Anspielung auf körperliche oder geistige Vorzüge sein, als vielfache Beschäftigung mit Kälbern andeuten, als schliesslich, was das wahrscheinlichste ist, den Namen des Hauses, in dem die Familie wohnt, bezeichnen. Die letzterwähnte Einteilung, die nach dem Motiv der Namengebung, soll der folgenden kurzen Uebersicht über die Strassburger Familiennamen zu grunde gelegt werden. Es scheinen sich dabei vier grosse Gruppen zu ergeben:

1. Man setzte zu dem Eigennamen einer Person den Namen ihres Vaters entweder ohne jegliche Veränderung, oder in der Verkleinerungs- oder Koseform, oder auch im zweiten Fall (Genitiv) mit oder ohne den Zusatz «Sohn»;

2. man bezeichnete einen geborenen Strassburger nach seiner Wohnung, einen Auswärtigen, der sich in Strassburg niedergelassen hatte, nach seinem Heimatsort;

3. das Amt, die Thätigkeit, das Handwerk fand im Familiennamen Ausdruck;

4. eine auffallende äusserliche oder innerliche Eigenschaft oder eine Gewohnheit gab Veranlassung zur Namengebung.

Beginnen wir mit der ersten Gruppe. Häufig wird der Name des Vaters ohne Veränderung dem des Sohnes hinzugefügt; man kann vielfach auch feststellen, dass der Vatersname zunächst mit dem Zusatze «Sohn» im Genetiv stand, dann aber der Bequemlichkeit halber einfach im Nominativ beigesetzt wurde; so heisst es beispielsweise in einer Urkunde von 1229 *Rudolfus filius Lenzelini*, aber 1233 *Rudolfus Lenzelinus,* oder einmal *Johannes des Sicken Sune* und bald darauf *Johann*

Sicke. Solcher als Familiennamen gebrauchter Vornamen finden sich im alten Strassburg wie heute eine grosse Anzahl z. B. ***Albrecht*** oder auch etwas verändert ***Obrecht***, ***Engelbrecht*** (glänzend wie ein Engel), ***Humbrecht*** aus ***Huginbrecht*** (durch Klugheit glänzend), ***Ellenhart*** oder ***Elhart*** (durch Tapferkeit kräftig), ***Gerhart***, ***Burkhart***, ***Lienhart***, ***Hawart***, = ***Haduwart*** (des Kampfes wartend), ***Meinrich*** = ***Maginrich***, ***Meginrich*** (mächtig herrschend) und ***Ulrich*** (durch Erbgut mächtig), ferner ***Hentwig***, ***Sifrit***, ***Reinbold***, ***Zeizolf***, ***Anshelm***, ***Eigilwart***, ***Bruno***, ***Arbogast***. Auch der bekannte Strassburger Name ***Prechter*** geht auf einen Vornamen zurück : ***Berchthari*** (der mit dem glänzenden Heer). Von Heiligennamen finden sich als Familiennamen ***Marx***, ***Lux***, ***Matern*** nach dem Apostel des Elsass Maternus, ***Bilgerin*** = Peregrinus, ***Veltin*** = Valentin. In starker Verkürzung erscheint *Nape* aus ***Nadbert*** (durch Gnade glänzend), ***Gope***, heute als ***Gaup*** häufig, aus ***Godbert***, *Boppe* aus ***Bodebert***, ***Sicke*** aus einem mit *Sig* beginnenden Namen herzuleiten, ***Ecke***, von einem der vielen mit ***Ecke***, Schwert, gebildeten Namen, ***Wicker*** aus *Wighard* (im Kampfe stark), ***Riff***, verkürzt aus *Richfrid* (im Frieden mächtig), und schliesslich Namen wie ***Kuno***, ***Hugo***, ***Hug***, ***Lot***.

Sehr oft kommen die Verkleinerungs- oder Schmeichelformen der Vornamen als Familiennamen vor. Ich fasse alle diese Deminutive als Patronymika auf; denn zum Familiennamen wird das Deminutiv erst dann, wenn dem Namen des Sohnes die Verkleinerungsform des Namens seines Vaters zur Unterscheidung beigefügt wird. Das wird naturgemäss am leichtesten in dem Falle eingetreten sein, wenn der Sohn dadurch geehrt wurde und sich dadurch geehrt fühlte, dass man ihn nach dem Namen seines berühmten Vaters nannte. Ein klassisches Beispiel dafür ist ***Johannes Winlin***, der als Sohn des grossen Münsterbaumeisters ***Erwin*** den Zunamen «der kleine ***Erwin***» führte. — Diese Namen sind auf verschiedene Weise gebildet. In Strassburg kommen drei Verkleinerungsendungen in Betracht, die ursprünglich *-izo*, *-ilo*, *-în* lauten und sich bisweilen mit einander verbinden. Zu der ersten Art gehört der in Strassburg bis auf den heutigen Tag sehr häufige Name ***Volz*** (***Folz***), von einem mit ***Volk*** beginnende Namen abgeleitet, eigentlich *Volkizo*, daneben eine Erweiterung oder Verbreiterung davon *Voltsche*, ***Völtsche***, der Name eines mächtigen, weitverbreiteten Strassburger Geschlechts ; ferner ***Manz***, was aus ***Maginzo*** (zum Stamme ***Magan*** mächtig) entstanden sein, aber auch von ***Hermann*** herkommen kann, *Bertsche* zum Stamme ***beraht***, glänzend, und *Lempsche* zu ***Lampert***, ***Lantprecht***, wie durch folgende Urkundenerwähnung bestätigt wird : ***Jodocus dictus Lampertus***,

filius quondam Lamperti dicti Lempsche. *Wetzel* und *Hetzel* sind Koseformen mit doppelter Ableitungssilbe zu *Wernher* und *Hermann*; die im 11. Jahrhundert regierenden Bischöfe von Strassburg dieses Namens werden in den Quellen bald mit dem einen, bald mit dem anderen genannt. Ferner ist zu nennen *Grimel* zum Stamm *Grim*, *Lenzel* zum Stamm *Land* oder zu dem aus *Lorenz* verkürzten *Lenz*, schliesslich *Jeckel* zu *Jacobus*, letztere beide Heiligennamen.

Mit *-lîn* oder *-elin*, *-ilin* abgeleitet sind eine grosse Zahl von Familiennamen; sie sind nicht immer leicht zu erkennen. Einer der bekanntesten ist *Ripelîn*, *Rypelîn*, der Name des Geschlechts, dem, wie aus einer Urkunde von 1253 ersichtlich, die heute noch blühende Familie *Zorn von Bulach* entsprossen ist. Da der Name *Zorn* auf eine ungestüme Gemütsart hinweist, so glaubte man in *Ripelin* an das Wort *Rüpel* d. h. ungehobelter Mensch anknüpfen zu müssen, ein Wort, das als Verkleinerungsform von *Ruprecht* jedenfalls erst in jüngerer Zeit zu der ungünstigen Bedeutung gekommen ist. *Ripelin* erklärt sich ganz einfach eben als Deminutiv zu *Ruprecht* oder auch zu *Richbald*, was etwa «der im Herrschen Kühne» bedeutet. Der älteste *Ripelin* findet sich urkundlich im Jahre 1197, zugleich das erste Strassburger Beispiel einer Verkleinerungsform als Geschlechtsname. Aehnlich *Velkelin*, vermutlich statt *Völkelin* vom Stamme *Volk*, vielleicht aber auch «kleiner *Falke*», *Nepelin* zu dem obenerwähnten *Nape*, *Reinböldelin*, mehrfach in der Verbindung *Reinbold Reinböldelin*, dann der bekannte Name *Oberlin* zu *Obrecht*, *Albrecht*, oder zu *Otbert*, «der durch Besitz Glänzende», *Hüffelin*, das mit *Ripelin* verglichen werden kann und auf *Hugfried*, *Hüffel* zurückgeht, *Sidelin* von einem alten Stamm *Sind*, *Sid*, der eigentlich «Reise» bedeutet, *Loterlin* zu *Chlothari*, *Berlin* vom Stamme *Bero*, der Bär, der für die Deutschen ursprünglich der König der Tiere war, *Lebelin*, vielleicht zum Stamme *liub*, *lieb*, oder etwa zu *Liutbald*, *Leopold*, «der Volkskühne», *Uetzlin* von *Utz* zu *Ulrich*, *Bützelin* von *Butz* zu *Burkhard* u. s. w. Neben dem obenerwähnten *Lenzel* zum Namen *Land* oder zu *Lorenz* findet sich *Lenzelin*, als Weiterbildung von *Gosse* zu *Gottfried*, *Gosselin*, *Gösselin*, ferner *Betschelin*, zurückgehend auf *Bez*, *Betsch*, was eine Koseform von *Bero* ist, schliesslich auch *Pamphilin*, *Pfanphilin* als Deminutiv des Heiligennamens *Pamphilus*. *Löselin* ist urkundlich nachweisbar als Deminutiv zu *Nicolaus* durch einen *Reinbold* der 1258 als *filius Nicolai* und 1275 als *Reinbold Löselin* vorkommt. Von *Nicolaus* kommt auch der Name *Lauwelin*, wie dadurch bewiesen wird, dass derselbe Mann einmal *Messerlauwelin*, ein andermal *Claus der*

Messerschmidt genannt wird, wahrscheinlich geht auch *Logel* auf *Nicolaus* zurück. Es widerspricht dies allerdings der sonst beobachteten Regel, nach der infolge der verschiedenen Betonung in Niederdeutschland der erste, in Oberdeutschland der zweite Teil längerer Namen verloren geht, z. B. aus *Bartholomaeus* in Süddeutschland *Barthel* oder *Barth*, in Norddeutschland *Mewes, Mebes* u. s. w. wird. Doch finden sich auch sonst Ausnahmen von dieser Regel in Strassburg, so das oben angeführte *Winlin* von *Erwin*, sowie *Stöfflin* von *Christophorus*. Auch *Mannelin* dürfte unter diesen Umständen auf *Hermann* zurückzuführen sein.

Wollte man von diesen Familiennamen auf *-in* die weibliche Form bilden, etwa wie man im vorigen Jahrhundert und auch heute noch hier und da statt Frau *Karsch* oder Frau *Schmidt* die *Karschin* und die *Schmidtin* sagte, so wäre es sehr unschön gewesen, an die Deminutivendung *-în* die weibliche Endung *-in* zu fügen; man bildete daher den betreffenden Namen statt mit *-în* mit *-er* und hängte an diese Endung die Silbe *-in*. So finden wir eine *Clara Ripelerin* von der Familie *Ripelin*, eine *Bertha Lentzelerin* von der Familie *Lentzelin* u. s. w., ein Beweis, dass die Familiennamen noch nicht fest geworden waren.

Sehr auffallend sticht von allen diesen oberdeutschen Deminutivformen der Name *Heinrich Hennicken* ab, der eine niederdeutsch gebildete Verkleinerungsform von *Johannes* zeigt.

Eine andere Form von Kosenamen sind die mit *-mann* gebildeten; auch heute noch sagt wohl ein Vater schmeichelnd zu seinem Söhnlein Hans: mein Hansemann. Hierher rechne ich *Frillemann*, dessen erster Teil aus *Fridilo* zusammengezogen ist, *Rulemann* zu *Hruodland*, *Ruland* oder *Rudilo*; *Tütschemann*, was auch *Deutschmann* sein könnte, vielleicht aus *Dietschemann* von *Dietsche* = *Diez* zu *Dietrich*, *Hizemann* zu einer vom Stamme *Hild*, «Kampf», gebildeten Form *Hize*, *Heilmann* entweder geradezu vom Stamme *Heil* oder vom Stamme *Agil*, «Schwert» statt *Eilmann* mit vorgesetztem *H*, was nicht ungewöhnlich ist, vielleicht aber auch zu *heilen*. Auffallend sind auch zwei mit *-kind* gebildete Familiennamen, nämlich *Etzekind* zum Stamm *Adal* und *Hessekind* zu dem ziemlich oft vorkommenden Namen *Hesso*.

Eine ganz besondere Art der Weiterbildung der Vornamen zu Familiennamen ist die durch die Ableitungssilbe *-er*; so finden wir *Joerger* zu *Georg*, *Hanser* und *Hanseler* zu *Hans, Dammerer* zu *Dammer* = *Dankmar*. Der Künstler der Münsterkanzel nennt sich *Hans Hammer* oder *Hammerer*, was vielleicht als *Hagimar* zu deuten ist. Hierher gehört auch

Hecker von *Hack* zum Stamme *Hag*, wenn es nicht etwa den Weinberghacker, Weinbauer bedeutet, und *Günzer* von *Günz* zum Stamme *gund* = Krieg. — Eigentümlich sind die Zusammensetzungen *Betscholt* und *Gozprecht*, in denen sich an die aus zweistämmigen Namen gebildeten Koseformen die vollwichtigen Silben *-olt* und *-precht* angeschlossen haben. Der Doppelname *Ottfriedrich* lässt sich einfach als *Friedrich, Ottos Sohn*, erklären; vermutlich bedeutet der seltsame Name *Gilkengoz Gosso*, Sohn des *Gilg* = *Aegidius*.

An die aus Vornamen entstandenen Familiennamen, die ich aus verschiedenen Gründen verhältnismässig ausführlich behandelt habe, schliessen sich am leichtesten die Verwandtschaftsnamen an, die Geschlechtsnamen geworden sind. So findet sich schon im 13. Jahrhundert urkundlich ein *Otto dictus Patruus*, zu deutsch also «Oheim», ein Name, der auch sonst vorkommt, ich brauche nur an den St. Galler Geschichtsschreiber *Gallus Oeheim* zu erinnern; ferner giebt es *Kegelin*, die uns aus der Redensart «Kind und Kegel» geläufige Bezeichnung für ein uneheliches Kind. Sodann wird in einer Urkunde von 1243 ein *Conradus dictus Gevatermann*, in einer andern von 1260 *Conradus Pheterin* erwähnt, beides natürlich denselben Mann bezeichnend, das zweite Mal mit dem das lateinische *patrinus* lautlich genau wiedergebenden *Pheterin*, heute *Pfetter*, was hier in Strassburg bei jeder Taufe zu hören ist. Bald findet sich auch *Vetter*, *Vetterlin* und *Vetterkind*, und auf diesem Gebiet haben es die Strassburger bekanntlich bis zu einem *Stieffatre* mit französischer Endung gebracht.

Die zweite grosse Gruppe von Familiennamen bilden diejenigen, welche die Herkunft andeuten. Abgesehen von einigen allgemeinen Namen wie *Dorfmann*, *Westermann*, findet sich in früherer Zeit meist einfach die Präposition *von* vor den betr. Ortsnamen gesetzt, z. B. *von Quatzenheim*, *von Hürtigheim*, *von Offenburg* u. s. w. Bekanntlich ist das *von* erst seit etwa 200 Jahren als Adelsbezeichnung auch vor anderen als Ortsnamen gebräuchlich. In früherer Zeit war es einfach Herkunftsbezeichnung und hat als solche vielfach bis zum Jahre 1789 gedauert; so führte beispielsweise die heute hier noch recht zahlreiche Familie *Friedolsheim*, eine der ältesten und geachtetsten Gärtnerfamilien Strassburgs, das *von* bis zur Revolution, in der sie es wahrscheinlich in der Befürchtung, der Aristokratie zugerechnet zu werden, ablegte. Daneben kamen schon früh die von Ortsnamen abgeleiteten Appellative vor; so ist *Liebenzeller*, was auf das heute württembergische Liebenzell an der Nagold hinweist, der Name einer Familie, der einer der Anführer des städtischen Heeres in der Freiheitsschlacht bei den Hausber-

gen 1262 angehörte. Ebenso ist als Adjektiv aufzufassen *Marsilius*, was wahrscheinlich den Ursprung aus *Marsal* in Lothringen andeutet. Im 13. Jahrhundert nannte sich die Familie einfach *Marsilius*, z. B. *Wezelo Marsilius*; später bei erweitertem Gesichtskreis war der Ursprung aus *Marsal* nicht mehr vornehm genug, sie nannten sich *Wetzel von Marsilien* und gründeten darauf den Anspruch, aus *Marseille* zu stammen. Andere Namen geben die Zugehörigkeit zu einem Volksstamm an; so finden wir schon sehr früh *Hesso, Peier*, *Peierlin*, auch *Bauwarus, Swab*, *Swebelin, Boëmus*, der Böhme, *Dacianus*, der Däne, *Lumbart* bedeutet wohl einen der vielwandernden lombardischen Handelsleute, der sich in Strassburg niedergelassen hatte, während *Lamparter* auch auf den deutschen Namen *Landbert* oder auf das Dorf *Lampertheim* zurückgehen kann. Ferner kommen *Tütsch*, *Tütschemann*, auch heute in Strassburg nicht ungewöhnlich, und *Welsch* vor. Bei Namen wie *Puller, Püller*, *Römer* und dem schon um 1300 vorkommenden *Rüsse* ist jedenfalls eher an einen vorübergehenden Aufenthalt in *Apulien*, *Rom* und *Moskowitien* zu denken als an eine Abstammung dorther; neuerdings ist übrigens versucht worden, den Namen *Püller* oder *Puller*, der durch die *Puller von Hohenburg* bekannt und berüchtigt geworden ist, durch *pullarius*, der Hühnerverwalter, zu erklären, ob mit Recht, weiss ich nicht.

Eine grosse Reihe von Namen geht aber auch auf die Wohnstätte der betreffenden Familie in Strassburg selbst zurück und zwar in der verschiedenartigsten Form. So giebt es die Familien *zu der Schüren*, *am Wasser* (*in aqua*), *Wurzgart*, *Howelüchel*, was ich mit «Heulöchlein» übersetze und wobei vielleicht an eine sumpfige Gegend, etwa beim heutigen Grünen oder Kagenecker Bruch zu denken ist, *Büler*, der am Bühl, Hügel, wohnt, *zum Riet*, *Closener* = Klausner, *Pferricher*, eigentlich ein Park- oder Pferchbewohner. Eine alte Ministerialenfamilie nannte sich *de porta lapidea*, *von der Steininporten*, oder *Steininburgetor*, einem Thor, das am Anfang der heutigen Münstergasse nahe dem Broglieplatz lag; andere Familiennamen sind *de Stabulo*, = zum Stalle, *in Finkweiler, inter mercatores* oder *unter den Kouflüten*, *trans Bruscam* = jenseits der Breusch (Ill), *ante monasterium* = vor dem Münster, *in Kalbesgasse*, *in Steingasse*, *de Stubenweg* u. s. w., dann auch in der Form *Steingässer*, *Biergässer* (nach der Biergasse, nahe dem Bruderhof), *Horgässer*, nach der Hor-, eigentlich Horwegasse = Schmutzgasse, heute Haargässchen.

Hierher gehört nun eine ganze Reihe von Namen, die man zunächst versucht sein könnte, anders aufzufassen. Die Strassen

der Städte waren nämlich im Mittelalter nicht numeriert; es war das in der ältesten Zeit so wenig nötig, wie heute selbst in grossen Dörfern. Als die Städte wuchsen, half man sich in den Urkunden zunächst mit möglichst genauer Angabe der Nachbaren; dann aber kam die Sitte auf, jedem Hause einen Namen zu geben, der womöglich von der Hand des Malers oder des Steinmetzen bildlich dargestellt wurde. Erst mögen nur wenige Häuser solche Hauszeichen gehabt haben; dafür spricht, dass gegen Mitte des 13. Jahrhunderts ein Haus einfach *zu dem Bilde* — es war eine Mutter Gottes — genannt wurde. Anfänglich mögen auch zufällig vorhandene Gegenstände Veranlassung zur Namengebung gewesen sein z. B. bei den Häusern *zu dem Rosenboume*, *zu der Wilgen* = Weide oder *zu dem Spiegel*. Bald jedoch erfand man Namen und liess dabei der Phantasie und dem Witz freien Spielraum. So finden wir schliesslich nicht bloss ein Haus *zur Ackes* = Axt, *zum Dorn, zum Fasan*, *zur Lilie*, *zum Antvogel* = Ente, *zum Blaufuss* (eine Falkenart) u. s. w., sondern auch *zum Dintenhörnelin* = Tintenfass, *zum Helfanten* = Elefant, *zum Eselskopf*, *zum Hasensprung*, *zum Kameelthier, zum Matschrecken* = Heuschreck, *zum Meerwunder* = Sirene, *zu den Muckenwädeln*, *zum starken Pfaffen*, *zum Sittekust* = *Psittacus*, Sittich, Papagei, *zum Roraffen* = Brüllaffen u. s. w.

Eine ganze Reihe derjenigen Namen, die nicht ihrer Herleitung, wohl aber ihrem Entstehungsgrund nach schwer erklärbar erscheinen, finden dadurch ihre Erledigung. Ein in der Geschichte der mystischen Bewegung des 14. Jahrhunderts vielgenannter Mann ist *Rulmann Merswin*, der einer angesehenen Strassburger Familie dieses Namens angehört. Der Name, der zwar nicht Meerschweinchen, wie man denken könnte, sondern Delphin bedeutet, ist aber auch der eines Hauses, an dem vermutlich dieses seit ältester Zeit von der bildenden Kunst bevorzugteste Wassertier ausgehauen war. Auch für viele andere Familien lassen sich die entsprechenden Häusernamen nachweisen, z. B. für die Familien *Engel*, *Priol* = Prior, *Helfant*, *Rapp*, *Widder*, *Hase*, *Bock*, *Hirz* = Hirsch, *Vögelin*, *Schwan*, *Pfowe* (Pfau), *Hahn*, *Wachtel*, *Krimfogel* = Raubvogel, *Vogelgesang*, *Rindsfuss*, als Hausname heute noch vorhanden, während es andererseits jetzt noch eine Familie *Kalbfuss* giebt, ferner *Treffse* = Lolch, *Blümel*, *Rebstock*, *Danris* = Tannenreis, *Ribisen*, *Axt*, *Tanz* u. s. w. Für viele andere ist dieser Ursprung unzweifelhaft anzunehmen, z. B. für die Namen *Kalb*, *Trube* = Traube, *Trübel*. Aber auch hier kann genau genommen nur nach sorgfältiger Untersuchung jedesmal entschieden werden, ob der Name der Familie von dem des Hauses abgeleitet ist. Es

bildete sich nämlich sehr früh auch der Gebrauch aus, die Häuser nach den Bewohnern zu nennen, was zu merkwürdigen Missverständnissen führte. So bewohnte im 13. Jahrhundert eine Familie des Namens **Hauwart** = **Haduwart**, des Kampfes wartend, den Hof Spiessgasse 25, neben dem eine Gasse abbog, die nach der Familie den Namen **Hauwartsgesselin** erhielt. Bald that sich dort eine Badestube zum **Hauwart** auf, die schon im 15. Jahrhundert den Namen zum **Eber** führte, weil man **Hauwart** als **Hauer** d. h. männliches Wildschwein aufgefasst hatte. Diese Auffassung ist dann 1601 durch die noch vorhandene Skulptur anerkannt worden, und die Gasse heisst heute noch **Hauergasse**, französisch **Rue du Sanglier**. Aehnlich ist es dem Hause Alter Fischmarkt 7 gegangen. Hier wohnte im 14. Jahrhundert eine Familie **Mörlin**, nach der das Haus zu **Herrn Mörlin** oder **zu dem Mörlin** genannt wurde. 1466 heisst es schon **zu der Mörlin**, lateinisch **Aethiopissa**, 1587 **zu der Mörin**, und zur französischen Zeit wurde der Name **à la Mauresse** übersetzt, wie es jetzt noch heisst. — In diesen Fällen würde man ohne Kenntnis des thatsächlichen Verlaufs unzweifelhaft zu falschen Schlüssen kommen.

Eine dritte grosse Gruppe von Familiennamen hat ihren Ursprung in Bezeichnungen für Aemter, Würden, Handwerke und Beschäftigungen. Dass diese Namen sich in Geschlechtsnamen verwandelten, hat seinen Grund darin, dass viele Aemter und Würden erblich wurden, Handwerke und Beschäftigungen häufig thatsächlich vom Vater auf den Sohn forterbten. Von jenen nenne ich **Burggraf**, **Zoller**, **Schultheiss**, **Richter**, **Vogt**, **Vögtelin**, **Heimburger** (= Amtsbote, **preco**), **Dritzehn**, wahrscheinlich ein Mitglied der Dreizehner, der Strassburger Behörde, die das Auswärtige und das Kriegswesen unter sich hatte, **Spender** (lat. **Dispensator**), der Name eines bischöflichen Kassenbeamten, **Suner**, vermutlich ein richterlicher Beamter, **Stocker** oder **Stöcker**, eigentlich der Mann, der die Aufsicht über den Stock, das Gefängnis, führt, ähnlich **Twinger**, vielleicht auch **Fillemann**, was etwa den städtischen Folterer bedeuten könnte, aber auch den Mann bezeichnen kann, der die Fallgatter an den Thoren herablässt, ferner **Wachter**, **Schaffner**, **Horwer**, was einen Strassenreinigungsbeamten bezeichnet. Dann folgen **Ritter**, **Ritterlin**, **Junckherre** und **Waffler**, was dasselbe, nämlich Edelknecht, lat. **armiger**, bedeutet, **Knapp**, **Knechtelin**, **Vende** = Fusssoldat, Schütze, Armbruster, **Vener** = Fähndrich, schliesslich **Kellermann**, **Kuchinmeister**, **Küsterlin** und viele andere.

Sehr viel mannigfaltiger sind die Handwerksbezeichnungen, die Familiennamen geworden sind, weil wir einerseits eine sehr weitgehende Spezialisierung in den Namen der Handwerke,

andererseits verschiedene Mittel angewendet finden, dasselbe Handwerk zu bezeichnen. Man nennt den Handwerker nämlich auch nach seinem Handwerkszeug und nach seinem Produkt. So heisst ein Schuster sowohl *Sutter* (= *sutor*) oder *Schuhsuter*, als auch *Leist* oder *Leistemann*, ein Bäcker *Beck*, aber auch *Wissbretelin*, was der Name einer sehr angesehenen Familie geworden ist. Auch hier ist natürlich sehr oft der Name des Hauses auf den Bewohner übergegangen. So mochte etwa ein Schneider eine Schere an seinem Hause ausmeisseln lassen, wie man das an dem Hause Nikolausstaden 16 so hübsch sieht, und ein späterer Bewohner erhielt den Namen *Scher*. Von den hierher gehörigen Namen nenne ich nur einige weniger bekannte, z. B. *Pfützer*, was ich als Brunnenmacher von lat. *puteus* ableite, *Swertfeger*, *Buckeler* = *Schilt*, *Kugeler*, einer der *Gugeln* d. h. Mäntel macht, *Birer* und *Birmann* (Bierbrauer, Bierverkäufer), *Birmenter* = Pergamenter, *Wuchrer*, noch ohne den tadelnden Beigeschmack, *Decker*, ferner *Würt*, *Würtelin*, oder auch *Kandel* = Kanne, *Stouffe* = Becher, *Schenkbecher*, vielleicht gehört auch *Schoub* hierher, was einen Strohbund bedeutet, das Zeichen, dass es neuen Wein giebt, sodann *Smit*, *Smidelin*, *Blosbalg*, *Zengelin*, *Messerer*, *Kettener*, *Kessler*, *Bleier*, vielleicht auch *Haumesser* und *Ribisen*, dann *Wepfermann* = Gaukler, *Happenmacher*, ein Sichelmacher, *Kistner*, *Büchsener*, *Löffeler*, *Kübeler* und *Kübel*, *Stueler*, vielleicht auch *Stullecher*, einer der *Stullachan* d. h. Stuhlüberzüge macht; zum Fassgewerbe gehören die *Kiefer*, *Kufelin*, *Fässler*, *Fasszieher* und *Bareler*. Sehr alt ist die Familie *Zeideler* (= Bienenzüchter), ebenso die *Welker*, *Walker*, die *Fladerer* (= Kuchenbäcker), die *Wenner*, *Wanner* (= Wannenmacher), die *Salzmuter* (= Salzhändler) u. s. w. u. s. w. Leute, die etwas verkauften, wurden häufig mit Namen, die mit *-mann* zusammengesetzt sind, bezeichnet; so finden sich Familien *Oleimann*, heute *Ohlmann* (Oelhändler), ferner *Eisenmann*, *Kesemann*, *Essigmann*, *Louchmann*, *Holzmann*, aber auch Namen auf *-er*, wie *Ochsener*, *Krebser*, *Milcher*, *Boner*, *Krüter* (heute *Kräuter*), *Heniger* (= Honigverkäufer) u. s. w. *Körner* bedeutet wahrscheinlich den auf dem Kornmarkt die Aufsicht führenden Beamten; ein Kornverkäufer heisst *Kornkouf*, auch findet sich in Strassburg eine alte berühmte Familie *Virnekorn*, entsprechend den in andern Gegenden Deutschlands vorkommenden *Firnhaber*, *Altrogge*, *Oltrogge*. Der Name *Schott*, *Schottemann* bedeutet nicht etwa einen geborenen Schotten, dann wäre die Häufigkeit des Namens gerade im Elsass unerklärlich, sondern einen hausierenden Krämer; in früherer Zeit zogen nämlich gelegentlich Schotten als Hausierer herum, und diesen

Namen übertrug man dann auf alle Krämer. Auch der Humor kam hier zu seinem Rechte; so findet sich 1427 *Sifrit Surzapf*, *der Winsticher*, und *Adolf Smalriem*, *der Sattler*, 1587 *Bonifacius Hosbein*, *der Schneider*. Es bleiben freilich auch hier noch eine grosse Zahl von Deutungen ungewiss. *Stampf* heisst allerdings die Mörserkeule des Apothekers, *Spörlin* ein kleiner Sporn; man könnte daraus also auf einen Apotheker und auf einen Sporenmacher schliessen; aber kann jenes nicht ebensogut die Bezeichnung für einen kurzen dicken Menschen, dieses der Name eines mit seinen Sporen prunkenden Junkers sein? Es finden sich nämlich eine grosse Zahl ähnlicher Geschlechtsnamen, die nicht gut anders zu deuten sind, und damit kommen wir zu der

vierten und letzten grossen Gruppe von Familiennamen, zu derjenigen, die eine äussere oder innere Eigenschaft oder eine Gewohnheit andeuten. Zunächst finden sich die auch heute häufigen Adjektiva ziemlich oft: *Wiss*, *Schwarz*, *Hell*, *Blank*, *Braun*, *Roth*, *Vehe* (buntfarbig), *Klein*, *Gross*, *Stark*, *Stumpf*, *Doub* (taub), *Snell*, *Rich*, *Seltenrich*, (d. h. *an saelden*, Glück, *rich*), *Zart*, *Krumb*, *Schieck* (schief). *Halbgewachsen*, *Hallwachsen*, *Wunderlich*, *Gut*, *Wise*, *Kuen*, *Keck*, *Wild*, *Weidenlich* (jagdmässig, tüchtig), schliesslich *Seellose* (d. h. nicht auf das Heil seiner Seele bedacht), ein Name, der heute noch in der Seelosgasse fortlebt. Dann findet sich schon 1264 *Heinricus Dulcis et aridus*, deutsch wiedergegeben *Heinrich der Dürre und der Gute*, ein merkwürdiger Name, der seine Analogie in dem in Strassburg heute noch vorkommenden *Liebundgut* hat. Sehr früh treten auch schon Verkleinerungsformen von diesen Adjektiven auf, ein Zeichen, dass sie nicht mehr als solche empfunden wurden; so giebt es Familien *Blenkelin*, *Stumpfelin*, *Stolzelin*, *Rouchelin* (später *Reuchlin*) von rauh, auch *Schötterlin* vermutlich zu einem nur im Komparativ *schotter* vorkommenden Stamm, der «unordentlich gekleidet» bedeutet. Ferner Zusammensetzungen mit *-mann*, *Schönemann*, *Snelmann*, *Gutmann*, *Wisemann*, dann solche mit Vornamen: *Kleinhans*, *Fulhans*, *Langhans*, *Horbarth* = Schmutzbarthel, *Stolzenbolz*, *Trunkenbolz*. Hierher gehören die in Strassburg heute vorkommenden Namen *Böswillwald* (böser Willibald) und *Böshens* (böser Hans). Sehr früh kommen schon Eigenschaften bezeichnende Nomina agentis als Geschlechtsnamen vor, so *Tiuschere*, später *Däuscher*, *Wünscher*, *Spiser* = Speiser, *Süser* = Sauser, *Züser* = Zauser, *Rorer* = Brüller, *Reizer*, in einer lateinischen Urkunde mit *Provocator* wiedergegeben, *Knurzer*, vermutlich ein langsamer Arbeiter, heute dialektisch «*Knorzer*», ferner *Freveler*, *Treter* = Tänzer, *Zürner*, *Hiler*, vielleicht gleich Heuler,

Hozzeler = Schaukeler, dann die Namen zweier altberühmter Strassburger Familien, *Broger* = Prahler und *Beger* = Zänker, schliesslich *Taweler*, *Tauler*, *Taler* von *tawalon*, hinwelken, hinsterben. Auch *Scenterlin* wird in der Bedeutung «Schmäher» durch die Familiennamen *Scantmann* und *Scantvogel* bestätigt. Aehnlich sind *Held*, *Grossherre*, *Lappe*, was einen unordentlichen Menschen bezeichnet und auch in der Verbindung *Pfaffenlapp* als Familiennamen vorkommt. *Judenbreter*, der Name einer im 14. Jahrhundert blühenden Familie, mag wohl einen Antisemiten jener Zeit bedeuten. Auf innere oder äussere Eigenschaften wird auch durch mehr oder minder schmeichelhafte Vergleiche hingewiesen. So finden wir *Engel* und *Hellriegel*, das ist nämlich derjenige, der den Rückweg aus der Hölle versperrt, der Teufel, *Künig* und *Soldan* = Sultan, *Babst*, *Cardinal*, *Priol* = Prior, *Pfaff* und *Münch*. Bei dem Namen *Jude*, der sich öfter und nicht nur in Strassburg als Familiennamen von Christen findet, kann man entweder an einen getauften Juden oder an einen irgendwie einem Juden ähnlichen Menschen denken.

Von ganz besonderem Interesse scheinen mir einige wenige Namen litterarischen Ursprungs, die man Leuten gab, die irgendwie an Personen der Dichtung erinnerten. So nannte man *Tristan* vermutlich einen Menschen, den man heute als *Don Juan* bezeichnen würde. Z. B. heisst ein Strassburger Bürger im 14. Jahrhundert *Johannes Tristan*, und schon früher giebt es eine Familie *Parsival* uud ein sehr zahlreiches Geschlecht *Hogier*, *Hoyer* nach d e r Persönlichkeit aus dem Sagenkreise Karls des Grossen benannt, die wir als Herrn *Holger* aus *Dänemark* kennen. Auch Familiennamen wie *Viviantz* und *Durand*, die an die Helden mehrerer altfranzösischer Epen, übrigens auch an den Namen der Zauberin *Viviane* und an den von Rolands Schwert *Durandarte* anklingen, möchte ich hier anführen. Wie beliebt diese Epik französischen Ursprungs im Elsass war, beweist der Umstand, dass in dem Geschlechte der Rappoltsteiner Grafen sich mehrfach der durch Wolframs Parsifal bekannte Vorname *Herzeloyde* findet. An die Bekanntschaft mit dem deutschen Sagenkreise erinnert der Name *Nibelung*, *Nebelung* und ein *Dieterich*, dem jedenfalls in Erinnerung an den grossen Ostgotenkönig der Name *Amelung* als Familienname beigefügt worden ist.

Wenn wir nach dieser kurzen Abschweifung wieder zu den Eigenschaftsnamen zurückkehren, so sind ferner eine Menge Tiernamen zu erwähnen. So finden wir als Familiennamen *Igel*, *Wölflin*, *Snecke*, *Floh*, lat. *Pulex* schon in einer Urkunde von 1233 : *Wernherus Pulex*, ferner *Dunghase*, was vermut-

lich ein Kaninchen bedeutet, *Kuse* = *Kuose*, Schaf, *Swarber*, wohl gleich Sperber, *Kage* = *chaha*, Krähe. — Einfache und zusammengesetzte Abstrakte sind als Familiennamen schon sehr alt z. B. *Kumber, Senfteleben*, *Schade*, *Nachtschade*, wobei ich an die Familie *Landschaden von Neckarsteinach* erinnere. Ein *Fridericus Kleinegedanc* kommt schon 1211 vor; der Name will kein Tadel sein, sondern bezeichnet lobend denjenigen, der feine Gedanken hat. Dazu *Zorn, Sturm*, *Streit*, *Krieg* und das gleichbedeutende *Urliuge, Angest, Brand* und *Brendelin*, schliesslich *Dummermut* und *Irregang*, vielleicht ein Satzname = «hemme den Gang». Aut körperliche Besonderheiten deuten *Kroph, Naso*, *Schenkel*, *Köpfel*, *Judenkopf*, *Pfohlhoubet*, *Kabushoubet* = Kohlkopf — 1315 verbürgt sich für *Johannes*, *Sohn des Johannes Kabushoubet*, *Johannes*, *Sohn des verstorbenen Heringhoubet* — ferner, *Katzenor*, *Krumbefuss*, *Feistpacke* = Dickback, vielleicht auch *Blosbalg* und *Pfiler*, von welcher Familie ein Angehöriger 1332 sogar *Pfoste Pfiler* genannt wird. Auf Eigenheiten der Kleidung beziehen sich Familiennamen wie *Gimpel*, der Name eines Frauenkopfputzes, *Schoubinhut* = Strohhut, *Spitzhut* und ähnliche.

Viele Namen schliesslich deuten auf gute oder schlechte Gewohnheiten. Z. B. *Baldesse*, was mit *Manesse*, dem Namen des Zürcher Geschlechts, der Menschenfresser bedeutet, in Vergleich zu stellen ist, und manche andere. Vor allem kommen hier die Imperativ- oder Satznamen in Betracht, die ich hier im Zusammenhang aufzählen will, soweit sie mir vorgekommen sind. Sie sind meist humoristischer Natur und gewähren einen Einblick in die fröhliche Lebenslust, die in den Städten des 14. und 15. Jahrhunderts herrschte. Da finden wir in der Kalbsgasse einen Schuhmacher, *Hans Kumme noch hie nacht* = komme noch heut nacht, eine Redensart, mit der er wohl seine Kunden häufig vertröstet haben mag; auf dem Rossmarkt, heute Broglieplatz Nr. 1, wohnte 1555 der Hufschmied *Diebold Spring in die Schmid*, ein Name, der nicht nur in Strassburg vorkommt, 1587 am Schiffleutstaden Nr. 4 der Wirth *Elias Sparschuh*, der wahrscheinlich viel barfuss herumlief, 1466 in der Langen Strasse der Schmied *Schenk und drink*, ein paar Häuser davon 1587 ebenfalls ein Schmied, Namens *Heinrich Mornhinweg* = Morgen hinweg, ein Name, der im Badischen und Württembergischen heute noch vorkommt, 1427 in der Weissturmstrasse 24 der Bäcker *Schür-die-Geiss* (= Schier, Schere die Geiss). Der Name *Schenkbecher*, jedenfalls ursprünglich der eines Wirts, jetzt durch eine grosse Stiftung hier wohlbekannt, ist ein Satzname, ebenso *Zuckeswert*, *Zuckschwert* und *Zuckemantel*, *Zuckmantel*, von denen jener «*Zücke das*

Schwert» bedeutet, dieser erklärt wird: «*Raube den Mantel*», sodann *Gerathewohl, Gradwohl*, *Habelützel*, d. h. «Habe wenig», wozu *Habenichts* zu vergleichen, sowie *Schüttenüt*, etwa «Verschütte nichts», vermutlich auch ein Wirtsname. Ausser *Mornhinweg* sind noch einige Namen ohne Verbalformen zu nennen, die zu den Satznamen zählen: 1466 finden wir einen Schuster *Hans Durchdenwind* in der Langen Strasse und einen Weber *Hans Umbundumb* am alten Weinmarkt. Diese Namen sind nicht so selten wie man glauben könnte; in Strassburg haben wir gegenwärtig beispielsweise *Sengenwald* = Senge den Wald, *Haunschild* = Hau den Schild, *Redslob* = Rede das Lob, *Streisguth* = Streu das Gut, ein Name für einen allzu Freigebigen, *Küsswieder*, dessen heutige hübsche Form allerdings aus der älteren: *Kiesewetter*, d. h. «Siehe nach dem Wetter» umgestaltet ist.

Wenn wir nun nach dieser Gruppierung, bei der ja noch sehr vieles in der Etymologie und in der Deutung zweifelhaft und unaufgeklärt bleibt, die Familiennamen im ganzen überblicken, so lässt sich für Strassburg chronologisch etwa folgendes feststellen. Im 12. Jahrhundert beginnt die Bildung der Familiennamen bei dem städtischen Patriziat, um 1500 ist diese Entwicklung abgeschlossen, sie hat somit fast 400 Jahre gedauert. Den Anstoss gab die wirtschaftliche Umwälzung, die das Entstehen und Aufblühen der Städte zur Folge hat. Die ältesten Familiennamen sind nach Ausweis der Strassburger Urkunden diejenigen, die die Herkunft oder die Wohnung, und diejenigen, welche Eigenschaften bezeichnen. Im 13. Jahrhundert werden dann die patronymischen Bildungen fest, d. h. die aus alten Personennamen gebildeten Geschlechtsnamen. Im 14. Jahrhundert werden die Bezeichnungen von Aemtern und Würden, im 15. endlich die Handwerksnamen zu Familiennamen. Im Jahre 1427 heisst es meist noch *Günther der Brotbeck, Simond der Wirt, Brünle der Wagner,* 1466 dagegen giebt es schon Handwerker, die ein anderes Handwerk treiben, als ihr Name besagt, z. B. *Erhart Glaser*, Hutmacher, *Hans Decker*, Schmied u. s. w., der beste Beweis, dass der Name nicht mehr als Appellativum empfunden wurde. Die Entstehung der humoristischen Familiennamen fällt ebenfalls in das 14. und 15. Jahrhundert; sie gewähren uns einen Einblick in die Gedankenwelt der 1332 zur Teilname am Stadtregiment gelangten unteren Schichten der Bevölkerung, über deren Innenleben wir sonst nicht allzuviel wissen.

Doch auch andere Schlüsse können wir aus unserem Namenmaterial ziehen. Die massenhaften Herkunftsnamen geben einen Begriff von der Stammesangehörigkeit des Zuzugs, der

für die mittelalterlichen Städte unentbehrlich war, weil ihre Sterblichkeit der Regel nach grösser war als die Vermehrung durch Geburten. Strassburg hatte sogar bis 1790 keinen Ueberschuss der Geburten über die Sterbefälle, und erst seit 1860 ist die Vermehrung durch Geburten ständig geworden. — Nach der Stammesangehörigkeit macht nun die Bevölkerung des mittelalterlichen Strassburg einen sehr geschlossenen Eindruck; die meisten Zuwanderer stellt nach Ausweis der Familiennamen das Elsass, soweit es im Strassburger Bistum lag, d. h. also das heutige Unterelsass, dann folgen die rechtsrheinischen Gebiete des Bistums, aus denen beispielsweise *Lahr*, *Gengenbach*, *Offenburg*, Zuzug liefern, dann das alte Herzogtum Schwaben oder Allemannien in seinem ganzen Umfange, und zwar so, dass das heutige Württemberg und das bayrische Schwaben, die Schweiz und das Oberelsass etwa gleichmässig beteiligt sind. Wenig zahlreich sind die von weiterher stammenden Bürger; aus Lothringen stammen dem Namen nach, die von *Saarburg*, die von *Bitsch*, die *Marsilius*; 1265 wird sogar ein Welscher aus Metz, *Colin dictus Blanzart de Meti*, als Strassburger Bürger erwähnt; aus dem übrigen Rheinland abwärts vom Elsass werden Weissenburg, Speyer, einmal auch Köln schon in früher Zeit in Familiennamen als Geburtsorte von Strassburger Bürgern genannt. Aber alles in allem zeigt Strassburg auch hier, dass es das Haupt des Herzogtums Allemannien, wie es einmal im 11. Jahrhundert genannt wird, war. Die lautlichen Formen der übrigen Eigennamen bestätigen dieses Resultat vollkommen; es findet sich bis zum Jahre 1500 kaum ein Name, (s. o. *Hennicken*), der lautlich als nichtallemannisch ausgesprochen werden könnte.

So ist es in der späteren Zeit im ganzen auch geblieben. Die Unruhe der Reformationszeit hat bei der grossen Weitherzigkeit des den Strassburger Rat damals beherrschenden Jakob Sturm allerlei Leute, darunter auch viele welsche Kalvinisten nach Strassburg getrieben; aber die Unduldsamkeit der späteren Leiter des hiesigen Kirchenwesens hat diese und viele andere Elemente wieder ausgestossen. Strassburg, das in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Aufflug zu einer wirklichen Grossstadt, die nicht bloss Deutsche aller Stämme, sondern auch Ausländer aller Art zu ihren Bürgern zählte, genommen hatte, sank wieder zu einer südwestdeutschen Provinzialstadt herab. Die politischen Verhältnisse des 17. Jahrhunderts waren nicht dazu angethan, dies zu bessern. Selbst durch die französische Eroberung wurde die Zusammensetzung der Strassburger Bevölkerung wenig geändert; die Stadtregierung blieb in den alten Formen bestehen. 1687 führte Ludwig XIV., um den Einfluss der durchweg protestantischen Familien, in deren

Händen die städtischen Aemter bis 1681 gelegen hatten, zu brechen, die Alternative ein, d. h. er bestimmte, dass künftighin alle Aemter abwechselnd von Protestanten und Katholiken bekleidet werden sollten. Aber selbst diese einschneidende Massregel führte weniger französische Elemente als Einwanderer aus den katholischen links- und rechtsrheinischen Gebieten deutscher Zunge in die Stadt. Natürlich stellten sich allmählich auch Franzosen ein, Beamte, Offiziere und katholische Geistlichkeit, namentlich seit dem Jahre 1702, wo ein *Rohan* Bischof von Strassburg wurde. Aber im ganzen blieb das alte Strassburg bis zur Revolution seinem Charakter nach eine vollkommen deutsche Stadt. Erst durch diese wird die Selbstverwaltung Strassburgs beseitigt und die Stadt, die wie das ganze Elsass bis dahin zum thatsächlichen Ausland, *Étranger effectif*, gehört hatte, dem französischen Staate einverleibt und eine Gemeinde Frankreichs wie *Bordeaux* und *Grenoble*. Aber selbst in der Zeit von 1789 bis 1870 war die Einwanderung von jenseits des Rheines stärker als die von jenseits der Vogesen. Aus der Volkszählung von 1866 ergab sich, dass 10 % der Bevölkerung Strassburgs Angehörige deutscher Bundesstaaten waren; ein weiterer nicht unbedeutender Teil der eingewanderten Deutschen hatte die französische Staatsangehörigkeit erworben. Darin findet die vielen Leuten überraschende Thatsache, dass die Eltern oder die Grosseltern vieler sogenannter Altstrassburger rechts des Rheins geboren sind, ihre Bestätigung. Immerhin hatte es der nach Ausweis der Namen französische Bevölkerungsteil gegen Ende der französischen Herrschaft zu etwa $^1/_5$ der Gesamtbevölkerung Strassburgs gebracht. Denn 1854 zählte man 19,2 % französische und 79,1 % deutsche, 1860 21,6 % französische neben 76,5 % deutschen Namen. Doch waren hier natürlich Beamte und Offiziere mitgezählt, die nicht als bodenständig anzusehen sind. Durch die Vereinigung Strassburgs mit dem deutschen Reich ist hier mit einem Schlag eine grosse Veränderung eingetreten. Eine Zusammenstellung vom Jahre 1884 weist nur noch 7,2 % französische gegen 88,9 % deutsche Namen auf, und bei der sehr starken Vermehrung der hiesigen Bevölkerung, zu der Personen mit französischen Namen als Einwanderer wohl nur sehr wenig beitragen werden, sind diese in der Prozentzahl jedenfalls noch bedeutend — nach einer oberflächlichen Berechnung auf etwa 5 % — zurückgegangen. Anders ausgedrückt heisst das: in der Zeit von 1681 bis 1898 hat die Bevölkerung Strassburgs mit deutschen Namen eine Schwankung durchgemacht, die von, sagen wir, 100 % im erstgenannten Jahre auf etwa 75 % im Jahre 1870 hinab- und seitdem auf 92 % wieder hinaufgeführt hat.

Fragen wir nun — und damit kehren wir zu unserem Gegenstand zurück — ob sich aus den Namen der Bevölkerung von heute, verglichen mit denen der Bewohner des mittelalterlichen Strassburgs etwas für die Bevölkerungsbewegung im Laufe der letzten sechs oder sieben Jahrhunderte schliessen lässt, so ist festzustellen, dass trotz aller Umwälzungen ein verhältnismässig grosser Teil alter Namen sich erhalten hat, und nicht bloss die allergewöhnlichsten, sondern Namen wie *Zuckschwert*, *Armbruster*, *Matern*, *Pfützer*, *Krebser*, *Süser*, *Strinz*, *Winling* u. s. w. Aber wenn diese Beispiele auch nicht viel beweisen sollten, so wird jeder, der sich in die Lektüre des Strassburger Adressbuches vertieft und mit der mittelalterlichen Namenwelt Strassburgs vertraut ist, doch den bestimmten Eindruck haben, dass wir zwar ein gutes Teil Namen nicht bloss nord- und ostdeutschen, sondern auch romanischen, slavischen und hebräischen Ursprungs haben, daneben aber — und zwar gerade in den unteren Schichten — eine grosse Mehrzahl von Namen, die ganz denselben Gedankenkreisen entstammen, wie jene des Mittelalters.

Diese Erscheinung ist ein neuer Beweis für den Satz, dass durch politische Umwälzungen die grosse Masse der Bevölkerung fast nicht berührt, sondern in erster Linie die leitenden Klassen betroffen worden, einen Satz, der sich für Strassburg auch historisch belegen lässt. Nach der Besiegung des Bischofs durch die Strassburger Bürger im Jahre 1262 scheiden die bischöflichen Ministerialen fast sämtlich aus der Verwaltung der Stadt aus und ziehen zum grossen Teile aufs Land; es bildet sich ein städtisches Patriziat vermutlich altfreien Ursprungs, das, durch Handel reich geworden, sich ganz ähnlich gebärdet, wie die freie Ritterschaft auf dem Lande. Die Umwälzungen des 14. Jahrhunderts drängen auch dieses zurück und der Dachsteiner Krieg 1419—1422, dessen Ergebnis diese Patrizier vor die Frage stellt, entweder ihre ritterliche und reichsrechtliche Stellung oder ihr Bürgerrecht aufzugeben, treibt viele aus der Stadt. Das nunmehrige Patriziat ist ein rein bürgerliches Amts- und Bildungspatriziat. Das Jahr 1681 veranlasst etwa 300 der besten Familien der Stadt auszuwandern, und im vorigen Jahrhundert finden wir viele Strassburger als Beamte im Dienste deutscher Fürsten. So kommt es, dass von den Familien, die in unserem Jahrhundert in Strassburg im Vordergrunde stehen oder standen, soweit überhaupt von solchen die Rede sein kann, vor 200 Jahren kaum eine genannt wird.

IX.

Die Deminution
in der hanauischen Mundart.

Von

Dr. med. Kassel

in Hochfelden.

In dem Umfange, der im vorliegenden Aufsatze dargestellt werden soll, kommt die Verkleinerungsform in dem grössten Teile des Unter-Elsass vor, nämlich in der Gegend, welche ungefähr begrenzt ist durch die Nordgrenzen der Kantone Sulz u. W. und Wörth nach Norden, den Rhein nach Osten, die Vogesen nach Westen, die Gegend von Barr und Erstein nach Süden. Dieses Gebiet entspricht im Grossen und Ganzen der ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg. Nach der Pfalz zu ist die Verkleinerungsform viel seltener. Ueber Lothringen und die südlichen Striche des Elsass besitze ich keine genaue Kenntnis, jedoch ist es wohl sicher, dass auch in diesen Teilen unseres Landes das Deminutivum ebenso verbreitet ist.

Da es hier weniger auf die genaue Aussprache als auf die sprachgesetzliche Seite ankommt, sind die Beispiele nach dem Sinn und dem Sprachgebrauche der hanauischen Mundart gewählt, die Schreibweise ist jedoch möglichst an das Hochdeutsche angelehnt, so dass die Beispiele auch für die verwandten Mundarten der Stadt Strassburg, des Kochersberges und des Ackerlands zutreffen.

Die hanauische Mundart hat dieselbe Neigung zu deminuieren, wie eine Reihe anderer deutscher Mundarten, und dieses

Bestreben kann man mit Recht als ein charakteristisches Merkmal der deutschen Gesamtsprache gegenüber allen anderen Sprachen bezeichnen, so verschieden auch die Sprachmittel zum Deminuieren sind. Auch das Hochdeutsche besitzt die Fähigkeit zu deminuieren. Jedoch dürfte die hanauische und im weiteren Sinne die elsässische Mundart diejenige sein, welche vor allen anderen Mundarten dem Deminutivum den weitesten Eingang gewährt hat. Der Hanauer deminuiert noch häufiger als der Schwabe, der Oberbayer, der Oesterreicher, der Schweizer, die doch wahrlich mit der Verkleinerungsform nicht kargen, häufiger auch als der Holländer und der Westfale, welche geradezu im Deminutivum schwelgen. Denn die hanauische Mundart ist im Stande, nicht nur Hauptwörter, sondern auch Eigenschaftswörter, Zeitwörter, Fürwörter, Umstandswörter, kurz sozusagen alle Wortgebilde zu deminuieren.

Während nun das Hochdeutsche zwei Verkleinerungssilben, -chen und -lein besitzt, haben wir im Hanauischen nur ein einziges Gebilde, welches der Deminution dient. Es ist die Silbe *-le* mit ihren Varianten *-(e)l* und *-ele*, die dem mittelhochdeutschen und dem Luther'schen -(e)lîn entspricht und jedenfalls dem lateinischen -ul(us) verwandt ist.

Aber nicht jedes *l* in der Mundart ist als Verkleinerungsform anzusehen, obwohl es manchmal den Anschein hat. Viele *l* erweisen sich bei näherer Betrachtung als Konsonantenwechsel = n. Solche Wörter sind z. B. *Waisel-* in *Waiselkind, -bue, -hüs, -maide; Mittle* = Mitt(en)e; *laigle* leugnen; *rängliere* (frz. régner).

Was zunächst die g r a m m a t i k a l i s c h e S e i t e des Stoffes betrifft, so ist vor allem festzustellen, dass das Deminutiv = *el*, wie Lienhart in seiner Dissertation[1] treffend sagt, auf den wandelbaren Vokal der vorhergehenden Silbe umlautend zurückwirkt. So wird *Hüs — Hisel, Wáuje — Wäjel, Pistol — Pistälele, krache — krächle, staiwe* (stäuben) — *stiwle.* Auf die Abstammung des Wortes kommt es hierbei nicht an. So heisst es *Vorthel* (Vorteil) — *Vörthele, Hampfel* (Hand voll) — *Hämpfele,* nicht *Händel voll, Mumpfel* (Mund voll) — *Mümpfele,* nicht *Mündel voll.*

Im Uebrigen erfolgt die Deminution bei Substantiven so, dass Substantive, die auf einen Konsonanten endigen, *-el* anhängen: *Schóf — Schéfel.* Zur Bezeichnung des Niedlichen, besonders in der Kindersprache (worüber weiter unten speziell), dient ausserdem als Koseform die Endung *-ele*: *Schóf — Schéfele.*

[1] Lienhart, Laut- und Flexionslehre des mittleren Zornthals; Strassburg, Trübner 1891, p. 52.

Substantive, die auf *-er* endigen, deminuieren durch Anhängen von *-le: Messer — Messerle.* Eine besondere Koseform besteht hier nicht.

Substantiva, die auf ein unbetontes *-el* auslauten, deminuieren durch Anhängen eines einfachen *-e*, so dass die Gesamtendung *-ele* entsteht: *Sâwel — Säwele, Michel — Michele.*

Alle anderen auf *-l* auslautenden Substantiva deminuieren durch Anhängen von *ele: Mül — Milele, Kamisôl — Kamisälele, Mischêl* (französische Aussprache) — *Mischêlele.* Es sind dies entweder einsilbige Wörter oder solche, die die letzte Silbe betonen, letztere sämtlich Fremdwörter.

Substantiva, die auf ein unbetontes *-e* endigen, hängen einfach *-l* an: *Gârte — Gärtel.* Substantive auf *-i* verwandeln dieses *-i* ohne Rücksicht auf seine Herkunft in *-jele: Rätti — Rättjele, Teppi — Teppjele, Bäri* (Berg) — *Bärjele, Säri* (eine Art Reisedecke) — *Särjele, Kaffi — Kaffjele* (Kindersprache), *Mari — Marjele.*

Substantive, die auf einen Diphthong (*ei, ai, äi, au*) auslauten, hängen *-el* an: *Gebei* (Gebäude) — *Gebeiel, Papegai — Papeguiel, Stäi* (Stiege) — *Stäiel, Hau* (Haue = Hacke) — *Haiel.* Nebenbei ist die Koseform auf *-ele* im Gebrauch.

Von Substantiven, die auf einen anderen Vokal endigen, kommen bloss Eigennamen in Betracht und zwar durchgehends französische, welche auch von Leuten, die des Französischen unkundig sind, französisch ausgesprochen werden. Sie deminuieren durch Einschieben von *-k-* zwischen den Stamm und die Endung *-ele,* also durch Anhängen von *-kele* mit scharfer Betonung des Endvokals: Marie*kele*, Octavie*kele*, Eugénie*kele*, Valérie*kele*, Amélie*kele*, Virginie*kele*, Maria*kele*, Anna*kele*, Rosa*kele*, René*kele*, Léon*kele*, Armand*kele*. Vereinzelt steht Anna*jele* neben Anna*kele*.

Um nun auf die Verbreitung und die Bedeutung des Deminutivum überzugehen, so zeigt es sich, dass hier eine grosse Mannigfaltigkeit herrscht. Besonders ist die Verkleinerungsform im Sprachschatz wie im Sprachgebrauch am häufigsten beim Substantivum. Da bezeichnet sie zunächst das Kleine, das räumlich oder zeitlich Begrenzte.

Namentlich huldigt ein grosses Gebiet mit Vorliebe dem Deminutivum, nämlich das poesieumwobene Blumenreich, welches im Volksleben eine so wichtige Rolle spielt. Es giebt nicht viele Blumen, die nicht vorwiegend oder ausschliesslich im Deminutivum genannt würden: *Balsaminle, Gänsbliemle, Käthrinerösle, Jiljele* (Lilie), *Pfingstenäjele, Ritterspörnle, Schneeglöckle, Vergissmeinnichtle.* Manche erhalten eben durch die Verkleinerungsform ihre Bezeichnung als Blumen: *Bluetströpfle,*

Dreifaltigkeitle, *Hahnekridle*, *Hâsemilele*, *Himmelschlüssele*, *Holzschiejle*, *Kapezinerle*. Fremden Ursprungs sind *Arikele* und *Arunkele*, ersteres vom lateinischen Primula auricula, letzteres vom lateinischen Ranunculus. Beide haben also die lateinische Deminutivendung direkt in die elsässische umgewandelt.

Auch Obstarten und andere Erzeugnisse des Gartens werden häufig im Deminutiv gebraucht, so *Heubierle*, *Dapiäpfele* (frz. pommes d'Api), *Kwätschle*, davon *Kwätschelbrändewin*, — *Aernepflimle*, ferner *grieni Erbsle*, *Rättjele* (Radieschen), letzteres zum Unterschied von *Rätti*, grosse Rettige.

Sodann stehen die Bezeichnungen für das im Elsass so beliebte kleine Gebäck meistens in der Verkleinerungsform: *Aenesbrödle*, *Biskewitle*, *Hirzhörnle*, *Pfittele*, *Riple* (Räupchen), *Schwowebrödle* u. a. m. Auch *Krachle*, in Butter geröstete kleine Brodstücke, welche beim Zerbeissen «krachen», gehört hierher.

Aber die hanauische Mundart geht weiter als das Hochdeutsche. Sie bildet zur Bezeichnung des Kleinen, Geringen, Kurzdauernden, Wörter, die im Hochdeutschen nur schwermöglich oder undenkbar wären, denen aber die sprachliche Zweckmässigkeit nicht abgesprochen werden kann. Auch im Hochdeutschen sagt man beispielsweise ein Spielchen, Schläfchen, Geschäftchen, ferner ein Bankeröttchen, Demonstratiönchen u. ähnl. Viel häufiger sind derartige Deminutionen im Elsässischen. Man sagt z. B. *e Pfündel Fleisch*, *e Spaziergängel*, *Hüestel*, *Pöstel* und *Depeschel*, (Postkarren) *Jägdel*, *Tribel* (Trieb = Treibjagd), *Räjele* (Regen), *Fällele* (Falle), *e Nixele*, eine nichts vorstellende, unscheinbare Person, *e Dreckele*, eine Kleinigkeit (in wegwerfendem Sinn), *e Höftel* (Hof, Gehöft), *e Gebeiel* (Gebäude), *e Märikel* (eine Mark Geld).

Der Ausdruck der Zuneigung und des Vertrauens liegt in *Herrgöttel*, kleiner Herrgott, sehr beliebter Mann, *s Dökterle*, der liebe kleine Doktor und besonders in *Männel* als Anrede unter intimen Freunden, z. B. *horich*, *Männel*, *ich will der ebs sáuje*. Die also bezeichneten Personen brauchen durchaus nicht klein zu sein, es können Riesen von Gestalt vorstellen. Aehnlich sagt man im Niederdeutschen «lüttje Mann» und im Französischen «ma petite femme», wo von kleinen Leuten keine Rede ist.

Ferner drückt das Deminutiv die Geringschätzung, das Verächtliche aus in Wörtern wie *e Mêrel* (franz. maire, Bürgermeister), *e Schüelmeisterle*, *e Schüehmächerle*, *Schniderle* u. s. w. In diesem Sinne ist folgendes Sprichwort geläufig: *mer geht nit züem Schmittel*, *mer geht züem Schmitt*,

d. h. man geht nicht zum minderwertigen Arbeiter (Kurpfuscher etc.), sondern gleich zu einem rechten Mann. Auch *Früchtel* (hochdeutsch: ein schönes Früchtchen), *Lasterle* und *Musterle*, letzteres ironisch, gehören hierher. Andererseits dient das Deminutiv wieder zur Milderung in *Lümpel* (kleiner Lump, Trinker) und *Wackesle*.

Auch abstrakte Begriffe werden ohne Scheu der Verkleinerungsform unterworfen. Man sagt z. B. *Augesblickel, Anschlägel, Gelüstel, Künstel* u. a. m.

Mit dem Begriff des Kleinen ist eng verwandt das Niedliche, das Liebliche, Hübsche, Angenehme und daher den Sinnen Wohlgefällige. So kommt es, dass viele Kleidungs- und Trachtstücke in der Verkleinerungsform stehen, ohne dass sie gerade klein zu sein brauchen, z. B. *Halschtiechel, Nackmäntele, Wämstel, Wandfürtiechel*, ferner von französischer Herkunft *Krawättel, Gämpel* (guimpe), *Westel* u. a. Von kleineren Gegenständen, z. B. *Fischgränle*, Fischgräten (Aermelschmuck), *Plättelbörtle*, mit Plättchen versehene Borten (Schmuck des Vorsteckers), *Fländerle*, Spitzen aus Flandern, ist das wohl selbstverständlich.

Ferner werden die Namen von Speisen häufig als Ausdruck des Angenehmen, Wohlschmeckenden in die Verkleinerungsform gesetzt, so *e güets Süppel, Gemüsel, Salätel, Serwilasalätel, Griespäppel, Eiermiesel*. Aehnlich hochdeutsch: ein Weinchen!

Sodann gehören hierher die Namen einiger Kinderspiele, z. B. *Nüssles* (oder *Nüsslis*), *Rinkeschläpplis, Rösslis, Reiflis, Saldätlis, Nochläuferles, Stützeböckele* und viele andere.

Wie weit die Verkleinerungsform verbreitet ist und wie sehr sie im täglichen Gebrauche verarbeitet wurde, erhellt am Besten aus der grossen Zahl der Wörter, welche in der Verkleinerungsform eine besondere, von dem ursprünglichen Worte mehr oder weniger abweichende Bedeutung erhalten haben.

Es seien zunächst mehrere genannt, welche Haus und Hof betreffen: *Garte*, nur in den Zusammensetzungen *Obstgarte, Grasgarte* u. ähnl. gebraucht; *Gärtel* ist dagegen der wöhnliche Ausdruck für Blumen- und Gemüsegarten. *Glück*, Henne, welche Junge hat; *Glickel*, Küchlein. *Hau*, Feldhacke; *Haiel*, Gartenhacke. *Hurd*, Horde, grosses hölzernes Geflecht zum Trocknen des Hopfens oder zum Aufbewahren der Aepfel im Keller; *Hürdel*, kleines Geflecht znm Aufbewahren der Nüsse oder zum Dörren des Obstes auf dem Speicher. *Kapeziner*, Kapuziner; *Kapezinerle*, Kapuzinerkresse (tropaeolum majus L.). *Katz*, Katze; *Kätzel*, neben Kätzchen im

eigentlichen Sinne: Blütenstand der Weide, Wallnuss, Buche, Pappel, Eiche. *Korb*, grosser Bauernkorb mit 2 Griffen; *Körwel*, Arm- oder Handkorb. *Krüej*, Krug im Allgemeinen und *Krüch*, Wasserkrug; *Kriejel*, Weinkrügel. *Kütsch*, Kutsche; *Kitschel*, Kinderwägelchen; *d Kitschle*, das Carussel. *Latz*, Latz, Schlitz, übertragen: dummer Mensch; *Lätschel*, Lätzchen der Kinder zum Vorbinden beim Essen. *Líb*, Leib, Bauch; *Líwel*, Corsett. *Thor*, das grosse Hofthor; *Thärel*, Seiten- oder Hinterthür. *Wáuje*, Bauernwagen mit Deichsel; *Wäjel*, desgl. mit Scheere. *Wann*, Fruchtwanne; *Wännel*, Küchenwanne.

Die Küche gehen u. A. die folgenden Wörter an: *Büsche*, die Stelle am Kopf, wo die Zöpfe beginnen; *Bischel*, gepolstertes Stück Zeug zum Anfassen heisser Gegenstände. *Briej*, Brühe; *Brêjel*, Schlachtsuppe. *Glas*, Glas; *Gläsel*, auch ein Gläschen Branntwein (frz. un petit verre). *Kachel*, Kachel, Schüssel; *d Kächele*, auch die Isolatoren der Telegraphenstangen. *Knopf*, Knopf, Knoten; *Knöpfel*, die bekannte Mehlspeise, Knödel, Klösse. *Küeche*, Kuchen im Allgemeinen; *Kiechel*, Fastnachtsküchel. *Náujel*, Nagel; *Näjele*, Gewürznelke. *Niere*, Menschen- oder Kalbsniere; *Nierel*, Schweins-, auch wohl Hasenniere als Speise. *Profit*, Gewinn; *Profittel*, Lichtstockaufsatz mit einem Stachel zur Befestigung kleiner Kerzenstummel. *Ripp*, Menschen- oder andere Rippe, auch böse Frau; *Rippel*, Schweinerippchen als Speise.

Ins Feld führen uns nachstehende Wörter: *Burne*, Born, Brunnen; *Bürnele*, Quelle. *Fír*, Feuer; *Fírel*, Irrlicht. *Grawe*, Graben; *Gräwel*, Strassenrinne. *Krût*, Kraut; *Krittel*, Heilpflanze. *Pupp*, Puppe; *Püppel*, auch Kolbenscheide des Welschkorns, ferner die zur Ablieferung in ein Bündelchen vereinigten Tabaksblätter. *Strick*, Strick, ungezogener Mensch; *Strickel*, Hasenschlinge.

Der Heilkunde gehören an: *Bein*, Bein; *Beinel*, Knochensplitter. *Brief*, Brief; *Briefel*, abgetheiltes Arzneipulver. *Gawel*, Gabel; *Gäwele*, Weinranke; *üwer s Gäwele lüeje*, schielen. *Pulver*, Pulver; *Pülverle*, abgetheiltes Arzneipulver. *Kranz*, Kranz; *Kränzel*, Pessar.

Ausdrücke allgemeiner Art sind diese: *Dach*, Dach; *Dächel*, auch Schirm der Mütze. *Gsetz*, Gesetz und *Gsatz*, religiöse Vorschrift; *Gsetzel*, Absatz, Strophe. *Kamerad*, Kamerad; *Kamerädel*, Gespielin. *Kapp*, Kappe; *Käppel*, auch Zündhütchen. *Kopf*, Kopf; *Kopfele*, eigensinniger Mensch; *Köpfel* und *Briefköpfel*, Briefmarke. *Kracher*, Kuss, altmodisch gekleideter Mann, Wagen, Nussknacker, eine Art Kinderspielzeug; *Krächerle*, in Butter hart geröstete Brodstückchen. *Ring*,

Rinke, Ring; *Ringel*, Kreis. Endlich gehört auch hierher *Finger*, Finger; *Fingerle* (jüd.), Fingerring.

Eine weitere, nicht minder grosse Zahl von Hauptwörtern ist blos in der Verkleinerungsform gebräuchlich. Die Empfindung des Volkes, dass es sich hier um deminuierte Wörter handelt, ist durchweg verloren gegangen. Es geht dies daraus hervor, dass sie noch weiter nach den Lautgesetzen verkleinerungsfähig sind, besonders aber daraus, dass etwa ein Dutzend derselben das männliche oder weibliche Geschlecht angenommen hat.

Es folgen zunächst die sächlichen Wörter und zwar zuerst die, welche in ursprünglicher Form auch dem Hochdeutschen angehören. *Batzel* (Batzen), Geldstück (scherzhaft und Kdspr.); *Gäckele* (Geck), einfältiges Mädchen; *Krischkingel*, Christkind; *Kífitzel* Kiebitz; *Rimel* (Reim), gereimter Spruch; *Rísel* (Reuse), Hühnerreuse; *Schwälmel*, Schwalbe; *Ziesel*, Zeisig, kleines verdriessliches Mädchen; *Zickel* (Zicke), junge Ziege.

Von hochdeutschen Wurzeln frei gebildet sind folgende Wörter: *Einspännel* und *Vierspännel*, bewegliches Querholz hinten am Bauernwagen, zum Einspannen des oder der Pferde; *Gäffele*, einfältiges Mädchen; *Schmüerel*, Schmierfink; *Schnellrädel* und *Schnellfiessel*, Fahrrad und Radfahrer; *Schnäpperle*, Schnabel eines Gefässes; *Ufhängkerle*, Aufhängsel eines Kleides; *ken Unthätele*, nicht das Geringste; *Vorhaiwel* (vor-Haupt), unbebauter Kopf eines Ackers, im Bannbuch des Dorfes Mühlhausen 1650: vorhäubtelen; *Wäsel* (Gewächs), Hautflecken, Sommersprosse; *Zwickerle*, Schlüssel am Fassbahn zum Abzwicken = Wegnehmen des Weines (?).

Im Hochdeutschen unbekannt, jedoch in anderen Mundarten lebendig sind folgende Wörter: *Bippel*, Hühnchen, schweiz. «Bippi», bayr. «Pip-Han, Pip-Henn, Pip-Gockel»; *Gackel* (Kdspr.), schweiz. «Gaggeli», Ei hd. gack-ern; *Hottel* einjähriges Pferd, bayr. «Hottelein»; *Hützel* (Kdspr.) und *Haitzel*, Schwein, Rheinland und Spessart «Wutz» = Schwein; *Knürtzel*, Auswuchs von einem Laib Brod, Nürnberg «Knörzlein», Darmstadt «Knörzche»; *Moppel*, Hund, bayr. «Moppel»; *Watschele* (Kdspr.), Händchen, schweiz. «Watsch», bayr. «Watschen», und «Wätschen» = Ohrfeige; *Wölfele* (Kdspr.), Zähnchen, Oberpfalz «Wofel», bayr. «Wölfel».

Aus dem Französischen stammen *s Latêtel* (la tête), der Kopf, und *s Orèjel* (oreille), das Ohr, beide nur scherzhaft.

Auf einen Naturlaut ist zurückzuführen *Wülele*, Gänschen, auch in übertragenem Sinn: einfältiges junges Mädchen (*wüle-wüle*, Lockruf an Gänse und Enten).

Was nun die männlichen und weiblichen Wörter in der Verkleinerungsform betrifft, so könnte man auf den ersten Blick vielleicht einige Zweifel erheben, ob das *-l* thatsächlich als Deminutiv aufzufassen ist. Eine wichtige Thatsache muss jedoch alle Bedenken wegräumen. Sämmtliche Eigennamen männlicher Personen sind nämlich trotz der Deminutivendung stets männlichen Geschlechts. Diese Erscheinung ist also durchaus nichts Ungewöhnliches. Man sagt demnach *der Hänsel, der Schaköbel, der Michele, der Jockele*. Höchstenfalls sagt man zu ganz kleinen Kindern in der Kosesprache *s Hänsele* u. s. w. im sächlichen Geschlecht. Ebenso ist die Verkleinerungsform von Mann *Männel* und *Männele* (von Kindern und Jünglingen, auch Hunden und Pferden in zutraulichem Sinn) immer männlich. Männlich sind ferner *Bändel, Bängel*, Band; *Lippel*, Lippe; *Möüjel* (von Mocke), unförmlicher Bissen; *Triwel*, Traube.

Weiblich sind: *Dichel* (Deiche), hölzernes Rohr einer Wasserleitung; *Fransel*, Franse; *Schindel, Schingel*, Schiene; *Warzel*, Warze; *Wäspel*, Wespe.

Nun wäre noch das Verhalten der französischen Hauptwörter zu betrachten. Sie gehorchen ebenso der Deminution und dem Umlaut wie die deutschen Wörter. Es seien genannt: *Butäll* (bouteille) — *Butällele*; *Balungster* (balustre) — *Balüngsterle*; *Kamesôl* (camisole) — *Kamesälele*; *Kassroll* (casserole) — *Kassröllele*; *Kakumer* (concombre) — *Kakümerle*; *Orâsch* (orange) — *Oräschel*; *Saladjer* (saladier) — *Salädjerle*; *Sôs* (sauce) — *Sösel*; *Blûs* (blouse) — *Blísel*; *Trâsch* (tranche) — *Träschel*. Einfachen oder auch doppelten Umlaut haben *Scharebang* (char-à-bancs) und *Schüpung* (jupon), also *Scharebängel* und *Schärebängel, Schüpingel* und *Schipingel*.

Eine grosse Verbreitung findet endlich das Deminutivum in Familien- und Hofnamen. In der Deminutivform werden die Namen der Kinder und der erwachsenen Jugend beiderlei Geschlechts bis etwa zum 20. Lebensjahre angewandt, und zwar haben die Namen männlicher Personen das männliche Geschlecht trotz der Deminutivendung, diejenigen der weiblichen Personen das sächliche Geschlecht. Also: *der Fischbächel, der Wäckele*, der kleine Fischbach, der junge Wäckel; *s Geyel, s Striwel*, die kleine Gey, die junge Strub. Ferner einige Beispiele von Hofnamen: *der Stawalterle, der Rähmel, der Kipperle*, der Sohn des Gehöfts «ins Stabhalters», «ins Rehms», «ins Kippers»; *s Metzjerhansel, s Erlebirel, s Kieferle, s Mischêlele*, die Tochter aus dem Gehöft «ins Metzgerhansen», «ins Erlenbauern», «ins Kiefers», «ins Mischêls».

Den Hauptwörtern stehen an Häufigkeit des Vorkommens im Deminutivum die Zeitwörter am nächsten.

Es sind zunächst solche zu nennen, welche von deminuierten Hauptwörtern abgeleitet sind und natürlich die Thätigkeit bezeichnen, welche durch diese Hauptwörter gegeben ist: *kitschle*, ein Kind im *Kitschel* (Kinderwägelchen) hin und her fahren, damit es sich beruhigt; *gärtle* leichte Arbeit im *Gärtel* (Gemüse- und Blumengarten) verrichten; *dimle*, Daumenschrauben (*Dimle*) anlegen, übertragen: zur Eile anspornen; *dichle*, mit einem hölzernen Rohr zur Ableitung des Wassers (*Dichel*) versehen; *püpple*, die Tabaksblätter zu Bündeln (*Püpple*) vereinigen, *üspüpple*, das Welschkorn aus der Kolbenscheide (*Püppel*) entfernen; *möüle*, viel Brod (*Möüel*, Bissen Brod) kauen; *strickle*, eine Hasenschlinge (*Strickel*) legen oder in einer solchen fangen; *ufhifle*, zu einem Häufchen (*Hifel*) zusammenlegen; *kettle*, Handschellen (*Kettle*) anlegen; *plättle*, mit Plättchen belegen; *hürdle*, Obst zum Dörren auf eine Horde (*Hürdel*) legen; *zammespättle*, mit kleinen Flicklappen (*Spättle*) zusammenflicken; *sich ringle*, sich im Kreise (*Ringel*) drehen, winden. Das Wort *aijle* (= oculieren) ist zwar von *Aijel* (Aeuglein) gebildet, aber auch die Mundart gebraucht, gleich dem Hochdeutschen, *Au* im Sinne von Oculierauge.

Nur im Particip sind die nachstehenden Wörter gebräuchlich: *getüpfelt*, mit kleinen Tupfen versehen; *gepläckelt*, mit kleinen Flecken (*Pläckle*); *gstriffelt*, mit kleinen Strichen (*Striffle*); *gstrisselt*, mit Sträusschen versehen (Kleiderstoff); *geränkelt*, mit kleinen Ranken versehen (Kleiderstoff oder Blumen); *üsgebeinelt*, abgemagert (von Bein = Knochen), — die letzten drei nur in der Verkleinerungsform.

Eine weitere Anzahl von Zeitwörtern in der Verkleinerungsform bezeichnet eine Thätigkeit an oder mit kleinen Gegenständen: *krüsle*, kräuseln; *brietle*, brüten; *kridle*, mit Kreide beschreiben; *laichle*, laichen; *brockle* und *verbrockle*, in kleine Brocken zerfallen und zerreiben. Die folgenden beiden sind je nach der Grösse des in Betracht kommenden Gegenstandes im Deminutivum und in der ursprünglichen Form gebräuchlich: *spitze*, spitzen z. B. einen Rebpfahl, dagegen *spitzle*, z. B. einen Bleistift; *hüre*, niederkauern, vom Menschen, aber *hirle* von der Henne, welche ihre Jungen mit den Flügeln beschützt.

Der Begriff «leicht, ein wenig, leise» ist in den nachfolgenden Zeitwörtern enthalten, welche sämmtlich auch in der ursprünglichen Form vorkommen. Diese Art der Deminution kennt das Hochdeutsche ebenfalls, z. B. hüsteln, tröpfeln, streicheln, tänzeln, frösteln, kritzeln, säuseln, brum-

meln, näseln, lächeln, drängeln. In der Mundart seien ausserdem genannt: *klüwle*, klauben; *schweissle*, schweissen, schwitzen; *pöple* von *pople*, klopfen; *kötzle* von *kotze*, husten; *tröckle*; *klöpfle*; *tätschle* von *tatsche*, beklopfen; *kalöpple*, galoppieren; *gickle*, gucken; *brätle*, braten; *téple* von *tópe*, mit der Tatze berühren; *riwle* zerreiben, daher auch *Riwelsupp* u. *Riwelpäpp*, Suppe und Brei mit Einlage von geriebenem Eigelb mit Mehl; *spitzle* von *spitze*, späuzen, speien; — ferner die unpersönlichen Zeitwörter *räjle*, regnen; *schnêjle*. schneien; *stíwle* (stäuben), fein regnen; *krächle*, krachen; *fünkle*, gebr. vom Funkensehen oder Ameisenlaufen, Eingeschlafensein der Haut bei krankhaften Zuständen; *klingle*, klingen, besonders gebr. vom Ohrensausen (im Sinne von schellen ungebr.). Ob endlich *gígle*, pfeifen, giemen (nur von Athmungsgeräuschen) als Verkleinerungsform des oberländischen *gíge* = geigen anzusehen ist, wie das elsässische Wörterbuch annimmt, bleibt dahingestellt.

Sprachlich am interessantesten sind mehrere Zeitwörter, welche den später bei der Kinder- und Kosesprache zu entwickelnden Begriff des Niedlichen enthalten. Wenn man von einer Köchin sagt: *sie kann güet köchle*, so denkt man dabei an eine kleine, niedliche Köchin oder an eine herzige junge Frau, die etwas Gutes und Feines kocht. Unter *schmützle* versteht man recht zart, innig und lieblich küssen. Ein Bauernmädchen, welches *gemützelt un gepützelt* ist, erweckt in uns die Vorstellung eines hübschen, jungen Mädchens, welches schön und zierlich gekleidet und recht lieblich parfümiert ist.

Ganz eigenartig ist *förschle*, forschen in *üsförschle* und *nochförschle*, vorsichtig und behutsam ausforschen. Aehnlich *versteckle*, verstecken.

Eine häufig wiederholte Handlung von kurzer Dauer wird wiedergegeben in *sifle* und *jägdle*, *schöpple* und *schnäpsle*, und dadurch entsteht der Begriff des gewohnheitsmässigen Saufens und Jagens, des Trinkens vieler Schoppen und Schnäpse.

Ohne Grund werden endlich im Deminutiv gebraucht *päckle* (packen), verhaften, *wissle*, weissen, tünchen, ersteres nur in dieser Form, letzteres auch in der ursprünglichen Form *wisse*.

Das einzige Eigenschaftswort, welches in der Verkleinerungsform gebraucht wird, ist *schringlit* (schründelig), mit kleinen Schrunden versehen, neben *schrungit*, schrundig. Stets als Hauptwörter werden gebraucht: *Wiestel*, wüster, unverständiger Mensch, *Stummele*, junge stumme Person, ferner *Alterle* und *Liewerle* in zutraulicher Ansprache.

Als einziges **Umstandswort** sei genannt *e wentel* und *e wentele*, neben *e went*, ein wenig. Wie Umstandswörter werden ausserdem noch gebraucht: *e Brösele* und *e Krümele*, beide im Sinne von «ein wenig», *ken Brösele* und *ken Krümele* (auch *ken Herrgottskrümele*) im Sinne von «gar kein» oder «gar nicht». *Brösele* ist zusammenzubringen mit *Bróschel*, Brosame, *Krümele* mit *Krümle* (plur. tantum), Brodkrume.

Die Verkleinerungsform findet eine sehr ausgedehnte Verbreitung in der **Kinder- und Kosesprache**.

Wohl alle Menschen haben das Bedürfniss, zu einem geliebten Kinde in anderer Weise zu sprechen als im ernsten Tone des Alltagslebens. Die süsse schmeichelnde Stimme, die Auswahl zärtlicher Worte, die Anpassung ganzer Satzgefüge an das einfache Auffassungsvermögen des Kindes genügen jedoch in der Regel nicht, um diesen Zweck zu erreichen. Es ist vielmehr das Bestreben aller Menschen, in die Kindersprache den Begriff des Kleinen, Niedlichen zu legen, und jede Sprache thut dies in der ihr eigenen Weise. Der Franzose z. B. bedient sich entsprechender Eigenschaftswörter, er sagt «mon petit coeur, ma chérie mignonne», oder wendet Verdoppelungen an, z. B. bébé, poupou, fifi, dodo, lolo, bobo, nonon, ronron, toutou, pipi. Der Deutsche hängt die Verkleinerungsform an bekannte und geläufige Wörter, und diese Anwendung ist ein Gemeingut aller deutschen Mundarten, ein Vortheil, wodurch sich die deutsche vor anderen Sprachen auszeichnet.

Die Kosesprache wird gebraucht von Erwachsenen im zärtlichen Verkehr mit Kindern und im Gespräch über Kinder, ferner im Verkehr von Braut- und Eheleuten und in der Sprache des Kindes überhaupt. Sie ist der Ausdruck der Zutraulichkeit, der Schmeichelns, der zärtlichen Liebe in Freud und Leid.

Unsere Mundart ist in der Anwendung der Koseform geradezu unerschöpflich. Sprachlich ist dies die lehrreichste Seite der Deminution.

Die eigentliche Koseform ist, wie bereits erwähnt, *-ele*, nicht *-el*. Bei Substantiven wird die Endung *-ele* einfach angehängt. Kindern gegenüber, um ihnen das Wort in seiner ursprünglichen Form möglichst unverändert darzubieten, werden die Regeln des Umlauts oft nicht befolgt: *Handele, Wasserle, Mannele, Schatzele, Hammele, Strumpfele, Schunkele*. Auch Diphthonge werden meistens vermieden: *gütele* anstatt *güetele*, *liwele* anstatt *liewele*, *midele* (müde) statt *miedele*, *Mêterle*, *Móterle*, und *Moeterle* statt *Mieterle* und *Müeterle* (Mutter).

Die Verkleinerungsform in kosendem Sinne kann an alle

Wortgebilde angehängt werden, so weit sie den kindlichen Anschauungskreis beherrschen.

Von Hauptwörtern, welche im Hochdeutschen nicht verkleinert werden können, seien genannt: *Milichele, Wasserle, Mämmele* (Trinken) in *Milichemämmele, Winemämmele, Kaffimämmele*, ferner *Hungerle, Durstele, Schlófele, Gottsäjele*, Gottessegen (Zuruf beim Niessen der Kinder), *Wéwele, Wiwele*, und *Wiwíwele* (Weh), *s Wíwel*, die schmerzhafte Stelle, *d Wíwle* z. B. die Impfpusteln, *Rischele* in *e Rischele mache*, unmittelbar vom Zeitwort «rauschen» abgeleitet. Derbe Hauptwörter werden mit Vorliebe gebraucht und durch die Deminution in das gerade Gegentheil verkehrt: *Schnawele, Fratzele, Britschele*, (*Britsch*, hässliches Gesicht), *Göschele* (*Gosch*, Schimpfwort = Mund), *Schnüffele* (*Schnuffel*, Schnauze), *Gickele* (*Gückel*, derb = Auge) und *Hellegickele* = Licht, *Schäfele, Hammele, Aeffele, Stinkerle.*

Verdoppelte Hauptwörter endlich mit Deminutivendung sind: *Mineminel* (Katze oder Kaninchen), *Wülewüle* (Gänse oder Enten), *Wiwíwel* (Weh), *Dankdankele mache*, mit der Hand danken.

Auch an Familiennamen wird in der Kindersprache mit Vorliebe die Deminutivendung gehängt, wenn sie sich vermöge der Leichtigkeit der Aussprache dazu eignen. Besonders gilt dies von einsilbigen Wörtern und solchen die auf *-el* endigen. So antwortet z. B. der kleine Michel Kühm auf die Frage nach seinem Namen: *Michele Kihmele*, die kleine Maria Katharina Dub: *Mékäthele Díwele*, die kleine Margaretha Wäckel: *Grétele Wäckele.* Und so passiert es mir sehr oft, dass ein Kind auf die Frage, wer ich bin, ohne weiteres antwortet: *der Herr Kassele.* Das fliesst eben so leicht aus dem Munde und kommt dem Kinde ganz natürlich und selbstverständlich vor.

Ferner wird die Deminutivendung in der Kindersprache an Eigenschaftswörter gehängt, so z. B. *bràvele, líwele, schönele, mídele, gsundele, krankele, kaltele, gütele, wärmele. Schönele* wird auch als Hauptwort = schöne Sache, Spielzeug gebraucht, *Gütsele* nur als Hauptwort = gute Sache, Süssigkeit.

Verkleinerte Fürwörter sind *minele, dinele, sinele.* Adverbia: *wàsele? nitele* (nicht), z. B. *s willele ı itele ; mer gehn heimele ; will s nochele? wàs dennele? gällele* (nicht wahr)? *still dü nummele* (nur)*! kehr dich rummele* (herum)*!* Ein Fragewort: *warumele?* Interjectionen: *úlele! uáwele!* (*ú* und *uá* Schmerzensäusserungen). *achele! ach e* (und) *leiderle!*

Was nun die Zeitwörter betrifft, so ist auch hier die Verkleinerungsform von grosser Bedeutung. Wenn sie schon im

allgemeinen Sprachgebrauch weitesten Eingang fand, so sind ihr in der Kinder- und Kosesprache überhaupt keine Grenzen gezogen. Hier eine Anzahl der gebräuchlichsten Zeitwörter: *trinkle* und *essle* mit dem derb-gemilderten *sifle* und *fressle*, ferner *schléfle, spielele, lächle, wächle, grínle, hílele, schnífle, kärichele* (*karichle*, röcheln), *züdeckle, zübindle, bringle, hipsle* (*hüpse* = hopsen), *bädle, heble, lüpfle, fährle* und die weniger ästhetischen *stinkle, schissle, brünsle*, wovon das letztere in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen ist und durchaus als anständig gilt.

Das Deminutiv-*l* verbleibt beim Stamm des Verbums, wird mit diesem als eins betrachtet und darnach konjugiert, also im Indicativ Präsens: *ich habele, ich willele*; *dü kommelsch, dü hílelesch; es fährelt, es schléfelet; mer* (*ér, se*) *spielele, bädle*. Imperativ Singular: *lächel* und *lächele*, Plural: *lächle* und *lächele*. Partizip: *ghèbelt* und *ghèbelet, gemachelt* und *gemachelet*. Dabei ist zu bemerken, dass die erweiterte Deminutivform *-ele* (*-elesch, -elet*) als gesteigerte Koseform gilt und noch grössere Zärtlichkeit ausdrückt als *-el* (*-elsch, -elt*).

Die Zeitwörter *han* und *sin* hängen im Indicativ Präsens die Endung *-ele* an die bereits konjugierten Formen: *ich habele, dü hèschele, er hètele, mir hanele*; *ich binele, dü bischele, er ischele, mer sinele*. In der 2. Sing. sind daneben und als noch zärtlichere Formen im Gebrauch *hèschelsch* und *bischelsch* und als Uebermass der Liebkosung *hèschelesch* und *bischelesch*. Von *han* und *sin* ist weder der Imperativ noch das Partizip in der Deminutivform gebräuchlich.

Sprachlich sehr interessant ist die Deminuierung solcher Formen, welche die Mundart in der Konjugation durch den Umlaut oder sonst mehr oder weniger verändert. Auch hier zeigt sich das Bestreben, den Umlaut möglichst zu vermeiden und den Stamm unverändert beizubehalten. Offenbar wird unbewusster Weise bezweckt, dass das kindliche Gedächtnis nicht zu früh gewissermassen mit den Ausnahmen von der Regel belastet wird. Es heisst also z. B.: Infinitiv *essle* (essen), Ind. Präs. *ich essel* (nicht *ich issel*), *dü esselsch, er esselt*; Infinitiv *nehmle*, Ind. Präs. *ich nehmel* (nicht *ich nimmel*), *dü nehmelsch, er nehmelt; ich willele, dü willelesch, er willele*. Anstatt des zum Deminuieren ungeeigneten, aber in der Kindersprache dem Begriff nach unentbehrlichen *gän* (geben) wird die hochdeutsche Form «geben» zum Deminuieren benützt, also Infinitiv *gäble*, Ind. Präs. *ich gäbel, dü gäbelsch, er gäbelt*, Imperativ *gäbel*, Partizip *g'gäbelt*. Besonders klar tritt die interessante Erscheinung der Erhaltung des Stammvokals in der Demi-

nuierung beim Partizip zu Tage. Man sagt z. B. *gebringelt, getrinkelt, gebindelt, gschnidelt, gstächelt, genähmelt, gstrichelt, gebeisselt, g'gäbelt.*

Durch die Deminuierung aller Wortgebilde im weitgehendsten Umfang entsteht eine eigenthümlich weiche, einschmeichelnde Sprache, wovon hier eine Probe im Zusammenhange mitgeteilt sei. Eine Mutter sagt z. B. zu ihrem weinenden Kinde: *Wâsele denn, min Hämmele? Hesch Hungerle? Hesch Durstele? Hesch Wiuíwele? Bischelsch mídele? Het dich e wüstes Flóchele gebeisselt? Kommele, min Schéfele! Müeschelsch nit grínle! s mächelt nixele! s Mèterle gäbelt im líwe Kindelen e Schmützele, nó dèrfel s au zuem Mèterle kischle, nó schléfelet s schön!* Wie süss und einschmeichelnd das klingt, und vor allem wie lieblich das von den Lippen fliesst!

Auch in vielen Schlaf-, Wiegen-, Schaukel- und anderen Kinderliedern kommt die Verkleinerungsform reichlich zum Ausdruck. Hier ein Lied, welches die Mutter dem Kinde vorsingt, wenn sie sein Gesichtchen wäscht: *Gickele, Gickele; Bäckele, Bäckele; Bärtele, Mílele, Näsele; un dis isch s klein Bläsele* (*Bless* = Stirn). Beim Nennen des betreffenden Gesichtsteils berührt sie ihn jedesmal mit dem Schwamm.

Ungemein lehrreich und ein Beweis dafür, wie zweckmässig dem Elsässer die Deminutivform erscheint, ist, dass sie auch beim Französischsprechen an französische Wörter gehängt wird, ganz genau so, wie es in der deutschen Mundart geschieht. Manche Personen, namentlich junge Mütter bringen es hierin zu einer gewissen Virtuosität. So entstehen sonderbare Gebilde wie z. B. soeur*ele*, frère*ele*, père*ele*, mère*ele*, fils*ele*, fille*ele*, tête*ele*, langue*ele*, bouche*ele*, ventre*ele*, (gespr. venter*le*), une jolie robe*ele*, de bonnes choses*ele* (NB. Das Geschlecht bleibt dasselbe wie im Französischen!); ferner sage*ele*, propre-*ele* (gespr. proper*le*), sale*ele*, pauvre*ele* (gespr. pauver*le*), grande*ele* (im Feminum); quoi donc*kele?* (übersetzt von *wâs dennele?*); chauff*le*, vom Verbum «chauffer», nur im Imperatif chauff*el*-toi und chauff*el dich!* Das Verbum *kischle* von «coucher» ist in den allgemeinen Gebrauch übergegangen und wird, seiner Ableitung unbewusst, auch von Landleuten angewandt, die kein Wort französisch verstehn. Der Grund für die Entlehnung dieses in der Kindersprache unentbehrlichen Wortbegriffs aus dem Französischen ist der, dass sich das Deminutiv von *leije* mit dem kurzen Diphthong unschön ausnehmen würde, wie z. B. auch von *lüeje* das Deminutiv nicht gebräuchlich ist, — statt dessen *gickle.*

Jedoch wird der Hiatus stets vermieden. Von Wörtern wie

«yeux, nez, cou, main, bas, grand (Masculinum)» ist ein Deminutivum unmöglich. Interessant ist in dieser Beziehung «chauf*fele*» von «chaud» im Anklang an das Verbum «chauffer», z. B. «il fait bon chauff*ele*». Nicht zu verwechseln mit dieser Deminuierung französischer Wörter ist der Gebrauch deminuierter deutscher Wörter in der französischen Rede, z. B. «viens mon *Hammele,* donne-moi ton *Handele*». Bekanntlich werden die Elsässer wegen dieses sprachlichen Mischmasch, den sich viele nicht abgewöhnen können, oft verspottet, — und nicht mit Unrecht.

In eigenartiger Weise kommt das Deminutivum in der Heilkunde zum Ausdruck. Es ist allgemein üblich, nicht nur in der Sprache der Kinder, sondern auch in der gewöhnlichen ernsten Sprache, die Körpertheile des Kindes in der Verkleinerungsform zu nennen. Hierbei klingt die liebende Sorgfalt zum Kinde in Freuden und Leiden durch. Man sagt also *s Köpfele, d Oehrele, s Rächele, d Aermele, d Schunkele, d Schenkele, d Füessle, s Hitel* (Haut), *s Brüstele, s Herzel, s Gerichele* (Gurgel), *s Mäjele* (Magen), *s Gemächel, s Aerschel, s Bückele, d Luftröhrle, d Gedärmle, d Nervle.* Sogar der Zusatz von Eigenschaftswörtern, die eine Vergrösserung bedeuten, vermag die Verkleinerungsform nicht zu verdrängen. Man kann täglich Ausdrücke hören wie *e hochs Herzel, e dicks Büchel, e gross Näwele.*

Wie sehr sich der Volksmund an diese Verhältnisse gewöhnt hat, erhellt aus einem kleinen Vorkommnis, welches sich unlängst in meiner Heimat zutrug. Ein biederer Bürgersmann zu H. hatte Vaterfreuden erlebt. Plötzlich verbreitete sich zum Entsetzen der Einwohnerschaft das Gerücht, dass der Neugeborene keine Nase habe. Natürlich strömte am Tage der Kindtaufe alles in die Kirche, um dieses Naturspiel mit eigenen Augen zu schauen. Die Neugierde wurde auf ihren Höhepunkt getrieben, als es nicht gelang, das Kind bei der Taufhandlung selbst zu sehen. Erst auf dem Heimweg von der Kirche fand das Geheimnis seine Lösung. Der Vater des Kindes, ein bekannter Spassvogel, gab sie selber: der junge Erdenbürger hatte nämlich keine Nase, sondern *e Näsel!*

Ebenso wie die Körperteile des Kindes werden auch allerlei ärztliche Verrichtungen, welche an ihm vorgenommen werden, in die Verkleinerungsform gebracht. Das Kind bekommt *e Bädel* oder *e Kristierel* (Klystier), der Arzt verschreibt ihm *e Sälwel* zum Einreiben, *en Arzeneijel, e Siröpel* oder *e Laxierel* zum Einnehmen, *e Hüestesäftel* gegen den Husten.

Was aber am Eigentümlichsten erscheint, ist dass sogar

die Namen einiger Krankheiten in der Verkleinerungsform gebraucht werden, sobald sie Kinder betreffen. Dass ein Kind *Köpfeleweh* und *Bücheleweh* hat, ist nach dem oben Gesagten selbstverständlich. Interessanter ist schon die Benennung für Erkältung beim Kinde: *e Rothschinel.* Wenn ein Kind an Lungenschwindsucht leidet, so hat es *e Siecherle.* Ein Leibschaden ist *e Schädele* oder *e Brüchel.* Ein nässender Ausschlag ist *en Uesschlägel,* selbst wenn er den ganzen Körper bedeckt. Und sogar ein Schlagfluss heisst *e Schlâflüssel* oder *e Stickflüssel,* trotzdem es gewiss keine Kleinigkeit ist.

Ich bin in der angenehmen Lage, die beiden letzeren Ausdrücke urkundlich belegen zu können. In den Sterberegistern der Pfarrei Mittelhausen ist in einem Akt vom 21. Januar 1688 die Rede von einem 9 Monate alten Kinde, welches «plötzlich an einem Schlagflüsslein» starb. Ferner starben am 26. März 1719 ein einjähriges Kind «an einem schlagflüsslein ohnversehens», am 28. August 1722 ein 2 Monate altes Kind «ohne zweifel an einem Schlagflüsslein», am 5. November 1729 ein 3jähriges Kind an einem «stickflüsslein», am 6. und 15. Februar 1733 ein 6jähriges und ein 5wöchiges Kind «am «stickflüssel». Am 24. November 1736, kurz nachdem durch die neue hessische Regierung eine straffere Kirchenzucht eingeführt wurde, klagt der Pfarrer von Mittelhausen, dass ein einjähriges Kind «an einem ohnlängst berühmten schlagflüsslein» starb. Und endlich starben am 2. Oktober 1761, 4. Dezember 1762, 8. Dezember 1766 und 24. April 1768 vier Kinder im Alter von 1 Tag, 12 Tagen, 3 Jahren und 19 Tagen an einem «Schlagflüsslein». Diese 11 Fälle werden von 5 Pfarrern berichtet. Leider ist von keinem dieser Herren die Heimat bekannt. Ich glaube aber wohl annehmen zu müssen, dass es alle elsässer Landeskinder waren. Sicher ist jedoch, dass sie die im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung für die Todesursache in ihre Bücher eintrugen, wie das ja erfreulicher Weise in jener Zeit meistens geschah. Wir können also mit Bestimmtheit annehmen, dass der Ausdruck *Schlâflüssel* und jedenfalls auch *Stickflüssel* schon über zwei Jahrhunderte lang im Elsass gebräuchlich ist.

Endlich wäre noch eine meines Wissens einzig dastehende Erscheinung zu erwähnen, welche man füglich nach dem Vorbild der Verkleinerungsform die Vergrösserungsform nennen könnte. Sie besteht darin, dass von einem aut *-el* endigenden Wort nach den Regeln des Umlauts ein neues Wort so gebildet wird, als ob jenes in der Verkleinerungsform stände. Diese sprachlich lehrreiche Erscheinung zeigt sich in 4 Wörtern, und zwar in *Muche* von *Michel, Uve* von *Evel,*

seltener in *Zupfe* von *Zipfel* (ungeschickter Mensch) und *Sumpe* von *Simpel* (einfältiger, dummer Mensch, frz. simple). Die vier Wörter haben einen derb-scherzhaften Beigeschmack.

Hier möge auch ein kleiner Vorfall Erwähnung finden, der mich seiner Zeit ausserordentlich angesprochen hat. Vor einigen Jahren war meine kleine, damals vierjährige Nichte bei uns zu Besuch. Bei ihren früheren Besuchen bediente sie sich eines kleinen Kaffeelöffelchens zum Essen der Suppe. Unterdessen war sie aber ein «grosses Mädchen» geworden, und der kleine Löffel war ihr nicht mehr gut genug. In dieser Not wandte sie sich an den Onkel und sagte ihm : *s will ken kleine Löffel, s will jetzt e grosse Loff.* Das Kind hat in *Löffel* die ihm geläufige Erscheinung der Deminution geahnt und demnach für einen grossen Löffel sprachlich richtig *Loff* gebildet.

Dass übrigens die erwähnte Erscheinung nicht etwa eine blosse Spielerei ist, sondern auch praktische Folgen haben kann, beweist ein nicht minder lehrreicher Vorgang, dem ich vor ungefähr 7 Jahren beiwohnte. Ich war am 19. November 1891 als Sachverständiger vor Gericht geladen und hörte einen Prozess mit an, der unmittelbar vor meiner Sache verhandelt wurde. Im Laufe der Verhandlung sagte ein Zeuge aus, der Kläger S. habe sich über den Angeklagten U. wie folgt geäussert: «Der wüste *Muche,* schlagt den Hund todt!» Der Vertheidiger des Angeklagten, ein Badener, verstand anstatt Muche «Mucker» und erhob sofort gegen den Kläger Widerklage wegen Beleidigung. Und der Amtsrichter, ein Pfälzer, machte dem Kläger Vorwürfe wegen des Wortes «Mucker», das eine starke Beleidigung sei. Ebenso wie der eben erwähnte Zeuge sagten noch 4 andere Zeugen aus, und ihre Aussagen wurden alle mit dem Worte «Mucker» anstatt *Muche* in das Protokoll aufgenommen. Allerdings kam es wegen der Beleidigung zur Freisprechung, nichtsdestoweniger bleibt aber die Thatsache bestehen, dass aus einer einfachen, aber derben Schelte eine schwere Beleidigung gemacht wurde. Es ist also kein Schaden, wenn auch richterliche Personen von altdeutscher Abstammung Kenntnisse in den elsässischen Mundarten besitzen, und bei dieser Gelegenheit sei der nicht unberechtigte Wunsch ausgesprochen, dass die sämtlichen Gerichte des Elsasses das Wörterbuch der elsässischen Mundarten anschaffen mögen. Einem elsässischen Richter wäre jenes Missverständniss wahrscheinlich nicht vorgekommen, er hätte schon gewusst, das das Wort «Mucker» im Elsässischen überhaupt ungebräuchlich ist. Selbstverständlich liegt es mir vollständig fern, einem der beiden mir persönlich bekannten Herren in irgendwelcher Weise nahetreten zu wollen.

Wir sehen also, dass die hanauische Mundart es versteht, durch die Verkleinerungsform mit geringen Mitteln sehr treffende, mannigfaltige und vielseitige Begriffe zu bilden. Wir erblicken darin eine nicht unwesentliche Bereicherung des hanauischen Sprachschatzes und daher einen entschiedenen Vorzug vor anderen Mundarten und vor dem Hochdeutschen.

Und darauf können unsere Hanauer Bauern stolz sein.

X.

Aus dem Stammbuch einer jungen Strassburgerin vor hundert Jahren.

Von

Rudolf Reuss.

Durch Vermächtnis ist ein Stammbuch in meine Hände gelangt, das zu Beginn dieses Jahrhunderts wohlgehütet in dem Schranke des Töchterleins eines ehrsamen Bürgers und Lichterziehers zu Strassburg verborgen lag, und von ihr wohl öfters mit lebhaftem Interesse durchblättert wurde, während die Welt von Kanonendonner und Kriegsgetümmel, von Krönungsgeläute und Friedensfesten wiederhallte.

Von ihr selbst weiss ich nur wenig zu sagen. Dorothea Schott, deren Vater einst aus den russischen Ostseeprovinzen in Strassburg eingewandert, kam daselbst ums Jahr 1786 zur Welt und wurde im fünfzehnten oder sechzehnten Lebensjahr ins Steinthal geschickt, (vielleicht in die Boeckel'sche Schule zu Rothau), um sich dort im Französischen zu vervollkommnen. Sie vermählte sich 1805 mit einem jungen Landsmann, dem Seifensieder Cunitz, aus Reval, der ebenfalls ins Elsass gekommen war, dort eine neue Heimat zu suchen, und ist, nachdem sie zwölf Jahre in glücklicher Ehe gelebt und dem Gatten zwei Söhne geboren, in noch jugendlichem Alter ins Grab gesunken, wo sie nun schon seit achtzig Jahren ruht. Sicher hat sie sich nie träumen lassen, dass die Aufzeichnungen ihrer Jugendgenossen und Genossinnen einst unter den Papieren des nun auch dahingegangenen Sohnes, Prof. Dr. theol. Eduard Cunitz († 1886)

wieder auftauchen würden. Nicht pietätlos aber glauben wir zu handeln, wenn wir von diesen vergilbten Blättern einige hier ans Licht ziehen, die teils wegen der Hand die sie beschrieben von Interesse sind, teils in Form und Inhalt Zeugnis ablegen vom Geiste jener längst entschwundenen Zeiten.

Das Album selbst ist höchst einfach in braunes Leder gebunden und trägt die Aufschrift: Dédié à l'Amitié. Es zählte ursprünglich 302 numerierte Seiten, von denen aber eine bedeutende Anzahl, teils durch Herausreissen, teils durch Herausschneiden heute verschwunden sind,[1] offenbar weil der frühere Besitzer (ob bereits der verwitwete Gatte, oder erst der Sohn?) nicht gewünscht hat, dass die betreffenden Aufzeichnungen dereinst unberufenen Persönlichkeiten vor Augen kämen. So besteht denn augenblicklich das Stammbuch zumeist aus weissen Blättern, und enthält nur noch zweiunddreissig, mit Zeichnungen, in Tusch oder Aquarellfarben ausgeführt, mit Stickereien, gedruckten und geschriebenen Sinnsprüche, eingeklebten farbigen Bildern u. s. w. Von Belang ist keine der künstlerischen Leistungen, sei's dass sie Blumengruppen, Landschaften, schnäbelnde Tauben oder Kränze darstellen, und auch der poetische Wert der litterarischen Erzeugnisse dürfte nicht hoch anzuschlagen sein, ob nun die Unterzeichneten eigenes Produkt geliefert oder aber, wie so Manche heutigen Tages in ähnlichen Fällen, irgend eine gereimte Spruchsammlung zu Hülfe gerufen haben.

Doch darum ist es ja dem, der heute solche Reliquien der Vorzeit durchstöbert, in der Regel auch nicht zu thun; er fasst sie als Dokumente zur Sittengeschichte seiner Zeit auf und von diesem Gesichtspunkte aus, ist ihm auch das Unbedeutende, ja gerade das Unbedeutende, weil Allgemeinere, zur Charakteristik der Geister von Interesse.

Auf das erste noch vorhandene Blatt hat die jugendliche Besitzerin des Albums folgende Worte gesetzt, und um ihren Namenszug (den sie echt strassburgerisch Dorothé, statt Dorothea schrieb) mit den eigenen, braunen Haaren eine verzierende Umfassung gestickt:

«Dieses Buch soll dem Andenken meiner liebsten Freunde gewidmet seyn. Oft will ich es in den Stunden der Einsamkeit, wenn mir das Schicksal fern von meinen Freuden (sic) zu leben gebeut, durchblättern. Dann wird sich allemal mit Vergnügen ihrer Freunde erinnern

Dorothé Schott.»

---

[1] Es fehlen nicht weniger als 58 Seiten; weisse Blätter wird man wohl kaum beseitigt haben.

Die meisten der heute noch vorhandenen Einzeichnungen beziehen sich eben auf den Aufenthalt im Steinthal, wo das junge Mädchen viele und warme Freunde gefunden zu haben scheint. Chronologisch an erster Stelle finden wir einen sonst unbekannten Biedermann eingetragen, der in wunderlicher Stimmung der sechzehnjährigen Freundin bereits vom Sterben und den Freuden im Jenseits spricht:

«Empfangen Sie, meine Liebe, für die zahlreichen unschuldigen Vergnügen die ich in ihrem schätzbaren Umgang genoss meinen herzlichsten Dank, nebst dem heissen Wunsch dass sie, nach den Verdiensten ihrer Tugenden, ihre irdische Laufbahn vergnügt vollenden und am Ende derselben froh in jenes Leben hinüberschlummern mögen, wo ich ihnen wünsche eben so ungeheuchelte Freunde zu finden wie ihren

J. J. Brennemann.»

«Rothau, den 21ten Messidor
10tes Jahr der Republique.» [1]

Wenige Tage darauf haben sich die beiden Töchter des hochverehrten Wohlthäters das Steinthals, Pfarrer Johann Friedrich Oberlin, in das Album Dorothea's eingetragen:

«Ein stilles, unbekanntes aber wohlthätiges Leben ist oft weit fruchtbarer und nützlich (sic) als ein groses (sic) planvolles Geschäftsleben. (Stilling). Diese grose und so wohlthätige Wahrheit möge Ihnen so wie bei mir in Erfüllung gehen.

Ihre Freundin H. Ch. Oberlin. [2]

Waldbach, 12 juillet 1802.»

«Que la Religion guide vos pas, que l'aimable Vertu et la douce Amitié vous accompagnent sans cesse et vous fassent jouir d'un bonheur paisible mais constant!

Ces voeux sincers (sic) de votre amie

Louise-Charité Oberlin. [3]

Valdbach, 12 juillet 1802
ou 23. messidor X.»

Noch im Spätherbst hat die junge Strassburgerin im stillen Vogesenthal verweilt, denn vom 20. Oktober ist die merkwürdige Einzeichnung von Friedrich Gerst datiert, vielleicht dem ehr-

---

[1] 10. Juli 1802.
[2] Henriette-Charité, geboren am 27. Oktober 1779.
[3] Louise-Charité, geboren am 5. April 1781.

samen Schulmeister von Rothau, der mit unsäglicher Geduld, in fast mikroskopischen Schriftzügen, folgenden langen Erguss in Gestalt seines Namenszuges mit elegant verwickelter Schleife, niedergeschrieben hat:

«Freundin, Ihr ganzer Lebenslauf sei immer mit Zufriedenheit und inniger Seelenruh gewürzt, nie sollen widrige Geschicke und tobende Stürme denselben trüben, und sollten je sich Zeiten einfinden, wo sie glauben unter den Rosen auch Dornen zu finden, so harren sie nur fest und schreiten sie nie aus den Grenzen ihrer angeborenen Gelassenheit. Bei jedem Anblick dessen erinnern sie sich immer des um sie trauernden Steinthals, der trockenen und nassen Spaziergänge, der manchfaltigen berge, thäler und seen und besonders der angenehmen ergötzlichkeiten, denen oft das vergnügen hatte beizuwohnen ihr ergebenster

Friedrich Gerst.

Rothau, den 20 Vendémiaire eilften Jahres.» [1]

Zu Anfang des Jahres 1803 aber ist Dorothea Schott in Strassburg zurück, und im Laufe der nächsten Monate trägt eine ganze Reihe älterer oder jüngerer Freunde und Verehrer sich in ihr Stammbuch ein. Ein Herr Baumann zeichnet am 24 Ventôse XI [2] mit Tusch einen hübschen Altar der die Inschrift trägt: à l'amitié; ein Herr D. Lobstein schreibt mit sehr unsicherer Hand auf ein Rosa-Seidenband einige fast unleserliche Zeilen; während ein Herr D. M. Trübner, «imprimeur de Jéna», seine edle Kunst benützt um auf weissen Saffian, mit grünem Gewinde verziert, folgende Verse höchst sauber aufzusetzen:

«Edle Freundschaft nur verbindet
Seelen zu der schönsten Pflicht
Und die Kränze die sie windet
Welken selbst im Grabe nicht.
Wenn auf himmlischem Gefieder
Unser Geist der Welt entschleicht,
Und sein ewig's Ziel erreicht:
Duften sie uns alle wieder
In der Tugend Vaterland!»

Strasburg, den 8ten Ventose XI. [3]

Auch ein Herr G. L. Heinemann, hat einige Monate später, ihretwegen den Pegasus bestiegen:

---

[1] 20. Oktober 1802.
[2] Den 15. März 1803.
[3] Den 27. Februar 1803.

«Lieblich wie die Morgenröthe
Wenn der junge Lenz erwacht,
Sanft wie eine Sommernacht
Die der volle Mond erhöhte
Fliesz Ihr schönes Leben hin!
Keine bange Leidenszähre
Misch in Ihre Freuden sich
Und die ganze Welt verehre
Theuerste Freundin, Sie — wie ich.

Bey Durchlesung dieser Worte erinnern Sie sich Ihres Sie allezeit hochschätzenden Freundes

G. L. Heinemann, H. d. L.[1]

Strassburg, den 10. Brumaire XII (1803).

Gleichfalls auf weisses Seidenband aufgedruckt, ausserdem aber mit Beigabe eines Aquarells, auf dem ein girrendes Taubenpaar am Meeresstrand und ein grosser Matrose in einem kleinen Boote zu sehen sind, während auf der einen Seite des Bildes der Mond auf-, auf der andern aber die Sonne untergeht, ist das schon etwas derbere Freundschaftsbekenntnis von M. M. Holl:

«So lang ein Schiffmann kann
Auf wilden Wellen fahren,
So lang ein Thier sich kann
Mit seines gleichen paaren,
So lange Sonn und Mond
Behalten ihren Lauf
So soll mein Freundschaft auch
Gewiss nicht hören auf!»

Strasburg den 26. Germinal XII.[2]

Wohl schon aus der Zeit der Brautschaft stammt das ebenfalls auf Seide gedruckte kurze Gedicht, Sophie St. unterzeichnet, das ich der gleichnamigen Frau von Ehrenfried Stoeber zuzuschreiben geneigt bin, weil mir vor Jahren gerade ebenso überschwängliche Briefe dieser Sophie Stoeber durch Zufall in die Hände gekommen sind, die ich dann meinem hochverehrten Freunde August Stoeber als intime Familienpapiere natürlich sofort zurückgegeben:

---

[1] Als besagter Heinemann viel später eine Frau gefunden, hat auch diese im Jahre 1811, mit folgenden Worten sich eingetragen: «Ihre Gesundheit blühe wie der Frühling und Ihre Freundschaft gegen mich sei unsterblich wie Ihre Seele!» — Was die Buchstaben H. d. L. bedeuten sollen, vermag ich nicht zu enträtseln.

[2] Den 16. April 1804.

«Freundin, im Gefühl der Wonne
Schling ich meinen Arm um dich
Segne, küsse dich und weine . . .
Bleibe gut und liebe mich!

Simbolum:

Liebe bringt Freude, Freundschaft bringt Ruh
Drum liebe sie beide! Wie glücklich bist du!

Sophie St.»

Strasburg, den 14. Januar 1805.

Der Zeit nach geschlossenem Ehebund, vielleicht schon an die junge Mutter gerichtet, gehören die folgenden Verse an, die auf die Abbildung einer Frau mit zwei Kindern aufgeklebt sind, ohne Datum und Namenszug, welche wohl auf dem vorhergehenden ausgerissenen Blatte gestanden haben:

«Dem werthesten Herren und der Frau
Werd Segen wie Regen und Thau;
Gesundheit, Glück, Wolfahrt und Heil
Vom gütigen Himmel zu Theil;
Es bleibe der Stamm mit den Zweigen
Vom Segen stets grünende Zeugen!»

Diese Eintragungen alle hätten mich aber wohl nicht bewogen das Stammbuch der Dorothea Schott unter alten Papieren hervorzuholen, wenn nicht zwei Namen daselbst noch verzeichnet stünden, die wohl ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, und die unserm Album in den Augen von eifrigen Literaturfreunden und Sammlern einen höheren Wert verleihen. Es sind dies die Autographen des Schwesterpaares Friderike und Sophie Brion, die damals noch Rothau bewohnten, als unsere Dorothea daselbst verweilte, und mit welchen das junge Mädchen, den folgenden Zeilen nach zu urteilen, näher bekannt geworden sein muss. Man weiss wie äusserst selten die unbedeutendsten Schriftzüge von Friderikens Hand heute geworden sind und auch abgesehen davon, wird man nicht ohne Gemütsbewegung die Worte lesen, welche die Fünfzigjährige an die jugendfrische Strassburgerin richtete, die ihr den fernen Lebensmai in's Gedächtnis zurückrufen mochte:

«Du Bist, Edles Mädchen!
ein Beyspiel für Viele.
Möchte doch jedes in deinem
Alter Wahrheit reden und
empfinden, tugent so hoch schätzen,
Lieben und aussüben wie Du.

Belohnung für alle dass gute
so du besitzest, wünscht dir schon
auf dieser Welt! eine deiner
zärtlichsten, aufrichtigsten Freundine (sic)

Frid. Brion.

Rothau, den 25ten Messid. im 10ten Jahr.[1]

Am selben Tage schrieb sich auch die etwa vier Jahre jüngere Sophie Brion in das Stammbuch ein mit folgenden Zeilen:

«Freundschaft ist die Edle Blume
So die Gottheit Sich zum Ruhme
In der menschen Leben flicht,
Diese Blume welket nicht!

So auch unter uns, theure Freundin, ist's der Wunsch ihrer

Sophie Brion.»

Rothau, den 25ten
Messithor im 10ten iahr.»

Diese Blätter stellen einmal die chronologische Thatsache fest, dass die Töchter des Sessenheimer Pfarrhauses noch im Sommer 1802 das Breuschthal bewohnten, während man gewöhnlich angiebt, dass Friderike bereits im Jahre 1801 ins Badische verzogen war.[2] Dann aber bietet mir ihr schlichter Inhalt auch einen neuen, wenigstens moralischen Beweis des Ungrundes aller verläumderischen Gerüchte mit denen eine sogenannte «wissenschaftliche» Kritik, nach drei Menschenaltern noch, die längst verweste Hülle der Dulderin aus Goethe's Studentenzeit zu verfolgen nicht müde wird. Einem unschuldigen Mädchen würde man denn doch wohl den Umgang mit der, angeblich doppelter Sünde in niedrigster Gestalt Verfallenen, nicht gestattet haben. Besonders aber könnte sie selbst nicht in so auffällig zur Wirklichkeit in Kontrast stehender, ich müsste wohl sagen, in so frecher Weise, den Wert der weiblichen Tugend gepriesen haben, wenn damals, in den Augen der Zeitgenossen, irgend ein sittlicher Makel an ihr gehaftet hätte. Vor langen Jahren schon, habe ich wohl selbst einmal geschrieben, man möge doch endlich, endlich der armen Friderike in ihrem Grabe Ruhe lassen, die das fragwürdige Glück von einem späteren grossen Dichter geliebt zu werden, so

[1] Den 14. Juli 1802.
[2] Siehe Lucius, Friderike Brion, S. 142.

schwer und hart mit unerschöpflicher Neugierde der Epigonen und noch schimpflicherer Nachrede hat büssen müssen. Wenn ich jetzt doch darauf zurückkomme, so ist es einzig und allein in der Hoffnung, dass dieses bisher unbekannte Blatt, welches die offenbar wenig geübte und schon zitterige Hand der fünfzigjährigen «alten Jungfer» im Steinthal niederschrieb, mit seinen einfachen Worten, mit seinem Lobe kindlicher Unschuld und Tugend, ein Zeugnis abgeben könnte für das arme, einst auch so fröhlich der Zukunft entgegenlachende blondhaarige Kind von Sessenheim, dem die grossen und kleinen Poeten sein Leben so vergällt und dessen Andenken von gewisser Seite noch im Grabe, in so unverantwortlicher Weise besudelt wird.

XI.

Ueber Goethe insbesondere als Lyriker.

Von

Ernst Martin.*

«Die Kunst hasst nur, wer sie nicht kennt» so lautet, natürlich lateinisch gefasst, die Inschrift auf einem Berliner Museum. Gewiss, die Kunst will gefallen und erfreuen. Selbst dann, wenn sie durch gewaltige Vorstellungen uns bedrückt und demütigt, will sie uns zugleich erheben; wenn sie durch traurige Bilder uns rührt, will sie uns trösten.

Wer wird nicht Mozart oder Rafael lieben? Ihnen steht als Dichter Goethe besonders nahe; auch bei ihm finden wir die Richtung auf das Liebliche, das Einfachschöne. Freilich kommt dem Andenken jener beiden zu gute dass sie jung starben und mit dem Alter ihrer Blüte im Gedächtnis der Nachwelt fortleben: Goethes langes und glückliches Leben erweckt nicht ebenso das Mitgefühl. Und während Musik und bildende Kunst durch die äusseren Sinne zu uns sprechen, wendet sich die Dichtung an den inneren Sinn, der mit dem allgemeinen Menschenverstand näher verbunden ist und daher auch ein kälteres, schärferes Urteil fällt. Goethe hat sich überdies nicht auf das Gebiet der Dichtung beschränkt; er hat die Kunst und Wissenschaft seiner Zeit in so gut wie allen Zweigen sich an-

---

* Dieser Vortrag, auf dem von Direktor Krükl vorbereiteten Dichterabend zu Strassburg am 18. Jan. 1899 gehalten, möge zugleich an den ausgezeichneten Künstler und Bühnenleiter erinnern!

zueignen gesucht, und selbst im praktischen Leben nach den verschiedensten Seiten hin sich versucht. Seinesgleichen kennt die Weltgeschichte nur in jenen wunderbaren Menschen der italienischen Renaissance, die nicht nur Künstler, und dann wohl zugleich Maler, Bildhauer, Architekten, sondern auch noch Dichter, Philosophen, Politiker und Hofleute waren. So weit von Universalität der Bildung bei einem Menschen die Rede sein kann, hat Goethe sie besessen.

Auch auf seinem eigentlichen Gebiete, auch als Dichter, zeigt Goethe diese unendliche Vielseitigkeit. Man kann sagen: alle Gattungen der Dichtung hat er versucht, in allen Formen gedichtet. Sein langes Leben führte ihn durch zahlreiche Einwirkungen hindurch, und mit ebensoviel Eifer als Leichtigkeit eignete er sich an, was ihn als Dichter förderte, ihm neuen Stoff, neuen Ausdruck gewährte. Indem er das, was er zu den verschiedenen Zeiten fühlte und dachte, auch aussprach, hat er sich freilich auch Widersprüche nachsagen lassen müssen, ja diese selbst zugestanden. Man hat Goethe mit dem Proteus der altgriechischen Sage verglichen. Und wie dieser weise Meergreis in seinen manigfaltigen Wandlungen schwer zu ergreifen und zu halten war, so steht derjenige, der über Goethe zusammenfassend und das Wesentliche erfassend berichten soll, zunächst ratlos da.

Goethe sagt, er habe sich in Italien wieder gefunden — als Künstler. Die Kunst ist ihm doch immer der eigentliche Zweck seines Daseins, der Inhalt seines Lebens. Seine wissenschaftliche Beschäftigung vor allem mit der Natur dient diesem Zweck und wird von diesem aus bestimmt. Sein Leben gibt ihm die Gegenstände seiner Dichtung: diese ist ihm das Spiegelbild seiner Erfahrungen, seiner Empfindungen. Als Künstler, als Dichter müssen wir ihn also betrachten, wenn wir ihn würdigen wollen. Und so hängt unser Urteil über Goethe ab von der Ansicht, die wir über Wesen und Wert der Kunst, zunächst der Dichtkunst uns gebildet hatten.

Um die Zeit, in welcher Goethe geboren ward, schrieb Gellert seine Fabeln. Hier heisst es einmal:

«Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein, wie kannst du nur so fragen?
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.»

Das war gewiss ein bescheidner Anspruch an die Leistungsfähigkeit der Dichtkunst. Aber Gellert war der Lieblings-

dichter seiner Zeit; Friedrich der Grosse nannte ihn le plus raisonnable de tous les savants Allemands. Und dass seine Ansichten über den Zweck der Dichtung auch sonst geteilt wurden, zeigt die Lehre der Züricher Kunstrichter Bodmer und Breitinger, wonach die Fabel allerdings unter den Gattungen der Dichtkunst oben an stand.

Es ist hier nicht nötig, auch nicht thunlich darauf einzugehen, wie rasch sich die deutsche Dichtung zu höheren Anforderungen erhob. Schon Klopstock bewies um dieselbe Zeit, dass auch der deutsche Dichter mit dem Könige zu gehen vermöge, dass die damals unbeschränkte Fürstengewalt nur recht thue, wenn sie den Sänger seine Herrschaft über die Geister frei üben lasse.

Was die Dichtung, die Kunst für den Einzelnen, wie für das Volk zu bedeuten habe, das hat seitdem Schiller in ewig giltiger Weise auseinander gesetzt in seinen ästhetischen Abhandlungen, bei denen Schiller immer das Bild Goethes als des naiven, des durch die Natur selbst gebildeten Dichters vor Augen hatte.

Schiller bestimmt den Begriff des Schönen dahin: Schönheit sei Freiheit in der Erscheinung. Auf dem Gebiete des menschlichen Handelns leuchtet es sofort ein, dass nur die That schön ist, welche aus freiem Willen hervorgeht; nur diese findet unsern herzlichen Beifall, indem sie in uns selbst das Gefühl hervorruft, dass wir freie Wesen sind. Auch in der Natur finden wir nur das schön, was für sich selbst da zu sein, nur seinen eigenen Zwecken zu dienen scheint.

Und so wirkt nun auch das Schöne: es befreit uns. Zwischen dem Zustand der Sinnlichkeit, in welchem wir den Naturtrieben folgen, und dem der ernsten Denkthätigkeit, der strengen Sittlichkeit, wobei uns höhere Gesetze bestimmen, liegt der Zustand mitten inne, den die Beschäftigung mit dem Schönen voraussetzt oder mit sich bringt. Wir empfinden Wohlgefallen, aber ohne das Verlangen des Besitzes oder sinnlichen Genusses. Indem das Gefühl für das Schöne, für die Kunst uns über die Sinnlichkeit erhebt, aber doch auch die Sinne beschäftigt, macht es uns erst im vollen Masse zu Menschen. Der Dichter ist, wie Schiller sagt, der wahre Mensch.

Diese befreiende Wirkung der Kunst hat Goethe sein ganzes Leben hindurch an sich selbst erfahren. Von Natur war er den lebhaftesten Empfindungen offen; es ist durchaus wahr, wenn er von sich sagte: «Alles geben die Götter, die unendlichen, Ihren Lieblingen ganz, Alle Freuden die unendlichen, Alle Schmerzen die unendlichen ganz.» Wir wissen von seinen Zeitgenossen, wie tief ihn hier die Freude, dort der Schmerz

aufregte, wie er in der heftigsten Weise seine Zuneigung und Lust wie seinen Verdruss und Hass äusserte.

Aus diesen übermächtigen Stimmungen befreite ihn die Poesie. Indem er die Gedanken, die ihn quälten, in Verse kleidete, brachte das Mass der Verse, die Fassung der dichterischen Gedanken ihm selbst Mässigung und Fassung. Die Verzweifelung, in die der Widerstreit seines jugendlichen Schwunges mit den Beschränkungen des Vaterhauses, der Vaterstadt ihn versetzte, verliess ihn, als er den Werther dichtete. Und so sind viele der Goetheschen Dichtungen Beichten, die ihn zugleich von dem drückenden Bewusstsein des inneren Zwiespaltes erlösen.

In einem etwas anderen Sinne nennt sich Goethe selbst den jungen Dichtern gegenüber ihren Befreier: «denn sie sind — sagt er — an mir gewahr geworden, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird. Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens.»

Von dieser Forderung aus deutet nun Goethe auch den Namen einer Dichtungsgattung um, die bis auf ihn ebenso massenhaft gepflegt, als gleichzeitig allgemein für wertlos erklärt worden war: den Namen der Gelegenheitsdichtung. Die Renaissance hatte es mit sich gebracht, dass jeder freudige oder traurige Anlass zu Gedichten, zunächst in lateinischer Sprache, dann auch in der deutschen benutzt worden war, dass ein Glückwunsch oder eine Beileidsbezeugung gewöhnlich in Verse gekleidet wurde, oft in solche, die Andere, Begabtere verfasst hatten. Gelegenheitsgedichte dieser Art konnten immerhin durch Sorgfalt der Form, durch Gedankenschwung oder feinen Witz einen gewissen Wert erhalten. Und so fehlt es auch bei Goethe nicht an Gelegenheitsgedichten in diesem gewöhnlichen Sinne, die er aus Gefälligkeit verfasst hat, etwa um den Wunsch einer vornehmen Dame zu erfüllen.

Aber er meinte, in höherem Sinne solle jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sein; es solle aus dem Leben selbst hervorgehn; es solle das aussprechen, was der Dichter wirklich bei einem bestimmten Vorfall oder in einer besonderen Lage gefühlt habe. Allerdings nur das solle der Dichter so behandeln, was fortlebe und fortwirke.

Und hier kommen wir doch wieder auf das Allgemeine zurück. Fortwirken kann nur das, was einen Widerhall in der fremden Brust erweckt. Der Dichter stellt dar, was ihn als Menschen ergriffen hat und rechnet darauf, dass auch sein Zuhörer oder Leser das gleiche menschliche Gefühl in sich

trage, in sich anregen lasse. Das Gemeingefühl ist es, das der Dichter ausspricht und an das er sich wendet: dies ist gewissermassen die Resonanz, welche seinen Ton verstärkt und färbt. Die Kunst ist gesellig, im Gegensatz sowohl zum Sinnengenuss wie zur Wissenschaft.

Das Gemeingefühl kann natürlich auf bestimmte Kreise sich beschränken. Vor allem ist es da lebendig, wo es das stärkste Band gilt, welches die Menschen verbindet, wo die Verpflichtung sogar Gut und Blut zu opfern an den Einzelnen heran tritt: in Staat und Nation. Und hier ist allerdings zunächst unumwunden zuzugestehen, dass Goethe nach dieser Seite hin unseren Anforderungen nicht entspricht, dass in dem so reichen Kranze seiner Dichtung das Blatt der politischen, der patriotischen Dichtung fehlt. Vor Allem ist der Vorwurf nicht abzuweisen, dass er für die Begeisterung der Freiheitskriege keine dichterische Aeusserung, ja kaum ein Verständnis gehabt hat.

Blicken wir näher zu, ziehen wir seine Zeit in Betracht, so lässt sich das wohl verstehen und damit auch, wenn nicht rechtfertigen, doch verzeihen. Goethes Kindheit fiel in die Zeit des siebenjährigen Krieges, in die Glanzzeit Friedrichs des Grossen. Für diesen Helden empfand er stets hohe Verehrung, auch als Friedrich nach dem Siege sich hart gegen seine treuen Unterthanen gezeigt und über die deutschen Dichter durchaus abgesprochen hatte. Wie bitter haben sich Klopstock und Lessing über den König geäussert! Goethe entschuldigte es sogar, dass seine Jugenddichtung, vor allem sein Götz von Friedrich ungerecht beurteilt und geschmäht worden war.

Von Napoleon hatte Goethe Anerkennung und Auszeichnung erfahren. Er hat dann der jungen Kaiserin Marie Louise im Namen der Karlsbader Bürgerschaft gehuldigt und in diesem Gedichte, ohne es zu wollen, genau den Punkt getroffen, der Napoleons Grösse zu nichte machte; er sagt von ihm: «Der alles wollen kann, will auch den Frieden.» Den Frieden wollen — das konnte Napoleon nicht.

Als nun der Entscheidungskampf begann, als für Preussens Ehre, für Deutschlands Freiheit Alles gewagt wurde, da hatte der greise Dichter keine Hoffnung. Dem Vater des Dichters Körner sagte er: «Schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu gross, ihr werdet sie nicht zerbrechen.» Und als 81jähriger rechtfertigte er sich mit folgenden Worten; «Kriegslieder schreiben und im Zimmer zu sitzen, — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und

nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder nur eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. — Ich habe in meiner Poesie nie affectiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Hass.»

Es war daher eine wenig glückliche Idee, dass man von Berlin aus nach dem Siege Goethe aufforderte ein Festspiel zur Verherrlichung der Freiheitskriege zu dichten. Goethe dichtete «des Epimenides Erwachen», an sich eine geistreiche Verwendung der griechischen Sage von dem Schläfer, der nach 300 Jahren erwacht und alles verwandelt findet. Bei Goethe ist es die deutsche Nation, die sich nach langem Schlafe zu neuer Kraft und Thätigkeit erhebt. Aber bedenklich ist doch schon, dass eben diese Allegorie in Frankreich zu Anfang der Revolution zu deren Verherrlichung in einem Drama gedient hatte.

Was Goethe als politischer Dichter zu wünschen übrig liess, das hat sein ebenbürtiger Freund Schiller geleistet: ihm verdanken wir als Nation wesentlich unsere politische Bildung. Hat Schiller auch weder den tiefsten Sturz noch die herrliche Erhebung unseres Volkes erlebt, wie prophetisch hat er im Wallenstein Napoleons dämonische Grösse vorgebildet, in der Jungfrau von Orleans die heldenmütige Selbstaufopferung des Volkes, im Tell den siegreichen Kampf gegen die Unterdrückung!

Schiller ist überhaupt der eigentliche Vertreter unseres deutschen Empfindens. Er ist es nicht nur durch seinen sittlichen Ernst, der ihn zum Schulschriftsteller macht, wie einst Virgil es bei den Römern war. Schiller stellt die Menschen dar wie sie sein sollen, Goethe wie sie sind, und ersteres ist das, was die Jugend, was das Volk, was die Frauen zumeist vom Dichter verlangen. Auch hat Goethe selbst ohne eine Spur des Neides diese grössere Verwandtschaft Schillers mit dem Wesen des deutschen Volkes anerkannt.

In Schiller lebt der Geist des germanischen Altertums fort, und zahlreiche Uebereinstimmungen lassen sich zwischen seinen und den altgermanischen Dichtungen auffinden. Schillers jugendliche Helden haben alle etwas von der Siegfriedsnatur; ihr reines Herz ist nur zu vertrauensselig. Im Wallenstein erinnert Butler mit seinem unversöhnlichen Hasse, mit seiner Tücke an den grimmen Hagen von Tronje. Die Jungfrau von Orleans, die unbesieglich ist, so lange sie nicht Liebe fühlt, gleicht

durchaus einer Walküre. Wenn es im Siegesfest von Schiller heisst: «Von des Lebens Gütern allen ist der Ruhm das höchste doch; wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der grosse Name noch», so klingt das ganz wie im Beowulf: «es wirke, dem es vergönnt ist, Rühmliches vor dem Tode! das wird dem Gefolgshelden, wenn er nicht mehr lebt, das glücklichste sein!» Und ebenso würden Beowulf und die Germania des Tacitus als Pflicht des Gefolges in der altgermanischen Zeit die Forderung beweisen, welche Schiller in den Mund seines Dunois gelegt hat: «Für seinen König muss das Volk sich opfern!»

Bei Goethe würde man nach solchen Grundsätzen, nach solchen Gestalten sich vergebens umsehen. Goethes Lebensprincip und Kunstcharakter weisen auf eine andere Heimat, auf andere Zeiten hin. Das hat Schiller ausgesprochen und seine Aeusserung ist von Goethe durchaus beifällig aufgenommen worden. Schiller schrieb in einem seiner ersten Briefe, die sein Bündnis mit Goethe einleiteten, an diesen: «Wären Sie als ein Grieche, ja nur als ein Italiener geboren worden, und hätte schon von der Wiege an eine auserlesene Natur und eine idealisierende Kunst Sie umgeben, so wäre Ihr Weg unendlich verkürzt, vielleicht ganz überflüssig geworden . . . Sie suchen das Notwendige der Natur . . . Sie nehmen die ganze Natur zusammen um über das Einzelne Licht zu bekommen.»

Ist Schiller unser Nationaldichter, so ist Goethe der deutsche Dichter der Weltlitteratur. Das rein Menschliche erscheint bei keinem Neueren so vollkommen wiedergegeben. Wie die homerischen Gedichte das Epos, wie Shakespeare das Drama auf seiner höchsten Stufe vertritt, so gibt es unter den Lyrikern keinen grösseren als Goethe.

Die allgemein menschlichen Gefühle, wie sie unbeinflusst durch Stand, Confession, Nationalität, nur durch die natürlichen Verhältnisse des Alters und des Geschlechtes bestimmt werden, hat Goethe auf das tiefste empfunden und mit unvergleichlicher Kraft und Zartheit ausgedrückt. Vor allem ist das weibliche Wesen in seinem ganzen Sein und Empfinden von Goethe zugleich wahr und gewinnend dargestellt worden. Ich habe in diesen Tagen Einsicht in die noch unveröffentlichten Briefe einer geistreichen Dame nehmen können, die 1808 im Goetheschen Hause zu Besuch war und Anfangs widerstrebend, zuletzt doch den ganzen Zauber seiner ritterlichen Liebenswürdigkeit empfand. Ihre Erzählung von ihm beschliesst sie mit den Worten: «wie es denn wohl noch nie einen Dichter gegeben hat, der in das weibliche Gemüt so tiefe Blicke gethan: es ist, als habe das ganze Geschlecht von der Edelsten bis zur Niedrigsten ihm Beichte gesessen.» In der That, wer einmal im Faust das

Gretchen von einer guten Schauspielerin dargestellt hat sehen können, dem wird es zu Mute gewesen sein wie vor einer Offenbarung.

Die Liebe ist, wie in der Lyrik überhaupt, so auch bei Goethe das Grundthema. Wer ihn deshalb schelten wollte, wem er weich und unmännlich erschiene, der müsste auch den Gärtner tadeln, dass er sich bemüht, duftige Rosen heranzuziehen und nicht lieber nährende Früchte pflanzt. Wie im Leben des Menschen die Hochzeit die hohe Zeit, das Fest aller Feste ist, so feiert der Dichter mit Recht das Gefühl der Liebe: «Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe, bist du.»

Alle Töne in dem reichen Melodienschatze der Liebesempfindungen weiss Goethe anzuschlagen: von der übermütigsten Leichtfertigkeit bis zur seligsten Hingabe, von der stillen Sehnsucht bis zur bittersten Reue, bis zur tiefen Schwermut der Verlassenen. Ich habe es nicht nötig, hier einzelne dieser Lieder vorzuführen, die von unseren grössten Meistern der Tonkunst in Musik gesetzt worden sind, die aber schon in den Worten des Dichters erklingen wie Gesang. Nur an einem dieser Lieder sei es noch gestattet zu zeigen, wie sie in ihrer Zeit gewirkt haben. Die Königin Luise hatte zu dem Entschluss ihres Gemahls Napoleon entgegenzutreten, wesentlich beigetragen. Als sie nun, nach der Zertrümmerung des preussischen Heeres, nach dem Zusammenbruch der ruhmvollen Schöpfung Friedrichs des Grossen, bis zu den äussersten Grenzen ihres Landes flüchten musste, war es für sie ein schmerzlicher Trost sich das Lied zu wiederholen, das Goethe in Wilhelm Meister den Harfner singen lässt:

«Wer nie sein Brod mit Thränen ass,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend sass,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!
Ihr führt in's Leben uns hinein,
Ihr lasst den Armen schuldig werden,
Dann überlasst ihr ihn der Pein:
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden».

Mit diesem Lied überschreiten wir nun schon den Kreis der Liebeslieder.

Wie hier die Klage des Unglücklichen ergreifenden Ausdruck gefunden hat, so traf Goethe auch meisterhaft den Ton des Zornigen, des über die Ungerechtigkeit der Welt, über die Blindheit des Schicksals Empörten. Nie sind die Mängel aller Wissenschaft und Kunst, die dunkeln Kehrseiten der reinsten Empfindungen mit mehr Hohn und Bitterkeit an's Licht gezogen worden als durch Goethes Mephisto. Auch in den Kämpfen, durch

die Goethe die deutsche Litteratur von Grund aus erschütterte und umgestaltete, hat es ihm an dem schärfsten Witze nicht gefehlt.

Im Gegensatz dazu steht die Fülle der Sprüche gereifter Lebensweisheit, in denen der Greis seine Gedanken über die tiefsten Fragen des Daseins aussprach. Schon früh aber erklingt der erhabene Ernst des Jünglings, der sich mit strenger Selbsterziehung zum Manne bildet.

Kräftig bekundet er den Entschluss sich durch nichts in der einmal gewonnenen Ueberzeugung beirren zu lassen, und unermüdlich seine Ziele zu verfolgen, seine Selbständigkeit zu wahren.

«Feiger Gedanken
Bängliches Schwanken,
Weibisches Zagen,
Aengstliches Klagen
Wendet kein Elend,
Macht dich nicht frei.
Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei».

Und wenn er sich am Ende seiner Laufbahn vor der Paradiesespforte des Koran stehend denkt, die nur den ruhmvollen Streitern geöffnet wird, da ruft er der zögernden Pförtnerin zu:

«Nicht so vieles Federlesen!
Lass mich immer nur herein!
Denn ich bin ein Mensch gewesen
Und das heisst ein Kämpfer sein».

Aber freilich, in der Erinnerung an die Seelenleiden, die er hatte überstehen müssen und durch die Kraft seines Willens überstanden hatte, warnt er seine Leser vor dem Wege, auf welchem er nur mit gewaltiger Anstrengung sich hindurch gerungen hatte. Er lässt Werthers Schatten auftreten und sprechen: «Sei ein Mann und folge mir nicht nach!» Und dem jungen Dichter, der sich auf seinen Spuren rückhaltlos dem Gefühle auch im Leben hingeben wollte, ruft er zu:

«Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Dass die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht».

Ja gerade darum ist Goethe für ein tieferes Ergründen der sittlichen Fragen so lehrreich, weil er zeigt, wie unmerklich, wie verlockend der Abweg vom Rechten ist. Ergreifend sagt Gretchen, als sie ihr tiefes und von ihr selbst mit verschuldetes Elend vor Augen sieht: «Doch — alles, was mich dazu trieb, Gott! war so gut, ach war so lieb!» Wie ist in den Wahlverwandtschaften der kleine Kreis der edlen Menschen scheinbar so glücklich, bis sie von der Leidenschaft fortgerissen, zuletzt nur im Tode Ruhe finden, oder einem traurigen Fortleben entgegen gehn! Oder im Tasso: welchen Umschwung erfährt hier der Dichter, der eben seine Aufgabe herrlich vollendet hat, der den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Liebe empfängt und alsbald wesentlich durch eigne Irrungen sich auf immer von der Geliebten geschieden sieht!

Hier im Tasso nun legt Goethe diesem Dichter einen Hinweis in den Mund, der für ihn selbst im höchsten Masse gilt und der es erklärt, warum seine Gefühlsdarstellung so unvergleichlich zutreffend erscheint und so unwiderstehlich hinreisst. Tasso sagt von den Gestalten seines «Jerusalem»:

«Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiss es, sie sind ewig; denn sie sind».

So hat Goethe selbst nicht etwa ausgesonnene Charaktere und Vorgänge mit Wirklichkeit zu bekleiden gesucht; er hat in seiner Umgebung sich umgesehn und nun freilich von dem Wirklichen das Zufällige abgestreift; er hat im Leben die Poesie erkannt, nicht die Poesie in das Leben hineingetragen.

Daher denn auch das allgemeine Verlangen, mehr von seinem eigenen Leben zu erfahren, ein Verlangen, dem er selbst bis zu einer gewissen Linie durch seine Lebensbeschreibung, teilweise auch durch Erläuterung zu einzelnen Gedichten entgegen gekommen ist. Manche Frage hat er allerdings nicht beantwortet. Die Litteraturforschung besonders der neueren Zeit hat sich dabei nicht beruhigt und mit Recht, wenn auch die Pietät, die man dem grossen Dichter schuldet, zuweilen verletzt, ja hier und da von Böswilligen ihm ganz ungerechtfertigte Nachreden angeheftet worden sind. Seine Schwächen hatte auch Goethe, aber Unedles, vor allem das Lügenhafte, stand ihm so fern wie selten einem Menschen. Er durfte von sich sagen lassen, dass noch schöner, als was er gedichtet, das sei, was er gelebt habe.

Ueberblicken wir in der Kürze diese Entwickelung seines Lebens wie seines Dichtens, wobei auf den Hauptteil der lyrischen Dichtung, auf die Liebeslieder, besonders hingewiesen und diese in Verbindung mit Goethes Liebesverhältnissen gebracht werden sollen.

Die erste Regung der Liebe erfuhr der 15 jährige Knabe in seiner Vaterstadt, als er bei der Krönung Josephs II. zum römischen Könige 1764 einem Bürgermädchen seine Ritterdienste weihte. Gedichte, die er an sie gerichtet hätte, kennen wir nicht; wohl aber lebt ihr Name Gretchen in Goethes Lebenswerk, dem Faust, unsterblich fort.

Als Leipziger Student dagegen stellte Goethe ein Liederbuch zusammen, worin er etwas altklug und tändelnd erscheint und in anakreontischem Stil den Franzosen nachstrebt. Aber doch zeigt sich bereits jene wunderbare Beseelung der Natur, die Goethe auszeichnet. Noch wird der Mond mit seinem mythologischen Namen genannt; aber es heisst doch in «der schönen Nacht» ganz eigen:

> «Luna bricht durch Busch und Eichen,
> Zephyr meldet ihren Lauf
> Und die Birken streun mit Neigen
> Ihren süssten Weihrauch auf».

Seine Liebe hatte er Käthchen Schönkopf, der — wie sich das in Leipzig von selbst verstand — gebildeten Tochter seines Wirtes zugewendet. Wie er durch seine Eifersüchtelei die schon Gewonnene wieder verlor, hat er in dem Schäferspiel «die Laune des Verliebten» dargestellt.

Seine eigentliche Dichternatur entfaltete er in Strassburg, wo er seine Studien abschloss. Herders Lehre führte ihn zur Volkspoesie und zu Shakespeare. Dass er damals schon Götz und Faust neben anderen Plänen ins Auge gefasst habe, sagt er selbst in «Dichtung und Wahrheit». Sicher entstammen dieser Zeit Lieder, in denen sich die Anmut der Anakreontik mit dem raschen Gang und der kraftvollen Einfachheit des Volksliedes verband. Elsässische Volkslieder sammelte er selbst, vermutlich in Sesenheim, und vielleicht war das der Vorwand, unter welchem er sich dort im Pfarrhause so viel und so lange aufhielt. Dass er dort bei der lieblichen Friderike Erwartungen erregte, die er nicht erfüllte, ist sicher; nicht aber, dass er ein gegebenes Wort brach. In jedem Falle war seine Schuld nicht unverzeihlich. Sie ist ihm verziehen worden. Als er acht Jahre später nach Sesenheim zurückkam, ward er wieder freundlich aufgenommen. Er schied mit der Ueberzeugung, dass er «nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben könne». Seine Busse war die Schilderung gewesen, die er im Götz von Weislingens Untreue gegen Maria gegeben hatte und wohl auch die ähnliche Darstellung im Clavigo.

Nach seiner Rückkehr von Strassburg nach Frankfurt war er durch Götz und Werther rasch als Dichter berühmt geworden. Nebenher gingen damals besonders Oden in der freien Form, die Klopstock schon vorgebildet hatte. Einzelne dieser Oden beziehen sich auf das Verhältnis, das dem Werther zu Grunde liegt, auf die Liebe Goethes zu Charlotte Buff. Es war ein wunderliches Verhältnis, in welchem der geistig überragende Dichter neben dem trefflichen Bräutigam Lottes stand. Aber Goethe bemerkte selbst, dass der erste Augenblick, in welchem Lotte ihrem Kestner untreu geworden wäre, auch ihn selbst von ihr geschieden haben würde.

Wirklich verlobt hat sich Goethe mit Lili Schönemann und er selbst hat gewiss mit Recht gegen das Ende seines Lebens gesagt, dass er mit ihr allein ein wirkliches Eheglück hätte finden können. Einfache, sangbare Lieder voll innigsten Gefühls bezeugen, «wie vergebens Liebe vor Liebe flieht». Denn auch diese Verbindung hielt nicht stand vor dem Verlangen des Dichters sich immer weiter, sich ganz frei auszubilden.

Das konnte er allerdings nirgends besser als in seinem Freundesverhältnis zum Herzog Karl August von Weimar. Wahrhaft brüderlich umfassten sich der 26jährige Dichter und der kaum acht Jahre jüngere Fürst. Der Kreis edler, bedeutender Menschen an dem kleinen Hofe, den Goethe durch die Berufung Herders noch um ein ausgezeichnetes Glied zu erweitern half, und der Landesdienst, in den er eintrat, machten allerdings Ansprüche an ihn, vor denen die Ausführung grösserer dichterischer Pläne zurücktreten musste. Von seinen Neigungen, von seinen Bestrebungen umgetrieben, kam er sich vor wie Orest, den die Furien verfolgen. Sein Ruhebedürfnis sprach er in kurzen, wie ein Hauch verschwebenden Liedern aus. Ruhe, Mässigung gewährte ihm die Liebe einer an Jahren ihm vorangehenden Frau, die aber sein Wesen und Thun ebenso feinsinnig als mild zu beurteilen und zu leiten wusste. Goethes Verbindung mit Frau von Stein werden wir am richtigsten erfassen, wenn wir es mit der hohen Minne unsrer altdeutschen Ritterdichter vergleichen. Die Hans Sachsische Derbheit die er zu Anfang seines Aufenthaltes in Weimar in seinen Dichtungen vorwalten liess, wandelte sich mehr und mehr in die südliche Anmut und Glätte um, wie sie seine Gedichte in den Ottave Rime auszeichnet. Ganz erfüllt von den minniglichen Anschauungen, freilich wie diese in der italienischen Renaissance sich gestaltet hatten, ist auch das Schauspiel, in welchem Goethe die Unmöglichkeit Frau von Stein ganz die Seine zu nennen, darstellt, sein Tasso.

Die Trennung brachte die Reise Goethes nach Italien 1786

bis 88 mit sich. Hier legte Goethe die Jugendideale grossenteils ab: in der Kunst ward ihm die Antike Alles. Die mittelalterliche Baukunst, die er doch selbst als Strassburger Student zuerst wieder in ihrem Werte erkannt hatte, wurde ihm zuwider. Der antike Vers drängte bei ihm den deutschen Reim zurück, gewiss zum Schaden seiner Volkstümlichkeit. Entschlossen auch im Leben südliche, antike Freiheit sich zu gewähren, knüpfte er nach der Rückkehr eine Verbindung mit einem Mädchen an, das an Stand und Bildung allerdings unter seiner sonstigen Umgebung stand, aber durch hingebende Treue, bald auch durch verständige Pflege ihm unentbehrlich und zuletzt auch von ihm als Frau anerkannt wurde. Herder verglich sie mit dem Clärchen in Goethes Egmont. Seine erste Liebeszeit mit Christiane Vulpius feierte Goethe in den Römischen Elegien; aber auch zarte Lieder bezeugen die Innigkeit seiner Gefühle.

Und doch sollte er, als er eben seine Ehe geschlossen hatte, noch einmal mit einer heftigen Leidenschaft für eine Andere zu kämpfen haben. Es war die Pflegetochter eines Buchhändlers in Jena, Minna Herzlieb, deren zugleich bescheidenes und entschiedenes Wesen er in seinen Sonetten verherrlicht, in der Ottilie der Wahlverwandtschaften eingehend beschrieben hat. Er hatte sie von einem lieblichen Kinde zur herrlichen Jungfrau heranwachsen sehen: jetzt musste er auch ihr entsagen. Ihrerseits scheint Minna Herzlieb für ihn nie etwas anderes empfunden zu haben als die Verehrung, die der Dichter in ihrer ganzen Umgebung genoss.

Entsagung, schmerzliche Entsagung, das ist ja die Forderung die Goethe an sich wie an Andere stellte. Aber er rühmte mit herzlichem Ausdruck in «Hermann und Dorothea»:

«Glücklich ist der, dem sogleich die erste Geliebte die Hand reicht,
Dem der lieblichste Wunsch nicht heimlich im Herzen verschmachtet.»

Rein poetisch ist auch das letzte Liebesverhältnis Goethes, das in seiner Dichtung eine Verwendung in grösserem Umfange gefunden hat: das dem Westöstlichen Divan zu Grunde liegende. Auch hier, wie in den Römischen Elegien, schwebt dem Dichter ein fremdes Vorbild vor Augen, diesmal aber ein Dichter des fernen Ostens, der Perser Hafis. Mit ihm beschäftigt, kam er 1814 nach den Rheinlanden. In Frankfurt sah er die reizende und hochbegabte Marianne Willemer, die Gattin eines in glücklichen Verhältnissen lebenden, geistreichen, älteren Mannes. Marianne nahm die Rolle auf, die Goethe im Divan Suleika, der Geliebten des Dichters zugewiesen hatte. Sie dichtete selbst Lieder mit orientalischer Einkleidung, die

Goethe in seine Sammlung eingereiht hat. Diese ist erfüllt von der Naturanschauung des Ostens und auf das zierlichste in die arabeskenartigen Wendungen der persisch-arabischen Dichter gefasst.

Aehnliche Beziehungen zu den tiefsten Fragen des geistigen Lebens, ähnlich abgestimmte Töne enthält auch der zweite Teil des Faust, mit dem Goethe seine Dichtung und sein Leben abschloss. Seine Dichtergabe, wie sein hoher Blick über das ganze Gebiet der Wissenschaft und Kunst war ihm bis zuletzt geblieben. Als er starb, da wandte man auf ihn das Wort an, welches er kurz zuvor beim Anblick der untergehenden Sonne gesprochen:

«Auch im Scheiden noch gross!»

In diesem Sinne, als den Herrscher im Reiche des Geistes hat die bildende Kunst Goethes Andenken bis jetzt überall festgehalten. Aber mag der alte Goethe auch höher stehen: unserem Herzen näher steht der junge, der deutsche, der volkstümliche Goethe, und so möge ihn das Strassburger Denkmal dauernd vor unsere Augen stellen!

XII.

Ein Strassburger Standbild des jungen Goethe.

I. Bericht

von

E. Martin.

Unsere vorjährige Aufführung der «Fischerin» hat eine grosse Nachwirkung gehabt. Seine Excellenz der Herr Unterstaatssecretär v. Schraut regte damals den Gedanken an, die Errichtung eines würdigen Denkmals für den jungen Goethe in Strassburg bei Gelegenheit seines in das Jahr 1899 fallenden Geburtstages in Angriff zu nehmen. So bedenklich es machen musste dass ein ähnlicher Gedanke schon Ende der siebziger Jahre und wieder anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Kaiser-Wilhelms-Universität geplant, aber nicht über die ersten Vorbereitungen hinaus gelangt war, so leuchteten doch diesmal günstigere Vorzeichen. In Gemeinschaft mit meinem Collegen Henning erlangte ich zunächst die Zustimmung der hiesigen Universitätslehrer; die Herren Bürgermeister Back und Staatsrath Dr. v. Schlumberger erklärten sich bereit beizutreten; ausgezeichnete Goetheforscher und andere litterarisch und politisch hochstehende Persönlichkeiten aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz, den Niederlanden, England, Nordamerika und Russland schlossen sich an. Seine Königliche Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar übernahm

das Protectorat der den Ueberlieferungen seines Hauses so wohl entsprechenden Unternehmung.

So erschien im Oktober folgender

Aufruf

für ein Goethestandbild in Strassburg.

«Das kommende Jahr 1899 bringt den 150. Geburtstag Goethes. Unvermindert und unvergänglich glänzt der Ruhm unseres grössten Dichters, den zugleich die Weltlitteratur zu ihren besten Namen zählt.

Goethe zu feiern hat Strassburg ein besonderes Anrecht. Die Universität nennt ihn ihren berühmtesten Studenten. Das Münster ist von ihm zuerst wieder als ein Denkmal wahrer und grosser Kunst gepriesen worden. Strassburg und das Elsass hat er als Greis noch in einer Schilderung voll Liebe und Schönheit verherrlicht.

Hier hat Goethe die Vollkraft seiner Jugend erlangt. Hier ist er als Dichter von zierlicher Tändelei zu stürmischer Empfindung fortgeschritten. Hier hat er Götz und Faust geplant.

Diese herrliche Jünglingsgestalt würdig und dauernd vor die Augen der Nachkommen zu stellen wird eine reizvolle Aufgabe für den bildenden Künstler sein. Längst und von verschiedenen Seiten erwogen, ist der Gedanke dem jungen Goethe in Strassburg ein Standbild zu errichten im vergangenen Juni neu angeregt und jetzt mit vereinten Kräften in Angriff genommen worden.

Mit der Bitte um Beiträge dazu wenden wir uns an die Bewohner des Elsass: mögen sie Goethe das begeisterte Lob ihrer Heimat vergelten!

Wir wenden uns an die deutschen Studenten: sie dürfen mit Stolz auf Goethe als das Vorbild edlen Wissensdranges und frischer Jugendlust hinweisen.

Wir wenden uns an jeden Deutschen, der deutsche Art und Kunst liebt, — an die Gebildeten der ganzen Welt, denen Goethe frohe Stunden geistiger Erhebung bereitet hat.

Protector

Seine Königl. Hoheit der Grossherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach.

Adickes, Oberbürgermeister, Frankfurt a/M. — **Albrecht**, Geh. Reg.- und Oberschulrat, Strassburg. — **Back**, Bürgermeister der Stadt Strassburg. — **Barack**, Geh. Reg.-Rat, Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg. — **Behaghel**, Geh. Hofrat,

Giessen. — Dr. **Benkard**, Notar, Vorsitzender des Verwaltungsausschusses des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt a/M. — Frhr. v. **Bernus**, Stift Neuburg. — Frhr. v. **Biedermann**, Geheimer Rat, Dresden. — Dr. **Bielschowsky**, Berlin. — **Bloch**, stud. theol., Vorsitzender des Studentenausschusses, Strassburg. — v. **Blume**, General der Infanterie z. D., Schloss Sury bei Vendenheim. — v. **Bojanowsky**, Geheimer Hofrath, Oberbibliothekar, Weimar. — Dr. v. **Bosse**, Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Berlin. — Dr. **Brahm**, Direktor des Deutschen Theaters, Berlin. — v. **Brauer**, Minister des Grossherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, Karlsruhe. — Dr **Karl Breul**, Cambridge. — v. **Buhl**, Reichsrat, Deidesheim. — v. **Bülow**, Staatsminister, Staatssekretär des auswärtigen Amts, Berlin. — Dr. **O. Bulle**, Herausgeber der wissenschaftlichen Beilage d. Allg. Zeitung, München. — **Bulthaupt**, Prof., Bremen. — **Bünger**, Prof., Strassburg. — **Burdach**, Prof., Halle. — **Bürklin**, General-Intendant des Gr. Hoftheaters, Karlsruhe. — **Creizenach**, Prof., Krakau. — **P. David**, Chefredakteur, Strassburg. — **Dedelley**, Chefredakteur, Strassburg. — **Dehio**, Prof., Strassburg. — **Dietz**, Pfarrer, Mundolsheim. — **E. Dowden**, Professor, Dublin. — **Düntzer**, Prof., Köln. — **Ebrard**, Prof., Frankfurt a/M. — **Eggeling**, Geh. Staatsrat, Curator d. Univers. Jena. — Dr. **Ehlers**, Consistorialrat, Frankfurt a/M. — Dr. **Ehrismann**. Oberlehrer, Strassburg. — Dr. **Elben**, Chefredakteur, Stuttgart †. — Graf **Eulenburg**, Exc. Kais. Botschafter, Wien. — **Euting**, Prof., Oberbibliothekar, Strassburg. — **H. Fischer**, Prof. Tübingen. — **Kuno Fischer**, Wirkl. Geheimerat, Heidelberg. — **Arthur Fitger**, Bremen. — **Francke**, Direktor des Lyceums, Strassburg. — **Kuno Francke**, Prof., Harvard Univ. Cambridge, Mass. — Dr. v. **Frege-Weltzien**, Rittergutsbesitzer auf Altnaundorf bei Leipzig. — Dr. **Karl Frenzel**, Schriftsteller, Berlin. — **A. Frey**, Professor, Zürich. — **M. Frey**, Commerzienrat, Mülhausen i. E. — v. **Froben**, General der Artillerie, Gouverneur der Festung Metz. — **Geiger**, Prof., Berlin. — Frhr. v. **Gleichen-Russwurm**, kgl. bayer. Kämmerer, Weimar. — **Goette**, Prof., Rektor der Kaiser-Wilhelms-Univ. Strassburg. — v. **Gossler**, Staatsminister, Oberpräsident, Danzig. — **Herman Grimm**, Geh. Regierungs-Rat, Berlin. — **Gröber**, Prof. Strassburg. — **Christian Hackenschmidt**, Strassburg. — **Charles L. Hallgarten**, Frankfurt a/M. — Frhr. v. **Hammerstein**, Bezirkspräsident, Metz. — **Harnack**. Prof an der techn. Hochschule, Darmstadt. — **J. P. Hatfield**, Prof., Northwestern Univ. Evanston, Illinois. — **R. Haym**, Professor, Halle. — **W. Heinzelmann**, Professor, Sekretär der Königlichen Akademie, Erfurt. — **Henning**. Professor, Strassburg. — **W. Hertz**, Bessersche Buchhandlung, Berlin. — **W. Hertz**, Professor, München. — Frhr. **August von der Heydt**, Kommerzienrat, Elberfeld. — Frhr. **Heyl zu Hernsheim**, Mitglied des Reichstags. — **Georg Hirth**, Herausgeber der «Jugend», München. — Graf v. **Hochberg**, Gen.-Intendant der kgl. Schauspiele, Berlin. — Dr. **Hans Hoffmann**, Wernigerode. — Erbprinz zu **Hohenlohe-Langenburg**, Durchlaucht. — Alexander Prinz zu **Hohenlohe-Schillingsfürst**, Durchlaucht, Bezirkspräsident, Colmar. — **H. Hüffer**,

Geh. Justizrat, Bonn. — **Humser**, Justizrat, Vorsteher der Stadtverordneten, Frankfurt a/M. — **Hugo Jacobi**, Chefredakteur, Berlin. — Dr. **Max Jähns**, Oberstleutnant a. D., Vorsitzender des Allgem. Deutsch. Sprachvereins, Berlin. — **Joachim**, Direktor der kgl. akad. Hochschule für Musik, Berlin. — Dr. **Joseph**, Privatdocent, Strassburg. — Dr. **Joesten**, Regierungsrat, Köln. — **C. Kauffmann**, Bankier, Strassburg. — **F. Kauffmann**, Prof., Kiel. — Dr. **Kestner**, Sanitätsrat, Mülhausen i. E. — **M. Koch**, Prof., Breslau. — **Koegel**, Prof. Rektor der Univ. Basel. † — Dr. **Kossmann**, Haag. — **Köster**, Prof., Marburg. — v. **Kramer**, Bürgermeister, Metz. — **F. X. Kraus**, Geh. Hofrat, Freiburg i. Br. — Dr. v. **Kropatschek**, Prof., Mitgl. des Reichstags, Berlin. — Dr. **Krükl**, Direktor des Stadttheaters. Strassburg. † — **P. v. Kügelgen**, Chefredakteur, St. Petersburg. — **Laband**, Prof., Mitglied des Staatsrats, Strassburg. — v. **Landmann**, kgl. bayer. Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, München. — **Lichtwark**, Prof., Direktor des Museums. Hamburg. — **Fritz Lienhard**, Schriftsteller, Berlin. — Dr. **Lienhart**. Direktor der Realschule, Markirch. — Frhr. v. **Liliencron**, Dr, theol. et phil., Wirkl. Geh.-Rat, Klosterprobst, Schleswig. — Frhr. v. **Lindenfels**, Generalkonsul, London. — **Litzmann**, Prof, Bonn. — Dr. **J. Lohmeyer**, Charlottenburg. — **Martin**, Prof., Strassburg. — v. **Mendelssohn-Bartholdy**, Geh. Kommerzienrat, Berlin. — v. **Mevissen**, Geh. Kommerzienrat, Köln. — Dr. **Richard M. Meyer**, Berlin. — **Alexander Meyer-Cohn**, Bankier, Berlin. — **Michaelis**, Prof., Strassburg. — **V. Michels**, Prof., Jena. — **Minor**, Prof., Wien. — v. **Miquel**, Vicepräsident des Staatsministeriums, Staats- und Finanzminister, Berlin. — Frhr. v. **Moltke**, Regierungspräsident, Oppeln. — **Mönckeberg**, Bürgermeister, Hamburg. — Dr. **Moritz**, Kommerzienrat, Weimar. — **Max Müller**, Prof., Oxford. — **Naumann**, Geh. Ober-Reg.-Rat, Berlin. — **Neven-Dumont**, Chef der Köln. Zeitung, Köln. — **Oechelhäuser**, Geh. Commerzienrat, Dessau. — Graf **Alexander Okolicsányi v. Okolicsna**, k. k. öst.-ung. Gesandter, Haag. — Dr. **Eugen Oswald**, Schriftführer der engl. Goethegesellschaft, London. — v. **Oettingen**, Prof., Sekr. der Akad. der Künste, Berlin. — **Pelldram**, Kais. Generalkonsul, Antwerpen. — Dr. **Petri**, Unterstaatssekretär, Strassburg. — v. **Philippovich**, Prof., Landtagsabgeordneter, Wien. — Graf **Posadowsky**, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin. — v. **Possart**, Intendant der königlichen Hoftheater, München. — **W. Raabe**, Schriftsteller, Braunschweig. — Dr. **Rehorn**, Direktor, Frankfurt a/M. — **Reifferscheid**. Geh. Reg.-Rat, Greifswald. — **Riff**, Justizrat, Mitglied des Reichstags, Strassburg. — Dr. **J. Rodenberg**, Herausgeber der Deutschen Rundschau, Berlin. — Frhr. v. **Roggenbach**, Dr., Neuwied. — **Roethe**, Prof., Göttingen. — **Dr. Roetteken**, Privatdocent, Würzburg. — **Rübel**, Pfarrer, Sesenheim. — **Ruland**, Geh. Hofrat, Direktor des Grossh. Museums, Weimar. — **Sauer**, Prof., Prag. — **Schlapp**, Docent, Edinburg. — Dr. **Schlenther**, Direktor des k. k. Hofburgtheaters, Wien. — Graf v. **Schlitz, genannt v. Görz**, Erlaucht, Schlitz. — Dr. v. **Schlumberger**, Mitgl. des Staatsrats, Gebweiler. — **Erich Schmidt**, Prof. Berlin. — **Schneegans**, Justizrat. Strassburg. —

Se. Fürstl. Gnaden, Prinz **Heinrich v. Schoenaich-Carolath**, Freier Standes- und Majoratsherr auf Amtitz. — **Schönbach**, Reg.-Rat., Prof. Graz. — **A. Schöne**, Prof., Kiel. — **Schöning**, Oberst a. D., Vorsitzender des Allgem. Deutsch. Sprachvereins von 1899 ab, Dresden. — **v. Schraut**, Unterstaatssekretär, Wirkl. Geheim-Rat, Strassburg. — **Schroeder**, Professor, Marburg. — Dr. **P. Schwabach**, Generalkonsul, Berlin. — **Schwalbe**, Prof., Strassburg. — **F. Scipio**, Mannheim. — Graf **Seebach**, General-Intendant des kgl. Theaters, Dresden. — **Seuffert**, Prof., Graz. — **Ed. Sievers**, Prof., Leipzig. — **v. Simson**, Präsident des Reichsgerichts a. D., Wirkl.Geh.-Rat, Berlin. † — **Sohm**, Geh. Hofrat, Leipzig. — **Leopold Sonnemann**, Herausgeber der Frankfurter Zeitung. — **Friedrich Spielhagen**, Charlottenburg. — **Spitta**, Prof., Strassburg. — Dr. **K. v. Steiner**, Geh. Kommerzienrat, Stuttgart. — **Steinmeyer**, Prof., Erlangen. — **Straub**, Prof., Stuttgart. — **Strauch**, Prof., Halle. — **Suphan**, Geh. Hofrat, Direktor des Goethe-Schiller-Archivs, Weimar. — Dr. **K. J. Trübner**, Verlagsbuchhandlung, Strassburg. — **Veit Valentin**, Prof., Vorsitzender des Akademischen Gesamtausschusses des Freien Deutschen Hochstiftes, Frankfurt a/M. — **Veil**, Direktor des protestant. Gymnasiums, Strassburg. — **Leo Vetter**, Kommerzienrat, Stuttgart. — **Theod. Vetter**, Prof., Zürich. — **Virchow**, Geh. Med.-Rat, Berlin. — **Vogt**, Prof., Breslau. — Dr. med. **W. Vulpius**, Weimar. — **v. Waetjen**, Reg.-Rat a. D., Düsseldorf. — **Walzel**, Prof., Bern. — Graf **Wedel**, Wirkl. Geh.-Rat, Oberhofmarschall, Weimar. — **Jul. Wegeler**, Geh. Commerzienrat, Coblenz. — **Weinhold**, Geh. Reg.-Rat, Berlin. — **Weissenfels**, Prof., Freiburg i. B. — **Wendt**, Geh. Reg.-Rat, Karlsruhe. — **Werner**, Prof., Lemberg. — **Horatio S. White**, Prof., Cornell Univ. Ithaca, N.-Y. — Dr. **Adolf Wilbrandt**, Rostock. — **v. Wildenbruch**, Geh. Legationsrat, Berlin. — **W. Wilmanns**, Geh. Reg.-Rat, Bonn. — **Windelband**, Prof., Strassburg. — **Wohlwill**, Prof., Hamburg. — **Wolfram**, Archivdirektor, Metz. — **Ziegler**, Prof., Strassburg.

Beiträge werden bei der unterzeichneten Bankcommandite in Strassburg, sowie bei der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt und deren Filiale in Frankfurt a. M., ferner bei Herrn Bankier *Alexander Meyer Cohn* in Berlin, Unter den Linden 11 und Herrn Commerzienrath *Dr. Moritz* in Weimar, bei Herrn Buchhändler *Konegen* in Wien; für England bei der Dresdener Bank in London EC 65 Old Broad Street, für Nordamerika bei dem Bankhause *Ladenburg, Thalmann & Co.* in New-York 46 Wall Street in Empfang genommen.

Ueber das Ergebnis der Sammlung wird rechtzeitig öffentlich Bericht erstattet werden. Das Weitere bleibt dem Gesammtausschuss vorbehalten.

Der geschäftsführende Ausschuss:

v. Schraut, Unterstaatssekretär, Wirklicher Geheimer Rat — Vorsitzender;
Dr. v. Schlumberger, Mitglied des Staatsrats;
Back, Bürgermeister der Stadt Strassburg;
Dr. Goette, Rektor der Kaiser-Wilhelms-Universität;
Dr. Martin und *Dr. Henning*, Professoren der Universität — Schriftführer;
Dr. Trübner, Verlagsbuchhändler;
Pascal David, Chefredakteur;
Bankcommandite *Kauffmann, Engelhorn & Co.* — Kassenverwaltung.

Strassburg, im Oktober 1898.»

Unsere Bitte um Beiträge, von der Strassburger Presse wirksam verbreitet, fand freundliche Aufnahme. Eine Reihe deutscher Fürsten gewährte huldvoll ihre Unterstützung; der Hamburger Senat gleichfalls; Industrie und Handel in Elsass-Lothringen und ganz Deutschland, insbesondere in den Rheinlanden spendeten erhebliche Beiträge. Auch aus der Ferne, aus Tientsin, aus Port-Said u. s. w. beteiligten sich die Landsleute. Die Goethegesellschaften in Deutschland, England und Amerika nahmen sich unser freundlichst an; ebenso der Allgemeine deutsche Sprachverein. Besonders erfolgreich waren Vorträge und andere Veranstaltungen, welche zugleich das Verständnis für den Dichter verbreiteten und Geld einbrachten. So veranstalteten die Strassburger Universitätsprofessoren sieben Goethevorträge, welche seitdem in der Trübnerschen Buchhandlung ebenfalls zum Besten des Denkmals im Druck erschienen sind. Diese Vorträge wurden teilweise in Metz und Colmar wiederholt, auch in Freiburg, wo sich Herr Professor Weissenfels uns anschloss. Von den Strassburger Dichterabenden, welche Herr Theater-Direktor Krükl noch eingerichtet hatte, kam das halbe Erträgnis des einen unserem Unternehmen zu Gute. Concerte der Männergesangvereine in Strassburg und in Colmar fanden zu unsern Gunsten statt. In Pfalzburg war Herr Seminardirektor Dr. Kahl, in Baden-Baden Herr Oberlehrer Dr. Jordan, hier in Strassburg Herr Streng aus Lahr, in Stuttgart Herr Prof. Straub, in Rom Herr Prof. Hülsen durch Vorträge für uns thätig. In Berlin wurde eine Vorlesung des «Urfaust» von Frau Hedwig Niemann-Raabe, Frau Anna Schramm, den Herren Pohl und Sommersdorf für uns veranstaltet. Aehnlich regten Prof. Schlapp in Edinburgh, Prof. Hatfield in Evanston bei Chicago, Prof. Kuno

Francke in Boston musicalisch-declamatorische Abende mit Vorträgen an, welche zu wahren Festen der Deutschen in Nordamerika sich gestalteten. In Itzehoe fand ein Goethefest statt, wofür Prof. Kauffmann aus Kiel den Vortrag übernahm. Die Theater zeigten sich z. T. der ihnen zunächst obliegenden Pflicht an den grossen Dichter zu erinnern wohl bewusst: zu unseren Gunsten geschah dies in Metz, Oldenburg, Schwerin, Mannheim. Andere wollen folgen. In Strassburg wurde am 6. Mai «Tasso» aufgeführt mit Prolog von Christian Schmitt. Eine Goetheausstellung in der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek war vom 11. bis 26. Mai geöffnet. Am 8. Juni ist die «Fischerin» noch einmal aufgeführt worden, diesmal in der Orangerie. Am 12. Juli gab Herr Kapellmeister Lohse ein Konzert zu unseren Gunsten. Professor Joachim aus Berlin überwies einen namhaften Betrag aus dem Ergebnis des zu seinem Jubiläum veranstalteten Konzertes. Wir hoffen auch von den Goethefesten in Düsseldorf und Frankfurt Beisteuern zu erhalten. Der deutsche Reichstag hat freilich den beantragten Zuschuss noch nicht bewilligt. Doch glauben wir sicher die Summe der Beiträge zu erreichen, welche eine befriedigende Ausführung des Denkmals möglich machen wird. Jetzt sind rund 91 000 Mark vorhanden.

Da die Bankcommandite Kauffmann Engelhorn u. Co. in Strassburg vom 1. Juli ab auf die Rheinische Creditbank, Filiale Strassburg übergegangen ist, bittet man, Werthsendungen an die letztere Adresse zu richten.

15. Juli 1899.

XIII.

Zu G. D. Arnold.

Von

E. Martin.

1. Ein Gedicht Arnolds, offenbar in Hebels Art verfasst, steht auf einem alten Zeitungsblatt, welches in ein Exemplar des Pfingstmontags eingeklebt ist und mit diesem der Sammlung Heitz auf der Universitäts- und Landesbibliothek in Strassburg angehört. Es ist allerdings nur mit A. unterzeichnet und betitelt sich selbst als «Charade (in Strassburger Mundart)».

Dännel! steh uff, es dämmert jo schun, mer welle vor's Thor gehn,
Du, der Babbe-n-un d'Mamme-n-un's Lenele; dummel di, Racker,
Zeih dini Stiffelen an un setz dini lederre Kapp uff —
So! jetz kumme nur g'schwind zum Thor nus, grad iwwer d'Matte,
Bi Sanct Galle verbei; mer stellen äs näwen ä Hisel,
Dis uff der Anheh steht, bim Kupferhammer, do sieht mer
Wit in der Gejed erum, uff's ditsch Gebirri, de Schwarzwald,
Un au iwwer de Rhin, den Uedilliberri un d'Schlesser.
Sah mer, Dännel! De kansch's ABC un lese und schriwe,
Z'erst wie heisst zelli Frau, wo zwische de Bäumen ervor kummt?
Siehst de, sie lacht so frindli eruff mit heiteren Aue,
Wunderscheen, im e glitzrige Kleid, mit goldene Borte,
Mit eme Demantstrehl in de blunde geringelte Locke.
Nenn mir derno dis herzigi Kind, wo d'Frau an der Hand fiehrt,
In sim rosige Flor, mit sufer gewäschene Gickle;
Sieh! wie sie schauen uf d'Matten erum, jetzt wärri so lusti,
Sieh! un's glänzt au Alles so hell wie Silwer un Perle.

Kumme, zeruck jetzt in d'Stadt, 's het schun angfange zu lyte.
D'Gartner gehn au in d'Kirch, mit Blumenstrissen un Gsangbuch.
Dännel, so sah mer im Ganze, was hyt vor e heiliger Da isch.»

Das Rätsel ist gewiss nicht schwer zu erraten: es ist der Sonntag gemeint.

2. Aus dem Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in den Jahren 1807 bis 1832, Stuttg. u. Tübingen 1850, S. 150. Reinhard an Goethe, Bockenheim bei Frankfurt den 22. Mai 1820.

. . . Das fünfte Heft über Kunst und Altertum hat Ihre Güte mir zweimal zugesandt, und da vielleicht dadurch eines Ihrer Exemplare defekt wird, so bitt' ich Sie mir zu sagen, ob ich eines davon Ihnen zurücksenden soll. Ich habe im vorigen Monat meinen Sohn nach Strassburg geführt, weil mir dies für seine ganze deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite sich neigende Bildung am angemessensten schien, und wie billig nicht versäumt, mich sogleich nach dem Verfasser des Pfingstmontags zu erkundigen. Dieser, wie Sie wissen, ist Arnold, Professor der Rechte an der Akademie, ein geistreicher, unterrichteter, nur wie ich höre, seine Thätigkeit nach zu vielen Richtungen ausbreitender junger Mann. Ihren Aufsatz über sein Gedicht haben seine Freunde besonders abdrucken lassen. Ein Exemplar erhielt ich vom Verfasser, es hat mich auf der Rückreise begleitet, und als geborener Schwabe konnt' ich mich leicht zurecht finden. Nicht nur bedurft' ich kaum acht oder zehn Idiotismen im Register nachzuschlagen, sondern durch Sitten und Gebräuche, Geistesrichtung und Gesinnungsart fand ich mich so gänzlich in meine Jugend versetzt, dass mir auch nicht der geringste Zweifel bleiben konnte, Elsässer und Schwaben seien vom nämlichen Volksstamm. Ihre Vermutung das Werk erhalte blos das Andenken eines Zustandes, der später, wo nicht zurücktrat, doch gewaltsam durcheinander gerüttelt worden, wird schon durch das Alter des Verfassers widerlegt, der nur Zustände, wie sie seit der Revolution noch bestehen, beobachten konnte. Auch ist mir nicht nur versichert worden, sondern ich hab' es selbst in einigen Familien anschaulich erprobt, dass jene Sitten noch grossenteils jetzt bestehen. Auch hat, wiewohl nach zerstörter Municipalverfassung, das alte Bürgerwesen wenigstens in der Administration des alten Stadteigentums sich noch erhalten können, das grossenteils der Zersplitterung entgangen ist. Ueberhaupt bewahrt sich in Strassburg und im ganzen Elsass ein eigentümlicher Geist. Die Vorteile der Einheit in der Nation der man angehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung; aber wenn man im politischen Sinn sich gern als

Franzose betrachtet, so sind doch in jeder anderen Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitte überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen. Dazu kommt ein gewisser militärischer Geist, der besonders in Strassburg sich leicht mit den Truppen und mit dem sich die Truppen leicht befreunden, und eine gewisse Besonnenheit, die schnell den Standpunkt erkennt und festhält, der gegen List oder Gewalt sich am besten verteidigen lässt.

XIV.

Chronik für 1898.

30. März. Enthüllung des Denkmals für Prinz Friedrich Karl in Metz.

13. April. Der Strassburger Gemeinderat beschliesst die Anlage des Rheinhafens auf der Sporeninsel.

14. April stirbt Mathias Fuss (geb. 21. April 1840 zu Bürvenich Kr. Düren), Direktor des bischöfl. Gymnasiums, Verf. von Schriften über deutsche Grammatik und Mundarten.

29. April, stirbt Pfarrer Karl Klein, Dekan zu Nördlingen (geb. 31. Mai 1838 zu Hirschland bei Saarunion), Verf. der Fröschweiler Kriegschronik.

7.—17. Mai. Die Kaiserliche Familie in Kurzel; 15—17. Mai Kaiser und Kaiserin in Strassburg.

22. Mai. Uebergabe des Stöberdenkmals an die Stadt Strassburg.

31. Mai — 1. Juni. Dermatologenkongress in Strassburg.

26. Juni. Aufführung der «Fischerin» von Goethe auf dem Naturtheater bei Sesenheim.

10. August, stirbt Eugen Glück, Maler in Paris (geb. in Altkirch 1830).

8. Sept. Einweihung der Neuen Synagoge in Strassburg.

19. Sept. Einweihung des Justizpalastes in Strassburg.

2. Okt. Eröffnung des Elsässischen Theaters in Strassburg.

10. Okt. «Odilia» dramatisierte Legende von F. Lienhard wird in Strassburg aufgeführt.

14. Okt. stirbt in Paris Camille Alfred Pabst, Maler (geb. Heiteren 1828).

XV.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 27. November 1898, vormittags 10 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Erichson, Euting, Faber, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, v. Schlumberger, Stehle, Wiegand.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Martin, teilt zunächst mit, dass ihm von Sr. Excellenz dem Herrn Staatssekretär v. Puttkamer eine Beihülfe von 600 M. für das Jahrbuch des verflossenen und des gegenwärtigen Jahres zugegangen ist. Unter Hinweis auf das in Strassburg zu errichtende Goethedenkmal erinnert er sodann an Goethe's Schilderung des Hochgebirges, an die davon ausgegangenen Anregungen, welche vielfach erst zur Erschliessung desselben beitrugen, an den «Wanderer», der auch ein Vorbild für unsre Vogesenwanderer geworden sei, und schlägt vor, den Centralausschuss des V.-C. zu bitten, dass derselbe die einzelnen Sektionen ersuche, sich an den Sammlungen für das Denkmal zu beteiligen. Der Vorstand ist damit einverstanden.

Geheimrat Barack berichtet über die mit dem Zweigverein im Schriftenaustausch stehenden Gesellschaften und Vereine. Laut Mitteilung vom 20. November 1897 betrug die Zahl derselben 125; neu hinzugekommen sind 1. das Pfälzische Museum, 2. die Vereinigung für Gothaische Geschichte und Altertumsforschung in Gotha, 3. der Verein für die Geschichte der Neumark zu Landsberg a. W., 4. die Universitätsbibliothek in St.

Petersburg, so dass die Anzahl der Tauschexemplare jetzt auf 129 gestiegen ist. Davon entfallen auf Deutschland 76, die Schweiz 19, Oesterreich 13, Belgien 11, Frankreich 5, Luxemburg 2, Russland 2, Schweden 1.

Die für das nächste Jahrbuch bereits eingelaufenen Arbeiten werden besprochen und zur Beurteilung unter die einzelnen Vorstandsmitglieder verteilt. Prof. Faber wünscht, dass in Zukunft den Mitarbeitern, welche Beiträge über fremde Sprachen liefern, zwei Korrekturbogen zugestellt werden.

Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet dieselbe mit dem Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr, aus dem hervorzuheben ist, dass der Zweigverein z. Z. 1959 Mitglieder zählt. Die Versammlung erklärt sich mit dem oben erwähnten an den Centralausschuss zu richtenden Ersuchen in Betreff des Goethedenkmals einverstanden.

Die Prüfung der Rechnungen ergab die Richtigkeit derselben, so dass dem Schatzmeister Entlastung erteilt werden konnte.

Auf Vorschlag des Herrn Dr. Horst wird der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Zum Schluss hielt Herr Dr. v. Borries einen Vortrag über «die Strassburger Familiennamen, besonders die älterer Zeit», welcher im nächsten Jahrbuch abgedruckt werden soll.

2. Vorstandssitzung

am 1. März 1899, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Euting, Francke, Harbordt, Kassel, Lienhart, Luthmer, Martin, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Faber, Renaud, v. Schlumberger.

Es erfolgte die nachträgliche Genehmigung einer Ausgabe von 25 M. für einen Goethevortrag als Zuwendung zu dem Denkmalgrundstock. Prof. Martin weist auf die vom 26.—28. September ds. Js. in Strassburg tagende Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine hin und hält die Beteiligung des Zweigvereins für erwünscht. Prof. Wiegand stellt deshalb die folgenden zwei Anträge: 1. die auswärtigen Mitglieder des Zweigvereins werden auf der diesjährigen Hauptversammlung des V.-C. durch den Vorsitzenden, Herrn Prof. Martin, zu der Generalversammlung der deutschen Geschichts-

und Altertumsvereine eingeladen; 2. von dem Jahrbuch werden in diesem Jahre etwa 200 Stück mehr gedruckt, welche mit einer entsprechenden Widmung den Mitgliedern der betr. Vereine als Festgabe überreicht werden. Beide Anträge werden angenommen. Zu Vertretern des Zweigvereins und Abgeordneten für den Ortsausschuss werden ernannt der Vorsitzende Prof. Martin und die Vorstandsmitglieder Erichson, Euting, Francke, Kassel, Lienhart, Luthmer, Stehle.

Nach einer eingehenden Besprechnng und Beurteilung der für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten wird die Reihenfolge derselben für den Druck festgesetzt.

Schluss der Sitzung 4½ Uhr.

XVI.

Zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Strassburg.

1899.

Gruss Euch und Dank! — Entführt dem Kreis der Pflicht,
Zum schönen Fest der Eintracht seid willkommen!
Erquicken soll Euch seiner Freude Licht,
Und alle Sorge sei hinweggenommen! —
Was wir in brüderlichem Bund erstreben,
Es wirkt, wenn wir getrennt, lebendig fort;
Der teuern Werkgenossen Wunsch und Wort
Wird uns zu frischem Mut den Geist erheben. —

Erwählt seid Ihr, aus der Geschichte Buch
Des Menschendaseins Wechsel zu ergründen
Und aus der Völker Segen oder Fluch
Des Weltgangs ernste Weisheit zu verkünden. —
Jahrhunderte, in tiefe Nacht gebettet,
Erstehn, aus Staub und Trümmern aufgedeckt,
Und lassen uns erkennen, neu geweckt,
Wie eng sich stets der Zeiten Los verkettet.

Aus Recht und Tugend sehn trotz Sturm und Not
Wir stets erwachsen Segen, Heil und Frieden,
Und lautes Zeugnis findet das Gebot,
Dass alle Schuld sich rächen muss hienieden. —

So lehrt Ihr uns, das Dunkle deutend, ahnen
Der Urgedanken wunderbaren Lauf: —
Die Toten ruft Ihr aus der Gruft herauf,
Der Gegenwart zu weisen Ziel und Bahnen.

Ein herrlich Amt! — Die sichre Brücke baut
Zu rätselvollen Fernen Euer Schaffen.
Was längst entschwand, wird wieder uns vertraut,
Entschleiert durch der Forschung Zauberwaffen. —
An jedem Ort fliesst klar der Vorzeit Quelle,
Wo auch im Wandern rastet unser Fuss:
Sein Schicksal zieht vorbei mit stummem Gruss
An unserm Blick in farbenreicher Helle. —

Auch hier tritt Euch in buntbewegtem Bild
Bei jedem Schritt Gewaltiges entgegen;
In Burg und Stadt, in Dorf und Thalgefild
Hört Ihr der alten Tage Ruhm sich regen.
Und neue That verwob in diesem Lande
Mit der vergang'nen sich: — In Kampf und Sieg
Dem freien Elsass blutgesühnt entstieg
Der deutschen Ehre Glanz nach Schmach und Schande. —

O lasst auch uns durch Rede, Schrift und Rat
Der jungerblühten Macht Bewusstsein mehren
Und, hütend unsrer Väter edle Saat,
Zum Heiligsten der Enkel Seele kehren. —
Wenn von den blauen Wasgaubergen droben
Auf unsres Reiches Pracht wir niedersehn,
So soll der Hoffnung Krafthauch uns umwehn,
Und Treue wollen wir uns neu geloben. —

Ja, jede dieser Stunden sei Gewinn
Nicht dem Beruf allein, auch unserm Leben!
Ihr still Gedenken soll Gemüt und Sinn
Uns oft als köstlicher Besitz erheben. —
So werden wir, was flüchtig auch entschwindet,
Mit Euch im Geiste wandeln Hand in Hand:
Bewährte Freundschaft bleibt hinfort das Band,
Das fest uns mit den Scheidenden verbindet.

Strassburg i. Els. Christian Schmitt.

JAHRBUCH

FÜR

GESCHICHTE, SPRACHE UND LITTERATUR

ELSASS-LOTHRINGENS

HERAUSGEGEBEN

VON DEM

HISTORISCH-LITTERARISCHEN ZWEIGVEREIN

DES

VOGESEN-CLUBS.

XVI. JAHRGANG.

STRASSBURG
J. H. ED. HEITZ (HEITZ & MÜNDEL).
1900.

Inhalt.

I.

Gedichte.

1. Die schöne Bärbel.

Dichtung von

Fritz Lienhard.

Barbara Ott, eine badische Bauerntochter, genannt die schöne Bärbel, wohnte im 15. Jahrhundert auf dem Buchsweiler Schloss eines verwittweten Grafen von Lichtenberg. Der Uebermut der Dirne wurde so unerträglich, dass die Bürger den Gehorsam kündigten und die Stadt verliessen; die Weiber aber stürmten auf's Schloss und erzwangen die Entlassung der gräflichen Geliebten. (Buchsweiler Weiberkrieg.) Sie wurde später als Hexe verbrannt.

Du schöne Bärbel!
Du wilde Dirn!
Flammen im Blute,
Die Hölle in Herz und Hirn!
Mit zwei Armen
So stark und rund
Grafen zu reissen
An einen warmen,
An einen heissen,
An einen glühenden, tötenden Mund —
Weh Dir!

Buchsweiler war, die Bürgerstadt,
Des Dirnentums der Bärbel satt.
Da zog, der Metze bass zum Hohn,
Die tapf're Männerschaar — davon.
Aber die Weiber mit Sensen und Stangen
Kamen geschwärmt in kreischendem Tross
Vor des Lichtenbergers Schloss —
Haben die schöne Bärbel gefangen.
Nun wart', du Hexe! Nun wehre dich gut!
Dein Lebtag züngelte die Glut

Aus deinen Sinnen, Höllenmaid —
Nun sollst du sterben im Flammenkleid!

Draussen im Mai
Feuerbereit in Blüten stand
Der Holzstoss über dem üppigen Land.
Oh, dass der fröhliche Mai
Von singender Bäche Pracht
So wild lebendig sei —
Hätt's nie gedacht!
Lerchen sangen und Amseln genug — —
Langsam kam der Todeszug.

Mönche psalmierten;
Der Maienwind
Umschmeichelte Schergen und Treiber
Und Herrin und Ingesind,
Umflehte singende Weiber
Und küsste den Richter und — weh! — —
Sie hat ihr Haupt erhoben,
Hat entschüttelt das schöne Haar,
Hat mit den Funkelaugen,
Mit den Wangen von Schnee
Noch einmal geleuchtet
Ueber Laiengewand und Talar —
Herrlicher Anblick! —
Noch einmal Fülle von Schönheit
Gespendet der bebenden Schaar!

Und auf dem Holz, in Brand und Qual,
Hoch stand sie nun am Todespfahl.
Sah nicht hinab zur Gafferbrut —
Sie hob das Haupt in Trotz und Wut!
Gepresst die Zähne, die Augen weit!
Ihr Atmen sprengte das Sünderkleid,
Die Haare quollen in Strähnen vor —
Und über der Weiber und Schergen Chor
Schaute durch Lohe und lachende Au
Den Wasgau an die wilde Frau!

Hei, da, am Himmel!
In Zickzackpracht
Lodert ein Blitz,
Und ein Donner kracht!
Aufschreien die Frauen,
Die frommen und reinen,
Verstummen die Sänger
Mitten im Greinen,
Bekreuzt sich Ritter und Bauer,
Kinder weinen —
Und in Wetternacht und Prasselschauer
Alle sind sie entflohen!

Tief rauchen zischende Lohen —
Und in Getümmel und Blitz und Nacht
Einsam die sterbende Hexe lacht! . . .

Hoch im Wasgau mit Mann und Ross
Schnaubend verhallt der Geistertross:
Wodan war's und die wilde Jagd!
Wodan hat die verfluchte Magd
Hinaufgeholt in Schlucht und Tann —
Und mit Gekläff und Ross und Mann
In mancher sturmdurchjubelten Nacht
Stürmt nun auch sie — — und die Hexe lacht!

---

2. Nachfeier.

Von

Christian Schmitt.

Der Glanz erlischt. — Ein Glückstag ging zu Ende;
Und wie am Berg das letzte Licht verglüht,
So nach des Frohmuts Abendsonnenwende
Fällt noch ein Scheidestrahl in mein Gemüt. —

Nun schliesst euch, Augen, dass von dem erles'nen,
Stillseligen Besitz, den ich gewann,
Rückschauend wie von einem längst Gewes'nen
Ein Dämmerstündlein noch ich träumen kann.

---

3. Erkenntnis.

Von

Christian Schmitt.

Als Kind flocht ich mir Blumen froh
Zur Krone. —
Da kam der Traum, dass irgendwo
Mir Bess'res wohne.

Fort stürmte mein verlangend Herz
Ins Leben;
Doch ach, Enttäuschung nur und Schmerz
Erwarb mein Streben. —

Nun ist der Drang, der heiss geglüht,
Entschwunden;
Entsagend hat mein irr Gemüt
Die Ruh gefunden. —

Nur in der Enge wohnt das Glück
Hienieden. —
Komm, Jugendeinfalt, mir zurück
Und gieb mir Frieden!

II.

Die Geländegestaltung und die Bodenbeschaffenheit im Bereiche des römischen Argentoratum.

Von

F. v. Apell,

Generalmajor z. D.

Im XII. Bande der Mitteilungen der Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsasses [1] habe ich in einer «Argentoratum, ein Beitrag zur Ortsgeschichte von Strassburg i. E.» betitelten Arbeit, [2] das Gelände im Bereiche des römischen Argentoratum zu rekonstruieren gesucht, um den Beweis zu liefern, dass die Römer gar keinen geeigneteren Punkt für die Anlage ihrer zunächst wohl rein militärischen Niederlassung finden konnten als die Umgebung des heutigen Münsters. Ich habe in jener Arbeit dargethan, wie sich von dem über die Rheinniederung erhobenen Gelände im Westen der Stadt — der sogenannten Schiltigheimer Lössterrasse —, aus der Gegend des alten Weissthurmthores her, eine hochwasserfreie Bodenanschwellung längs der Ill hinzog, auf deren Ostende, der Mündung des ehemaligen Johannis- oder Rheingiessen gegenüber, das mit Mauern und Thürmen umgebene

[1] Damals: Bulletin de la société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace.

[2] Auch Separatabdruck unter dem gleichen Titel bei E. S. Mittler und Sohn. Berlin 1884. Bei Bezugnahmen beziehen sich die Seitenzahlen auf diesen Separatabdruck.

Argentoratum gestanden hat. Wenn ich dabei sagte, dass das «uranfängliche» Vorhandensein dieser Bodenanschwellung und ihr Zusammenhang mit der Lössterrasse durch die gleiche Bodenbeschaffenheit beider hinreichend bewiesen sei, so will ich hier, um etwaigen geologischen Einwürfen zu begegnen, statt uranfänglich «zur Römerzeit» setzen, da es sich ja nur um diese handelt und gehandelt hat; gleichzeitig muss ich aber mein Bedauern aussprechen, dass ich es unterlassen habe die gleiche Bodenbeschaffenheit näher zu begründen. Ich würde letzteres sicher gethan haben, wenn ich damals die etwa zu gleicher Zeit erschienene «Geologische Karte der Umgegend von Strassburg»[1] gekannt hätte, aber ich stand seit Ende 1877 nicht mehr in Strassburg und bearbeitete mein «Argentoratum» in Berlin. Auch befand ich mich in dem wohl verzeihlichen Glauben, dass das was ich mit eigenen Augen in einer jedermann zugänglichen Ausschachtung gesehen hatte, von allen denen gesehen worden sei, die sich für die Untergrundverhältnisse und die Ortsgeschichte von Strassburg interessieren. Ich hatte in meinem guten Glauben ferner nicht bedacht, dass ich erst nach Jahr und Tag genötigt sein könnte, meine Angaben und Ausführungen verteidigen zu müssen. So führte mich denn lediglich die eigene Beobachtung der gleichen Bodenbeschaffenheit des Hügelrückens und der Lössterrasse darauf, der Frage näher zu treten, wie das Gelände wohl zur Römerzeit ausgesehen haben möchte. Meine beim Studium dieser Frage gewonnene Auffassung wird nun — meines Wissens zum ersten Male — in einer Fussnote auf Seite 35 des 1885 erschienenen X. Bandes des «Archivs für öffentliche Gesundheitspflege in Elsass-Lothringen»[2] mit der Bemerkung abgethan, dass sich meine von Silbermann abweichende «Ansicht», die Stadtgräben links der Ill seien nicht aus ehemaligen natürlichen Wasserläufen entstanden, sondern erst später gelegentlich der Stadterweiterungen künstlich angelegt worden und meine «dementsprechende Annahme», der Löss reiche bis zur Ill heran und bilde den Untergrund der Altstadt, bei genauerem Studium der Untergrundverhältnisse nicht bestätigt hätten. Leider ist mir das «Archiv» erst im Sommer 1897 bekannt geworden,

---

[1] Mit Berücksichtigung der agronomischen Verhältnisse, herausgegeben von der Kommission für die geologische Landesuntersuchung von Elsass-Lothringen. Strassburg 1883. Geologische Aufnahme von E. Schumacher. 1: 25000. Erläuterungen, bearbeitet von E. Schumacher.

[2] Spezialtitel: Topographie der Stadt Strassburg nach ärztlich-hygienischen Gesichtspunkten bearbeitet, redigiert vom Regierungsrat Dr. med. J. Krieger.

sodass es mir nach so langer Zeit zweckmässiger erscheinen musste, mit einer Entgegnung auf eine passende Gelegenheit zu warten, die mir nun gekommen zu sein scheint, da neuerdings Herr Professor Dr. Thrämer zu Strassburg seine Ansicht über die ursprüngliche Lage des römischen Argentoratum zum grössten Teil auf den Angaben des «Archivs» aufbaut und der kaiserliche Landesgeologe Herr Dr. Schumacher als Mitarbeiter des «Archivs» ebenfalls für die Angaben des letzteren eintritt. Es mag mir daher gestattet sein, diese Angaben und die daraus gezogenen Schlussfolgerungen etwas näher zu beleuchten und dürfte dann jedermann in die Lage gesetzt sein, sich ein eigenes Urteil in der Sache zu bilden. Vielleicht modifizieren dann auch Herr Dr. Hammerle (wenn er noch lebt, was ich nicht weiss, aber hoffen will), der verschiedene Abschnitte des «Archivs» bearbeitet hat,[1] Herr Professor Dr. Thrämer und Herr Dr. Schumacher ihre Ausführungen und Annahmen, vielleicht auch nicht, aber es genügt mir vollständig, die Angaben des «Archivs» auf ihren wahren Wert untersucht und Anschauungen und Behauptungen nicht unwidersprochen gelassen zu haben, deren Richtigkeit ich nach gewissenhafter Prüfung aller Verhältnisse nun einmal nicht zugeben kann. Schweigen würde hier ein Verrat an der Wissenschaft, an der Erkenntnis der Wahrheit sein, der ohne Voreingenommenheit nachzuforschen das Bestreben jedes Mannes sein muss, der sich mit der Vergangenheit beschäftigt, mag dies nun sein Lebensberuf oder bloss eine Lieblingsbeschäftigung in Mussestunden sein, wie bei dem Verfasser dieser Zeilen. Was die Stellungnahme des Herrn Prof. Dr. Thrämer zur Sache betrifft, so muss ich bekennen, dass ich seinem am 13. März 1900 im «Vogesenclub» zu Strassburg gehaltenen Vortrag nicht beiwohnte und denselben nur aus dem Referate in Nr. 223 der «Strassburger Post» vom 15. März 1900, sowie aus der beim Vortrage vertheilten «Skizze der nächsten Umgebung Strassburgs» kennen gelernt habe, ich bin aber der Meinung, dass aus beiden mit ausreichender Sicherheit gefolgert werden darf, dass Herr Professor Dr. Thrämer die Angaben und Ausführungen des «Archivs» bezüglich der Geländegestaltung im Bereiche des römischen Argentoratum durchaus zu den seinigen gemacht hat. Die Skizze ist von ihm selbst gezeichnet, sollte aber das Referat seine Ausführungen nicht richtig wiedergeben, so bin ich gern bereit,

[1] Abschnitt II, die Wasserläufe in und um Strassburg zu früherer Zeit; III, der ursprüngliche Boden und Untergrund; VIII, der jetzige Boden und Untergrund; IX. Hydrographie des heutigen Strassburg, verschwundene Wasserläufe, die Ueberschwemmungen.

etwaige daraus hervorgegangene irrige Schlussfolgerungen zu berichtigen. Herrn Dr. Schumachers Stellung ist meines Erachtens durch den von ihm bearbeiteten Abschnitt des «Archivs»[1] und den Artikel «das alte Strassburg» in Nr. 234 der «Strassburger Post» vom 18. März 1900 klar dargelegt, ich bemerke aber gleich an dieser Stelle, dass es mir als Laie in geologischen Dingen gänzlich fern liegt, etwa die allgemeinen Ausführungen des Herrn Dr. Schumacher anzweifeln zu wollen, sondern dass ich mich nur gegen seine Schlussfolgerungen wende, die er meines Erachtens auf unzureichende Nachrichten gründet.

Ehe ich nun auf die Ausführungen im X. Bande des «Archivs» näher eingehe, muss ich vorher bemerken, dass es sich bezüglich des Vorkommens des Lehmbodens und der Sand- und Kiesschichten unter dem von mir in meinem «Argentoratum» (S. 15) näher bezeichneten Teile der heutigen Stadt, nicht um eine «Annahme», wie Herr Dr. Hammerle sagt, handelt, sondern dass ich diesen Boden im Jahre 1876 beim Bau des Dolen in der Langgasse mit meinen eigenen Augen gesehen habe, und dass ich sein Vorkommen nicht an vereinzelten Stellen, sondern in der ganzen Ausdehnung der tiefen Ausschachtung beobachtete, an der mich mein Weg tagtäglich mehrmals vorbeiführte. Da bin ich denn auf die längs der Ausschachtung geschütteten Lehm-, Sand- und Kieshaufen getreten und habe die bis dahin unberührten Bodenschichtungen in der Ausschachtung beobachtet, die auf das Auffallendste mit den Bodenschichtungen im Gelände der neuen Westfronten der Festung übereinstimmten, deren Bau wir gerade in Angriff nahmen. Näher oder gar chemisch untersucht habe ich nun diesen Lehmboden nicht und so würde ich mich bescheiden müssen, wenn nachgewiesen werden sollte, dass es nicht der diluviale Löss der Schiltigheimer Terrasse, sondern der Alluviallehm der Breusch oder der Alluvialmergel des Rheins ist, der sich an der angegebenen Stelle noch heute finden muss; auf alle Fälle war es ein gelblicher Lehm-, nicht etwa ein blaugrauer Lettenboden, der die Hauptmasse der Ausschachtung ausmachte. Da indess (siehe weiter unten) erst drei Jahre vorher an anderer Stelle des von mir angenommenen Hügelrückens thatsächlich Löss gefunden worden ist, so halte ich es keineswegs für ausgeschlossen, dass der Lehmboden unter der Langgasse auch noch als Löss erkannt werden wird. Hervorheben muss ich hierbei, dass Herr Dr. Schumacher erst 1879 nach Strassburg gekommen ist und die

---

[1] Abschnitt I. die Bildung und der geologische Aufbau des oberrheinischen Tieflandes.

Bearbeitung der «Geologischen Karte» begonnen hat.[1] Wie Herr Dr. Schumacher ausführt, wird die Oberfläche der Rheinniederung bei Strassburg wesentlich aus feinerem Hochwasserschlamm gebildet, der sich besonders durch einen vorwiegenden Gehalt an sandigen Bestandteilen sowie einen erheblichen Kalkgehalt charakterisiert, neben dem jedoch thonige Gemengteile niemals fehlen, sodass die Masse eigentlich mehr eine lehmige als eine sandige Beschaffenheit besitzt. Herr Dr. Schumacher sagt wörtlich, dass «wenn die Masse feiner und, wie immer in diesem Fall, relativ reich an thonigen Bestandteilen ist, eine Bildung entsteht, welche in ihrer Consistenz und selbst in ihrem Aussehen etwas an den Löss erinnert und als Alluvialmergel zu bezeichnen ist».[2] Aber es könnten auch Breuschlehme, Breuschalluvionen gewesen sein, worauf die zwischen dem Lehm gelagerten rötlichen Sand- und Kiesschichten deuten würden, die sich auch in der Lössterrasse vorfinden[3] und deren Vorkommen auch anderwärts, 1 km weit über die Ill hinaus nach Osten zu verfolgen ist,[4] floss ja doch ehedem die Breusch im Bette unserer heutigen Ill bei Strassburg. Aber noch ein dritter Fall ist denkbar, dass nämlich hier Rhein- und Breuschalluvionen sich wechselweise übereinander abgelagert und im Anschluss an die Lössterrasse mit der Zeit eine Bodenanschwellung erzeugt hätten, welche die Breusch und nachmalige Ill von ihrem nördlichen Laufe nach Osten ablenkte. Es dürfte also wesentlich von einer genaueren Untersuchung des von mir beobachteten Lehmbodens die Entscheidung der Frage abhängen, ob wir es hier mit einer alluvialen Aufhöhung des Geländes, sei es durch Rhein- oder Breuschanschwemmung oder beider zusammen, oder mit einer Lösszunge zu thun haben, wie sie in auffallend ähnlicher Weise zwischen Geispolsheim und Grafenstaden streicht.[5] Nun möchte ich aber doch auf den Bericht über den Bodenbefund bei der Fundamentierung des protestantischen Gymnasiums im Jahre 1863 und der Neuen Kirche im Jahre 1873[6] aufmerksam machen, der Herrn Dr. Schumacher nicht bekannt zu sein scheint und in dem ausdrücklich der Löss mit seinen charakteristischen Einschlüssen «Succinea, Pupa und Helix» nachgewiesen wird. Wie stellt sich Herr Dr. Schumacher hierzu? Ich will hier doch die

---

[1] Erläuterungen, IV.
[2] «Archiv» 13 und 22.
[3] Ebenda, 14.
[4] Ebenda.
[5] Geologisch-hydrographische Karte der Umgebung von Strassburg im «Archiv», 6.
[6] Bulletin, II. sér. IX. vol., 222 M.

Schichtfolge «au-dessous du terrain rapporté contenant les traces de la présence des Romains» wörtlich angeben;

1. un mince dépôt de limon jaune;
2. une couche de gravier;
3. une assez grande quantité de fer oxydé hydraté, dit fer des marais, mêlé à des débris végétaux carbonisés;
4. le loess, dans lequel nous avons receuilli les mêmes coquilles qui se rencontrent dans ce terrain partout en Alsace, des Succinea, des Pupa et surtout des Helix; enfin
5. le dépôt principal de gravier, sur lequel on put asseoir les fondations.

Es bleibt merkwürdig, dass das weiter unten, aus dem «Archiv» entnommene Profil Nr. 8 bei der Neuen Kirche so wenig mit vorstehendem Profil übereinstimmt. Für mich ist das Profil des «Bulletin» ebenso glaubwürdig als die Profile des «Archivs», aber ich wiederhole, es kommt mir nur darauf an zu beweisen, dass die in Rede stehende Bodenanschwellung bereits zur Römerzeit vorhanden und hochwasserfrei war, nicht aber erst durch Schuttablagerungen entstanden ist, ich bestreite deshalb nicht sowohl die Behauptung des Herrn Dr. Schumacher, dass der bei weitem grösste Teil von Strassburg im ehemaligen Bereiche der Alluvionen des Rheins läge als dass «dessen Ueberschwemmungen die Stadt nur durch die Eindämmung des Stromes sowie die künstliche Erhöhung ihres Bodens entzogen sei».[1] Ich muss schon hier wiederholen:[2] wenn der heutige Stadtgrabenkanal ein natürlicher Wasserlauf gewesen wäre und wenn an der Stelle von dessen Abzweigung aus der Breusch (Ill) nicht die von mir angenommene hochwasserfreie Bodenanschwellung vorhanden gewesen wäre, das ganze heutige Stadtgebiet östlich des Stadtgrabenkanals vielmehr so niedrig gelegen hätte, als die übrige Rheinniederung, der nunmehrige Stadtgrabenkanal sich unbedingt zum Hauptarm der Breusch (Ill) hätte ausbilden müssen. Es würde interessant sein, wenn sich zu dieser Frage einmal ein Hydrotechniker äussern wollte.

Lediglich meine Beobachtungen in der Langgasse haben mich zu meiner von Silbermann und Anderen abweichenden Auffassung geleitet, dass Argentoratum nicht in der Rheinniederung im engeren Sinne — im Inselarchipel Dr. Hammerle's[3]

---

[1] «Archiv», 14.
[2] «Argentoratum», 16.
[3] «Archiv», 37.

oder im trügerischen nebeligen Illsumpfe Dr. Thrämers[1] —, sondern auf einem hochwasserfreien Gelände gelegen hat, wie man sich dies ja eigentlich gar nicht anders vorstellen kann. Auch «die neuen Gesichtspunkte in der gallisch-germanischen Politik Roms nach der Augusteischen Zeit, besonders unter Vespasian»[2] können die Römer unmöglich veranlasst haben aus dem hochwasserfreien Gelände der Lössterrasse bei der heutigen Karthause «in die Illniederung herabzusteigen, weil man den Blick auf die bis dahin vernachlässigten Länder Baden und Württemberg richten und den Rheinübergang bewachen wollte». Dazu brauchte man nicht die Lössterrasse zu verlassen; es hätte genügt bis an ihren vermeintlichen Ostrand beim heutigen Schlachthause vorzurücken. Ebensowenig können «die grossartigsten Gesichtspunkte einer neuen Politik von Westen nach Osten»[3] die Römer unmöglich in den Illsumpf gelockt haben, wo die Lössterrasse (immer nach Dr. Hammerle, Dr. Thrämer und Dr. Schumacher) doch nur ein paar Hundert Meter davon entfernt war. Nein! mag die erste römische Niederlassung, wie Herr Professor Dr. Thrämer will, auch an der Karthause gestanden haben und erst später in die Gegend des heutigen Münsters verlegt worden sein, in die den Hochwassern ausgesetzte Illniederung oder gar den Illsumpf ist das mauerumgürtete Argentoratum gewiss nicht hinuntergerückt worden, das würde allen Gepflogenheiten der Römer widersprochen haben.

Aber ist es denn so schwer die wirkliche Höhenlage von Argentoratum zu bestimmen? Mit nichten, sage ich, denn man braucht ja nur einmal mit Zahlen zu operieren, und «Zahlen beweisen» ja bekanntlich. Machen die nachstehenden auch keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit, so sollen sie doch der Wirklichkeit so nahe kommen als mir möglich ist, und das dürfte für den vorliegenden Fall auch genügen.[4]

---

[1] Referat vom 15. März 1900.

[2] Ebenda.

[3] Ebenda.

[4] Ich benutze für die Geländeoberfläche die Zahlen des Conrath'schen Bebauungsplanes und, wo dieselben nicht ausreichen, diejenigen des grossen Planes der Kaiserlichen Fortifikation aus den fünfziger Jahren des XIX. Jahrhunderts («Argentoratum», 26). Wo letzteres geschehen, ist hinter die betreffende Zahl ein F gesetzt. Im Allgemeinen sind die Zahlen des Bebauungsplanes ein wenig höher als die der Fortifikation, es handelt sich aber stets nur um Centimeter. Es kann das seinen Grund in der veränderten Höhenlage des Pflasters, der Annahme eines anderen Nullpunktes oder darin haben, dass nicht genau dieselben Punkte nivelliert worden sind. Für meine Betrachtungen macht das keinen Unterschied.

Da rufe ich nun Silbermann an, auf den ja von allen Seiten so grosser Wert gelegt wird. Er beschreibt auf Seite 10, 11 und 29 seiner «Lokalgeschichte von Strassburg» auf das Eingehendste den Turm des römischen Argentoratum, der mit einem Teil seiner Fundamente noch heute zwischen dem ehemaligen Kornspeicher und dem gegen den Broglieplatz vorspringenden Flügel des Generalkommandogebäudes im Boden steckt. Daraus geht mit unumstösslicher Gewissheit hervor, dass die Fundamente des Turmes bis auf den diluvialen Kies — das Gerölle der Rheinebene — herabgingen, dass man hier auf das Grundwasser stiess, dass die Fundamente des Turmes 10 Schuhe hoch waren und dass sich zwischen ihnen und dem an der Stelle des alten römischen Grabens gelegenen Gerbergraben erst in der Nähe das letzteren Schutt, sonst aber nur festes unberührtes Erdreich vorfand. 10 Schuh Pariser Mass sind gleich 3,25 m[1] und dies zu + 136,00, d. h. der mittleren Höhenlage des Rheingerölls[2] gerechnet, ergeben + 139,25. Da nun die Bodenoberfläche in der Nähe der betreffenden Stelle (vor dem Theater) heute auf + 139,39 (+ 139,35 F) liegt, so folgt hieraus, dass — wenigstens an diesem Punkte — das Gelände zu römischer Zeit gerade so hoch lag als heutigen Tages, denn heute hat dasselbe noch dieselbe Höhenlage als zu Silbermanns Zeiten (Beweis : der Speicher und das Generalkommandogebäude). Nehmen wir nun einmal an, das Gelände am Fusse der römischen Stadtmauer habe durchweg auf + 139,25 gelegen, so ergibt sich durch einfaches Abziehen, dass die Reste der Mauer, wenn diese gerade über dem Erdboden abgebrochen wäre, überall mehr oder weniger tief unter der heutigen Bodenoberfläche liegen müssen, da diese im Umzuge der alten Römermauer heute nirgends so tief liegt als gerade am Generalkommandogebäude, mit Ausnahme des einzigen Punktes «am breiten Stein», wo die Strasse am Eingange der Kalbsgasse auf + 138,25 liegen soll. So würden die Fundamente der Römermauer mit ihrer Oberfläche z. B. in der Münstergasse etwa 1,85, am Neuen Kirchplatz etwa 3,30 (F), am Neuen Markt etwa 4,50, in der Schlossgasse etwa 2,65, am Westende der Kalbsgasse etwa 2,80 m (F) unter der heutigen Bodenoberfläche zu suchen sein. Aber sie können ja auch noch unter der Bodenoberfläche fortgebrochen worden sein (um Steine zu gewinnen oder aus sonstigen Gründen), oder ein Teil der Mauer ist über dem Erdboden stehen geblieben und bei Aufhöhen des Geländes verschüttet, mit einem Wort, das alles muss in jedem einzelnen

---

[1] «Argentoratum», 30; Anmerkg. 4.
[2] Nach 5. Typische Bodenprofile, C. Tafel I des «Archivs».

Falle untersucht werden, um ein richtiges Urteil über die Höhenlage des Geländes zu römischer Zeit fällen zu können. Mit Ausnahme des von Silbermann beschriebenen Turmes ist das nun, meines Wissens, nirgends geschehen, und das ist sehr zu bedauern; vielleicht wird für die Folge Wandel geschafft. Wenn ich nun auch nicht behaupten kann, dass die Mauer überall gleich hoch gelegen habe, so wird man doch auch nicht annehmen dürfen, dass sie irgendwo wesentlich niedriger gestanden hätte, wo doch das Gelände überall höher liegt als gerade bei dem von Silbermann untersuchten und beschriebenen Turm (abgesehen von der erwähnten Ausnahme, die vielleicht einen besonderen Grund hat). Im Gegenteil bin ich der Meinung, dass es viel wahrscheinlicher ist, dass das Gelände schon zur Römerzeit überall höher gelegen hat als an dem in Rede stehenden Turme, ähnlich ansteigend wie heute, wo die Höhenlage der Bodenoberfläche an der römischen Stadtmauer durch folgende Koten bezeichnet wird: Generalkommandogebäude nächst dem ehemaligen Kornspeicher etwa + 139,39 (+139,35 F), Münstergasse + 141,09, Neuer Kirchplatz + 142,56 (F), Neuer Markt + 143,74, Schlossgasse + 141,88, Westende der Kalbsgasse + 142,05 (F), Ostende der Kalbsgasse + 138,25, Steingasse + 140,62 (+140,15 F). Dass das Gelände innerhalb der Römermauer gegen den Platz hin stieg, auf dem das heutige Münster steht und dass dieser Platz zu römischer Zeit schon ebenso hoch gelegen haben muss wie heute, scheint aus dem noch zu besprechenden Profil Nr. 1 hervorzugehen, dem zufolge an der Krypta des Münsters der alluviale Rheinmergel 8 m hoch liegen soll. Hier hat die Bodenoberfläche mindestens die Kote + 143,50 (+ 143,40 F), wie am benachbarten Eingang der Münstergasse, sodass man bei Abzug von 8 m Mergel auf + 135,50 (oder mehr), d. h. auf das diluviale Rheingerölle gelangt, das hier denn auch angetroffen worden ist. Es soll nun keineswegs behauptet werden, dass das Gelände der Römerstadt überall so hoch gelegen habe wie heute, denn es ist unzweifelhaft an den meisten Stellen durch Schutt, Pflaster u. s. w. erhöht worden, aber ich berufe mich auf Dr. Eissen [1] und Schweighäuser,[2] nach deren Beobachtungen die höheren Teile der Altstadt nur sehr wenig, die anderen etwa um 5 Fuss (Schweighäuser) oder 1,50 bis 2 m (Dr. Eissen), was ziemlich auf dasselbe herauskommt, aufgehöht worden sind. Wie es

---

[1] Observations sur le niveau du sol de l'ancien Argentoratum romain, im Bulletin u. s. w. II. sér. I. M. 1.

[2] Mémoire sur les antiquités romaines de la ville de Strasbourg ou sur l'ancien Argentoratum, [Strasbourg 1823.], 26.

kommt, dass sich an einzelnen Stellen beträchtlich höhere Schuttmassen vorgefunden haben, werde ich später erörtern, aber von einer allgemeinen bis zu 7 m mächtigen Kulturschicht[1] kann keine Rede sein.

Wenn nun eine Höhenlage von + 139,25 heute als gegen Hochwasser schützend zu erachten ist, so könnte dagegen eingewendet werden, dass sie dies zur Römerzeit nicht zu sein brauchte, zu der der Rhein noch nicht eingedeicht war und die ganze Niederung unter Wasser setzen konnte. Hier kommt nun aber in Betracht, dass damals das Bett der Gewässer in der Nähe von Strassburg wesentlich niedriger lag als heute, sodass der Unterschied zwischen dem Stand der fliessenden Gewässer und dem auf + 139,25 gelegenen Gelände an der römischen Stadtmauer noch beträchtlicher war als heutigen Tages, trotz der nach allgemeiner Annahme damals grösseren Wassermenge. Das beweist der von Dr. Eissen beschriebene Fund am Rosenbad,[2] dem zufolge das Flussufer zur Römerzeit 5 m niedriger gelegen hätte als heute. Nun bin ich zwar der Meinung — abweichend von Dr. Eissen —, dass die aufgefundenen Gegenstände nicht in dem Raum zwischen Römermauer und Flussufer, sondern im Fluss selbst verloren worden sind, der ehedem zweifellos breiter war als heute,[3] aber wenn der Unterschied in der Höhenlage des ehemaligen und heutigen Flussufers dann auch nicht mehr 5 m beträgt, so ist er doch immer noch reichlich gross, um das römische Argentoratum unter allen Umständen hochwasserfrei erscheinen zu lassen. Es darf auch nicht unberücksichtigt bleiben, dass sich die Hochwasser schrankenlos in der Rheinebene ausbreiten konnten und deshalb verhältnissmässig weniger hoch angestiegen sein werden. Hätte also Argentoratum im Inselarchipel Dr. Hammerle's oder im Illsumpfe Dr. Thrämer's gelegen, so müsste es auf einem Gelände gestanden haben, das um eine ganze Anzahl Meter niedriger gelegen hätte, als es wirklich stand. Es wird wohl nicht in Zweifel gezogen werden können, dass ein sumpfiges Gelände höchstens so hoch gelegen haben kann

---

[1] «Archiv», 38, 49, 76 u. 77. Was die (Seite 77) erwähnten vor den Thoren abgebrochenen «ganzen Zeilen Wohnhäuser» für einen Einfluss auf die Erhöhung des Bodens in der Stadt haben sollen, ist nicht ersichtlich.

[2] Observ. s. l. niv. d. sol. d. l'anc. Arg. rom., 2. Siehe auch «Archiv» 3.

[3] «Argentoratum» 40. Wenn bei der heutigen Rosenbadgasse ein Thor des römischen Argentoratum stand und eine Brücke oder Ueberfahrt vorhanden war — «Argentoratum», 38. so erklärt sich der Fund sehr leicht.

als das Mittelwasser der Breusch (Ill), und deren Normalwasserstand beträgt selbst heute an der Schlachthausbrücke und am Mühlenplan nur + 135,80. Das stimmt so ungefähr mit der Höhenlage des diluvialen Rheingerölles überein, in welches die Brüche eingesenkt gewesen sein müssen. Bezüglich der Aufhöhung der Gewässersohlen seit der Römerzeit vergleiche man doch auch das Werk «der Rheinstrom und seine wichtigsten Nebenflüsse»,[1] dessen Autorität wohl niemand anzweifeln wird, aus dessen Ausführungen — Seite 64 — dann auch hervorgeht, dass Argentoratum von den Fluten des Stromes vernichtet und unter dem Gerölle desselben begraben sein müsste, wenn es in der eigentlichen Rheinniederung gelegen hätte.

Ich gehe nun zu den Beweisstücken des Herrn Dr. Hammerle über, die in einer Reihe von Profilen bestehen, welche enggedruckt zwei volle Seiten des «Archivs» bedecken, von denen jedoch nur acht die alte Stadt zwischen Ill und Stadtgrabenkanal, also Argentoratum (nicht Argentorium) und das Gebiet der ersten und eines Teiles der zweiten Erweiterung[2] der Stadt betreffen. Von diesen Profilen liegen Nr. 4 und 5 ausserhalb des römischen Argentoratum und so nahe an der Grenze des Niederungsgeländes, dass sie für einen Beweis kaum noch in Betracht kommen können, Profil Nr. 4: Ecke der Meisengasse und Münstergasse (2,50 m Schutt, dann Gerölle) liegt vielleicht sogar im Graben von Argentoratum. Aber bemerkt sei hier doch, dass die Bodenoberfläche an der Ecke der Meisen- und Münstergasse auf + 141,20 liegt und man bei 2,50 m Schutt erst auf + 138,70 gelangt. Da kann doch nicht schon das diluviale Rheingerölle kommen, 2,70 m über seiner allgemeinen Lage! — Nun die andern Profile, ganze sechs Stück für den grossen Bezirk. «Profil Nr. 1. Krypta des Münsters: 8 m Mergel, dann Gerölle.» Hier ist also von Schutt gar keine Rede, aus dem doch nach Dr. Hammerle u. s. w. der Hauptsache nach der ganze Untergrund Altstrassburgs bestehen soll. Trotz dieses Profils, dessen genauere Lage im Uebrigen nicht angegeben ist, stellen die «typischen Bodenprofile durch Strassburg» auf Tafel I a. a. O. den Untergrund des Münsters, oder richtiger den Boden neben demselben, nicht als Mergel, sondern das eine Mal — in Profil A — der Hauptsache nach als «Schutt, Schlamm alter Wallgräben u. s. w.» und in geringerer Mächtigkeit, dem Rheingerölle aufliegend, als «Alluvium des Rheins

[1] Herausgegeben von dem Centralbureau für Meteorologie und Hydrographie im Grossherzogtum Baden. Berlin 1889.

[2] Ich rechne die Erweiterungen hier nach Königshofen, dessen Zählweise mir nach näherer Prüfung zutreffender erscheint als diejenige Silbermann's.

(resp. local der Ill)», das andere Mal — in Profil C — lediglich als «Schutt, Schlamm alter Wallgräben u. s. w.» dar, wohlgemerkt also in verschiedener Weise. Verfolgen beide in Betracht kommende Profile auch im allgemeinen getrennte Wege, so gehen sie doch beide denselben Weg durch die Bruderhofgasse und es scheint gänzlich übersehen zu sein, dass sie hier in beiden Profilen verschiedene Angaben machen. Schon diese erste Beobachtung lässt doch einige Bedenken bezüglich der Zuverlässigkeit der Profile auftauchen, dieser Profile, die, wenn sie auch bloss typisch sein sollen, doch nicht derartige Unstimmigkeiten aufweisen sollten. Ich frage nun, wie der Mergel, der weder «Schutt noch Schlamm alter Wallgräben» ist und doch wohl nicht unter «u. s. w.» gerechnet werden darf, sondern zum Alluvium gehört,[1] in einer Mächtigkeit von 8 m neben das Münster kommt? während dessen Stärke an anderer Stelle zwischen 0,2 und 2 m schwankend angegeben wird.[2] Will jemand behaupten, dass er angeschüttet worden sei, um den Münsterplatz zu erhöhen, so frage ich weiter: weshalb verwendete man dann nicht den so reichlich vorhandenen Schutt, auf dem ja ganz Altstrassburg stehen soll? Derselbe war doch unmittelbar zur Hand, während der Mergel erst aus jedenfalls grösserer Entfernung beigefahren werden musste. Die mir von Herrn Münsterbaumeister Arntz in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellten Hauptprofile der Fundamentuntersuchung des Münsters vom Jahre 1897 bieten nun ein anderes Bild. Danach findet sich auf rund + 138,00[3] eine Lehmschicht, unter der auf etwa + 137,00 Kies und Lehm folgt. Oberhalb der Lehmschicht wurde Schutt, Humus, aufgefüllter Boden und eine Beerdigungsschicht angetroffen. Liegt der Lehm mit seiner Oberfläche hier nun auch etwas niedriger als bei dem von Silbermann untersuchten römischen Turm, so ist doch noch nicht gesagt, dass wir am Münster die Höhenlage des Lehms zu römischer Zeit vor uns haben. Was unter dem heutigen Erdboden liegt, sind eben Fundamente — Fundamente teils in römischer,[4] teils in gotischer Technik —, die bis auf eine tragfähige Bodenschicht oder eine Bettonplatte herabgehen, sodass hier, geradeso wie bei dem von Silbermann

---

[1] «Archiv», 13.

[2] Ebenda, 12 u. 23.

[3] Der Plattenboden des Münsters liegt auf rund + 143,60 (genau + 143,58). Nach dem einen Profil liegt der Lehmboden 5,70, nach dem andern 5,50, im Mittel also 5,60 tiefer. + 143,60—5,60 = + 138,00.

[4] Sollten dieselben aus römischer Zeit, also von einem Römerbau herstammen, so würde dies ein Beweis sein, dass das Gelände am Münster zu römischer Zeit schon ebenso hoch lag als heutigen Tages.

beschriebenen Turm eine Durchbrechung der Bodenschicht stattgefunden haben kann. Dass sich neben den Fundamenten Schutt, Humus, aufgefüllter Boden und eine Beerdigungsschicht finden, ist sehr natürlich, denn die zum Teil über 6 m tiefen Baugruben mussten wieder verfüllt werden. So lässt sich also aus diesen Profilen kein sicherer Schluss ziehen, wie hoch die Oberfläche des Lehmbodens zu römischer Zeit gelegen hat. Profil Nr. 1 mit seinen 8 m Mergel kann wohl nicht unmittelbar an den Fundamenten der Krypta liegen.

«Profil Nr. 2. Eckhaus der Juden- und Münstergasse: 6 m Schutt, dann Gerölle.» Dieses Profil liegt 80 m von der Achse der Krypta des Münsters und 20 m von dem auf + 143,50 gelegenen Eingang der Münstergasse entfernt und zeigt bereits 6 m Schutt! Dies gibt zu denken, wo denn auf einmal die 8 m starke Mergelschicht hingekommen und eine so mächtige Schuttmasse hergekommen ist. Nehme ich ein gleichmässiges Gefälle für die Münstergasse an, so liegt die Strasse bei Profil Nr. 2 auf etwa + 143,25. Hiervon 5 m Schutt abgerechnet, gelangen wir auf + 137,25 und es bleiben noch immer 1,25 m bis auf das Rheingerölle, das sich notorisch in nahezu gleicher Höhenlage unter der ganzen Stadt hinzieht. Also auch hier stimmt es nicht. — «Profil Nr. 3. Kreuzgasse Nr. 15: 5 m Schutt, dann Gerölle.» Da hier die Geländeoberfläche auf etwa + 141,30 liegen wird (sofern die Bruderhofgasse ein stetiges Gefälle hat), so würde zwischen Schutt und Gerölle noch eine 0,30 m starke Alluvialschicht Platz finden, aber es ist ja möglich, dass die Geländeoberfläche 0,30 m tiefer liegt, als ich errechnet habe. — «Profil Nr. 7. Neuer Markt: 4 m Schutt, 4 m römische Stadtmauer, 0,60 m sandiger Kies, dann Gerölle.» Dass über den im Boden steckenden Resten der römischen Stadtmauer Schutt liegt, ist sehr erklärlich, und dass die Römermauer auf dem sandigen Kies fundamentiert wurde, sehr verständig gewesen. Aber was beweist denn dieses Profil weiter? Nichts! da gar nicht angegeben wird, was für Boden neben den 4 m römischer Stadtmauer vorgefunden wurde, und darauf würde es eben gerade ankommen. Zieht man von der Kote des Neuen Marktes (+ 143,74) 8,60 m ab, so gelangt man auf + 135,14, eine Kote, die schon tief im Gerölle liegt, sodass man wohl ungenaue Profilangaben annehmen muss, da die Höhenlage des Neuen Marktes auf dem Bebauungsplan doch wohl zutreffend ist. Aber vielleicht ist auch der sandige Kies schon dem diluvialen Ge-

---

Herr Münsterbaumeister Arntz ist der Ansicht, dass zur Zeit ein einigermassen abschliessendes Urteil über die Vorgeschichte des Münsters noch nicht möglich sei. (Schriftliche Mitteilung desselben.)

rölle zuzurechnen,[1] wie denn in den oberen Schichten der Rheingeröllablagerung Alluvium und Diluvium sich mischen sollen.[2] — «Profil Nr. 8. Neue Kirche: 5 m Schutt, 0,5 m Schlamm mit Schutt, 0,5 m Sand mit Schutt, 1 m Sand, 1 m Kies mit Sand, dann Gerölle,» also 6 m Schutt, dann noch 2 m Sand und Kies bis auf das Gerölle. Hier liegt das Gelände etwa auf + 142,56 (F). 6 m abgezogen, gelangen wir auf + 136,56. Wo sind nun hier die 2 m Sand und Kies über dem Gerölle unterzubringen? — Und nun «Profil Nr. 6. Lange Strasse: überall mehrere Meter Schutt, dann Gerölle.» Dass auch hier oben auf Schutt gelagert ist, bestreite ich nicht, aber von der Oberfläche der Langgasse bis auf die diluviale Geröllschicht sind es an der Weissthurmbrücke 140,90—136,00 = 4,90 m, am Gerbergraben 142,52—136,00 = 6,52 m, an der Freiburgergasse 143,81 (F)—136,00 = 7,81 m und an der Laternengasse 143,59—136,00 = 7,59 m. Da es wohl nicht angeht, die sehr unbestimmte Angabe von «mehreren» Metern gleich bis auf die nicht unbeträchtliche Tiefe von 5 bis fast 8 m auszudehnen, so bleibt wohl noch genügender Raum für die von mir beobachteten Lehm-, Sand- und Kiesschichten übrig, und zwar 3 bis fast 6 m, wenn wir die Schuttlage zu 2 m Stärke annehmen wollen, die sie aber schwerlich gehabt hat. Aber das Gerölle soll doch gleich dem Schutte folgen, sodass dieser in der notorisch uralten Langgasse — strata superior, Oberstrasse — 5 bis 8 m hoch angehäuft worden wäre? Ja, wer sagt denn, dass hier das diluviale Rheingerölle angetroffen und gemeint sei, kann es nicht gerade so gut eine der groben Kiesschichten gewesen sein, die ich zwischen dem Lehmboden angetroffen habe? Und auf diese zumeist nichtssagenden Profile wird die Ansicht gegründet, dass ganz Altstrassburg auf einer Schutthalde stände, durch die es erst aus dem Illsumpfe gehoben worden sei! Da wird man mir wohl nicht verargen können, dass ich meinen eigenen Augen mehr traue, wenn ich auch nicht ziffermässig die Stärke der einzelnen Bodenschichten angeben kann, die aufzumessen ich seinerzeit leider versäumt habe. Ich beanstande aber gerade das Profil Nr. 6 auch noch aus dem Grunde, weil auch es mit dem typischen Profil A auf Tafel I a. a. O. in Widerspruch steht, wo über der diluvialen Geröllschicht noch eine Schicht «Rheinalluvium (resp. local der Ill)» bis zu 2 m Mächtigkeit angegeben wird.

Betrachtet man nun die «Geologische Karte der Umgegend von Strassburg» vom Jahre 1883, so sieht man, dass innerhalb

---

[1] «Archiv», 7 u. 22/23.
[2] «Erläuterungen zur Geologischen Karte», 12.

des in Rede stehenden Teiles der Stadt nicht eine einzige Bohrung zur Ermittelung der Untergrundverhältnisse stattgefunden hat und dass also die aufgeführten Profile weiter nichts sind als zusammengetragene Nachrichten, deren Herkunft nicht angegeben ist und denen eine Beweiskraft wie den übrigen Angaben der «Geologischen Karte», die auf Bohrungen beruhen, unmöglich beigemessen werden kann. Wären die Profile für die Karte aufgenommen worden, so würden sie zweifellos genauer ausgefallen sein. Im Wesentlichen wohl beim Bau von Häusern u. s. w. ermittelt, liegen sie eben an Stellen, auf denen von jeher Wohnstätten gestanden haben, die früher auch vielfach in die heutigen breiteren Strassen hineinreichten. Gingen nun die Keller dieser Häuser durch die Lehmschicht und bis auf eine Sand- oder Kiesschicht, oder gar bis auf das diluviale Geröile, so ist es ja gar nicht zu verwundern, wenn man heute an diesen Stellen lediglich Schutt über einer Sand-, Kies- oder Geröllschicht findet; jedes zerstörte Haus füllte mit seinen Trümmern zuerst die Keller und erhöhte dann unter Umständen die Bodenoberfläche, ein Vorgang, der sich im Laufe der Jahrhunderte, ja vielleicht seit 2000 Jahren, wer weiss wie viele Male wiederholt haben mag. Was übrigens die Behauptung auf Seite 76 des «Archivs» betrifft, dass im ganzen Mittelalter und bis zur jüngsten Zeit es nicht üblich gewesen sei, Abfälle und Bauschutt abzuführen, so weiss ich nicht, wo diese Nachricht herstammen mag, für Strassburg ist sie jedenfalls nicht zutreffend, da im Jahre 1519 verlangt wurde, dass «das Gerör, so man lot ussfüren»[1] in die Wälle gekarrt werden sollte, die man auf diese Weise billiger herzustellen gedachte. Das geschah denn auch bis zum Jahre 1681. Da es aber zu französischer Zeit wohl nicht mehr stattfinden durfte, so war man eben seit dem XVIII. Jahrhundert, nicht zum ersten Male,[2] sondern wiederum genöthigt, den Schutt vor die Stadt zu führen. Beweiskraft können nach alledem nur solche Profile haben, die mitten in Strassen oder auf Plätzen, in Gärten oder dergl. aufgenommen werden, wo niemals Häuser standen, und auch hier wird man jetzt diejenigen Stellen ausscheiden müssen, wo zum Zwecke der Kanalisation, der Gas- oder Wasserrohrlegung u. s. w. der Boden schon einmal in grösserer Tiefe aufgewühlt wurde, da bei der Wiederverfüllung der Baugruben naturgemäss das Oberste zu unterst gekehrt wird. Für diese Untersuchungen würden keine 14 Millionen erforderlich sein (Referat vom 15. März 1900) und ich möchte glauben, dass die geringen Kosten,

---

[1] Strassburger Stadtarchiv, G. U. P. 20, 5.
[2] «Archiv», 78.

welche einige Bohrungen verursachen würden, wohl im Interesse der Vervollständigung der «Geologischen Karte» zuständigen Ortes verwilligt werden könnten.[1] Wie der Titel der Karte besagt, berücksichtigt dieselbe die agronomischen Verhältnisse und für diese ist das Innere der Stadt allerdings ohne besonderes Interesse. «Da nun», wie Herr Dr. Schumacher in Nr. 234 der «Strassburger Post» vom 18. März 1900 erklärt «für die Geologen längst kein Zweifel mehr besteht, dass das heutige Strassburg mit Ausnahme seines westlichsten Teiles im Gebiete der Rhein-Ill-Niederung, im Gebiete der sogenannten «Rheinfläche» liegt, und diese Auffassung bereits auf der im Jahre 1849 erschienenen geologischen Karte des Département du Bas-Rhin von A. Daubrée zur Anschauung gebracht worden ist», so hat man wohl bei Herstellung der «Geologischen Karte von 1883» geglaubt, sich mit «einer grösseren Anzahl von Einzelbeobachtungen, welche bei Neubauten, Anlagen von Dohlen u. s. w. gesammelt worden waren», begnügen zu dürfen. Wenn die in der «Topographie von Strassburg» (X. Band des «Archivs») angegebenen Einzelbeobachtungen «die wichtigsten» sind, wie Herr Dr. Schumacher weiterhin erklärt, dann muss also den andern ein noch geringerer Wert beigemessen werden. Es ist nur zu bedauern, dass Herrn Dr. Schumacher die Beobachtung beim Bau des protestantischen Gymnasiums im Jahre 1863 und beim Bau der Neuen Kirche im Jahre 1873 (siehe oben) nicht bekannt geworden zu sein scheint, wo das Vorhandensein von unzweifelhaftem Löss ausdrücklich festgestellt worden ist, vielleicht hätte er dann Zweifel in die Daubrée'schen Behauptungen gesetzt und die Frage nochmals untersucht, statt Daubrée's Auffassung als feststehend anzunehmen. Im Uebrigen vermag ich nicht einzusehen, wie das Stadtbauamt in den Kanälen «Aufschlüsse über das römische Kanalnetz und damit über die Einzelheiten der auf Grund des Illkastells erbauten Römerstadt Argentoratum in Bezug auf Strassennetz u. s. w.» gewinnen sollte,[2] denn die Wände der Kanäle sind doch nicht durchsichtig, wohl aber hätte sich mancherlei bei Anlage des Kanalnetzes selbst feststellen lassen, was heute kaum noch möglich ist oder nicht zu rechtfertigende Kosten verursachen würde.

Geht man nun die Profile jenseits des Stadtgrabenkanals in dem weit jüngeren Weissturmviertel, insbesondere in der

[1] Mir würden zunächst fünf Bohrungen genügen: in der Langgasse zwischen Weissthurmbrücke und Gerbergraben, zwischen diesem und Salzmannsgasse, zwischen dieser und Gutenbergplatz, vor dem Münster, sowie in der Bruderhofgasse, wo die Schwesterngasse abgeht.

[2] Referat vom 15. März 1900.

Weissturmstrasse selbst und deren Umgebung — Nr. 1—6, 14—18[1] — durch, so ist ihre Lagebezeichnung zwar grösstenteils höchst unbestimmt, es ergibt sich aber doch, dass mit Ausnahme der Profile Nr. 3, 14, 15 und 16, welche in die alten verfüllten Festungsgräben gefallen sind und deshalb mächtige Schuttmassen aufweisen, überall oberhalb der diluvialen Geröllschicht Löss, mit Sand- und Kiesschichten wechselnd, gefunden worden ist, sodass der von mir angenommene Hügelrücken wenigstens für das Gelände westlich des Stadtgrabenkanals zu meiner Befriedigung auch von anderer Seite bestätigt wird. Ich stelle also fest, dass sich von der am alten Weissturmthor 500 m von der Ill entfernten Schiltigheimer Lössterrasse quer über die Niederung eine Lösszunge zur Ill zieht, welche die Niederung — die ehemalige Deutschaue — von den Brüchen nördlich der Weissturmstrasse trennte, eine Geländeerhebung, deren östliches Ende nach Dr. Schumacher und Dr. Hammerle etwa 80 m von der Ill entfernt liegt, da die Grenze an der Südseite der Margarethenkaserne und des Schlachthauses vorbeiführen und sich dann nach Norden wenden soll. Gegen diese Lösszunge fliesst nun in senkrechter Richtung die Ill. Wie ist es nun zu erklären, dass die Ill, anstatt geradeaus am Ostende der Lösszunge vorbei durch den heutigen Stadtgrabenkanal weiterzufliessen (der ja nach Dr. Hammerle sogar schon ein prähistorischer Wasserlauf ist), sich auf der Höhe der Lösszunge plötzlich scharf nach Osten wendet? Ich vermag mir das nur zu erklären, dass der aus Löss gebildete Hügelrücken eine Fortsetzung nach Osten hatte, gleichviel ob diluvial oder alluvial, durch welche die Ill eben nach Osten abgelenkt wurde, ganz ebenso wie der heute Mühlgraben genannte Breuscharm. Dieser fliesst südlich von Königshofen am Fusse der Lössterrasse und stiess — durch den östlichen Vorsprung der Terrasse, an dem der St. Gallenkirchhof liegt, in seinem Unterlauf etwas vom Fusse der Lössterrasse abgelenkt — zwischen Gallenmatt und Deutschaue, an der Stelle, wo dann der Turm Lug-ins-Land stand, ebenfalls senkrecht auf die Lösszunge, längs deren Fuss er, sich scharf nach Osten wendend, zur Ill floss (Mündung am Teufelsturm). Es würde interessant sein, eine andere Erklärung für diese beiden Thatsachen zu vernehmen. Herr Dr. Hammerle

[1] Profil Nr. 7 liegt ganz in der Niederung. Das Eisenbahnthor steht an der Stelle der alten Vauban'schen Pâté — später Werk 37 — und zwar in deren sumpfigen Graben, ebenso liegen die Profile Nr. 8 u. 9 in der Deutschaue, Profile 10, 11, 12, 13 liegen unbestritten auf der Lössterrasse; das gilt auch von Nr. 5 u. 6, doch müssen diese mehr am Fusse der Terrasse gelegen sein, da das neue Weissturmthor hart am Abhange derselben erbaut ist.

aber muss meiner Auffassung von Rechtswegen zustimmen, sagt er doch selbst,[1] dass der in der Niederung sich bildende Strom keineswegs in gerader Richtung dahinfloss, sondern «sobald er auf irgend welche örtliche Hindernisse stiess, die er nicht wegschwemmen konnte, z. B. auf Unebenheiten des Diluviums, abgelenkt wurde». «Er bereitete sich» — nach Dr. Hammerle, mit dem ich hier zu meiner Befriedigung durchaus übereinstimme — «durch Alluvionen, die er herbeischleppte, selbst Hindernisse, teils legten ihm seine Nebenflüsse solche in den Weg. Jeder Schuttkegel, den ein Seitenfluss in die Rheinniederung niederlegte, gab den Anstoss zu einer weiteren Ablenkung des Stromes». Ich muss schon an dieser Stelle hervorheben, dass der heutige Mühlgraben auf der «Karte der prähistorischen Flussläufe in der Gegend von Strassburg»[2] falsch eingezeichnet und dass diese Karte zum grossen Teil ein Phantasiegebilde ist, wie ich insbesondere noch an dem Gold- und Metzgergiessen, sowie an dem Franzosenkanal nachweisen werde. Was nun das vermeintliche Ende des Hügelrückens am Schlachthause betrifft, so kann ich einen Beweis hierfür aus dem «Archiv» nicht entnehmen; dort ist wohl das letzte Lössprofil in der Margarethenkaserne angegeben, ein weiter nach Osten gelegenes Profil aber nicht vorhanden. Erst weiterhin folgt das obige Profil Nr. 6 mit unbestimmter Lage.

Ich wende mich nun zu den Gewässern. Wie ich bereits in meinem «Argentoratum» dargethan habe, hat der Rhein gerade in der Nähe von Strassburg sein Bett mit der Zeit ungemein verändert, woraus es dann auch zu erklären ist, dass Zosimus angeben kann, Argentoratum habe «ad Rheni ripam» gelegen. Man stellt sich dies bekanntlich heute derart vor, dass das nunmehrige Illbett in der Nähe Strassburgs ursprünglich ein Rheinarm gewesen sei und dass die Ill bereits oberhalb Strassburg beim heutigen Erstein in den Strom mündete. Als dann letzterer mehr nach Osten abgelenkt wurde, nahm zunächst die Breusch das Bett des westlichsten Rheinarmes bei Strassburg ein, während die Ill nur einen verhältnismässig schwachen Abfluss durch das ehemalige Rheinbett oberhalb Strassburg entsandte. Mit der allmähligen Versandung der Illmündung bei Erstein, welche die vom Rhein mitgeführten Geschiebe verursachten, wurden die Wasser der Ill in diesen Ablauf gedrängt und der bisherige Ablauf dadurch zum Hauptfluss, zu dem nun die weniger Wasser führende Breusch in das Verhältnis eines Nebenflusses trat. Jetzt floss nicht mehr die Breusch, sondern

[1] «Archiv», 29.
[2] Ebenda, 36.

die Ill durch Strassburg oder richtiger an Strassburg vorbei und erstere mündete oberhalb der Stadt in die Ill, so wie es noch heutigen Tages der Fall ist. In Rücksicht auf die Aeusserung des Zosimus wird man annehmen müssen, dass der Rhein zu römischer Zeit noch das heutige Illbett bei Strassburg füllte und dass seine Ablenkung nach Osten erst nach des Zosimus Zeiten erfolgte, vielleicht hervorgerufen durch römische Uferbauten. Zu fränkischer Zeit nahm jedenfalls die Breusch seine Stelle ein, wie aus verschiedenen Urkunden zur Genüge erhellt, es lässt sich dann aber nicht bestimmen, wann sie ihrerseits von der Ill in das Verhältnis eines Nebenflusses zurückgedrängt wurde. Dass die Ill jedoch mit diesem ihrem Namen schon um das Jahr 670 ihr heutiges Bett oberhalb der Breuschmündung durchfloss, beweist das Vorhandensein des Ortes Illkirch [1] zu dieser Zeit, wenn der Fluss damals wohl auch erst als ein Ablauf des bei Erstein in den Rhein gehenden Hauptarmes zu betrachten sein dürfte, da die Ill bei Strassburg noch lange nachher — bis in das XVIII. Jahrhundert — in Urkunden, Karten und Schriftstücken, sowie im Volksmunde als Breusch bezeichnet wird. Dass sich diese Bezeichnung aber noch wenigstens sechshundert Jahre erhalten konnte, ist immerhin bemerkenswert.

Wie das Vorhandensein des von mir angenommenen Hügelrückens, so bestreitet Herr Dr. Hammerle meine Ansicht, dass die Stadtgräben des linken Illufers künstlich hergestellt worden seien. Auf die von mir aus Königshofens Chronik beigebrachten Beweisgründe geht er mit keiner Silbe ein, ebensowenig auf die militärischen Gründe, die unbedingt gegen die Anlage einer befestigten Römerstadt inmitten eines «Archipels von kleinen, wahrscheinlich bewaldeten Inseln»[2] sprechen. «Ob weitere Erwägungen militärischer Natur massgebend waren, interessiert uns weniger; es liegt aber nahe solche zu vermuten.»[3] Ich bin nun im Gegensatze hierzu, weil es sich doch um eine rein militärische Anlage handelte, der Meinung, dass sie von massgebender Bedeutung waren. Sicher ist es eine geradezu unglaubliche militärische Anlage, die Argentoratum auf der «Karte der prähistorischen Flussläufe in der Gegend von Strassburg» gegeben wird, noch viel unwahrscheinlicher als bei Silbermann und seinen Nachfolgern, die wenigstens der Meinung sind, dass Argentoratum etwas höher gelegen habe als die Umgegend,

---

[1] v. Jan. Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge VII, 216.
[2] «Archiv», 37.
[3] Ebenda.

denn nach Dr. Hammerle dürfen wir uns nicht einmal das Innere von Argentoratum als eine einzige Insel vorstellen, sondern als einen Komplex von solchen, auf deren trockensten Stellen die Römer öffentliche Gebäude und ihre Wohnungen anlegten.[1] Man halte doch nur einmal Blatt I meines «Argentoratum» und die «Karte der prähistorischen Flussläufe» des «Archivs» nebeneinander und frage sich, welche Lage von Argentoratum die wahrscheinlichere ist. Es ist doch bekannt, dass die Römer einer gesunden Lage ihrer Wohnstätten den ersten Platz bei ihren diesbezüglichen Erwägungen einräumten und es ist gar nicht einzusehen, weshalb sie sich in diesen «Archipel von Inseln» begeben haben sollten, wo doch die hochwasserfreie, trockene, jedenfalls gesündere Lössterrasse so nahe lag. «Hochwasserfreie Lage möglichst nahe am Strom, möglichst leichte Kommunikation über den Fluss und Leichtigkeit der Schifffahrt auf demselben lässt sich bei allen unseren alten Rheinstädten nachweisen»,[2] ein Ausspruch, der ganz sicher auch für Argentoratum-Strassburg gilt. Ich muss gestehen, dass ich den ganzen III. Abschnitt des «Archivs»: «der ursprüngliche Boden und Untergrund» für völlig verfehlt halte, und dass hier, trotz der Versicherung des Verfassers,[3] seine Phantasie zu sehr im Spiele war. Das gilt meiner Ansicht nach auch in sofern von den sogenannten Uferkonkaven, als Herr Dr. Hammerle jede kleine Einbuchtung im Rande der Lössterrasse als solche anspricht und denen zu Gefallen er eine ganze Anzahl völlig unerwiesener Wasserläufe annimmt. Das mag ja alles «sehr verlockend gewesen sein»,[4] aber Herr Dr. Hammerle sagt selbst, dass von all' diesen Flussläufen keine Spur mehr zu entdecken sei.[5] Vor allen Dingen soll man in Erörterungen wie denen des «Archives» nichts als feststehende Wahrheit ausgeben, was doch nichts weiter als eine mehr oder weniger begründete Vermutung ist, sonst wird der Leser, welcher nicht immer der Sache auf den Grund gehen kann und will, irregeführt und es entstehen mit der Zeit falsche Ansichten, die schwer auszurotten sind. Je grösser das Ansehen des Werkes ist, in dem sie niedergelegt werden, um so schlimmer ist es.

Im Einzelnen möchte ich nun noch Folgendes anführen. Der westlichste Breuscharm, der nachmalige Mühlgraben, wird auf Dr. Hammerle's «Karte der prähistorischen Flussläufe»

---

[1] Ebenda, 38.
[2] Ztschrft. f. d. Gesch. d. Oberrhn. N. F. V, 401.
[3] «Archiv», 38.
[4] Ebenda, 85.
[5] Ebenda, 84.

fälschlich am Fusse der Lössterrasse und damit viel zu weit nach Osten, auf der «Karte der Stadterweiterungen»[1] aber in richtiger Lage, also die Lössterrasse quer durchsetzend angegeben. Die Lage ist falsch angegeben, weil der Fuss der Lössterrasse, wie ihn Herr Dr. Hammerle und Herr Dr. Schumacher angeben, am Schlachthause liegt, der Breuscharm aber doch durch den ehemaligen Stadtgraben am alten Weissturmthor floss. Wie ist dieser Irrtum nur möglich gewesen, wie konnte man den doch in seiner Lage genau bekannten Breuscharm an eine ganz andere Stelle verlegen! Wenn irgend etwas die Nachricht Königshofen's stützen kann, dass der Graben der dritten Erweiterung künstlich hergestellt worden ist und kein natürlicher Wasserlauf war, so ist es eben der Umstand, dass dieser Graben, durch den der Breuscharm geleitet wurde, thatsächlich die Lössterrasse in einer Richtung durchsetzte, die jeden Gedanken an einen natürlichen Wasserlauf ausschliesst. Dazu braucht man meines Erachtens weder Geologe noch Hydrotechniker von Fach zu sein, und es ist nicht recht zu verstehen, dass der Graben der dritten Erweiterung trotzdem immer noch als natürlicher Wasserlauf angesprochen wird. Daran kann man sehen, wie schwer es hält irrige Anschauungen auszurotten, die gelegentlich von Leuten ausgesprochen werden, denen eine Autorität beigemessen wird. Auf der «Karte der prähistorischen Flussläufe» ist allen Schwierigkeiten einfach dadurch begegnet, dass der (künstliche) Breuscharm an den Fuss der Lössterrasse und damit bei 300 m zu weit nach Osten verlegt wurde! Diese Unstimmigkeit mit der «Karte der Stadterweiterungen», auf der die Lössterrasse durch Schraffierung angedeutet ist, scheint auch der Redaktion des «Archivs» entgangen zu sein, und ebenso ist die falsche Lage des (künstlichen) Breuscharmes in Dr. Thrämers «Skizze der nächsten Umgebung Strassburgs» übergegangen. Dass dies nicht etwa ein anderer «prähistorischer» Breuscharm sein soll, bestätigt Herr Dr. Hammerle durch den ausdrücklichen Hinweis auf die Pläne VI und VII von Silbermann's Lokalgeschichte,[2] die man bloss mit den Plänen VIII, IX und X zu vergleichen braucht, um zu sehen, dass sich Herr Dr. Hammerle u. s. w. gründlich geirrt hat, wenn er sagt, dass dieser (Pseudo-)Breuscharm längs der Lössterrasse zur Aar flösse. Und an diesen grossartigen Irrtum knüpft Herr Dr. Hammerle die Behauptung, dass meine Ansicht bezüglich der künstlichen Herstellung der Stadtgräben irrig sei! Ich denke, hiermit widerlegen sich seine

---

[1] «Archiv», 60.
[2] Ebenda, 35.

Behauptungen von selbst. Mit diesen hat er sich nun wohl jeder weiteren Beweisführung überhoben erachtet, denn er widerlegt mit keiner Silbe meine Ausführungen bezüglich des Grabens der ersten und zweiten Erweiterung. Ich will hier nicht wiederholen was ich dieserhalb schon in meinem «Argentoratum» [1] vorgebracht habe, ich will nur nochmals betonen, dass Königshofen ausdrücklich sagt, dass man diese Gräben «machte». Nirgends ist auch nur im Entferntesten davon die Rede oder nur angedeutet, dass der Graben der ersten, zweiten und dritten Erweiterung natürliche Wasserläufe gewesen seien, denen man mit der neuen Ringmauer folgte oder dass man sie zum Stadtgraben umgestaltete,[2] ja, dass ein solcher Gedanke Königshofen nicht einmal vorschwebte, geht aus seiner Angabe hervor, dass man die Gräben «bis in die Breusch» (d. h. Ill) führte. Wie hätte Königshofen dies sagen können, wenn die Stadtgräben Breuscharme waren? Sollte er, der zur Zeit der dritten Erweiternng lebte, also ein Augenzeuge war, die Sache falsch dargestellt haben? Hätten nicht seine Zeitgenossen solche Ungereimtheit sofort erkennen müssen? Und was für einen Grund hätte er haben sollen, diese für ihn so gleichgültige Sache falsch darzustellen? An dieser irrigen Anschauung von den natürlichen Wasserläufen ist einzig und allein Specklin mit seinen Kollektaneen [3] und seinen Phantasieplänen schuld, die Silbermann prüfungslos seiner Lokalgeschichte zu Grunde gelegt hat und nun mit seiner sonstigen Autorität deckt. Diese Phantasiepläne bewahrt das Stadtarchiv zu Strassburg grossenteils noch heut zu Tage auf.[4]

Wenn ich nun die angeblich natürlichen Wasserläufe weiter durchgehe, so komme ich zunächst zum Rintsüter- oder Gerbergraben, d. h. dem Teil desselben, der als Ersatz des zugeworfenen Stadtgrabens zwischen Alt-St. Peter und Eisernen-Mannsplatz angelegt wurde. Auch bei diesem, allen geschichtlichen Nachrichten nach im XIII. Jahrhundert künstlich ange-

---

[1] «Argentoratum», 16. Statt vierte ist hier dritte Erweiterung zu setzen. Vergleiche meine Bemerkung 2 zu Seite 11.

[2] «Archiv», 76.

[3] Ueber Specklin's litterarische Thätigkeit haben sich bereits Schoepflin, Spach, Schneegans und Reuss eingehend verbreitet und ich will hier nur anführen, dass der Ausschuss, welchen der Rat Strassburgs zur Prüfung der Specklinschen Kollektaneen niedersetzte, diese «ein farrago aus alten Historien» nannte. Specklin sagte in der bezüglichen Eingabe selbst, er habe auf die Sache nicht studiert, es sei auch nicht sein Beruf, doch denke er, dass die Sache von einem Gelehrten durchgesehen, verbessert und in Druck gegeben werden möge.

[4] Pläne I, 8—12 (Nr. 517, 537, 515, 516, 520).

legten Graben kann es sich Herr Dr. Hammerle nicht versagen, einen vorhandenen Wasserlauf vorauszusetzen,[1] der nur erweitert und vertieft worden sei, wofür wiederum keinerlei Beweis erbracht wird und erbracht werden kann. Und wegen der blossen Erweiterung und Vertiefung des Grabens soll der Baumeister so bewundert worden sein? Natürlich wird dann auch der Ulmergraben (Albergrien, Schneidergraben) zu einem natürlichen Wasserlaufe gestempelt, den die Römer, wie eigens von der Natur für sie geschaffen, bloss zum Festungsgraben zu erklären brauchten. «Es hat sehr viel Verlockendes, ihn als Fortsetzung des Metzgergiessen und Goldgiessen anzusehen» sagt Herr Dr. Hammerle,[2] ich werde aber sogleich zeigen, dass der von Dr. Hammerle angegebene Oberlauf dieser Gewässer eine ganz willkürliche Annahme vorstellt. Damit fällt die ganze weitere Hypothese bezüglich Durchschneidung dieses Wasserlaufes Seitens der Breusch und bezüglich seiner Strömung über den Haufen. Es ist wirklich zu bedauern, dass derartige gänzlich unbegründete Annahmen in ein Werk wie die «Topographie von Strassburg» geraten konnten. Nicht recht verständlich ist mir, dass die alte Bezeichnung der heutigen Gewerbslaubenstrasse als «Hohlweg» ein weiterer Beleg für das ehemalige Vorhandensein eines natürlichen Gelände-Einschnitts in jener Gegend sein soll.[3] Wie soll ein natürlicher Geländeeinschnitt in den sumpfigen Inselarchipel Dr. Hammerle's kommen, dessen trockene Stellen von den Römern mit öffentlichen Gebäuden besetzt waren? Nein, der Hohlweg war der Rest des schon zum Teil zugeschütteten römischen Stadtgrabens, was schon Silbermann sagt,[4] und zog sich nach dem höchsten Punkte des Geländes an dieser Stelle, dem heutigen Gutenbergplatz, hinauf. Für die Auffassung, dass der Hohlweg mit dem Albergrien und römischen Stadtgraben zusammenfällt, spricht auch der Umstand, dass in der reformierten Stadtordnung vom Jahre 1405, Nr. 152[5] der Aufseher über die Mistausfuhr die Obliegenheit

---

[1] «Archiv», 38 u. 85.

[2] Ebenda, 85.

[3] Ebenda. Auch in den Strassburger Gassen- und Häuser-Namen» von 1888, Seite 88 wird wiederum, wie in der älteren Auflage, die Vermutung ausgesprochen, dass sich der Hohlweg längs des alten römischen Grabens zwischen den Unebenheiten des Bodens hingezogen habe; auch die Silbermannschen Pläne von Argentoratum werden noch immer als richtig hingestellt. Ich verweise auf mein «Argentoratum», 28 u. 37.

[4] «Lokalgeschichte», 31.

[5] Schmoller. Strassburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert. Strassburg 1875. Seite 134.

hatte, auch den Hohlweg zu reinigen, der also wohl kein Weg im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern eine Ablagerstätte von allem möglichen Unrat war.

Ich komme nun zum Metzgergiessen und Goldgiessen. Da wo dieser Wasserlauf nach Dr. Hammerle[1] aus dem krummen Rhein oder Krümmerich abgehen soll, d. h. bei der heutigen Schachenmühle, zweigt sich noch heute ein Wasserlauf ab, der noch zu Anfang des XIX. Jahrhunderts nicht unansehnlich war, heute aber zu einem schmalen Graben, dem «blauen Wasser» zusammengeschrumpft ist. Er ist also in seiner Lage noch vorhanden, führt aber keineswegs in der von Herrn Dr. Hammerle angegebenen Richtung auf den ebenfalls festliegenden Metzger- und Goldgiessen zu, sondern mündet dem Ostende des Kirchhofes St. Urban gegenüber in den Riepergergraben,[2] ohne — wenigstens heutigen Tages — jenseits des letzteren eine Fortsetzung zu finden. Dass er vor Anlage des genannten Grabens[3] eine Fortsetzung hatte, ist gar nicht zu bezweifeln, aber welchen Weg diese Fortsetzung nahm, nicht mehr zu ermitteln. Das Einzige was ich auf zuverlässigen älteren Plänen gefunden habe, das seine Fortsetzung andeuten könnte, ist eine lachenartige Vertiefung in dem Gelände zwischen Rheinstrasse und Glacisfuss nördlich des Kirchhofes St. Urban, die darauf schliessen lässt, dass sich der in Rede stehende Wasserlauf ehemals mit dem Johannis- oder Rheingiessen vereinigt hat. Dass man diesen Wasserlauf nicht mit dem Metzger- oder Goldgiessen in Verbindung bringen darf, dafür spricht die Richtung des noch vorhandenen «blauen Wassers» und seine räumliche Entfernung vom Metzger- und Goldgiessen, wo er sich aber mit dem Rheingiessen vereinigte, das kann man eben nur vermuten, da wir keine Karten und Pläne aus der Zeit vor der vierten (nach Silbermann fünften) Erweiterung besitzen und das ganze in Frage kommende Gelände völlig umgestaltet ist. Wenn man aber eine Vermutung aussprechen darf, dann ist es die, dass sich jener Wasserlauf mit der heutigen Ballhausgasse deckt. Vielleicht floss hier der beim St. Katharinenkloster befindliche Segemühlegraben, der wohl mit dem Segegiessen[4] identisch ist und diese Gräben waren die Fortsetzung des heutigen «blauen Wassers», ein Gedanke, der sich nicht ohne Weiteres von der Hand weisen lässt. Man kann sich sehr wohl vorstellen, dass die Fortsetzung des «blauen Wassers» eine Mühle trieb, da

---

[1] «Karte der prähistorischen Flussläufe», «Archiv», 36.
[2] Auf neueren Stadtplänen als Rehbergergraben bezeichnet.
[3] Im Jahre 1542 als Vorflutgraben angelegt.
[4] Strassbg. Gass.- u. Haus. Nam. von 1888; 107.

dieser Wasserlauf der kürzeste Ablauf des krummen Rheins gewesen wäre und demnach das verhältnismässig stärkste Gefälle haben musste. Im Uebrigen deutet der Umstand, dass die Ballhausgasse in alten Zeiten «Entenletze, Entenloch, oder Fettenletz» hiess,[1] darauf hin, dass sich hier ein fliessendes oder stehendes Gewässer befand, vielleicht der Rest des Unterlaufes vom «blauen Wasser». Hiermit wird indess der Lauf des Metzger- und Goldgiessen ausserhalb der Stadt nur von Neuem in Frage gestellt und ich gestehe, dass ich zu seiner Festlegung nichts Bestimmtes beibringen kann. Hier versagt alles vorhandene Material und auch die Ortsbesichtigung gänzlich. Man kann deshalb auch unmöglich behaupten, Silbermann habe den Lauf des Gewässers zu weit nach Westen eingezeichnet,[2] mit der willkürlichen Einzeichnung auf der «Karte der prähistorischen Flussläufe» wird das jedenfalls nicht bewiesen und scheint Herrn Dr. Hammerle das «blaue Wasser» überhaupt nicht bekannt gewesen zu sein.

Wenn schliesslich eine Brücke in der Zitadellenallee, ohne dass ein Wasserlauf vorhanden ist, Herrn Dr. Hammerle den Anlass gibt, auch hier einen verschütteten Arm des Rheingiessen anzunehmen,[3] so trifft auch hier diese Behauptung nicht zu. Auf der von Dr. Hammerle zum Beleg angezogenen Graffenauerschen Karte ist allerdings ein zu jener Brücke passender Wasserlauf vorhanden, derselbe hat aber sozusagen keinen Anfang und kein Ende, d. h. er steht mit keinem andern Wasserlauf in Verbindung. Seiner Lage nach hätte er auf dem einen, südlichen Ende wohl mit dem Rheingiessen in Zusammenhang stehen können, aber keine einzige der im Stadtarchiv noch vorhandenen alten Karten vor dem Bau der Zitadelle gibt dies an, wie er ebenso wenig von Joh. Enoch Meyer in seiner «Beschreibung der vornehmsten Gewässer»[4] erwähnt wird. Dass er auf dem andern Ende der nachmals sogenannte Franzosenkanal gewesen wäre, trifft aber ganz bestimmt nicht zu, denn das Stück dieses Kanals bis zum Wuhr- oder Blumengiessen wurde notorisch erst beim Bau der Zidatelle ausgehoben, um die Fundamentgruben leichter entwässern zu können. Es wurde dann aufgegeben, nochmals beim Bau des Hornwerks der Grenadiere eröffnet und schliesslich (nicht zuerst) im Jahre 1750 als dauernder Wasserabführungskanal zur Trockenlegung

---

[1] Seiboth, das alto Strassburg vom XIII. Jahrhundert bis zum Jahre 1870 u. s. w. Strassburg 1890; 210.
[2] «Archiv», 84, Anmerkg.
[3] Ebenda, 78.
[4] Abgedruckt bei Silbermann, 180.

der Zitadelle[1] hergerichtet, nicht ohne lebhaften Widerspruch der Stadt. Alles dies findet man umständlich erörtert in AA 2293 des Strassburger Stadtarchivs. Erst jenseits des Wuhr- oder Blumengiessen ist der Franzosenkanal unter Benutzung eines vorhandenen Wasserlaufs, der Ameisenflut u. s. w. hergestellt worden, die also mit dem Gewässer auf der Graffenauerschen Karte in gar keinem Zusammenhang stand. Aller Wahrscheinlichkeit nach stellt letzteres den Rest des Vorgrabens am Fusse des Glacis der Stadtfront der Zitadelle dar, der wenigstens auf einem im Fortifikationsarchiv befindlichen Plan aus dem Jahre 1693[2] zu ersehen ist. Nur beiläufig mag bemerkt werden, dass der ehemalige Rheingiessen in der «Karte der Stadterweiterungen» zum Teil falsch eingezeichnet ist, indem er zum Teil durch die Zitadelle überbaut wurde und nicht vor derselben herfloss. Was in die «Karte der Stadterweiterungen» und die Skizze des Heern Dr. Thrämer eingezeichnet worden ist, ist der in Folge des Zitadellenbaus in den Graben der Anschlusslinie verlegte Lauf des Rheingiessen. Auch auf Blatt I meines «Argentoratum» ist der Giessen ungenau eingezeichnet.

Ich fasse meine Ausführungen kurz zusammen :

1. Argentoratum lag auf dem Ostende einer hochwasserfreien Bodenanschwellung (diluvial oder alluvial), die sich von der Lössterrasse im Westen der heutigen Stadt, aus der Gegend des alten Weissturmthores zur heutigen Ill und längs derselben bis zur Einmündung des heutigen Stadtgrabenkanals in die Ill hinzog. Auf dem Rücken dieser Bodenanschwellung zog die Strasse von Tres Tabernae — strata superior, Oberstrasse, Langgasse — nach Argentoratum. Nordwestlich und nördlich der Bodenanschwellung lagen die Brüche. Geländedarstellung auf Blatt I meines «Argentoratum».

2. Der heute Mühlgraben genannte Breuscharm floss zwischen Gallenmatte und Deutschaue gegen den Vorsprung der Lössterrasse und an diesem entlang zur Ill. Er wurde erst im künstlich hergestellten Graben der dritten Erweiterung durch die Lössterrasse geleitet und mit der Aar in Verbindung gebracht.

3. Auch die Gräben der ersten und zweiten Erweiterung (linkes Illufer) wurden künstlich hergestellt, ebenso war der Gerbergraben zwischen Ill und Eisernem-Mannsplatz kein natürlicher Wasserlauf.

---

[1] «Archiv», 87 bzw. Silbermann, 194.

[2] Vorgesehen von Vauban in seiner «Instruction générale» vom Jahre 1681 für den Neubau der Zitadelle. Archiv der kaiserlichen Fortifikation.

4. Der Ulmergraben und der Hohlweg sind der Rest des römischen Stadtgrabens auf der Südwestseite des alten Argentoratum und kein natürlicher Wasserlauf bezw. natürlicher Hohlweg gewesen.

5. Der Oberlauf des Metzger- und Goldgiessen ausserhalb der Stadt lässt sich nicht mehr feststellen, keinesfalls verliessen diese Gewässer den krummen Rhein bei der heutigen Schachenmühle. Hier trennte sich vom krummen Rhein das heutige «blaue Wasser», das sich aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Rheingiessen vereinigte.

6. Der sogenannte Franzosenkanal ist zwischen Zitadelle und Wuhrgiessen künstlich hergestellt und entspricht nicht einem natürlichen Wasserlauf, der sich vom Rheingiessen abzweigte.

7. Es bleibt fraglich und ist durch weitere Ermittelungen festzustellen, ob der Lehmboden unter dem von mir angenommenen Hügelrücken diluvialer oder alluvialer Natur ist, ob es Löss ist, wie der Befund beim protestantischen Gymnasium und an der Neuen Kirche zu beweisen scheint, oder Breusch-, Ill- oder Rheinalluvium.

8. Der Untergrund Alt-Strassburgs besteht nur in seiner oberen bis 2 m mächtigen Schicht aus Schutt, nicht aber steht Strassburg auf einer Schutthalde von bis 7 m Mächtigkeit, die fast bis auf das Gerölle der Rheinebene hinabreicht.

Vorstehendes war bereits in Druck gegeben, als mir von zuständiger Seite mitgeteilt wurde, dass demnächst ganz Altstrassburg zwischen Ill und Stadtgrabenkanal neu kanalisiert werden soll, mit Ausnahme des Verlaufs des früheren Gerbergrabens und des rechtsseitigen Stadens des Stadtgrabenkanals, welche bereits Sammeldohlen besitzen, sowie des linken Illufers (Kalbsgasse, Kaufhausgasse), dessen neuer Sammeldohlen vollendet ist; wahrscheinlich werden noch in diesem Sommer die von der Langgasse südlich gelegenen Strassen Kanäle erhalten. Diese umfassende Arbeit dürfte aller Voraussicht nach für die Beurteilung der Geländegestaltung zur Römerzeit, sowie für manche andere Frage der Vergangenheit Strassburgs von grosser Bedeutung werden, insoweit die neuen Kanäle in bis jetzt unberührten Boden eingesenkt werden und die Ausschachtungen tief genug hinabgehen. Aber wo letzteres auch nicht der Fall sein sollte, wird man dann leicht und ohne grosse Kosten in der Lage sein, in die unteren Bodenschichten einzudringen. Unberührte Bodenschichten wird man immerhin an verschiedenen

Stellen antreffen und in dieser Hinsicht dürfte vor allen Dingen der bis jetzt noch nicht kanalisierte Teil der Langgasse ins Auge zu fassen sein. Wir werden nun also wohl auch zuverlässigere Profile erhalten, als sie das «Archiv» anführt, wie es denn keinem Zweifel unterliegt, dass alle bisher bekannt gewordenen Profile für die Entscheidung der vorliegenden Fragen nach der einen oder anderen Richtung hin an Genauigkeit zu wünschen übrig lassen. Es ist anzunehmen, dass alle an der offenen Frage des römischen und vorrömischen Strassburg beteiligten Kreise dieser neuen Aufdeckung des Bodens das regste Interesse entgegenbringen werden und es dürfte wohl angezeigt sein, vor der Hand die Diskussion über die Fragen zu schliessen und den Befund bei der neuen Kanalisierung abzuwarten. Wo nicht, so bitte ich die oben von mir formulierten Punkte zu widerlegen und den Beweis anzutreten «dass das römische Argentoratum auf einer niedrigen Kiesbank mit einer mässigen Decke von Alluvialschlick lag, die jeder Ueberschwemmung hilflos preisgegeben war, bis die Kunst der flavischen Ingenieure sie zur Aufnahme eines Legionslagers geeignet gemacht hat» (Strssbg. Post Nr. 305 vom 8. IV. 1900). Ich stelle aber schon ein Zugeständnis fest, wenn auch nur ein kleines, nämlich das, dass Argentoratum wenigstens nicht mehr in einem «Archipel von kleinen bewaldeten Inseln», oder gar im «trügerischen nebeligen Illsumpfe» erbaut worden sein soll.

III.

Der alte Adel der Stadt Rufach.

Von

Theobald Walter.

Je mehr man sich in die Vergangenheit der ehemaligen Bischofsstadt Rufach vertieft, je mehr man die alten Pergamente des 13., 14. und 15. Jahrhunderts erforscht, desto zwingender muss man zur Ueberzeugung gelangen, dass die eigenartige Niederlassung am Ombache eine Blütezeit gesehen haben muss, von der wir keine Ahnung haben, da sie in eine Zeit fiel, aus der nur spärliche, sehr spärliche Kunde auf uns gekommen ist. Die aus dem merovingischen Königshofe herausgewachsene Feste war als die einzige Stütze der Strassburger Bischöfe im obern Elsass, als der stete, sichere Ausgangspunkt aller ihrer Unternehmungen gegen friedenstörende Nachbarn und sonstige Bedroher ihrer Macht in jener Gegend, lange schon eine mächtige, herrschende Stadt am Oberrhein, als von den nachmaligen Reichsstädten nur geringe oder gar keine Spuren vorhanden waren. Die Bischöfe wussten aber auch den Wert des entlegenen Ortes zu schätzen, und da er von ihrer Residenz aus nur auf beschwerlichem Wege zu erreichen war, waren sie von jeher darauf bedacht, demselben eine sichere Schutzwehr zu geben, weit zuverlässiger als Mauer, Wall und Turm. Denn dazu bot sich reiche Gelegenheit in den fruchtreichen Gefilden der mit Vorrechten ausgestatteten Mundat, die schon in den ältesten Urkunden «propter opulentiam ville et decimarum inmensitatem» berühmt war.[1] So kargte denn

[1] Vgl. Th. Walter, Urkundenbuch der Pfarrei Rufach. Colmar 1900, S. 1. — St. R. = Stadtarchiv Rufach.

der bischöfliche Grundherr keineswegs mit seinen Gnadengaben. In Anbetracht der «getruwen Dienst, die sie vns geton hant vnd noch tůn sollen», wie die Wendung gewöhnlich hiess, gingen ganze Güterkomplexe in den Besitz seiner getreuen Vasallen über. Die liessen sich im Rufacher Gebiet häuslich nieder, errichteten Burgen und Höfe, gaben ihre Ländereien in Lehen und Afterlehen und hatten mithin zur Zeit der Gefahr nicht nur die Rechte und Privilegien des Bischofs, sondern auch Herd und Hub der eigenen Familie zu verteidigen. So wurde Rufach nicht, wie Pellikanus in Münsters Cosmographey wohl in Anlehnung an alte Ueberlieferungen meint, ein Lieblingssitz des römischen Adels, sondern ein bevorzugter Siedelungspunkt des alten bischöflichen Adels, eine Kolonie erprobter, getreuer Ministerialen, stolz auf ihre Vorrechte und ihrem bischöflichen Wohlthäter ergeben; und so können wir auch den Bericht der «Vita Henrici» verstehen, wo uns erzählt wird, wie das selbstbewusste Städtchen, «quae multitudine prevalet et armis» den König samt seiner Macht im Jahre 1106 aus Schloss und Stadt vertrieb.[1] Aber dieser Adel, der im 13. Jahrhundert eine Hauptstütze der Habsburger im Oberelsass war, der mehr wie einmal gegen das rivalische Colmar das Schwert zog, der König Adolf von Nassau an der Wende des Jahrhunderts mit grossen Verlusten von den Rufacher Mauern zurückwies, auch er ging im 14. und 15. Jahrhundert seinem vollständigen Verfalle entgegen. Das rasche Emporblühen der Reichsstädte, die stete Geldnot der Bischöfe und das Erstarken der Bürgerschaft in den Zünften haben sicher ein gut Teil dazu beigetragen, die ehemalige Adelsgenossenschaft zu zerstreuen. Im Jahre 1531 zahlten zwar noch Paulus Stör, Blasius von Mülnheim, Jakob von Ostheim, Alexius von Pfirt und Hans Bernhard von Flachslanden als Stubengesellen des Rufacher Rates Stubenhitze, aber nur die beiden letzteren bewohnten noch die Stadt.[2]

Ich habe nun seinerzeit es versucht, zu meinem Privatvergnügen aus den geretteten Urkunden und Schriftstücken des Rufacher Archivs zusammen zu suchen, was sich noch über alten Adelsbesitz darin finden liess. Wenn ich das Verzeichnis hiemit der Oeffentlichkeit übergebe, so geschieht es hauptsächlich, um vielleicht ähnliche Sammlungen aus unsern oberelsässischen Archiven anzuregen und zugleich einen wenn auch schlichten Beitrag zur bis jetzt spärlichen oberelsässischen Adelslitteratur zu liefern. Leider sind fast alle Privatsiegel an

[1] Vgl. Monumenta Germaniae historica, XII, 280.
[2] St. R. — BB 1.

den benutzten Urkunden von frevelhafter Hand abgeschnitten worden. Grosse Dienste leistete mir bei Abfassung der Arbeit der im Anfange des 14. Jahrh. abgefasste Liber vitae der hiesigen Pfarrkirche, der im Pfarrarchiv aufbewahrt wird.[1] Einige gelegentlich in fremden Archiven gesammelten Bemerkungen glaubte ich nicht ausschliessen zu dürfen, ebenso war ich auf eine möglichst genaue Angabe des Aufbewahrungsortes der Urkunden bedacht, um eine etwaige Benutzung derselben zu ermöglichen.

Andlau. — Im Jahre 1320 giebt Anna, Ymeris Tochter, von Andelachin ihren Hof neben dessen Gut von Ostein, der «ihres Vaters was», in Erblehen.[2] 1388 bitten «Swartz Rŏdolf von Andela vnd Agnese Burggrefin, sine eliche würtin», die Barfüsser in Rufach, ihnen eine Begräbnisstätte in ihrer Kirche zu überlassen und vermachen ihnen dafür Güterzinsen im Rufacher und Sulzmatter Banne.[3] Schwarz Rudolf von A. besiegelt 1386 eine Rufacher Pfandurkunde als Vogt daselbst. Ferner wird als Vogt erwähnt Walther von A. 1483, 1493. Er war vermählt mit Suselin von Staufen, die beide in der Reitbruderschaft verbrüdert waren.[4] Ihr Hof lag in der Weidengasse und erstreckte sich bis hinter die Barfüsser.[5] Walther lebte noch in Rufach als Privatmann 1507. Schliesslich seien noch erwähnt Morand von A., ebenfalls bischöflicher Vogt in Rufach 1559, 1570, und Balthasar von A. † 6. April 1576 als Deutschordenskomtur des hiesigen Hauses.

Angret. — Heinrich genannt Sperwer giebt nach dem Liber vitae an die Kirche Zinsen von Gütern «vnder dem mannewerke der von Anegrete».

Argentina. — Das uralte Rittergeschlecht de Argentina (= von Strassburg) ist in Rufach zum ersten Mal vertreten durch Syfrid von Strassburg, der 1293 Deutschordensritter in Suntheim war.[6] III. non. jul. obiit Helwigis uxor Waltheri de Argentina, und unter den II. id. oct. ist vermerkt: Noverint universi, quod nos Cŭnradus de Argentina et Johannes dictus Schŭler ordinauimus lumen etc. Nach Kindler von Knobloch nannte sich später das Geschlecht die Baseler und erwähnt aus Rufacher Urkunden 1279 einen Hugo dct. baseler miles, der auch im Lib. vit. vermerkt ist: VIII. cal. oct. obiit

[1] Vgl. Walter, Urkundenbuch S. 14.
[2] St. R. — JJ 18. — Vgl. auch Jahrbuch XV S. 82.
[3] ibid. — GG 51.
[4] ibid. — GG 48.
[5] ibid. — AA 3.
[6] Vgl. Jahrb. XV S. 44.

Hugo miles dictus Baseler. Daselbst treffen wir auch: IIII. id. sept. obiit Dietericus dictus Basiler, de cuius anniuersario datur VI d de IIII scadis sitis in der almende. Berler berichtet: Item Jeckelin Baseler und Dietherich, sein bruder, Wernhers seligen sun handt ze lehen IX juchart ackers und vier rutten in Ruffach bann . . . Item dritehenhalb pfundt basler uff der burg zu Ruffach.[1]

B e g e r. — v. non. augustii obiit Cunradus dictus Begir, qui legauit ad opus ecclesie VI den. und aus derselben Zeit: in Saltzgassen iuxta ortum dicti Beger. Hans Beger wurde 1402 auf dem Felde vor Rufach erschlagen, und ein gewaltiges im Erdreich fast versunkenes Steinkreuz trägt noch die Inschrift in den gotischen Buchstabenformen jener Zeit: + In dem Jor do man || zalt von der Geburt Cristi || M · CCCC · II Jor an Samsdage || nach sa || nt Mat || heus da || ge sta || rp Hans || Beger || ein edel || knecht ||. Das Feld ringsum führt den Namen «s Sperwers kreuz», 1482 by des begers Crutz.[2] Noch einmal erscheint Burkhard Beger 1501 als Vogt in Rufach.

B e r g h e i m. — Im Jahre 1359 kauft Gôrien von Bergheim, ein Ritter, von Heinrich Eggo von Rufach 7 Gulden Geldzinsen von dessen Gütern,[3] die 1448 noch im Besitze des Ritters Hans von B. sind.

B e r s e. — Waltherus de Berse steht 1241 in Rufach Zeuge.[4] XII. cal. mai. obiit nobilis domina Mehtildis de Berse, que dedit den. ad opus beate Marie. XV cal. jul. obiit Ludewigus de B., qui legauit libram cere ad candelam.

B l a u e n s t e i n. — 1343, Herr Johansen seligen gut von Blowenstein.[5]

B l o d e l s h e i m. — Rûtschin von Blodelsheim, ein Edelknecht, und Clara «sin eliche wirtin», erscheinen 1344 als Besitzer von Reben in Rufach und verpachten u. a. zwei Schatz Reben «vnder den Hofen ob Suntheim nebent Heintzins von Isenheim Gut» an Bertschin vom Ortrune.[6]

B o l l w e i l e r. — Bernhard von Bollweiler erhält 1505 Rufacher Lehensgüter durch Bischof Albrecht bestätigt.[7] Am 22. Dezember 1554 nahmen die Rufacher den Bruder des Bruderhauses «Sannt Bollenburg» in Haft; darob entspann sich ein langer Prozess zwischen der Stadt und Nikolaus und Johann,

---

[1] Berler im Cod. hist. S. 28.
[2] St. R. — GG 19.
[3] St. S. — JJ 16.
[4] Urkundenbuch Basel I. 112.
[5] St. R — GG 60.
[6] ibid.
[7] St. R. — JJ 7.

den beiden Freiherrn von Bollweiler, der erst am 15. Juli 1557 vor dem erwählten Schiedsrichter Philipp, Graf zu Hanau und Herrn zu Lichtenberg, beigelegt wurde. Die Edlen von B. behielten den Kirchensatz der Kapelle auf dem Berge und der Bischof erlaubte ihnen für ihre Person, Hasen und Krametsvögel auf dem Berge zu jagen und «die grübling zu telben». Interessant ist folgende Stelle aus einem eigenhändigen Briefe des Freiherrn Nikolaus: Es findet sich in uralten Schriften «das der Pollenberg gewesen seye ein wonung einer Küniglichen Dochter Polla genant, desselbigen Lands, welche ein anfengerin gewesen In disem Lannd des heiligen Christlichen glaubens, volgends auch für ein Heiligin canonicirt worden, von welcher Jungfrauw der Perg genant worden Pollenberg; das auch von derselbigen Jungfrowen Pollweyler seinen namen vnd Vrsprung hatt, wie dann der eltist des geschlechts von Pollweyler alwegen derselben zů gedechtnis ein gekronte Frewlin uff seinem Helm füeren soll. Es befind sich auch In alten scheinen, das, da Jetzt der Pollenberg ist, etwan ein frawen Closter gestanden vnd bringt auch der augenschein mit, mit dem verborgen Gang vnd andren, das es mehr, denn ein gemein Capellen gewesen . . .»[1] Im Jahre 1559 durchquerten die Städte Rufach und Sulz wieder die Plåne desselben Nikolaus, der «bei der Kirchen St. Nicolaus in ihrer Herrschaft Pollwiller, bey welcher vor langen Jaren ein Dorf gewest, auch also geheissen, das Im Schweizerkrieg In grundt verhärt vnd abgebrandt worden vnd nichts dar Innen verblieben als obgemelte Kirch vnd das Messnerheüsel dobey . . .», Wegegeld erheben wollte.[2] (S. auch Meienheim).

Bötzelin. — XIV. cal. sept. obiit Rûschinus dictus Bôtzelin, qui contulit ad opus in honorem virginis gloriose vnum equum et arma sua estimata vna cum equo ad valorem trium marcarum. Rudolf Bötzelin stand 1270 Zeuge.[3]

Zum Brunnen, de fonte. — Das Geschlecht tritt mit Johannes zum Brunnen 1270 auf und verschwindet aus Rufach um 1375 mit Wilhelm von B. Der Liber vit. verzeichnet ausserdem: III id. mart. obiit Heinricus de Fonte. qui dedit ad opus I scadum situm in Altental. VII cal. apr. obiit Egelolfus cuius frater Johannes de F. contulit huic ecclesie I scadum vinearum ze bechers Halden. V cal. sept. obiit Cûnradus de F. in cuius anniuersario datur de hospitali plebano β, sociis eius β, pro candelis XVI d, pauperibus IX sextaria frumenti et V situle vini.

---

[1] St. R. — FF 45.
[2] St. R. — JJ 11. — Das Dorf lag im Bann von Sulz.
[3] Vgl. Jahrbuch XV S. 26, wo irrtümlich Herzilino steht.

Bulach. — Junker Hans von B. besass 1421 und 1436 ein Haus in der Vogtgasse und Güter in der Sommerau.[1] An Rudolf von B. entrichtete 1430 die Stadt «xx ß landcosten; nach 1459 findet der von Bulach Matten Erwähnung.

Bunden. — S. Ungersheim.

Capeller. — xiiii cal. nov. obiit Heinricus Cappeller, qui legavit in anniuersario suo viii d. de ii scadis sitis zů triefenden burnen. Heinrich Cappler, der Vogt, ist 1442 in Rufach anwesend (vgl. Waldner) und 1475 verschenkt Friedrich Capeller 5 fl. Geldzinsen, die er von der Stadt Rufach erhob.[2] Noch 1535 zahlt die Stadt an Junker Heinrich Capplers Erben 10 Gulden Zins.

Craphe, Kraphe. — Wernher dictus Kraphe ist 1266 Zeuge in Rufach;[3] desgleichen Herr Cůnrat Krapho 1270 bei einer Schenkung an das Heiliggeistspital.[4] Dessen Tod ist im Lib. vit. vermerkt: viii cal. mai. obiit Cůnradus miles dictus Craphe, qui legauit v β in anniuersario suo.

Cünsheim, Kienzheim. — 1348 war «Juncher Cüntzlin von Cünsheim, ein edeler» der in Westhalten seinen Sitz hatte, Grundeigentümer in Rufach.[5]

Drittemann. — In Sunthalden iuxta dominum Drittemannum militem.

Egisheim. — Die Egisheimer, ein Ministerialengeschlecht, das mit dem alten Grafengeschlecht nicht zu verwechseln ist, sind in den vorhandenen Urkunden zwar nicht mehr nachzuweisen. Kindler v. Knobloch nennt indes 1317 Thoman von Egisheim Vogt in Rufach, und der Lib. vit. berichtet über reiche Güterschenkungen in Rufach seitens etlicher Familienmitglieder: vi. id. mart. obiit Gisela de Egensheim, que legauit domum suam in platea carnificum. iiii cal. apr. obiit Kuno de E., qui dedit v scados vinearum sitas an dem weseline. xviii cal. mai. obiit Cůnradus de E., qui legauit curiam suam sitam in Suntheim und ii cal. jul. obiit Hugo, miles de E., qui dedit domum suam sitam in platea carnificum. Dieser letztere steht 1266 Zeuge.[6]

Eptingen. — Um 1290 verheiratete sich Gottfried von Eptingen mit der Tochter Kunos von Laubgassen und erwarb dadurch einen Hof in Rufach in der Marktgasse.[7] Konrad von

---

[1] St. R. — FF 30.
[2] St. R. — JJ 17.
[3] Basler Urk. I. 343.
[4] Vgl. Jahrb. XV, S. 26.
[5] St. R. — JJ 19.
[6] Basler Urk. I. 343.
[7] Walter, Urkundenbuch S. 6.

E. fiel 1310 bei einer Belagerung der Stadt Rufach. Am 24. Mai 1341 übergab Johann von E. einen Hof, der von dem Juden Abergold gewonnen worden war und den er vom Bischof als Lehen besass, vor dem Offizial in Strassburg an etliche Rufacher Bürger in Afterlehen.[1] 1370 vergleichen sich Claus Le, der Meister des Heiliggeistspitals, und Anna von Eptingen, die Witwe Peters von E., genannt «der beschisser», streitiger Güterzinsen wegen.[2] Das 15. Jahrh. traf die Eptinger nicht mehr in Rufach.

Eschenbach. — Ulrich von Eschenbach schenkt 1168 Güter in Rufach an das Kloster Päris.[3] Ebelinus de Eschebach, der Güter besass «in loco, qui dicitur Herde iuxta bona dominorum de Lutenbaco», ist im Lib. vit. verzeichnet.

Firdenheim. — Hans von Firdenheim, ein Edelknecht, Stettmeister zu Colmar, und Ursula von Schuttern, seine Gemahlin verkaufen 1442 ein Gärtlein in Rufach. Das hatte der Kaplan Morch an seine Pfründe gebracht, und er verpflichtet sich nun am Montag vor St. Margaretentage 1478 die Zinsen der unbezahlten Kaufsumme an obige Verkäufer weiter zu zahlen.[4] 1507 wird der Zins noch an die Firdenheimer entrichtet.

Flachslanden. — Henslin von Flachslanden war 1374 begütert in Rufach[5] und der Beguinenverband der Meigerin hatte 1413 seinen Sitz in der Wittengasse zwischen Lutschemann Ludewig und der von Flachslanden Hof.[6] Ihre Begräbnisstätte war in der rechten Ecke des Hauptschiffes der hiesigen Franziskanerkirche. Dort ist noch zu lesen: Anno. domini. M. CCCCC || XXXIII. jor. uff. den || XXV. tag. aprill || is. starb. Hans. Panthel || von Flac || sland. Daneben die sonst abgetretene Platte eines Hermann von Flachslanden. Hans Bernhard von Fl. zahlte noch 1531 «Stubenhitz» an den Rat zu Rufach.[7]

Geberschweier. — Urkundlich besass Heintzin von Geberschweier im 14. Jahrhundert einen Hof in der Salzgasse.[8] Sonst ist das alte Geschlecht nur im Lib. vit. verzeichnet: XIII. cal. mart. obiit Cůnradus de Gebliswilre, qui legauit VI β super VI scadis vinearum sitis in Altengassen. XI cal. mart. obiit Metza de

---

[1] St. R. — JJ 7.
[2] Str. R. — JJ 16.
[3] Albrecht, Rappoltstein. Urkund. I. 38.
[4] St. R. — JJ 17.
[5] ibid. — GG 54.
[6] St. R. — GG 51.
[7] ibid. — BB 1.
[8] ibid. — GG 64.

G. in cuius anniuersario datur I β de scado sito zů Basilers bŏme. IIII id. mart. obierunt Henricus de G. et uxor sua Ortrune, qui dederunt unum scadum in Pfaffenheim gescheide. XVII cal. apr. obierunt Cunradus de G et uxor sua Hedewigis, qui legauerunt III scados zů Techilburnen an der Halden. Cal. apr. obiit Cŏnradus de G., qui legauit III scados sitos in Bollenburg. II cal. juli obierunt Vlricus de G. et Gisela uxor eius, qui dederunt IIII scados in Hutzflůhe ad opus ecclesie.

Giersperg. — Agnes von Giersperg war nach dem Lib. vit. mit Konrad von Meienheim vermählt. Der ebenda verzeichnete Ausdruck «bi dem Weselin iuxta bona dominorum de Girsperg» lässt auch keinen Zweifel über Güterbesitz des Geschlechtes in Rufach. Gente von G. bezahlte 1323 Zinsen an die Kirche von Reben im bodime.

Goldbach. — Bereits 1373 erhob der von Goltbach von Gebweiler, ein Edelknecht, Güterzinsen in Rufach.[1] «Der von Goltbach hoff, gelegen zů Rufach in Witengassen nebent den tutschen Herren» findet 1471 bestimmte Erwähnung.[2]

Grat, Greten. — Nach diesem Geschlecht führt die Gretengasse ihren Namen. Junker Hans Bernhart Gr. wohnt 1375 in Sulz, erhebt aber Zinsen in Rufach.[3] 1437 werden in einem vor dem Rufacher Rate ausgestellten Kaufvertrag der Geberschweirer Mittelburg erwähnt: Ottmann Graten, Hans G. und Peter G.[4]

Gundolsheim. — IIII id. febr. obiit Wolfhelmus de Gundolzheim, qui contulit plebano I scadum situm in dem bodeme. XVII cal. apr. obiit Heinricus de G. de cuius anniversario dantur IIII den. Im übrigen enthält das Rufacher Archiv noch folgende Angaben über Burg und Adel in Gundolsheim. An St. Agathentag 1372 verkaufen die edlen Jungfrauen «Elsin vnd Grede Nibelungin, geswisterte, zu Gebweiler gesessen», vor Cuntze, einem Ritter, Schultheiss in Gebweiler, ihre Güter im Osteiner und Gundolsheimer Banne an den Edelknecht Sigfried von Gundolsheim.[5] Am 16. Februar 1529 gewährte der Rat zu Rufach Caspar von Mülnheim 40 Stück Holz um sein Schloss in Gundolsheim auszubessern, jedoch nicht zu einer Gerechtigkeit.[6] Am Montag nach Pfingsten 1546 verkaufen Adam Küplin und seine Frau Katharina Gulgerin das Schloss

---

[1] St. R. — GG 16.
[2] St. R. — AA 4.
[3] Walter, Urkundenbuch S. 80.
[4] Mitteil. d. Gesellsch. zur Erh. der Altertümer, 1895. II. F. 17. B. S. 140.
[5] St. R. — JJ 19.
[6] ibid. — AA 9.

zu Gundolsheim samt dem Burghof und dem Graben, «so vmb das Schloss vnd Burckhoff gedt», an den Junker Jakob Zinden, den Vogt zu Sulz, um 40 Goldgulden.[1]

Hagenbach. — Junker Hermann von Hagenbach und dessen Bruder sind 1366 Grundeigentümer in Rufach.[2] Dieselben Güter sind 1400 in Junker Bertschins von H. Erben Händen.[3]

Hattstatt. — Herr Egelolf von H. war 1304 Bürger in Rufach und starb auch da am 25. März 1312.[4] Friedrich von H. bekleidete 1392 und 1395 die Stelle eines bischöflichen Vogts in der Stadt. Am Zinstag vor St. Jakob 1427 gab «Junker Thenige von Hattstatt, herren Friedrichs von Hatstatt eines Ritters sun», als Verweser «der würdigen Mutter Magt Maryen pfründe» zu Hattstatt dem Rufacher Bürger Henin Hunolt 2 Juchart Matten im Rufacher Banne zu kaufen,[5] und 1486 besass Ritter Heinrich von H. einen Hof in der Wittengasse.[6] Agatha Kötzine, Witwe des Edelknechtes Peter von Beblenheim, schenkt den Augustinern zu Colmar 1429 Güter in Rufach, die sie von der Münchin, der Witwe Konrads des Guten von H. erhalten hatte.[7] Ad semitam in Mittelberg apud Johannem de Hadestatt. Der Lib. vit. nennt Gottfried von H., der am 28. Februar starb und der Kirche für sein Seelengedächtnis 2 Schatz Reben in Altengasse vermachte. Im 16. Jahrh. war das Verhältnis zwischen der Stadt und den Edlen nicht mehr so freundschaftlich. Häufige Streitigkeiten wegen Weiderechte im Niederwalde und bei Sommerau hatten die Gemüter verbittert. Dennoch beschloss der Stadtrat 1548 ihnen, «dieweil sie v. g. H. belehnet», den Brückenzoll zu erlassen, und zu dem grossen Schützenfeste von 1579 erhielt Claus von H., der letzte des Geschlechts, eine freundschaftliche Einladung.[8]

Heidweiler. — Nicolaus von H. war 1296 Zeuge in Rufach.[9] VIII id. apr. obiit Hugo de Heitwiler, qui legauit III scados sitos in Muchgasse. XIII cal. oct. obiit Richardus armiger dictus de H., qui legauit sol. den. de orto sito in villa Suntheim. Mechtilde von Mülehusen, die Witwe Wernhers von H., starb 1317 und übergab den Ertrag ihrer Güter einer Diemund, «conuersa de Oltingen», zu wohlthätigen Zwecken.[10] Die letzte

---

[1] St. R. — JJ 17.
[2] ibid. — GG 60.
[3] St. R. — GG 25.
[4] Walter, Urkundenbuch, S. 8.
[5] St. R. — JJ 17.
[6] St. R. — CC 65 fol. 56 b.
[7] St R. — FF 48.
[8] St. R. — EE 3.
[9] St. R. — GG 60.
[10] St. R. — JJ 16.

Erwähnung treffen wir 1329; am Zinstag nach St. Mathis verkaufte der Edelknecht Matheus von H. seinem «ôheme Sifride von Gundoltzheim» 10 Viertel Korngeld von seiner Mühle in Gundolsheim.[1] «Der von Heitwilr gût» ist 1376 noch verzeichnet.

Hergheim. — VIII id. mart. obiit Hedewigis de Herenkein, que legauit domum ante Frôschwilre, ebenda an dem Lewe iuxta Martinum de H.-Mathis von H. stand 1315 Bürge für die besiegten Laubgassen und ihm gehörten auch 6 M. Silber von dem Burglehen der Isenburg. Agnese von H. war 1346 mit Böldelin an dem Werde, einem Edelknecht in Sulzmatt, vermählt.[2] Heinrich von H., 1370 ein Bürger zu Rufach, ist 1379 tot, und 1390 verschenken die Gebrüder Matheus und Hermann von H. Güter an das Heiliggeistspital.[3] Hermann von H. und seine Gemahlin Clara von Merkesheim bescheinigen 1407, dass sie ihrer Muhme Enelin, Burkard Surcant seligen Tochter, Henmann Eberlins eliche Wirtin von Rufach, lange Zeit die Zinsen von 3 ℔ Geld schulden, wegen ihres Hofes in der Hassengasse, neben ihnen und seinem Bruder Matheus von H. gelegen. Götzmann von H. hat 1417 Streitigkeiten mit dem Pfarrherrn Schieferstein, weil dieser das Seelengedächtnis seiner Eltern auf ihrem Grabe in der Rufacher Kirche unterlassen hatte.[4] Aber 1453 ist «Cûnemann von Hercken seligen Hoff in Eckartsgassen» bereits in fremdem Besitz.

Hungerstein. — XII cal. octob. obiit Cunradus de Hungerstein, qui contulit ecclesie II scados sitos in Fugenloch. Güter besassen in Rufach Dietsch von H. 1371 und Andres von H. 1374. Andreas von H. war 1397 mit Junker Heitzmann von H. Zeuge bei einer Güterschenkung in Rufach.[5] Martin Platten und Trutennelin, seine Frau, eine Tochter des verstorbenen Konrad von H., legen 1410 vor dem bischöflichen Vogt zu Rufach Streitigkeiten bei mit dem Heiliggeistspital wegen Güter in Lautenbach.[6]

Aus dem Jahre 1435 erfahren wir, dass Andres von H. einen Hof in der Pärisgasse besass, dieser Andres ist 1456 tot. Hans, der «baschär» von H., war mit Margaretha Surgandt verheiratet, die ihm die Burg zu Geberschweier als Mitgift brachte. Barbel und Margarethe, ihre Töchter, klagten 1462 gegen den Stadtschreiber Pantaleon Eberlin und gegen Cûnemann Surcant, den Stadtschreiber in Altkirch, ihre «geuettere»,

---

[1] St. R. — JJ 16.
[2] St. R. — ibid.
[3] St. R. — GG 54.
[4] Walter, Urkundenbuch, S. 36.
[5] St. R. — GG 54.
[6] Jahrbuch XV S. 32.

wegen des Nachlasses ihrer Mutter.[1] Margarethe wird 1467 als mit Junker «Volmyn von vtingen» verheiratet angeführt. Georg von H. präsentirte 1503 einen Kaplan für die vom ebenerwähnten Eberlin gestiftete drei Königspfründe in der Rufacher Kirche, deren Präsentationsrecht den H. mit dem Rate und den Surcant zustand.[2] Georg nennt sich der «eltest» des Geschlechts, lässt aber seinen Brief durch Junker Jerg von Hohenstein besiegeln. Noch 1305 bestätigt Bischof Albrecht Andres von H. seine Lehen in Rufach.[3] Es ist dies auch die letzte Spur des Geschlechts im Rufacher Archiv.

vom Huse. — «Ursula Münchin, Herrn V̊lriches seligen eliche wittewe vom Hus, eines Ritters, dem man sprach von Wassenberg», schenkte 1345 dem Spital zu Rufach für ihr und ihres verstorbenen Sohnes Henin Bürckelin Seelenheil ausser etlichen Zinsen eine Gans, die Wernher Vinster von Suntheim gab von einem Hofe, «stosset vf die tutschen Herren, nebent dem gut von sante Clara und nebent dem Gut von Andelache.»[4] Am 12. Abend 1372 bescheinigt Dietrich von H., ein Ritter, dass er an Rufacher Bürger 40 Viertel Korngeld, die er in der Stadt Bann besass, um 200 «cleiner guldin von florencie» verkauft hat, und dass er dieses Geld seiner Tochter Johanna, die mit Heinrich von Fleckenstein vermählt ist, als Mitgift gegeben hat.[5] Nach dem lib. vit. hatte Eligenta de domo ein Seelengedächtnis in der Rufacher Kirche. Junker Friedrichs vom H. Töchter erhielten von 1412 mehrere Jahre hindurch jährlich 30 fl. für ein «lippgeding» aus dem Stadtseckel und 1477 steht Hans vom Huss als Schuldner vor dem Rate in Rufach.

Illzach. — In der Osterwoche 1331 schenkte Adelheid von J., die Witwe des verstorbenen Oswald von J.. Güter an das Deutschordenshaus in Suntheim, und Berler berichtet in seiner Chronik aus demselben Jahrh.: Item Hartmann von Ilzich, ein rietter, hatt zu lehen XXXIII schatz Reben zu Rufach und Suntheim. Item ein pfund geltz basler pfennig auff ein huss gelegen zu Rufach.[6]

Isenburg. — Wernher de Isenburg ist 1241 Zeuge in Rufach und 1244 Vogt in Ensisheim.[7] Ebenfalls als Zeuge treffen wir 1317 wohl einen andern Wernher bei einer

[1] Str. R. — JJ 17.
[2] Walter, Urkundenbuch 90 und 98.
[3] St. R. — JJ 7.
[4] St. R. — GG 53.
[5] St. R. — JJ 16.
[6] Berler S. 37.
[7] Basler Urkundenbuch I. 112 und 125.

Güterschenkung an das Kloster Klingenthal.[1] Beide sind auch im lib. vit. verzeichnet: IIII id. febr. obiit Wernerus de Isenberg, qui legauit[1] juch situm apud nouam portam. III non mai. obiit Wernherus de J., qui legauit ad opus equum et arma sua. Weiter finden Erwähnung wohl die beiden Gemahlinnen: V cal. mai. obiit Odilia domina de J., que legauit duos scados in alten gassen. VII cal. septemb. obiit Clara uxor Wernheri de J. armigeri. Das Geschlecht scheint in Rufach schon Mitte des 14. Jahrh. ausgestorben zu sein; denn 1344 heisst es in einem Güterverzeichnis: Ein Hof neben Rutschen am Graben, der Wernhers seligen von Isenburg was.[2] Das Geschlecht bestand in Wettolsheim und Colmar weiter. Die Rufacher Besitzungen gingen zum Teil an das Bürgerspital über, das die Seelengedächtnisse für die letztverstorbenen Mitglieder unterhalten musste, zum Teil kamen sie in Händen eines von ihnen gegründeten Beguinenverbandes, der Schwestern von Isenburg, die bereits 1333 erwähnt werden, und die auch den oben angeführten Hof inne hatten. Eine Kirchenrechnung aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrh. sagt ausdrücklich: Item die Schwestern von Ysenburg IIII β ab der von Ysenburg hoff, nebent den von Werde in Wittengasse.[3]

Isenheim. — «Berhte von J., Johannes seligen eliche frowe» übergab 1331 eine reiche Schenkung von Gütern und Zinsen an die Deutschherrn in Suntheim.[4] «Richin von J. gesessen zu Rufach, Johanses selige Tochter von J. eines edeln knechts» schenkt 1345 ebenfalls Güter an die Barfüsser in Rufach zu einem Seelengedächtnis.[5] Heintzin von Ysenheim besitzt 1350 noch Reben in den langen Gassen.

Jestetten. — Hans Caspar von J., Deutschordenskomtur zu Beuggen, verkaufte 1561 sein väterliches Erbe, ein Wald am Lindlin, an Stadt und Rat zu Rufach.[6]

Josten. — Junker Petermann Josten hat Mitte des 14. Jahrh. ein Haus hinter der Münsterkirche in Besitz.

Junge. — Im Jahre 1369 verkauft Burchart Junge, ein Edelknecht, gesessen zu Rufach, dem Bürger Rutschelin daselbst ein Juchart Acker.[7] Derselbe Burchart ist 1374 noch Schenkgeber an das Heiliggeistspital. Die Osteiner erhoben 6 Viertel Geldzinsen von «der Jungen Hoff» in Rufach.

---

[1] Staatsarch. Basel, Klingenthal. Nr. 342.
[2] St. R. — JJ 19.
[3] St. R. — GG 19.
[4] Jahrbuch XIV. S. 11.
[5] St. R. — GG 15.
[6] St. R. — DD 1.
[7] St. R. — GG 62.

J u n g h o l z. — Das Geschlecht trat nur in sofern zur Stadt in Beziehung, als es im Besitze eines Teiles des Burglehens war. Der letzte des Geschlechtes, Egenolf von J., der um 1350 starb, erhob davon 2 Pfund und 10 Schilling. Frau Else von J. hatte noch 1371 Güterzinsen in der Stadt.

K e i p g a s s e. — Das Geschlecht führte den Namen nach einer alten Gasse im untergegangenen Suntheim, «in Suntheim in loco dicto Keipgassen». Der Ritter Heinrich von K. stand 1320 Zeuge bei einem Güterverkauf in Rufach. Sonst ist das Geschlecht nur im lib. vit. zu treffen. II cal. apr. obierunt Johannes K. et uxor eius, qui legauerunt annuatim plebano et sociis XVIII d., antiquo hospitali VI d. de V scadis vinearum, sitis iuxta domum leprosorum in Suntheim. IX cal. oct. obiit Hedewigis de K., que contulit beate Marie I iuger situm apud galtwasen. II. cal. nov. obiit Albertus de K., qui contulit I jugera, sita an der steingruben.

L a u b g a s s e. — Die Laubgasse lag ebenfalls im zerstörten Suntheim und zwar in der Richtung nach der heutigen Bodenmühle. Rudolfus molendinarius in Lôbgassen. Der erste Laubgasse, Hugo, filius Roudulfi de Lobegazza, ist 1183 Zeuge in einer Urkunde des Bischofs Heinrich in Strassburg; in den Rufacher Urkunden erscheint das Geschlecht 1244 mit Werner dem Alten von Laubgassen.[1] Werner Rufus, Andreas und Konrad von L. sind 1270 Zeuge bei der Schenkung des Baugrundes an das Heiliggeistspital in Rufach.[2] Werner Rufus war vermählt mit Anna von Jungholz; sein Tod ist im lib. vit. verzeichnet: V non. mart. obiit Wernherus Rufus de L. qui legauit libere beate Marie II scados apud locum, qui dicitur steingrůben. Ebenso Andreas: VIII id. sept. obiit Andreas de L. miles, qui dedit curiam suam ad opus ecclesie. 1287 findet das ebengenannte Haus von Andres Erwähnung,[3] und 1304 ist Nibelung von L. bischöflicher Vogt der Stadt. XII cal. febr. obiit Nibelungus de L., qui contulit ecclesie II scados apud fontem Lendelins burnen. Die Laubgassen hatten für ihre treuen Dienste Schloss und Wald Laubeck vom Bischof in Strassburg als Lehen erhalten, und als bei einer Belagerung der Stadt Rufach Heinrich und Gebhard von L. den Tod fanden, stiftete der Bischof 1310 für die Getöteten auf dem St. Kreuzaltare in Steinbach ein Seelengedächtnis.[4] Bald nachher aber scheint das gute Verhältnis zwischen dem Bischof und seinen Vasallen

---

[1] Basler Urkundenbuch I. 125.
[2] Jahrbuch XV. S. 26.
[3] Staatsarchiv Basel. St. Clara, Papierurk. Nr. 52.
[4] Bezirksarchiv Colmar, Ober-Mundat.

in die Brüche gegangen zu sein; 1314 zogen sie das Schwert gegen einander, nach längeren Streitigkeiten überrumpelte der Bischof im Herbst 1315 die Burg Laubeck und nahm in derselben Rudolf von L., der genannt ist von Oesterreich, Rudolf von L. «den man nennt von Wuluersheim» und Hessen von L. gefangen und legte sie teils in der Feste Girbaden, teils in Rufach in Haft. Am 23. Oktober 1315 wurde in Rufach der Friede geschlossen und sämtliche Laubgassen mit Ausnahme Nibelungs des Alten zu einer Geldbusse von 600 Mark Silber verurteilt.[1] Die Laubgassen aber verzichteten 1316 auf die bischöflichen Lehen der Laubeck. Ueberhaupt scheint sich von dieser Zeit an der Rückzug des Geschlechtes aus dem bischöflichen Gebiet zu vollziehen. Am 22. April 1316 genehmigt der Johanniterkomtur von Sulz den Verkauf, durch den das Ordensmitglied Wernher der Junge von L. die Gerechtigkeit an Haus, Hof und Mühle (Bodenmühle) an den Rat zu Rufach übergiebt.[2] 1322 verkauft Andres von L., ein Edelknecht, seine Güterzinsen in Rufach, desgleichen 1345 Hesse von L., Edelknecht zu Rufach gesessen, und seine Schwester Cäcilia von L., «der man gicht von Onbach», ihre Güter in Sommerau.[3] Der letzte, der in den Rufacher Urkunden aufgeführt wird, ist Henmann von L., der 1405 dem Rufacher Bürger Heintzmann Ecke ein geringfügiges Lehen übergiebt.[4] Der Lib. vit. bringt ausserdem : IX cal. apr. obiit Růdolfus miles de L. iunior, qui contulit ecclesie x scados vinearum sitos in mittelberge.

Logelnheim. — IIII. id. mart. obiit Diethericus de Lagelnheim, qui legauit x d. pro remedio anime sue. — Feria sexta ante palmas anno domini m° ccc° xxxi° obiit domina de L. . . . Greda de L. conuersa dabit VII d. — Eodem die obiit Dietericus de L. . . . Greda de L. dat VI d. de I juch am Hasenbalge, alios VI dat Anna de L. de II juch prope Nicolaum de Merkensheim. Noch 1347 verkaufte Greta von L. Güterzinsen an Anna von Ortrunen.[5]

zu Laube. — Der Güterbesitz der zu Laube ist in Rufach bereits 1286 nachgewiesen.[6] Aus derselben Urkunde geht hervor, dass sie wahrscheinlich ein Zweig der später noch zu erwähnenden Pfaffenheimer waren. XVII cal. mai. obiit Gerungus ze Lǒbe, qui contulit huic ecclesie III scados an der Herde . . . post mortem vero uxoris sue Gertrudis tantum ce-

---

[1] St. R. — JJ 7.
[2] St. R. — DD 1.
[3] St. R. — JJ 16.
[4] St. R. — JJ 18.
[5] St. R. — GG 60.
[6] K. v. Knobloch, der alte Adel, 55.

det de eius anniuersario. Rudolf Silbersack verschenkt nach demselben lib. vit. seinen in Suntheim retro Henricum dictum ze Lôbe gelegenen Hof an die Kirche. Auch Werlinum ze L. besass Güter in Suntheim, und 1323 schuldet Wernher z. L. «1 β von sime garten hinder sime hvse in kilchgassen» zu Suntheim.[1]

Masmünster. — V̊lmann von M. war 1362 begütert im Rufacher und Pfaffenheimer Bann. Der von Masmünster Gut noch 1431 in Pfaffenheim.

Meienheim. — Im Jahre 1241 ist Conradus von M. Zeuge, desgleichen Simond von M. 1278.[2] Der lib. vit. nennt Cunradus de M., der in erster Ehe mit Agnes von Giersperg und in zweiter mit Willeburg von M. verheiratet war, die ihn auch überlebte und ihm ein Seelengedächtnis in Rufach stiftete. VIII id. febr. obiit Gerina uxor Henmini de M., qui legauit III scados iuxta domum leprosorum in Suntheim. XII cal. mart. obiit Petrus de M. VI non. jul. obiit Mehtildis de M., que contulit ecclesie curiam. IX cal. sept. obierunt Hedina uxor Heinrici de M. et Henricus filius eius, qui legauerunt sol. den de curia sita in Pfaffengassen. 1284 giebt Rudolf von M. Werner dem Jungen von Hattstatt einen Revers wegen des Hauses und Baues von Sommerau.[3] Dieser selbe Rudolf überliess nach Berler am Sonntag nach Martinus 1299 seine sämtlichen Lehen Hans von Bollweiler.[4] Elsbeth von Sulzmatt «wilent Berthold von M. witwe» verschenkt 1287 ausser andern Gütern in der Umgebung von Rufach, in Rufach selbst ein Haus, «so gedachtem wilent Berthold von M. gesin», an das Kloster St. Clara in Kleinbasel.[5] Die beiden Brüder Mathis und Wernher von M. sind 1323 noch im Lindlin und am Rennwege zu Rufach begütert, und Mathis hatte das nach ihnen benannte Schloss Meienheim in Pfaffenheim vom Bischof in Lehen. 1433 verkaufen Hans und Burkhard von M. ein Wäldchen in der Sommerau an die Klosterfrauen von Klingenthal in Basel.[6] Die beiden waren die letzten des Geschlechtes.

Meier. — Agnes von Meienheim, die Schwester von Hans und Burkhard, ist 1459 als mit Heinrich Meier vermählt aufgeführt. Dieses Geschlecht der Meier, das noch einmal 1485 mit dem verschuldeten Junker Hans Vlrich Meiger auftritt,[7]

---

[1] St. R. — GG 52.
[2] St. R. — AA 9.
[3] Staatsarch. Basel, Adelsarchiv Nr. 9.
[4] Berler, S. 37.
[5] Staatsarch. Basel, St. Clara, Papierurk. Nr. 52.
[6] Staatsarch. Basel. Direkt. der Schaffneien. Rufach.
[7] St. R. — FF 18.

hat indes nichts zu thun mit einem alten Geschlecht der Meier im Fronhofe, das schon Mitte des 14. Jahrh. ausstarb. Die letzten Glieder dieses alten Geschlechtes waren Reinbold Meier und seine Schwester Katharina. Die Jungfrau «Katharina Meiger, Reinboldes seligen Swester in fronhofe», kauft 1348 ein Pfund Pfennige Geldzinsen; das übergiebt sie den Schwestern, «die in irem huse sint, daz da lit am Gewigke, nebent den von Iffental, vnd die nach minem tode darinne sinde vnd wonnende werden . . . vnd söllent dieselben Swestern ierliche, So min vnd mines Bruders seligen Meiger Reinboldes (Gedächtnis) vallent, von demselben pfunde geltz zwen Schillinge veropfern».[1] Demnach ist diese Katharina die Stifterin des Beguinen-Verbandes, der uns in den verschiedenen Urkunden als «der Meigerin Conuent» entgegen tritt. (Vgl. auch Ungersheim).

Mörsburg. — Junker Hans Switzer von Mörsberg besass 1431 in Pfaffenheim ein Haus «bi der Löschgrube»;[2] 1495 kaufte die edle Frau Clara von M. Witwe ein Haus in der Wittengasse zu Rufach.

Merxheim. — Im Jahre 1304 erscheint Billung von M. als Bürger in Rufach und 1304 Otte und Niklaus von M.;[3] letzterer ist mit Gerina von Wittenheim verheiratet. Die Brüder Otto und Rutschinus von M. waren 1312 Ratsmitglieder, Rutschinus sogar von 1335—1345 Schultheis der Stadt. Claus von M. besass einen Hof hinter der Kirche und war 1345—1360 ebenfalls Schultheis. In den Jahren 1343 und 1349 werden Güter eines Petermann v. M. aufgezählt. 1367 treffen wir in Reinbold von M. den dritten Merxheimer als Schultheis von Rufach. Über dessen Gemahlin berichtet der lib. vit.: xv cal. mart. obiit Adelheidis uxor Reinboldi sculteti, de cuius anniuersario dantur 11 sol. de domo in vico, qui dicitur Betzelin am Orte. Eine zweite Gemahlin Katharina, die 1378 erwähnt wird, scheint ihn überlebt zu haben. Im Jahre 1368 geben die Gebrüder Hannemann und Ottelin von M. ein Viertel Roggengeld an den Beguinenverband von Isenburg.[4] 1370 hat Quirin von M. und 1374 Junker Boldelin von M. Güter in Rufach, und 1395 verkauft Friedrich von M., der das Bürgerrecht in Türkheim erworben hat, seine Güter in Rufach.[5] Er ist 1412 tot. Schwester Elsin von Merkensheim, die Meisterin im Be-

---

[1] St. R. — JJ 19.
[2] Gemeindearch. Pfaffenheim.
[3] St. R. — GG 60.
[4] St. R. — GG 51.
[5] St. R. — JJ 17.

guinenverband des Sulzmatt-Conuentes in Rufach, verkaufte 1397 mit Zustimmung Johann Zollers, der ihnen als Pfleger und Versorger gegeben war, drei Schatz Reben im Bodeme, und bei dem Verkaufe stehen Claus und Ottmann «geuettere» von M. Zeuge.[1] Claus ist 1401 Ratsherr. 1436 verkauft Ottemann von M. einen Teil seines Waldes an Peter von Sigelspach, und Cůrin von M. und seine Schwester Margreth sind 1459 in der Reite verbrüdert. Der letzte des Geschlechtes ist Hans von M. Er hatte von 1464—1470 noch einmal die Schultheissenstelle inne. 1481 findet er als Schaffner in Altkirch Erwähnung und 1482 ist er mit seiner Schwester Ennelin Kesslerin in den Zinsbüchern der Kirche eingetragen, zusammen mit Otteman von M., wahrscheinlich ihr Bruder.[2] Dies ist auch die letzte Spur der Merxheimer in Rufach. In der Franziskanerkirche ist eine mit dem Wappen der Merxheimer geschmückte Grabplatte; von der Inschrift ist nur noch zu entziffern: Anno dom. M.CCCC || II . . . || . . . Mershein . . . || vielleicht Else, die Beguine. Auch der sog. Gänsehenker, ein Grabmal in der Hauptkirche, das Wölfelin zugeschrieben wird, trägt ausser dem Falken das Merxheimer Wappen.

Münch. — Bürkelin der Münch von Basel ist 1377 begütert in Rufach. Götzmann Münch von Münchenstein hat 1390—92 die Vogtstelle in der Stadt inne. Noch 1416 liegt «vff dem Mattweg der Münche gut von Basel».[3]

Mülhausen. — Cůno de Mulnhusen advocatus Rubiacensis ist 1286 bereits tot; dessen Gemahlin war Elisabeth, die Tochter Johanns von Walheim. Ihre Kinder waren Wernher, Kuno, Anna die Gemahlin Heinrich Leuterlins, Meze die Gemahlin Hugos von Basel, genannt ad cervum, Gerina die Gemahlin Johannes von Sulz und die minderjährige Katharina.[4] Der Lib. vit. verzeichnet ausserdem: III cal. febr. obiit Gerdrudis de Mulnhusen, que dedit agrum beate Marie situm an dem Basilwege. Noch 1322 kauft Junker Claus Bäumlin von Mulnhusen ein Haus mit Hof und Garten in Rufach.[5]

Mülheim, Mülnheim. — Die Edelknechte Eberlin von Mülnheim, Reinbold und Johannes von M. verkaufen 1383 Güterzinsen im Rufacher Banne an Eberlin Andres,[6] aber dieselben sind 1402 noch im Besitze solcher Zinsen. Ritter Heinrich

[1] St. R. — JJ 18.
[2] St. R. — GG 24, 79.
[3] St. R. — GG 88.
[4] Trouillat II, 436.
[5] Staatsarch. Basel. Adelsarch. Nr. 686.
[6] St. R. — FF 17.

von M. und Walther von M. sind 1459 noch begütert in Rufach. (Vgl. auch Gundolsheim).

M ü l n e g k e. — Der Edelknecht Johannes M. kam durch seine Vermählung mit Anna von Hergheim in den Besitz Rufacher Güter. Am Samstag nach Kindleins Tag 1370 gab er dem Rufacher Bürger Cleulin Ruschen einen halben Hof mit Zubehör in Erblehen.[1]

M ü m p e l g a r d. — Theodoricus Montisbeligardi comes aream in Rubiacha anno 1238 feudum accipit, de qua is, qui inhabitaturus est eam, neque episcopo Argentinensi neque civitati Rubiacensi aliquod servitium praestet.[2]

M u r e. — XIII cal. apr. obiit Burghardus de Mure, qui contulit IIII scados vinearum sitos zů Lendelins burnen; desgleichen auch «am runse iuxta dominas de Mure». Nähere Angaben fehlen.

N e u w e i l e r. — Claus von N., Vogt zu Kochersberg, bescheinigt 1419, dass die von seinem Vater Cuntz von N. auf des Kurtzen Hof erkauften Zinsen durch Walther Rettich abgelöst worden sind.[3]

O s e n b a c h, O c h s e n b a c h. — IV. non. febr. obiit Gisela dicta Stricherin de Ochsenbach, que legauit ecclesie IX scados in Mittelberge. II cal. mart. obiit Johannes de O.—XVII cal. sept. obiit Anna filia dicti Walch de O., que legauit β ad opus de domo sita in Ochsenbach. II cal. sept. obiit Heinricus de O. et Junta Wischerin qui legauerunt VI den. ad opus ecclesie. Henninus von O. war 1358 Mitbegründer der Reitbruderschaft in Rufach,[4] und Jakob von O. bekleidete von 1406—1414 das Schultheissenamt in Rufach. Dessen Enkel Jakob, der Sohn Rudins, der 1462 vor dem Rate zur Bezahlung eines Zinses an die Kirche verurteilt wurde,[5] ist der letzte des Geschlechtes. Im Wappen führen sie einen Rinderkopf.

O n b a c h. — Jakob von O, und seine Gemahlin Adelheid verkaufen 1301 ein Haus in Rufach, aber 1307 steht Jakob noch Zeuge daselbst.[6] Der lib. vit. berichtet ohne jeglichen Zusatz: XVI cal. nov. obiit Wernherus miles de O., ebenso: ze gemure iuxta illum de O. Wahrscheinlich war das Geschlecht eine Seitenlinie der Laubgassen.

---

[1] St. R. — JJ 18.
[2] Mitteilungen der G. z. E. der Gesch. Denk. im Els. 1895, S. 146.
[3] St. R. — JJ 17.
[4] Walter, Urkundenbuch S. 26.
[5] Walter, Urkundenbuch S. 65.
[6] St. R. — GG 60.

O r t e n b e r g. — Ritter Erkanbold von Ortenberg war 1538 in Rufach begütert.[1]

O r t l i e b. — Dictus Ortlieb von Sulzmatt, der letzte Spross des Geschlechtes, war 1358 Mitbegründer der Rufacher «Reite».[2] Er ist sicherlich auch der Begründer des sog. Ortlieb-Conuentes, einer Beguinenvereinigung in Rufach, die später unter dem Namen Sulzmatt-Conuent unter der Leitung der schon erwähnten Elsin von Merxheim stand.

O s t e i n. — Die Geschwister Elisabeth, Heilwig und Belina von O. verkauften 1315 die Schmiede in Rufach am Gewige an das Kloster Klingenthal.[3] Der Hof, que dicitur Ostein in Suntheim, ist noch 1330 in Pacht gegeben. 1374 und 1377 besitzt Junker Henmann von O. noch viele Güter im Banne. Der lib. vit. nennt auch Berchte von O. als begütert. Ein Güterhof des Geschlechts lag neben dem Hofe des Heiliggeistspitals «in yllingassen». Noch 1526 ist Jakob von O. Stubengeselle des Rates in Rufach.

P f a f f e n h e i m. — Im Jahre 1343 verkauft der Abt Eberhard von Marbach an den Ritter Hanemann von Pf. Geldzinsen von seinem Hause in Rufach nebent Hagelsteine, da die armen Brüder inne sint.[4] Der lib. vit. vermerkt unterm 28. April: Notum sit omnibus hoc scriptum intuentibus, quod ego Anshelmus de Pf. contuli ad opus sancte Marie VI scados vinearum in duobus locis ante Pfaffenheim Buhele . . . et hoc feci pro remedio anime matris mee Herburgis et patris mei Cunradis et uxorum mearum Gûte et Mehtildis. Als Todestag der Mechtildis ist ebenfalls der 28. April angegeben und dabei vermerkt, dass sie ihren in der Saltzgasse gelegenen Hof an Kirche und Spital verschenkt habe. Ausserdem findet sich noch: VIII id. apr. obiit Rûdolfus de Pf., qui dedit de IIII scadis in Vogelsange III s.

P f i r t. — Heinrich von Pf., Mathis von Pf. seligen Sohn giebt 1405 Peter Hallenbart von Rufach 3 Schatz Reben in Erblehen.[5] 1427 reist Thenige von Pf. im Auftrag des «Gemeinen Landes» nach Basel. Margreth von Pf., eine geborene Burggräfin, mit dem «vesten Jungher Adam von Pfirt, Irem sun», haben 1459 und 1467 Güter in Rufach.[6] Von Diebold von Pf. löst das gemeine Land 1508 Zinsen ab. Junker Alexius

---

[1] St. R. — GG 60.
[2] Walter, Chronik S. 26.
[3] Staatsarchiv Basel, Klingenthal Nr. 309.
[4] St. R. — JJ 16.
[5] St. R. — JJ. 18.
[6] St. R. — FF 17 und JJ 18.

von Pf. ist 1526 Stubengeselle in Rufach, und Junker Hans von Pf. ist 1554 Eigentümer einer Wiese am Herrwege.

R e i n a c h. — Der alte Hof des Geschlechtes lag in der Hassengasse. Denselben bewohnte 1421 Ritter Hans Ehrhart von R. Ludwig von R. war 1504—1508 bischöflicher Vogt zu Rufach. Sein Grab liegt in der rechten Seite des Hauptschiffes der Franziskanerkirche und trägt die Umschrift: Anno domini M.CCCCC.VIII || uff sontag nach compassionis (?) Marie || starb Ludwig von Rinach || ritter. vogt zů Rufach dem Gott gnedig. 1529 war Siegfried Hirn Schaffner in der «Edelleut von Rynach Hoff in Hassengassen».[1] Junker Ludwig von R. besass noch 1554 «die Rinacher Matten bi den obern Fallen».[2] Sigmund von R. war 1579 Deutschordenskomtur in der Stadt.

R a m s t e i n. — «Der von Ramstein gůt» 1401. Nähere Nachrichten fehlen. 1583—1587 ist Hans Christof von R., der bisherige Vogt von Isenheim, Vogt in Rufach. In seiner hiesigen Amtsthätigkeit wurden ihm von seiner Gemahlin Johanna von Syechstein (Siggestein) zwei Kinder geboren: Rudolf, am 16. Oktober 1584, und Maria Jakobe, am 27. April 1586.[3]

R a t s a m h a u s e n. — Jakob von R., seine Gemahlin Agnes und seine Tochter Junta schenken 1270 den Boden, auf dem das Heiliggeistspital gegründet war.[4] Als Vögte traten später auf: Dietrich von Ratsamhausen zum Stein 1429, Herodes von R. zum St. 1495—98 und Georg von R. z. St. 1516, 1522.

R e g i s h e i m. — Am Montag nach St. Mathis 1318 verkaufen Conrad von R., ein Ritter, und seine Gemahlin Sophia, beide in Westhalten wohnhaft, dem Rufacher Bürger Wilhelm Silbersack ein Haus mit vier Schatz Reben.[5] Der lib. vit. meldet: Cal. febr. obierunt Bruno de Regensheim et uxor eius, de quorum anniversario datur II den. de tribus scadis vinearum sitis apud Galgbuhel. VI cal. aug. obiit Sigfridus de R., qui contulit IIII scados sitos in Hůnretal in banno Westhalden. V cal. sept. obiit Agnes de R., que legauit II scados sitos am Hartwege. VIII id sept. obiit Johannes de R. III cal. Nov. obiit Mehtildis de R. que contulit ecclesie domum sitam iuxta ortum domini plebani. 1360 haben Heinrich von R. und Anna seine Schwester «zu Sulz, gesessen» Grundeigentum in Rufach,[6]

---

[1] St. R. — AA 9.
[2] St. R. — AA 9.
[3] St. R. — GG 25.
[4] Vgl. Jahrb. XV S. 25.
[5] St. R. — JJ 16.
[6] St. R — GG 60.

und 1370 verkauft Hennmann von R. «den man nennet Bösinger» an Walther Otte von Ensisheim 8 Viertel Kornzinsen von seinen und seines Vaters Heinrich «Gans» Gütern zu Regisheim.[1] Der letzte des Geschlechtes, der in Rufach erwähnt wird, ist Johannes von R., 1479 und 80 Prior im Heiliggeistspital.

Röselin. — Wie Berler berichtet, hatte Kunradt genannt Kroppfe zu Rufach vier Ritter in Lehen, darunter auch «Heinrich Roeselinum und Wernherum synen bruder». Der lib. vit. führt an: IIII id. apr. obiit Cůnradus dictus Reselin, qui legauit VI den. tribus sacerdotibus hic celebrantibus super tribus scadis sitis in Altental.

Roggenbach. — Die Edelknechte Peter und Johannes von R., Gebrüder, verkaufen 1376 Güterzinsen in der Stadt.[2]

Rosheim. — Im Jahre 1440 giebt Junker Heinrich Rote von Rossheim dem Rufacher Bürger Clewin Spielmann 20 Schatz Reben in Erblehen, die sämtlich im Rufacher Banne liegen. Clewin kaufte später die Güter, und derselbe Junker stellt ihm 1447 eine Quittung aus.[3]

Rufach. — Das Geschlecht wohnt meistens in Sulz. Der lib. vit. erwähnt Gertrud de Rubiaco, die am 16. Februar starb und der Kirche ein Schatz Reben im Mittelberge hinterliess.

Schedeler. — Konrad Schedeler, «herr Johannes Schedelers sun, eins Ritters gesessen zu Rufach» verschenkt 1349 Kornzinsen an die St. Laurentienpfründe in Rufach,[4] und Cuntz Schedeler, ein Edelknecht, verkauft 1364 einen Gulden Geld ab seinem Hofe in der Pfaffengasse. Eines der ehemaligen Chorfenster, die heute im Pfarrhof aufbewahrt werden, trägt Wappen und Inschrift von Jakobus Schedeler. Im Lib. vit ist ferner zu lesen: curia ista in Pfaffengassen quondam . . Schedelarii et nunc Waltheri dicti Hunolt.

Schönau. — Heinrich von Sch. war 1244 Schultheiss der Stadt. Im Anfange des 14. Jahrh. treten dann als Zeugen auf Jakob von Sch. 1304 und Heinrich von Sch. 1318. — 1347 verschenken Jakob von Sch., Ritter, Johannes Burggraue von Torolsheim, ein Edelknecht «dem man spricht der vnbehǒwen», Agnes von Sch., sin eliche Wirtin, Petermann von Herenkein, ein Edelknecht, gesessen zu Colmar, den man gicht Tumherr, Elsbeth von Sch. sin eliche Wirtin, Elsbet Brünin von Sch.,

[1] St. R. -- JJ 16.
[2] St. R. — JJ 16.
[3] St. R — JJ 17 und 18.
[4] St. R. — FF 5.

Tyne ire Schwester, Heni Sorg von Fribùrg vnd Tyen von Sch., sin eliche Wirtin, an die Barfüsser in Rufach Güter im Oberhergheimer Banne, die sie von der Valkenerin ererbt haben.[1] Hartmann von Sch. hatte um dieselbe Zeit 15 ℔. Baseler vom Bistum zu Lehen. Jakob von Sch. war 1363—1371 bischöflicher Vogt in Rufach und nennt 1371 Else von Jungholz seine liebe «Mume». Dessen Sohn Hans Werner zieht sich 1388 in das Heiliggeistspital zurück und lebt dort mit seines Bruders seligen Sohne Otto Rudolf als Pfründner.[2] Junker Henmann scheint das Rufacher Geschlecht weiter geführt zu haben. Indessen treffen wir bis in das 16. Jahrh. keinen Namen mehr in Rufacher Urkunden Erst 1529 erscheint Melchior von Sch. der Sohn Othmars und will Rechte geltend machen auf die Fischbänke in Rufach.[3] Er bewohnt Rufach nicht mehr.

Schönecke. — 1333 war ein Hof in der Wittengasse im Besitze Eberlins von Sch. Zwar verkaufen Claus von Achenheim, der Unterschultheiss von Strassburg, und Metze von Sch., Eberlins von Sch. seligen Witwe, und Grede, der letzteren Tochter, die mit dem Edelknecht Reinbold Hüffelin vermählt ist, am Donnerstag vor Mitfasten 1384 die meisten Güter an den Rufacher Bürger Wilhelm Sieche;[4] aber 1420 bewohnt Ulrich von Sch. wieder sein Rufacher Ahnenhaus und versieht noch 1435 den ehrenvollen Posten eines Ratsschreibers.

Schürpfesack. — Ritter Heinrich von Sch. geriet 1247 in Streitigkeiten mit dem deutschen Orden wegen zwei Viertel Fruchtzinsen in Pfaffenheim, und noch 21 giebt Wilhelm Schenk von Stauffenberg, ein Edelknecht, Güter zu Rufach in Erblehen, die herrühren von Ruprecht Sch., der sie einesteils aus seiner Familie, andersteils von Frau «Barbeln selig von Herickheim» ererbt hat, welche Güter nun an ihn und seinen Bruder gefallen sind, von ihrer «Schwester seligen Sun, des vorgenanten Růprecht Schürpfsag liplichen Suns» wegen.[5]

Schweinheim. — Eglin Schúrer von Sch. nannte sich ein Edelknecht, der 1365 in Gemeinschaft mit seiner Tochter Susa Reben in Rufach verkaufte.[6] In der Franziskanerkirche liegt im rechten Seitengange eine abgetretene Grabplatte des 14. Jahrh. mit dem Wappen der Schúrer von

---

1 St. R. — GG 51.
2 Jahrbuch XV, S. 31.
3 St. R. — AA 9.
4 St. R. — JJ 19.
5 St. R. — JJ 17.
6 St R. — JJ 16.

Sch. Der lib. vit. bemerkt auch: Tres scadi im Nunlande, qui fuerunt olim dicti Schurer de Sweinheim.

S e w e n. — VII cal. apr. obiit Agnes de S., que contulit II scados sitos zů Bollenburg im Leime ad opus ecclesie. VII id. apr. obiit Fridericus de S., qui contulit curiam sitam in Suntheim zů Wegesoden.

S p i e g e l. — Nach Maternus Berler erhob sich in älterer Zeit vor dem Rheingrafenthor ein altes Schloss, die Spiegelburg, die Ende des 15. Jahrhunderts in dem Schauenburgischen Kriege abgetragen wurde. Ritter dieses Namens habe ich nicht gefunden. Doch trägt die vor dem Rheingrafenthor gelegene «Schliffmühle» in alten Urkunden den Namen Spiegelmühle und Spiegelacker ist noch Flurnamen. Ob nachfolgende Aufzeichnung des lib. vit. mit Spiegel zu übertragen ist, wage ich nicht zu entscheiden, da auch die von Warte in Rufach begütert waren: V cal. nov. obiit Wernherus miles de Speculo, in cuius anniversario dantur de hospitali plebano et duobus sociis II sol.

S t e i n. — Heinrich zum Steine, ein Edelknecht, verkauft 1315 Güter an die St. Laurentiuspfründe und nennt Jakob von Gente, sein «geschwistergide».[1] XIII cal. mart. obiit Wetzelo vom St. miles de Suntheim, qui dedit domum suam in Suntheim. Vgl. zur Bennenung: in loco qui dicitur am Steine prope Bollenburg.

S t ö r. — Bereits 1345 ist Berthold Stören Gut vermerkt. 1393 verkauft Clara Störin, Bertschemann Stören seligen Witwe eines Edelknechts, Hennmann Eberlin Güterzinsen in Rufach und Gundolsheim.[2] Junker Burghard Stör giebt 1462 der Stadt 100 rheinische Gulden und den Wald «Junker Simonshöltzlin» gegen acht Pfund Geldzinsen in Wasserburg.[3] 1482 besitzt der Ritter Martin Stör einen Hof «hinder der kirchen gelegen an der Ringkmuren vnd nebent Claus Prisswerck, und 1485 verpfändet Konrad St. eine Wiese in Rufach. Die beiden Brüder Franz und Dionysius St. verkaufen 1497 dem Rufacher Kaplan Morch der Stören Gut in Niederentzen.[4] Ulrich St. ist 1502 Kaplan des Dreikönigaltares in Lautenbach. 1529 erscheint Martin St. als Anwalt Othmars von Schönau vor dem Rufacher Rate. Die Störe sind wahrscheinlich die Erbauer der Wagenburg in Sulzmatt, die 1420 Hans Stör bewohnte. Der letzte Spross jenes Zweiges war Paulus St., der mit Anastasia

---

[1] Walter, Urkundenbuch S. 8.
[2] St. R. — JJ 17.
[3] St. R. — DD 1.
[4] Walter, Urkundenbuch S. 97.

von Neuenfels verheiratet war, 1526 in Rufach Stubengeselle ist und etwa 1530 mit Tod abgeht. Seine einzige Tochter Maria vermählte sich mit Jakob Reich von Reichenstein, der 1547 den alten Stammsitz der Störe an Jakob Körner verkaufte.[1] — Die Rufacher Störe zogen sich nach Pfaffenheim zurück und unterhielten trotz vieler Grenzstreitigkeiten im Wasserburger Banne ein freundschaftliches Verhältnis zu Stadt und Rat. Als 1539 Junker Martin St. dort starb, beteiligten sich Schultheis, Bürgermeister und Ratsschreiber an dem «Lippfall» und erliessen bei dieser Gelegenheit seinem Sohne Junker Humprecht St. den Brückenzoll.[2] Aber nichtsdestoweniger gingen die Streitigkeiten im Hinterwald auch mit Humprecht St. «seiner Kriegssgeschäft, Krankheit und anderer Verhinderung wegen» niemals zu Ende; er starb 1587 und sein Sohn Burckhard Stör von Störenburg prozessiert weiter. Er ist als der letzte des Stammes 1602 bereits tot.[3]

Stotzheim. — Heinrich von St. war 1352 Rektor in Munweiler und zu gleicher Zeit Pfleger des neuen Spitals in Rufach.[4] Noch 1396 besitzt derselbe Herr Heinrich Güter im Banne. Amalrichin von St. schenkt 1371 dem alten Spital in Rufach 4 Capaunen Zins. Die Stelle des lib. vit.: curia in Wittengasse iuxta domum dicte de Stotzheim, nennt einen Hof der letzteren.

Sulz. — VIII cal. apr. obiit Margarete filia dicti Joichin Frederici, uxor Hugonis de Sultze, qui legauit domum huic ecclesie sitam apud domum Hartmani.

Surcant. — Die Heimat der S. ist Geberschweier, wo Bürkelin S. 1356 Schultheis ist. In demselben Jahre ist Bürkelin auch in Rufach begütert. Am Zinstag vor «der jüngere Messe vnser frowen» 1356 vertauschten er und seine Frau Clara den in der Wittengasse gelegenen Hof gegen einen andern Hof der Schwestern von Isenburg hinter der Kirche.[5] Auch andere Familienmitglieder standen in guter Beziehung zu Rufach: 1388 verschenken Heintzi Stammler von Baldenburne und seine Frau Elsin Surcendin in Geberschweier ein Haus daselbst neben Junker Ottmann von Feldkirch an die Rufacher Pfarrkirche.[6] Cleulin S., Altschultheis in Geberschweier, und seine Familie sind 1389 in der Rufacher Heiliggeistbrüderschaft ver-

---

[1] St. R. — FF 36.
[2] St. R. — BB 2.
[3] St. R. — FF 40.
[4] St. G. — GG 60.
[5] St. R. — GG 15.
[6] St. R. — GG 25.

brüdert.[1] Von 1394—1404 ist Claus S. Schultheiss der Stadt Rufach. Seine Tochter Margaretha war vermählt mit Hans dem Bastard von Hungerstein. 1397 erscheint dann auch Burkhard S. von «Gebliswilre» als ein Bürger in Rufach. Dessen eine Tochter Ennelin verheiratete sich mit Hermann Eberlin, die andere Margaretha mit Hans Heimburger. Burkhard S., wahrscheinlich ein Sohn des vorigen, tauscht 1439 Güter mit Klingenthal.[2] Nachher verliert sich die Familie aus der Stadt und die Güter gehen auf den verwandten Ratsschreiber Pantaleon Eberlin über. Cuntzemann S., sein Vetter, ist 1462 Stadtschreiber in Altkirch. Johann Ulrich S., gestorben 1503, war Inhaber der von Pantaleon Eberlin gestifteten Dreikönigpfründe in Rufach.[3]

Tessenheim, Dessenheim. — «Abirhardus von T.» war 1304 begütert. v cal. apr. obiit Ebirhardus de T., qui legauit curiam suam sitam zû phule ita, quod post obitum uxoris sue Metze libere cedant operi huius ecclesie. Non. jun. obiit Ditericus T. qui dedit beate Marie in remedium anime sue ii scados sitos ze Ramprehtsteine in hunc modum ut Eberhardus filius suus dictos habeat scados et libram cere inde in canone ante altare per circulum anni ad publicam missam ministret.

Trothofen. — Kuntzmann von Mulnhusen, genannt von Trothofen, ein Edelknecht, dessen Schwester Mechtilde mit Wernher von Heitweiler verheiratet gewesen war, steht 1317 als Testamentsvollstrecker derselben vor dem Offizial in Basel.[4] xv cal. apr. obiit Gissela de Tr., que contulit ecclesie VII scados sitos an dem Herwege.

Ungersheim. — 1373 giebt Adelheid von Signau, die Aebtissin von Eschau, Claus «zer bonden» einen Garten in Rufach in Erblehen mit der Bedingung, dass derselbe nach dessen Tod seinem Bruder Hetzel von Ungersheim zufallen solle, der die Tochter Franzens, des Meiers aus dem Frohnhofe, zur Frau habe.[5] Hetzel von U. ist 1374 bischöflicher Vogt in Rufach und folgte auf den ebengenannten Claus zur Bunden, seinen Bruder. In einer Urkunde von 1387 nennt Claus z. B. Hetzel von U. seinen Bruder, dem er seine Güter in den Bännen von Rufach, Gundolsheim und Munweiler vermacht.[6] Belina von U. besitzt 1398 Güterzinsen in Rufach. Junker Krafft von

[1] Jahrbuch XV, S. 31.
[2] St. R. – JJ 14.
[3] Walter, Urkundenbuch S. 88 ff. und 98.
[4] St. R. — JJ 16.
[5] St. B. — JJ 19.
[6] Walter, Urkundenbuch S. 31.

U. ist 1409 und 1410 bischöflicher Vogt. Wilhelm von U., dessen Bruder, Konventherr in Münster, kaufte 1425 den sog. Mattegarten in Rufach[1] und Ursula von U., seine Schwester, Priorin in dem Kloster Engelpforte zu Gebweiler, erliess dem Kaplan der Johannespfründe in Rufach 1428 Güterzinsen, die von ihrem Bruder herrührten.[2] «Junkher kraftz gůt von Ongerssheim» ist 1416 vermerkt.

Valke, Falke. — Johann Valkener, der Burggraf von «Toroltzheim», ein Ritter und seine Gemahlin «Tylie» bescheinigen am Donnerstag nach Allerheiligen 1318 von dem Rufacher Bürger Otten Rüschin, Güter in Pacht erhalten zu haben.[3] 1347 erben die Schönauer Güter von einer Valkenerin in Oberhergheim. Hieher gehört wahrscheinlich auch Wernherus dictus Valke senior de Munwilre, welcher nach dem lib. vit. der Kirche von Rufach alle seine Aecker vermacht inter aquam dictam Tur et Alsam, und verschiedene Zinsen, die sein Sohn Werner geben soll.[4] Im lib. vit. ist zu lesen : unum Juch. an dem Slitzpfade iuxta dictum Valkener militem.

Vendenheim. — Die letzten Reste der Besitzungen dieses Geschlechtes gingen 1333 an den deutschen Orden über. Adelheid Kegin, Herrn Bernardos des Kagen seligen Tochter eines Ritters von Vendenheim verkaufte in dem genannten Jahre zwei Höfe neben Eberlin von Schönecke und viele andere Güter in Rufach an das Ordenshaus in Suntheim, das später dahin übersiedelte.[5]

Waldner. — Wilhelm W. ist 1334 Lehensträger des Bischofes in Rufach. 1413 werden Güter erwähnt «An dem Eysheim wege in dem mettelin nebent den Waldenern» und «in Isenbreite nebent den Waldenern». Junker Eberhard W. giebt 1437 Zinsen von einem Hause in der Salzgasse an die Kirche. Ritter Conrad Diebold W. mag 1442 nicht in sehr glänzenden Verhältnissen gelebt haben. Er kaufte nämlich von dem Rufacher Amtsschaffner Hans Sigrist ein Pferd zu 29 fl. ; da er nicht bezahlen konnte, wurde ein Schuldschein ausgestellt und Heinrich Cappler der Vogt stand Bürge für die Summe. Im folgenden Jahre musste der Käufer seine Güterzinsen in Rufach an den Gläubiger verpfänden. Bald darauf starb er; denn seine Erben zahlen Schuldsummen an «Teyne» von Hattstatt und den Junker Bernhard von Bollweiler.[6] 1459 ver-

---

[1] St. R. — FF 30.
[2] Walter, Urkundenbuch S. 89.
[3] St. R. — JJ 16.
[4] Liber vitae fol. X.
[5] Jahrbuch XIV, S. 12.
[6] St. R. — FF 17.

kaufen dann Wilhelm W. und Margarethe von Pfirt, seine «Mume», an Peter Brunnen, «des Herrn von Bussnang schriber» ihre Güter in Rufach und Pfaffenheim.[1] 1511 sucht Marbach Schutz beim Rate zu Rufach gegen Anmassungen des Junkers Hans Wilhelm W.

Wegesoden. — Die von Wegesoden führen wie die Laubgassen und Keipgassen ihren Namen nach einem Gelände in Suntheim.[2] IIII cal. mai. obiit Siffridus de Wegensoden, qui dedit huic ecclesie duos scados apud tiliam. Agnes, die Witwe des Ritters Jakob von W. ist 1330 Grundeigentümerin in Rufach.[3] Simon von W., ein Edelknecht zu Pfaffenheim gesessen, ist der letzte des Geschlechts, der 1371 und 1387 im Urkundenmaterial erwähnt wird.

Werde, Warde. — Nach dem alten Stadtbuch besassen die von W. einen Güterhof in Rufach, der von Gewerf und Schatzung frei war. Gertrud, die Witwe Rudolfs von W., war 1317 in Rufach begütert; dieselbe Gertrud stiftete 1322 in dem Kloster Hinderlappen bei Luzern ein Seelengedächtnis für die Verstorbenen ihrer Familie. An Kindern werden genannt: Rudolf, Markwart, Anna, Sygune Klosterfrau zu «Tösse», Johanna Klosterfrau zu St-Clara in Basel und Eltze Klosterfrau zu Hinderlappen. Als Entgelt werden Güter verschenkt in Meienheim.[4] Boldelin an dem W., ein Edelknecht von Sulzmatt, Agnes von Ungersheim, seine Mutter, und Agnes von Hergheim, seine Gemahlin, verkaufen 1346 ein Haus in Sulzmatt.[5]

Westhofen. — Zwei Mal, 1395 und 1399, finden sich Rufacher Güter in dem Besitze von Rudolf von W.[6]

Wettolsheim. — Junker Hans von W. ist 1448 Inhaber von Güterzinsen im Banne. 1459 erscheint Hans von W. der Aeltere als Besiegler einer Urkunde, und 1460 bekennt Hans von W. der Junge, dass Pantaleon Eberlin, der Stadtschreiber, und Cunemann Surcant, Stadtschreiber in Altkirch, 60 fl. Geldzins von ihm abgelöst haben, die er bisher von Hans Heimburger und Margarethe Surcant, seiner Frau, zu fordern hatte.[7] Hans von W. der Alt und Agnes von Bolsenheim, seine Gemahlin, machen 1457 eine Schenkung an die Rufacher Tagmesspfründe.[8]

---

[1] St. R. — FF 17.
[2] Vgl. Sewen.
[3] Staatsarch. Basel, Adelsarch. Nr. 546.
[4] St. R. — JJ 19.
[5] St. R. — JJ 16.
[6] St. R. — GG 55 und 28.
[7] St. R. — JJ 17.
[8] St. R. — GG 16.

Winzenheim. — XII cal. febr. obiit Bertha de W., que dedit huic ecclesie II scados vinearum, sitos in Westhalden et II quartalia frumenti ad largam de molendino in Suntheim, und an demselben Tage starb Rudigerus de W. — II cal. mart. obiit Ellina de W. de cuius anniversario dantur VI den. de I scado apud fontem s. Landolini. — VI non. mart. obiit Siffridus de W., qui dedit huic ecclesie II scados sitos in Westhalden. Von all diesen Namen tritt nur Rudiger von W. urkundlich 1295 und 1307 auf.[1]

Wittenheim. — Cuntze von W., ein Edelknecht, den man spricht Lentsch, und Elsin seine Mutter verkaufen der Kirche zu Rufach Güterzinsen im Banne,[2] und am Freitag vor Johannes des Täuferstag verpfändet Bischof Friedrich von Strassburg seine Leute in der Mundat an Burkart von W. für eine Schuld von 40 fl. Claus Surcant, der Altschultheis zu Rufach, verkauft 1411 an Ennelin von W., Herrn Henmans seligen Tochter von W., eines Ritters, Klosterfrau in Unterlinden, 4 fl. von seinem Hofe «hinder der lutkilch nebent H. Wernher Burggrafen ritter, vogt zu Rufach einseit, andersit nebent der Tumherrn hoff zu Strassburg».[3]

Zilhausen. — Zilhausen war ein altes Schloss in Sulzmatt, das schon im 16. Jahrhundert verfiel. 1440 ist der gût von Zulhusen vermerkt. Am 23. Juni 1578 verkauften Wolf von Andlau und Margaretha von Andlau geb. von Brünighofen, seine Gemahlin, letztere mit Beistand ihres Vogtes Hans Georg von Brünnighofen ihres Bruders, das «abgangen Schloss Zilhausen» an die Gemeinde des Thales Sulzmatt zu 5300 fl.[4] —

Zum Schlusse sei noch des alten Schlosses Sommerau gedacht, das sich einst inmitten des Rufacher Niederwaldes an der Thur erhob. Das Haus war lothringisches Lehen und seit den ältesten Zeiten im Besitze der Hattstatter. Indessen berichtet der lib. vit. auch : VII cal. oct. obierunt Waltherus de Somerowe et Gerina uxor sua, qui contulerunt agrum bi dem schatteme Höltzelin. 1284 hatten die von Meienheim die Besitzung in Afterlehen; denn Rudolf von Meienheim giebt in diesem Jahre Werner dem Jungen von Hattstatt einen Revers wegen des Hauses und Baues von Sommerau. Am 22. November 1295 belehnte Herzog Friedrich von Lothringen Georg und Johannes von Hattstatt mit dem Hause Sommerau und dem

---

[1] St. R. — GG 60.
[2] St. R. — GG 18.
[3] St. R. — JJ 17.
[4] St. R. — JJ 11.

«Yndrowen» (in der owen).[1] Noch 1433 werden Güter erwähnt «ziehen gehn Summerauw auff das Burgstall hinab».[2] Aber 1490 ist das Schloss zerfallen und nur noch der Burggraben und das Gemäuer vorhanden. Von da an wurde das Besitztum, besonders die anliegenden Weideflächen, ein beständiger Zankapfel zwischen Rufach und den Hattstattern. Nach dem Aussterben der Hattstatter 1585 ging das Lehen auf die Schauenburger über. 1618 wollte Junker Hans Reinhart von Schauenberg das Ackerland wieder nutzbar machen, aber die Stadt Rufach hintertrieb die Ausführung trotz der lothringischen Lehensbriefe.[3] Im Jahre 1779 gaben Franz Joseph von Schauenberg und seine beiden Brüder das Gut dem Rufacher Bürger Joseph Isner in Erblehen gegen einen jährlichen Zins von 24 Viertel halb Gerste, halb Mahlkorn. Isner erwarb in den Revolutionswirren das Ganze als Eigentum und verkaufte es 1810 an einen gewissen Chevalier; der gab es seiner Tochter, die mit Niklaus Mouton (ancien directeur des domaines et de l'enregistrement dans le Haut-Rhin) verheiratet war, als Mitgift, und daher erstand es die Stadt 1835 um 24000 frcs. und vereinigte es mit ihrem Niederwald.[4] —

Anhang.

I. Bischöfliche Vögte der Stadt Rufach bis zum dreissigjährigen Kriege.[5]

Anselmus 1183.
Waltherus 1260, 1278.
Cuno de Mulnhusen † vor 1286.
Nibelung von Laubgassen 1304.
Herrmann von Stade 1307.
Thoman von Egisheim 1317.
Claus von Werlibach 1321, 1331.
Berthold Waldner 1336.
Dietrich vom Hus 1349.
Franz Schultheiss 1357, 1360.
Jakob von Schönau 1363, 1371.
Claus zur Bunden 1373.
Hetzel von Ungersheim 1374.
Hannemann Drutmann 1385[6].
Schwarz Rudolf von Andlau 1386.
Götzmann Münch von Münchenstein 1390, 1392.
Friedrich von Hattstatt 1392, 1395.

---

[1] Staatsarchiv Basel, Adelsarchiv Nr. 9.
[2] Staatsarchiv Basel, Direktor. der Schaffeneien.
[3] St. R. — BB 34.
[4] St. R. — Neues Arch.
[5] Nachfolgende Verzeichnisse, die zum ersten Mal veröffentlicht werden, habe ich mir im Laufe der Jahre aus dem Urkundenmaterial zusammengestellt. Wenn sie auch nicht durchaus vollständig sind, so dürfen sie doch auch als ein wichtiger Beitrag zur Rufacher Adelsgeschichte angesehen werden.
[6] 1386 als «advocatus depositus» erwähnt.

Hans von Westhausen 1397, 1405.
Wernher Burggraf 1407—1409, 1410—1416.[1]
Krafft von Ungersheim 1409-1410.
Hans Erhard Bock von Stauffenberg 1419.
Dietrich von Ratsamhausen zum Stein 1429.
Rudolf Thüring von Hallwill 1432, 1435.
Hans von Uttenheim 1437, 1438.
Thüring von Hallwill, der Aelter 1441.
Georg von Landsberg 1461, 1462.[2]
Stephan von Uttenheim zu Ramstein 1470.
Georg von Stauffenberg 1478.
Wiperthus von Helmstett 1479.
Bernhard zum Trübel 1483.
Walther von Andlau 1485, 1494.
Herodes von Ratsamhausen zum Stein 1495.
Jakob von Landsberg 1498.
Burkard Beger 1501.
Ludwig von Reinach 1504—1508.
Jakob von Oberkirch 1512.
Georg von Ratsamhausen zum Stein 1516, 1522.
Peter von Westhausen 1525, 1527.
Jost von Seebach 1529.
Jakob Nagel von der alten Schönstein 1529—1532.
Ludwig Horneck von Hornberg 1533—1537.
Wilhelm Böcklin von Böcklinsau 1538—1543.
Jost von Seebach (Verweser) 1544.
Jakob Böcklin von Böcklinsau 1545.
Morand von Andlau 1559, 1571.
Sebastian von Kippenheim 1572.[3]
Jakob Pfaffenlapp 1573—1578.
Hans Wilhelm, Vogt von Sommerau, 1579—1583.
Hans Christof von Ramstein 1583—1588.
Eberhard von Manderscheid-Blankenheim 1589—1607.
Hermann Adolf, Graf zu Salm, 1608—1612.
Egon, Graf von Fürstenberg, 1613—1619.
Franz Ernst Freiherr zu Kriechingen 1619, 1630.
Johann Christoph von Breitenlandenberg 1639, 1640.

II. Schultheisse der Stadt Rufach bis zum dreissigjährigen Kriege.

Rudolfus 1183.
Heinrich von Schönau 1244.
(Billung, der stettemeister, 1273.)
Jakob Nidangel 1304.
Clewin Ebelin 1335.
Rutschin von Merxheim 1335, 1344.
Claus von Merxheim 1346, 1350.
Claus zur Bunden 1364.
Reinbold von Merxheim 1367.
Hannemann Drutmann 1371, 1384.
Hannemann Lise 1384, 1392.
Claus Surcant 1394, 1404.
Johann Negelin 1404—1405.
Jacob Ochsenbach 1406—1414.
Walter Zibellen, genannt Rettich, 1415—1438.
Hans Bumann 1438, 1441.
Thoman Jüdlin 1443, 1453.

---

[1] Ob er wohl des berüchtigten oberrheinischen Schuhmacherstreikes wegen 21 Jahre in Ungnade gefallen war!

[2] Erschlagen als Vogt in Kaysersberg 1466 vor Egisheim durch Wilhelm von Hattstatt.

[3] In diessem 1572 Jar, Zinstag vor Martini ist gestorben der Edel vnd vest Junckher Sebastian von Kippenheim, Oberamptmann zu Ruffach gewessen; hat ein Vierteljahr geregieret. Gott sey Im Genedig. Ein Mann von 40 Jahren. — Thalbuch der Gemeinde Sulzmatt.

Hans Sigrist 1454, 1463.
Hans von Merxheim 1464, 1469.
Panthaleon Eberlin 1471—1473.
Konrad Dienstent 1474.
Hans von Freiburg 1481, 1482.
Lienhart Strowlin 1485, 1488.
Claus Baldeck 1491, 1492.
Erhard Schneeberger 1502, 1516.
Heinrich Hirn 1516, 1520.
Bastian Ehrhard 1522 † 1532.
Lorenz Rybisen 1533 † 1541.
Adam Kipplin 1542, entlassen 1544.
Anthoni Kûntz 1544, 1554.
Balthasar Kûntz 1560, 1600.
Johann Diebolt Bittlinger 1600—1609.
Heinrich Offinger 1610, 1611.
Michael Kreyenried 1612—1617.
Appollinarius Didenheim 1618—1634.
Hans Achtjahr (Schultheissenamtsverweser) 1635.
Hans Jakob Waldmannshauser (Amtschaffneiverwalter und Schultheiss) 1635.
Rudolf Wetzel 1638 † 1647.
Joh. Humprecht Willemann 1648.

IV.

Das Bürgerspital von Colmar.

Von

Dr. **Aug. Hertzog-Colmar.**

Sobald die Einwohner des alten Colmars, das vor ungefähr achthundert Jahren noch ein offener, unter zwei Herrenhöfen stehender Bauernort war, sich zu einer freien Bürgergemeinde zusammengethan und ihre Wohnungen mit Festungsmauern umgeben hatten, sowie die Rechte einer Stadt erhielten, musste sich die Notwendigkeit eines Zufluchtshauses für Arme und Kranke aus der Bürgerschaft fühlbar machen. Vor der Stadtbildung war dies nicht notwendig; denn nach den geltenden Gesetzen sowie nach dem Gewohnheitsrechte der Hofverfassung mussten die Grundherren für ihre armen und kranken Hofhörigen sorgen; jeder Oberhof hatte mindestens ein Hospitium, d. h. eine Armenherberge; dann hatten auch die meisten Klöster des Landes sowie die reichen Kirchen ihre Armen- und Krankenhäuser.[1]

Man kann also sagen, dass unser Bürgerspital jedenfalls so alt ist, wie die Bürgergemeinde von Colmar selbst. Vielleicht

[1] Was hier zuerst vermuthungsweise von mir ausgesprochen ward, fand ich in einer Urkunde K. Friedrichs I., vom 27. November 1155 für die bischöfliche Kirche von Konstanz, welcher der Niederhof gehörte, bestätigt. Diese Urkunde nennt unter den Besitzungen dieser Kirche zu Colmar, «curtim dominicalem cum h o s p i t a l i in Columbaria», also einen herrschaftlichen Hof mit einem Hospitale. (Siehe: H u n d, Colmar Seite 6.)



ist der in der Fussnote erwähnte Spital des domstiftisch-konstanzischen Herrschaftshofes, bei einer nicht mehr vorhandenen Abfindung mit der Konstanzer Kirche, einfach durch die neu gegründete Stadt Colmar, übernommen worden.

Wenn man die Geschichte der Gemeindeentwickelung verfolgt, so fällt es besonders auf, wie alle Institutionen und Einrichtungen, welche in enger Beziehung zum bürgerlichen Leben einer werdenden Stadt stehen, beinahe zu gleicher Zeit geschaffen wurden.

Im Jahr 1220 erhält Colmar von Kaiser Friedrich dem Zweiten von Hohenstaufen die Rechte einer Stadt; in einer Stadt braucht man aber auch eine Kirche, da baut man die schöne grosse St. Martinskirche, und bereits im Jahre 1234 gestattete Papst Gregor IX. die Errichtung des Kapitels von St. Martin; die Hospitaliterritter des hl. Johannes von Jerusalem gründen zur selben Zeit ihre Niederlassung und ein Spital mit einer Komturei, an der Stelle wo deren Gebäude jetzt noch stehen in der Johannesgasse. Auch die Franziskanerbrüder, die Minoriten, kamen im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts nach Colmar.

In einem Gemeindewesen, wo städtisches, reges Handelsleben viele Fremde auf den Markt anzog, wo die Bevölkerung sicher schnell anwuchs, muss das Bedürfnis nach einer städtischen Kranken- und Armeneinrichtung zugleich mit diesen Erscheinungen eines geschäftlichen Städtelebens aufgetreten sein.

Auch die Gründung des bürgerlichen Armen- und Krankenhauses sowie anderer Wohlthätigkeitseinrichtungen fällt sicherlich in das erste Viertel oder doch jedenfalls in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts.

Herr Archivar Mossmann hat in seinen Studien über die Vergangenheit der Stadt Colmar den Beweis erbracht, dass unser Bürgerspital jedenfalls schon vor 1234 bestanden hat, und zwar dicht neben dem Johanniterhause, auf dem Platze, wo im 17. Jahrhundert das protestantische Gymnasium und später die jetzigen Knabenschulen der Stadt Colmar errichtet wurden.

Die erste Urkunde, in welcher unser Bürgerspital erwähnt wird, befindet sich im Archive der Anstalt, und ist vom Monat Februar 1255. Zu jener Zeit war zwischen der Stadt Colmar und einem gewissen Ritter Heinrich von Blienswiller (ein verschwundener Ort, unweit Heilig-Kreuz), wegen einiger, im Banne von Woffenheim (Heilig-Kreuz) liegenden Güter, ein Streit entstanden, den man mit gemeinschaftlicher Willensübereinstimmung nicht besser aus der Welt schaffen zu können

glaubte, als dass man diese Güter einfach zu wohlthätigen Zwecken verwendete, so dass keine der zwei Parteien mehr Eigentumsrechte daran zu beanspruchen hätte. Man schenkte die streitigen Güter dem Spitale des heiligen Geistes zu Colmar, unter der Bedingung, dass dessen Verwalter jedes Jahr am Urbanstage (25. Mai) den Gebrechlichen des Spitals ein reichliches Mahl sowohl an Essen als an Trinken aufstellen sollten.[1]

Diese Pergamenturkunde giebt uns aber durch die Art und Weise ihrer Aufbewahrung doch einigen Aufschluss über einen Teil der Gründungsgeschichte des hiesigen Bürgerhospitales; das Blatt, mit prachtvollen Schriftzeichen ausgefertigt, also mit mehr Sorgfalt geschrieben als alle anderen zahlreichen Urkunden unseres Schreines, war nämlich dazu bestimmt, ein wichtiges geschichtliches Ereignis festzustellen, und wurde darum in eine Mauer des damaligen Hospitalgebäudes eingeschlossen. Hieraus könnte man nun auf zweierlei rückschliessen: entweder dass das betreffende Gebäude damals gerade gebaut wurde, was man leicht hätte daraus schliessen können, auf welche Art der Stein darin eingeschlossen war (er wurde im Anfange des 17. Jahrhunderts seinem Verschlusse entnommen, als man das protestantische Gymnasium an Stelle des Bürgerspitales erbaute), oder dass man dadurch die ganz erste Güterausstattung durch die Stadt und den genannten Heinrich von Blienswiller verewigen wollte. Die Urkunde ist entschieden eine Gründungsurkunde, und aus diesem Grunde schloss man dieselbe in einen Mauerstein des Gebäudes ein, das damals zwar schon bestehen konnte, aber vielleicht mit Neubauten versehen wurde. Nach dem Texte des Schriftstückes und dessen Sinne zu schliessen, bestand das Hospital zum Heiligen Geiste schon, denn es heisst darin, dass den «dort wohnenden Gebrechlichen», alljährlich das erwähnte Festmahl aufgetragen werden soll. Sehr alt war die Anstalt jedenfalls noch nicht; sie kann nur zwischen 1220, dem Ausstellungsjahr der Urkunde Friedrichs II., wonach Colmar zur Stadt erhoben wurde, und 1255, dem Datum der eben erwähnten Urkunde, gestiftet worden sein.

Die zweite Urkunde, welche vom Bürgerspitale spricht, ist nur einen Monat jüngeren Datums als die ersterwähnte des Ritters Heinrich von Blienswiller und der Stadt Colmar; auch diese Urkunde möchte ich so zu sagen als eine Gründungsurkunde ansehen. In jener Zeit waren die Spitäler mehr geistliche als

[1] Spitalarchiv B, 2. Abgedruckt bei Mossmann: Les Etablissements de bienfaisance à Colmar au XIIIe siècle. Revue d'Alsace, 1851, Page 235.



weltliche Anstalten; daher hat die Kirche denselben von Anfang an ihren vollen Schutz, ihre ganze Sorgfalt angedeihen lassen. In der Gründungsurkunde des Bürgerspitales von Oberehnheim, 1314, die wir im dortigen Archive eingesehen haben, wird die Errichtung desselben dem bischöflichen Offizialate, als einer vorgesetzten geistlichen Behörde direkt angezeigt, und bitten die Oberehnheimer Bürger den Bischof von Strassburg um Erlaubnis und gnädige Bestätigung ihrer wohlthätigen Veranstaltung. Dies ist sicher auch für Colmar geschehen; wir werden sogar noch einer Urkunde erwähnen müssen, in der diese klösterliche und kirchliche Eigenschaft unserer hiesigen Gründung klar zu Tage liegt.

Das eben erwähnte zweitälteste Diplom, das unser Hospital betrifft, ist eine Ablassverleihung des päpstlichen Legaten, des Cardinals Petrus, an alle Wohlthäter der Anstalt. Das Hospital hatte damals mit Armut und Not zu kämpfen, dessen Einkünfte reichten nicht aus, um die darin aufgenommenen Armen und Kranken zu unterhalten, daher verlieh der ebengenannte Cardinallegat Petrus, auf die Bitten der Brüder des Colmarer Hospitales zum Heiligen Geiste, allen Wohlthätern der jungen noch bedürftigen Anstalt, nach vorheriger Beichte, einen Ablass von 40 Tagen, worauf die Gaben und Mildthätigkeiten wohl reichlich geflossen sein werden; denn um 1256 wird in einer dritten uns überlieferten Gründungsurkunde bereits einer Kapelle im Bürgerspitale Erwähnung gethan.[1]

Hier ist auf einen merkwürdigen Umstand hinzuweisen, der sich in Colmar bei jeder Klostergründung und auch bei der Gründung der Spitalkapelle wiederholte: das ist der Widerstand und der Protest des Kapitels des Martinmünsters gegen die Errichtung eines jeden Klosters und der Spitalkapelle, weil durch diese Kirchen die Rechte der Pfarrkirche und des Stiftes geschmälert werden könnten, und nur gegen jeweilige Ausstellung einer Garantieurkunde von Seiten der bischöflichen Behörde, welche ganz genau die Rechte der neuerrichteten Bethäuser beschrieb, gab sich das Stift jedesmal zufrieden.

Bischof Berthold von Basel war im Juni 1256 in Colmar anwesend, um die im Banne der Kirche liegende Bürgerschaft loszusprechen; bei dieser Gelegenheit baten die Bürger von Colmar den Kirchenfürsten, er möge die neuerbaute Spitalkirche konsekrieren, was der Bischof, jedoch, unter dem Vorwande dass durch die Eröffnung dieser Kapelle den Rechten und den Einkünften des Kapitels von St. Martin Eintrag ge-

[1] Spitalarchiv A 1. Abgedruckt bei Mossmann, l. c. Pag. 236.

schehen könnte, verweigerte. Auf Bitten der Bürgerschaft willigten die Kapitelherren dennoch ein und der Bischof weihte die Kapelle, nicht ohne grosse Einschränkungen der Ausübung des Gottesdienstes darin aufzuerlegen.

Die Kapelle durfte nie erweitert werden; nur zwischen der Priorsmesse und dem Hochamte der Pfarrei durfte im Spitale die Messe gelesen, und es sollte nicht dazu geläutet werden, mit Ausnahme des Kirchweihfestes. Der Spitalkaplan sollte nur mit Einwilligung des Kapitels und des Dekans ernannt und bestallt werden, war verpflichtet, so weit es seine Pflichten eines Spitalkaplans gestatteten, beim Gottesdienste in der Stiftskirche Hilfsdienste zu leisten. Die Schwestern und Brüder des Spitales mussten sich vor ihrer Aufnahme dem Dekane des Kapitels vorstellen; und als Entgelt sollte das Hospital den Kanonikern alljährlich die Summe von vier Pfund Stäblern entrichten.[1]

Am 2. April 1288 war Kaiser Rudolf von Habsburg in Colmar, und erliess bei dieser Gelegenheit eine Schutz- und Schirmurkunde zu Gunsten des Bürgerhospitales.

Diese noch wohlerhaltene Kaiserurkunde befindet sich im Spitalarchive (A N° 6) und trägt noch das grosse aber verstümmelte Staatssiegel des Kaisers. (Abgedruckt bei Schöpflin, Als. dipl., II, 39.) In diesem Briefe stellt der Kaiser das Armenhospital der Stadt Colmar mit allen seinen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern unter den besonderen Schutz des Reichs und verleiht demselben alle Priviligien, Rechte und Freiheiten, deren das Armenspital von Strassburg teilhaftig ist. Auf die Anfrage der Colmarer Spitalverwalter an diejenigen der Strassburger Anstalt erhielten sie eine doppelte Antwort, welche noch im Archive vorhanden ist; die eine von den Verwaltern des Strassburger Spitales, unterm 23. April 1288, und die andere von dem Kaplane und der Brüdergemeinschaft des St. Leonhard-Spitales zu Strassburg, unterm 17. April 1288.[2]

Nach der ersterwähnten Auskunftsurkunde hatte das Strassburger Armenhospital das Asylrecht für Mörder und Gefangene, welche den Verfolgern entlaufend in den Spitalhof flüchteten; ferner sollte es jedem Richter untersagt sein, im Innern des Spitales niedergelegtes Gut eines Bürgers gerichtlich zu pfänden

[1] Siehe diese Urkunde abgedruckt bei Mossmann, l. c. Pag. 238, Spitalarchiv C 1.

[2] Spitalarchiv A, 7 und H, 11. Die erste Urkunde abgedruckt bei Schöpflin, Als. dipl. II, 40; die zweite bei Mossmann, l. c. Pag. 240.

und die Spitalbrüder sollten vor kein anderes als ein geistliches Gericht gezogen werden können.

Nach der zweiten obenerwähnten Strassburger Erklärungsurkunde, unterstehen die Güter des St. Leonhardspitales zu Strassburg dem besondern Schutz des Reiches; Niemand, sei es Priester sei es Laie, konnte die Anstalt an der Benutzung der Allmendstrassen, des Wasserrechtes und der Gemeindeweide verhindern, und alle Personen, welche irgend etwas von dem Spitalgute entwendeten, oder dasselbe anders als zu den vorgeschriebenen Zielen und Zwecken der Anstalt verwendeten, verfielen dem Fluche der Kirche.[1]

Aus allen diesen bis jetzt besprochenen Urkunden, die, glaube ich, mit Recht als Gründungsurkunden angesehen werden können, geht der kirchliche Charakter der mittelalterlichen Spitalanstalten deutlich hervor; es hatte, nach einem dieser Briefe, der Dekan des Kapitels von St. Martin sogar die Befugnis, alljährlich der Rechnungsablage des Spitales beizuwohnen. Dies die Geschichte der Colmarer Spitalgründung.

In der Nähe der Anstalt, zwischen derselben und den Baulichkeiten der Johanniter-Komthurei, lag der Begräbnisplatz des Bürgerspitales und es scheint dass die Johanniter nicht wenig durch die daraus entweichenden üblen Dünste belästigt wurden; sie beklagten sich bei dem Stadtrat, so dass der Magistrat sich veranlasst sah, am Palmsonntage des Jahres 1317 die Benutzung dieses Begräbnisplatzes zu untersagen, und zugleich auch ein für allemal zu verbieten, einen neuen Gottesacker innerhalb der alten Stadt zu errichten. Es wurde auf der Gemeinallmende eine Parzelle dazu herausgenommen, welche dann die Johanniter-Komthurei auf ihre eigenen Kosten ummauern und einsegnen liess, doch wurden die Brüder und Schwestern wie immer im Innern der Kapelle begraben.[2]

In einer Zeit, wo die verheerenden Völkerkrankheiten so grässlich in unseren enggebauten Städten hauseten, worin anfänglich sorglos und ohne Arg aller Unrat auf offenen Strassen herumliegen konnte, war das eine sehr kluge Massregel.

Welches war nun die Verwaltungsbehörde des Spitales in jener Zeit? Das Bürgerspital hatte gleich bei seiner Gründung Selbstverwaltungsrechte erhalten, und es entspricht dies ganz den gewohnheitsrechtlichen Bestimmungen des deutschen Rechts über die Verwaltung der Stiftungen. Der Stadtmagistrat hatte die Oberaufsicht und vertrat selbst die

---

[1] Spitalarchiv H, 11 und C, 1.

[2] Siehe diese Urkunde abgedruckt bei Mossmann, l. c. Pag. 241 f.

Anstalt in wichtigen Geschäften, dann hatte das Hospital seine Verwalter, die «Provisores», zu deutsch die Spitalschaffner. Am 25. Dezember 1298 wird eine Güteraustauschurkunde zwischen dem Colmarer Armenhospitale und dem Unterlindenkloster ausgestellt, dabei wird unsere Anstalt durch die zwei Colmarer Bürger Walter von Woffenheim und Siegfried Rebmann, Spitalschaffner, und durch den Bruder Heinrich, Vorsteher der Brüder- und Schwesterngemeinschaft des Hospitales, vertreten.

Zahlreiche Schenkungen, deren Urkunden noch im Spitalarchive zu sehen sind, erlauben heute den Schluss, dass unter der Gunst der Bürgerschaft die Anstalt schnell zu einem grossen Gutsbesitze gelangte, der ihr ermöglichte, den Anforderungen einer stets wachsenden Bevölkerungszahl zu genügen. Adelige und bürgerliche Familien wetteiferten in Freigebigkeit, um das Spital mit zeitlichen Gütern zu versehen, um für sich und die Ihrigen, wie sie in den Urkunden selber sagen, die Gnadenschätze des Himmels zu gewinnen. So finden wir das Colmarer Armenhospital kurz nach seiner Errichtung als Grundbesitzer in den meisten umgebenden Dorf- und Ortschaften, allwo heutigen Tages noch Spitalgüter gelegen sind: Ammerschweiher, Andolsheim, Beblenheim, Bennweiher, Deinheim, (untergegangenes Dorf, nahe bei Colmar) Elsenheim, Grüssenheim, Hausen, Horburg, Ingersheim, Katzenwangen (untergegangenes Dorf), Logelnheim, Muntzenheim, Reichenweiher, Heiligkreuz, Schoppenweiher, Wettolsheim, Winzenheim und Weiher a. Land; Holzweiher, Türckheim, Urschenheim, Walbach, Wickerschweiher, Jebsheim, Appenweiher, Artzenheim, Ober- und Niederhergheim und Wolffgantzen; in Egisheim, Blienswiller (untergeg. Dorf bei Heilig-Kreutz), Oberentzen, Riedweiher und Sundhofen, ja sogar in Fessenheim und Ensisheim besass das Hospital liegende Güter, die es dort im 16. Jahrhundert erwarb. Nördlich von Colmar dehnte es seinen Besitz nach Kaysersberg, Markolsheim, Zellenberg und St. Pilt hinab aus.[1]

Sogar auf Gütern im jetzigen Grossherzogthum Baden hatte unser Colmarer Bürgerspital Gülten zu beziehen und zwar von den Markgrafen Christoph und Philipp, in den Orten Baden, Ettlingen, Pforzheim und Stollhofen. Im 17.

---

[1] Viele Schenkungsurkunden im Spitalarchive, B, 1 und 2. Kauf- und Tauschurkunden, ebendaselbst B, 3, 4 und 5. Urbare und Güterbereinigungen, ebenda B, 6—20. Pacht-, Leihe- und Rentenverträge, ebenda B, 21—32. Zehnt- und Rentenkolligenden, Rententitel, ebenda B, 32—35. Guts-, Renten- u. Zehntprozesse B, 36—42.

und 18. Jahrhundert hatte die Anstalt Rentenbriefe auf das Hôtel-de-Ville zu Paris und auf den Pfennigturm zu Strassburg. Damals konnte die Anstalt noch Kapitalien auf Privatobligationen ausgeben und stand darum sicher nicht schlimmer als jetzt, wo dies durch die Gesetzgebung nicht mehr gestattet wird. Auf der Gemarkung von Pfaffenheim bezog das Colmarer Bürgerhospital Zehntgefälle, welche ihm von den Herzögen von Württemberg zugewendet wurden.[1]

Von 1608 bis 1730 hatte das Bürgerspital einen langwierigen Prozess mit der Familie Waldner von Freundstein, welcher den vierten Teil des Pfaffenheimer Weinzehntens betraf und durch einen günstigen Vergleich abgeschlossen wurde.[1]

Von jeher war mit der Anstalt eine Waisenpflege verbunden; schon im 14. Jahrhundert findet man in den Urkunden die Erwähnung von Personen, welche als Waisen im Spitale auferzogen wurden. Sich der Armen, Witwen und Waisen anzunehmen, war eine grundsätzliche Aufgabe aller mittelalterlichen Spitäler, die Trennung der Waisenpflege von der Armenpflege hatte noch nicht Einführung gefunden, aber doch hatten schon vor 300 Jahren die Waisenkinder des Bürgerspitales eigenes Vermögen und eigene Renten. So um 1601, Rentengefälle in den Bännen Colmar, Türkheim und Winzenheim.[1]

Mit 1543 tritt unsere Anstalt in eine neue Phase ein, indem das Hospital von seinem alten Heim in ein neues übersiedelte. Das Franziskanerkloster ward immer mehr verlassen, die Reformation und unruhige Zeitläuften liessen es ganz veröden, so dass das Franziskanerkapitel die Veräusserung des Klosters beschloss und vollzog.[1] Das ganze Klosteranwesen mit Hof und Garten, mit allen Rechten, Zinsen und Gefällen, wurde um den Preis von 2400 Gulden für die Grundstücke, von 300 Gulden und 4 Fuder Weins für die Mobilien, an das Spital abgetreten, mit der Einschränkung, dass die Klosterkirche der Stadt zufallen sollte, welche darin nach christlichem Brauch den Gottesdienst zu unterhalten habe. Somit ist erwiesen, dass die Kirche resp. die jetzige Spitalkapelle der Stadt gehört, so dass die Letztere dann auch für die grösseren Restaurationsarbeiten wird aufkommen müssen.[2]

Noch in demselben Jahre wurden die Klostergebäude ausgebessert und das Spital dorthin verlegt, die Kirche aber blieb

[1] Spitalarchiv B, 33, 34 u. 42; G, 3 u. 4; B. 4.

[2] Der Gulden galt in jener Zeit in heutigem Gelde ausgedrückt Mk. 4,66. Cf. Hanauer. Etudes économ. Monnaies; Tabellen. Dies gilt für alle folgenden Umrechnungen, jedoch ohne Berücksichtigung der verminderten Kaufkraft des Geldes.

verschlossen; nur Augustin Buchinger, ein Colmarer Augustinermönch, predigte noch hie und da in der Kirche, welche 1575 vom Magistrate den Protestanten zu ihren gottesdienstlichen Verrichtungen abgetreten wurde. Infolge des Restitutionsedikts Kaiser Ferdinands ward sie ihnen 1627 wieder entzogen und den Jesuiten übergeben. Als aber die Schweden Colmar eingenommen hatten, bekamen die Protestanten die Kirche wieder. Das Chor wurde jedoch 1715 vom Schiffe getrennt und dem Spitale überlassen, um als Kapelle desselben den katholischen Bürgern zu dienen.

Durch die französische Revolution geleert und entweiht, blieb die Spitalkapelle Magazin bis zum Jahr 1827, wo sie zum zweiten Male zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes restauriert und eingeweiht wurde.[1]

Das Mittelalter mit seinen Pilgerzügen, mit seinen Gesellen- und Knechtewanderungen, konnte auch diesen wandernden Menschen, diesen Armen gegenüber nicht gleichgiltig bleiben; jeder Frohnhof, jedes Kloster hatte damals sein Hospitium, um die armen Reisenden aufzunehmen, und von Stund an, wo die Bauern- sowie Städtegemeinden sich gebildet hatten, finden wir allenthalben, sowohl in Städten als in Dörfern, sogenannte «Elendenherbergen».

Auch zu Colmar befand sich um 1290 herum eine solche Armenherberg, die in einem Diplome des Mittwoches nach Sankt Gallentag 1291, als «Nagedengasteshus» bezeichnet wird. Durch Ratsurteil ward dies Haus dem Bürgerhospital zugesprochen.[2]

Von 1291 bis 1438 findet man keine Urkunde, welche der Ellendenherberge oder des «Nagedengasteshuses» Erwähnung thut, ja letzterer Name verschwindet ganz und gar, um dem ersteren den Platz zu räumen. Unter den Briefen, welche Schenkungen an die Ellendherberge begründen, sind besonders drei Urkunden erwähnenswert, weil deren Angaben ein wenig Licht werfen auf die Art und Weise, wie man damals dem Bettel zuvorzukommen strebte; denn in den Städten war letzterer strengstens verboten und bestraft.[3]

Durch Brief von 1493 stiftete ein Colmarer Bürger, Namens Georg Ringelin, eine Jahresrente von 10 Gulden, welche dazu verwendet werden sollte, um den Armen, die in der Ellendherberg übernachteten, und früher nur ein Erbsenmuss

---

[1] Die damalige Oberin, Schwester Agatha, hat sich um die Wiederherstellung der Kapelle grosse Verdienste erworben.
[2] Siehe Mossmann, l. c. Pag. 244 mit der betr. Urkunde.
[3] Spitalarchiv Fonds III, Elendherberg B, 1.

und ein Drittelmass Weins erhielten, an gewissen kirchlichen Festen des Jahres, neun Pfund Fleisch oder eine entsprechende Menge Fische und Häringe, oder Bier zum Nachtimbiss auszuteilen. Im Jahr 1462 vermachte ein Colmarer Bürger Hennin Schedelin der Ellendenherberge ein Haus «mit samt einer Liberye» (Bibliothek), die er darin zu errichten gedachte.

Nach seinem Tode sollte das Haus, «zum Loche» genannt, auf dem St. Martinskirchhofe gelegen, in der jetzigen St. Martinsgasse Nr. 1, neben dem Hofe des Abtes von Münster, sofort zur Ellendherberge eingerichtet und bezogen werden.

Ganz charakteristisch für den Geist der Wohlthätigkeit unserer Voreltern und für den vertrauensvollen Glauben derselben in die heilsame Wirkung der guten Werke, ist eine Urkunde des Colmarer Bürgers Beat Schrotysen (1516), in der dieser Mann zum Heile seiner Vorfahren sowie Nachkommen, und aller anderen wohlthätigen Menschen Seelen, der Ellendenherberge eine Rentenverschreibung auf die Kasse der Stadt Colmar im Betrage von 12 Gulden jährlich zuwendet, an deren Verteilung aber so eigenartige Bedingungen geknüpft sind, dass ich nicht umhin kann, dieselben den Lesern mitzuteilen.[1]

Alle Samstag früh sollten fünf arme, fromme Menschen im St. Martinsmünster die Kärnermesse (Messe der Beinerkapelle) anhören, von da betend (15 Paternoster und 15 Ave Maria) nach Horburg wallfahrten, dort vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes einen Rosenkranz beten; versammelt von Horburg wieder in die Stadt zurückkehren, in der Barfüsserkirche (jetzige protestantische Kirche und Spitalkapelle) ein Paternoster und ein Ave «mit Andacht» beten, zuletzt sollten sie von der Barfüsserkirche abermals in's Münster zurück und dort dasselbe Gebet verrichten. Nachher sollten sie in die Ellendenherberge ziehen (nahe beim Münster, auf dem Kirchhofe), wo ihnen der Herbergsvater je 4 Pfennig Rappen geben sollte. Dasselbe sollen am Dienstag jeder Woche fünf andere fromme Menschen thun, nur mit dem Unterschiede, dass diese, statt nach Horburg, in die St. Annenkirche auf dem Walle vor der Stadtmauer draussen pilgern sollten und statt 4 Pfennig nur 1 Pfennig Rappen erhielten.[2]

Ferner sollte der Herbergsschaffner je an den vier Frohnfastenwochen, am Dienstag zu St. Anna und am Samstag zu Horburg in der Wallfahrts- und Pfarrkirche, eine Seelenmesse

---

[1] 1 Gulden = 4,91 heutigen Geldes.

[2] Der damalige Pfennig betrug in heutiger Münze umgerechnet Mk. 0,039.

lesen lassen, der die ehgenannten, dazu beorderten fünf Armen beiwohnen sollten; dafür erhielten sie dann zu den erwähnten Pfennigen noch einen zum Opfern mit; dem Priester wurden für die Messe zu Horburg 18 Pfennig Rappen, und für die Messe in St. Anna ein Schilling zugesprochen, dabei sollte der Priester in jeder Seelenmesse, am Offertorium, vor dem Altare sich umkehren und in einer Ansprache die Anwesenden auffordern, des Wohlthäters und seiner Voreltern sowie Nachkommen in ihren Gebeten zu gedenken.[1]

Im Jahre 1502 wurde das Haus der Ellendenherberge an Mathias Gintzer verkauft und dann 1534 die Anstalt dem Bürgerspitale einverleibt, welches von nun an die Obliegenheiten derselben auch übernahm.[2]

Durch Verordnung Ludwigs XIV. von 1672 wurde das Vermögen der Ellendenherberge, sowie des Gutleuthauses, dem französischen Spitalorden des Heiligen Lazarus und Unserer Lieben Frau von dem Berge Carmel einverleibt.[3]

Wir haben soeben das Gutleuthaus genannt, so hiessen die Sonderhäuser für die Aussätzigen, welche man für ihr ganzes Leben lang in ausserhalb der Städte liegenden Spitälern internirte; das hiesige lag vor dem Breisacherthore draussen, da wo jetzt noch ein Feldgewann «zu Gutleuten» genannt wird. Auch dieses Krankenhaus bestand bereits zu Ende des 13. Jahrhunderts.

Anno 1289, am Sonntag Lätare, erteilen der Probst, der Dekan und die Kanoniker von St. Martin ihre Einwilligung zur Bestallung eines Kaplans der Kapelle des Gutleuthauses. Es war dies die Kapelle des heiligen Laurentius, ausserhalb der Mauern, rechts von der Ladhofstrasse gelegen.[4]

Diese Anstalt bestand bis zum Jahre 1631, wo deren Gebäude, sowie diejenigen einer gegen 1520 erbauten Pfründnerei, durch die Kaiserlichen wegen ihrer zu grossen Nähe bei der Befestigung der Stadt, abgetragen wurden; damals muss das Vermögen des Gutleuthauses auch zu demjenigen des Bürgerspitales geschlagen worden sein. Merkwürdig ist aber die Ursache, wesshalb die Stadt ihr Pfründhaus gegründet hat. Eine Denkschrift über das Gutleuten- und das Pfründnerhaus besagt, dass zu jener Zeit viele Leute sich als Pfründner in ein Kloster einkauften, und so ihr Vermögen steuerfrei machten, dazu auch

---

[1] 1 Schilling = Mk. 0,47 heutigen Geldes.
[2] Spitalarchiv Fonds III, E, 2.
[3] Spitalarchiv Fonds III, H, 1.
[4] Cf. Mossmann, l. c. Pag. 243 mit der betr. Urkunde. Spitalarchiv Fonds Gutleuthaus IV, B, 1 u. 2, H, 1.

nach ihrem Tode die Totehand allzusehr bereicherten; diesem Uebel abzuhelfen, erhielt die Stadt von Kaiser Maximilian 1516 die Erlaubnis, auch das Vermögen der Pfründner in Klosteranstalten zur Besteuerung heranzuziehen; zugleich aber entschloss sich die Stadt, neben dem Hause der Sondersiechen zu Gutleuten, vor dem Breisacherthore, neben der Wirtschaft zur Taube, ein Haus für Pfründner zu errichten. Als 1631 beide Häuser abgerissen worden waren, kamen die Pfründner in das Bürgerhospital; dann wurde das Vermögen dieser Anstalt (Gutleuten und Pfründhaus) 1672, durch das bereits erwähnte Dekret Ludwig's XIV., ebenfalls, gegen alle Protestation der Stadt, dem Orden des heiligen Lazarus und Unserer L. Frau vom Berge Carmel einverleibt, 1693 aber wiederum der Stadt und dem Bürgerspitale zurückgegeben.

Die Kriegsjahre 1672 und 1675, letzteres mit der berühmten Schlacht von Türkheim, haben das Bürgerhospital, das als Feldlazaret dienen musste, arg mitgenommen. Damals haben die kranken Soldaten alle Vorräte an Wein und anderen Nahrungsmitteln gänzlich aufgezehrt.

Während der Jahre 1693 und 1694 diente ein Teil des Colmarer Bürgerspitales als königlich französisches Militärlazaret für die hier in Garnison liegenden drei Bataillone «de Picardie» und vier Bataillone «d'Anjou et de Thiange», während welcher Zeit die Verpflegung der kranken Soldaten für die Stadt eine Ausgabe von mehr als sechs tausend Livres verursachte.

Aus dieser Darstellung geht hervor, dass in der früheren freien Reichsstadt Colmar die Armen- und Krankenpflege sehr gut eingerichtet war, die Stadt hat von jeher die Aufgabe einer Stadtgemeinde den Armen und Kranken gegenüber sehr ernsthaft aufgefasst, und wenn wir die erlassenen Armenpflegeordnungen und die hier geübte Armenpolizei in Betracht ziehen, müssen wir zur Ehre unserer kleinen städtischen Republik anerkennen, dass sie die schwere Frage der Armenunterstützung mit Konsequenz und Erfolg gelöst hat; dabei ist noch anzuerkennen, dass dies nicht in einem engen, egoistischen, spiessbürgerlichen Geiste geschehen ist; denn die Armenbeherbergung wurde in hohem Grade durch fremde Armen und Pilger in Anspruch genommen; die Ellendenherberge war ja nur für diese errichtet und bestimmt.

Von 1544 an ward unser Bürgerhospital das alleinige Organ der Armen- und Krankenpflege der Stadt Colmar, und diese selbst konnte nur dadurch gewinnen, weil so Einheitlichkeit im Grundsatze und in der Ausführung erreicht wurde, welche eine allzu grosse Zersplitterung der öffentlichen Wohlthätigkeit und die missbräuchliche Ausnutzung derselben verhinderte.

Die mit dem Bürgerhospitale verbundene Waisenpflege wird in einem Rentenbriefe für dieselbe von 1597 zum ersten Male als solche erwähnt, wiewohl, wie wir ja weiter oben gesehen haben, schon im 14. und 15. Jahrhundert in Urkunden Leute erwähnt worden sind, welche im Spitale erzogen wurden.

Noch zweimal finden wir in den Hospitalurkunden Briefe zweier deutscher Kaiser, welche ein eigentümliches kaiserliches Präsentationsrecht von Personen zur Aufnahme als Pfründner im Bürgerhospitale darthun. Diese Pfründe hiess die «Layen Herren Pfründ»; es stand dies Recht dem Deutschen Kaiser für alle Hospitäler des Reichsgebietes zu, «als oberstem Vogte und Schirmherrn der Kirchen und alles geistlichen Stands, und sonderlich der Spitäler, aus kaiserlicher Obrigkeit, altem Herkommen und löblicher Gewohnheit», und wurde in Anspruch genommen für im persönlichen Dienste des Kaisers ergraute alte Soldaten; auch scheint es vor oder seither von keinem andern Kaiser beansprucht worden zu sein, denn es sind dies die zwei einzigen Urkunden, welche in unserer Sammlung, dies Recht betreffend, vorhanden sind. Es sind die sogen. «Panisbriefe» des alten Staatsrechts, durch welche verdienten Personen und Dienern, hauptsächlich alten Soldaten, eine Leibrente zugesichert wurde.

Im Jahre 1551 schlägt Kaiser Karl V. hiezu seinen «Trabanten und des Reiches lieben getreuen Hansen Hertz» vor, «umb seiner getreuen und fleissigen Dienste willen, die Er ihm etlich Jahre, als ein Trabant am kaiserlichen Hofe, «in Krieg und Frieden», ungespart seines Lebens und Vermögens, ehrlich und redlich gethan hat.»[1]

Im Monat November 1600 schreibt Kaiser Rudolf II. an den Rat und den Meister der Stadt Colmar, um seinen «lieben Jacob Spiess», der als Leibtrabanten etliche Jahre am Hofe treue Dienste geleistet hatte, in dem Spital daselbst als Leyen Herren Pfründner aufnehmen zu lassen.[1]

In obigem haben wir gesehen, wie man in Deutschland früher für gediente Soldaten gesorgt hat; wir finden aber in der Urkundensammlung unseres Bürgerspitales eine Reihe von Briefen und Dokumenten, welche uns in die Fürsorge des Mittelalters für die armen Handwerkergesellen hineinblicken lassen; es ist ein Kapitel sozialer Geschichte, das wir in diesen Urkunden vorfinden, zugleich ist es auch für uns eine Freude, darin die Bestätigung einer Thatsache zu finden, welche man oft für so vorgerückte Zeiten für unmöglich halten möchte,

---

[1] Spitalarchiv F, 4.

nämlich der Einrichtung einer wirklichen und wirksamen Krankenversicherung, im Rahmen der Bruderschaft der Gesellen. Und nicht nur dass die Gesellen die Ausgaben allein machen, sondern ihre Meister von der Zunft treten oft dadurch ein, dass sie das etwa durch die Bruderschaft schuldig gebliebene Hauptgut mit ihrer Garantie versehen.

Die älteste Bettstiftung im Spitale, durch Gesellenbruderschaften, ist die der Bäckerknechte; sie ist vom Sonntag nach St. Gallentag des heiligen Richters 1420, und bezieht sich auf zwei Betten für kranke Mitglieder der Gesellschaft, auf ein Jahrgedächtnis für die Verstorbenen der Bruderschaft, und eine Kerze für deren Seelenheil, welche vor dem Muttergottes-Altar bei Feierlichkeiten brennen soll. Dafür geben die Bäckerknechte 30 Gulden in Gold, und einem jeden Siechen alle Frohnfasten ein Pfennigbrod und ein halb Mass Wein.[1]

Am Samstag vor Reminiscere 1477 ward der Vertrag dergestalt erneuert, dass die Bäckerknechte gegen Gewährung dreier Sargsteine als Gräber in der Spitalkirche, sowie des feierlichen Leibfalles in der Spitalkapelle beim Tode eines Bruders, und zweier Betten in eigenem Gelasse, ein Messbuch, einen Kelch, eine Altartafel (Bild), ein Glasfenster über der Thüre der Kapelle, und ein grünes, damastenes Messgewand machen lassen sollen.

Am Mittwoch den 22. Hornung 1525 stiften die Weberknechte, «sowohl in Woll als in Linnen», auch die Wollenschläger und Hutmacher, ein Bett im Colmarer Armenspitale, für ein einmal bezahltes Geld von 80 Gulden;[2] durch einen spätern Vertrag treten auch noch die Hosenstricker dieser Stiftung bei. Die Schneidergesellenbruderschaft gründet am Dienstag nach Lätare 1560,[3] im Spitale zu Colmar, mit einem Kapital von 70 Gulden, ein Bett in eigenem Gemache. Der kranke Geselle muss alle seine bewegliche Habe mitbringen, welche ihm beim Austritt ausgeliefert wird und bei seinem Tode dem Hospital anheimfällt, zugleich behält sich die Bruderschaft das Recht vor, zum selben Preise, falls sie je die Mittel dazu haben sollte, ein zweites Bett zu gründen. Diese eben erwähnten Bedingungen finden sich ganz genau in allen anderen Verträgen wieder aufgenommen. Am selben Tage gründen die Schuhknechte und zum selben Preise von 70 Gulden Hauptgutes ebenfalls ein Bett im Hospitale.

---

[1] 1 Gulden = Mk. 7,30 heutigen Geldes.
[2] 1 Gulden = Mk. 4,66.
[3] 1 Gulden = Mk. 4,23 heutigen Geldes.

Am Samstag nach Judä 1528 [1] stiftet die Karcherbruderschaft ebenfalls ein Bett im Spitale, gegen Zahlung eines Hauptgutes von 40 Gulden, und die anderen 30 Gulden werden durch Hingabe eines Rentenbriefes, lautend auf ein Kapital von 6 Pfund Rappen mit 6 Schilling Jahresgeld, gedeckt.

Die Schreinergesellen gründen am 18. Juni 1742 zwei Betten mit einem Kapitale von 200 Gulden [2] oder gegen jährliche Entrichtung eines Zinses von 10 Gulden.

Vier Jahre nachher stiftet die Müllerzunft selbst, also die Meister, für die Mühlärzte ein Bett um den Preis von 200 Gulden damaliger Colmarer Währung (20. Juli 1746). Am 2. September 1748 stiftet die Zimmerleutbruderschaft ein Bett mit einem einmal gezahlten Hauptgute von ebenfalls 200 Gulden.[3]

Für die Maurerknechte wurde noch um 1767 (23. Mai) ein Bett gestiftet und eingerichtet, und zwar um 100 Gulden Hauptgut und gegen Verzinsung der restierenden 100 Gulden unter ausdrücklicher Garantie der Zunft.[4]

Nicht ohne Hinweis auf das Steigen des Preises eines Bettes, wollen wir uns von diesem interessanten Gegenstande abwenden. Während im 16. Jahrhundert ein Bett 70 Gulden gilt, und einmal sogar auch 80 Gulden ausbedungen werden, so finden wir in der Urkunde von 1742 für die Schreinergesellen den Satz von 100 Gulden für ein Bett; und in den drei letzten Bettstiftungen von 1746, 1748 und 1767, sind 200 Gulden als Kapitalzahlung ausgemacht. Im Jahre 1420 zahlen sogar die Brodbäckerknechte für 2 Betten nur 30 Gulden in Gold, allerdings geben sie noch jedem Kranken, alle Frohnfasten, ein Pfennigbrod und ein halbes Mass Wein. Heute wird für eine Bettstiftung 16 000 M. Kapital bezahlt.

Gerne möchte ich hier noch Näheres über die Aufnahmebedingungen der Pfründner im Colmarer Bürgerhospitale den Lesern mitteilen, jedoch sind die Bedingungen der Aufnahme für jeden einzelnen Fall so verschieden, dass es ganz unmöglich ist, nur einigermassen ähnliche Sätze in dieser kurzen Notiz mitzuteilen. Wollte man die wirtschaftlich gewiss sehr wichtigen Zahlenangaben einem grösseren Publikum zugänglich machen, so müsste man die grosse Anzahl der vorhandenen Archivurkunden einer gründlichen und speziell auf diesen Zweck

[1] 1 Gulden = Mk. 4,66 heutigen Geldes.
[2] 1 Gulden = Mk. 2,10 heutigen Geldes.
[3] Alle diese Zunfturkunden im Spitalarchiv F, 5.
[4] 1 Gulden = Mk. 2,10 heutigen Geldes.

gerichteten Untersuchung unterwerfen. Ich werde vielleicht später einmal noch Gelegenheit nehmen, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, für jetzt muss ich mich auf die wenigen, allgemeingeschichtlichen Mitteilungen, die ich hier mache, beschränken.[1]

Von der bescheidenen Ausstattung des hiesigen Bürgerhospitales durch die Stadt und durch den Ritter von Blienschweiler bis auf unsere Tage, hat sich auch die Anhänglichkeit und die Liebe der Bürger unserer Stadt seit seiner Gründung dem Bürgerhospitale immer rege erhalten, so dass im Laufe der Jahrhunderte die Anstalt durch eine kluge Verwaltung ihres Vermögens und durch zahlreiche Schenkungen oder Zuwendungen zu dem jetzigen nicht unbedeutenden Stammvermögen gelangen konnte. In grosser Zahl liegen im Archivschreine des Hospitales die wohlthätigen Zuwendungen an dasselbe, an die Elendenherberge und an das Gutleuthaus, deren Kapitalvermögen, wie wir schon sahen, mit demjenigen des Heilig-Geist-Spitales im Laufe der Jahrhunderte vereinigt wurden. Wenn schon diese Urkunden nicht ohne Interessen sind in Bezug auf das Bild des Wohlthätigkeitssinnes unserer Voreltern, so muss hier doch auf ein Eingehen auf dieselben verzichtet werden.

In diesem kurzen geschichtlichen Ueberblicke ist noch einer Gründung aus dem vorigen Jahrhundert zu gedenken. Es ist die Hebammenschule. Zwar ist die jetzige Hebammenschule, welche mit einer Entbindungsanstalt verbunden ist, jüngeren Ursprungs, erst aus dem Anfange unseres Jahrhunderts, doch darf sie füglich als die Fortsetzung und der Ausbau der früheren Gründung von 1780, durch den Intendanten von Elsass, Herrn de la Galaisière, angesehen werden, welcher zu Strassburg, als der Hauptstadt der Provinz, eine Ecole gratuite zur Ausbildung der Hebammen aus dem Lande errichtet hatte.[2]

Man hatte somit erkannt, dass es sehr notwendig sei, den Hebammen eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen: denn meist waren die früheren Hebemütter weiter nichts als dumme, dem Aberglauben huldigende Weiber, welche oft bei schweren Geburten das Leben der Mutter und des Kindes in Gefahr brachten, so dass man aus allen zeitgenössischen Urkunden und Berichten die ärgsten Klagen über diese Missstände vernehmen kann. Mit der Gründung der Strassburger Hebammenschule 1780 war aber dem grossen Bedürfnisse nach ge-

---

[1] Spitalarchiv F, 6 u. 7.

[2] Ein Hebammenlehrbuch, Handschrift von 1784, Strassburger Hebammenkursus im Spitalarchiv, C, 5.

lernten Hebammen nicht gedient; denn zumeist hatten die Kandidatinnen die Mittel nicht dazu, um nach Strassburg zu gehen.

Darum richtete unterm 16. Oktober 1791 das Wohlfahrtsbüreau des oberrheinischen Departementes ein dringendes und motiviertes Gesuch an das Ministerium des Innern nach Paris, um die Erlaubnis zur Errichtung eines Anatomie-Theaters und einer Hebammenschule in Colmar zu erhalten. Nach eingesehenen Berichten und Akten jener Zeit, auf dem hiesigen Bezirksarchiv, ist zu melden, dass bis dorthin, alle Frauen, welche nicht nach Strassburg gehen konnten das Handwerk bei einer Nachbarhebamme oder bei irgend einem bekannten Arzte, wie z. B. Dr. Morel aus Colmar, erlernen mussten, wofür gewöhnlich ihre Gemeinden ihnen kleine Zuschüsse gewährten, dadurch dass sie meist das Lehrgeld der betreffenden Lehrhebamme bezahlten.

Ein Befähigungsnachweis vom 17. Messidor Jahr VII einer Ruffacher Hebamme durch den ebengenannten Arzt, der damals Chefarzt des Militärlazarets war, ausgestellt, thut dar, dass Dr. Morel dazumal sich mit der Ausbildung der oberrheinischen Hebammen befasste. Es war dies wahrscheinlich ein Privatunternehmen des berühmten Chirurgen.

Morel ruhte aber nicht, bis sein Zweck erreicht war, und es war ihm das nicht leicht; denn sein Projekt fand nicht gerade die Billigung des damaligen Dezernenten der Präfektur, ebensowenig als die des Ministeriums. Am 2. Vendemiaire des Jahres VII schrieb Dr. Morel an den «citoyen commissaire» des Distrikts Colmar, um bei ihm anzufragen, ob noch keine der Dorfgemeinden seine Offerte, eine Hebammenschule und Entbindungsanstalt im hiesigen Bürgerspitale zu errichten, beantwortet hätte. Bedingung war, dass die betreffenden, reflektierenden Gemeinden ihren Anteil an den entstehenden Kosten tragen sollten; jedoch findet sich unter den zahlreichen Urkunden hierüber keine, welche solche Offerten enthalten. Man zog es vor, die Kandidatinnen nach Strassburg zu schicken, oder zu anderen Hebammen in die Lehre zu thun, was viel billiger zu stehen kam.

Am 19. Ventôse des Jahres XI kam endlich von Oben das erlösende Wort; durch dies Gesetz ordnet Napoleon an, dass je in dem meist frequentierten Spitale eines jeden Departementes unentgeltliche Hebammenkurse eröffnet werden sollten, sofern die Mittel dazu vorhanden seien. Es gelang dem Präfekten Felix Desportes, mit Hülfe des Dr. Morel und mit den Geldspendungen des Pariser Bankherrn Payra, der aus Markirch gebürtig, sehr viele Spenden zu wohlthätigen

Zwecken an den genannten hohen Verwalter machte, die so dringend begehrte Schule in einigen grossen Sälen des rechten Flügels, 2. Stocks, im hiesigen Bürgerspitale zu eröffnen.

Auch hatte man mit der Einrichtung nicht gesäumt; eine Rechnung des Bürgerspitales vom 12. Germinal des Jahres XI zeigt, dass das Bürgerspital die Einrichtungskosten der ersten Anlage, im Betrage von 2385 Franken 70 Cts., ausgelegt hat. Die Ernennung des Dr. Morel zum Leiter und Lehrer der Anstalt geschah einige Monate später: am 1. Frimaire des Jahres XII (23. November 1803). Am 1. Prairial des Jahres XIII errichtete Dr. Morel das erste Inventar der Mobilien und Einrichtungsgegenstände der neuen Hebammenschule und Entbindungsanstalt für das oberrheinische Departement, deren Ankaufswert 4216 Livres und 4 Sols betrug.

Am 1. Pluviose Jahr XIII ward der erste Kursus der Schule eröffnet, und am 10. Frimaire (1. Dezember) ward im grossen Saale der Anstalt, zu Ehren des Wohlthäters derselben, eine Marmortafel mit Ehreninschrift eingeweiht.

Wie sehr einem wirklichen Bedürfnisse dadurch abgeholfen war, geht schon aus der grossen Anzahl der Aufnahmegesuche hervor, und auch daraus, dass zu Ende des Jahres 1805 Dr. Morel bereits 70 Hebammen entlassen hatte.[1]

Was nun den sogenannten Wälschenspital betrifft, welcher in den alten überbliebenen Klostergebäulichkeiten sich erhalten hat, so erhielt dieser daher seinen Namen, dass von jeher, seit der Okkupation unseres Landes durch die Franzosen, in seinen Räumen das französische Militärlazaret eingerichtet war, worin dasselbe auch bis zum Jahre 1792 verblieb. Dann wurde es in das Katharinenkloster verlegt, unter dem Kaiserreiche aber aufgehoben (durch Dekret vom 12. Floreal des Jahres XII) und die kranken Soldaten wurden provisorisch in einem Saale des früheren Wälschspitales untergebracht; doch dieser Zustand konnte nicht lange bestehen, und es wurde wiederum ein Militärlazaret im sogenannten Katharinenkloster eingerichtet, worin es bis in die jüngste Zeit hinein verblieb. Durch Vertrag zwischen der Spitalverwaltung und der Militärbehörde vom 19. November 1808, übernahm dann das Bürgerhospital den Betrieb des Militärlazarets vorläufig auf zwei Jahre, jedoch wurde der Vertrag bald wieder aufgegeben, und das Militär-Lazaret der Militär-Behörde zum Betriebe überlassen.

In den Räumen aber, wo nun das Waisenhaus sich befindet, hatte die Stadt eine katholische Volksschule eingerichtet

---

[1] Akten über die Gründung der Hebammenschule im Bezirksarchiv zu Colmar, Fonds Ecole d'accouchement du Haut-Rhin.

(durch Pachtvertrag vom 12. Pluviose des Jahres XIII wurden diese Räumlichkeiten der Stadt überlassen); diese Schule bestand auch bis zur Verlegung derselben in das neuerbaute Knabenschulhaus, der Gemüsehalle gegenüber (1868).

Die vom Kloster überkommenen anderen Baulichkeiten des Hinterhofes wurden im Jahre 1735 durch das Feuer ganz zerstört, an deren Stelle ward darauf der schöne, palastähnliche Hauptbau des jetzigen Bürgerhospitales errichtet, in welchem bis jetzt die meisten Krankensäle, die Pfründnerwohnungen und Spitälergelasse, die geräumige Küche, die Lingerie, die verschiedenen Refektorien, der Sitzungssaal der Spitalverwaltung, die Wohnungen der zahlreichen Schwestern und ihrer Oberin, die Büreauräumlichkeiten und die Apotheke sich befinden.

Die wenigen geschichtlichen Ereignisse, die wir hier kurz mitteilen, deuten natürlich auf eine stille und bescheidene Vergangenheit hin; da finden wir keine hochwichtigen Geschehnisse, die über die Mauern der Wohlthätigkeits-Anstalt hinausragen oder die Gemüter der Stadtbürger gewaltig in Anspruch genommen hätten. Aber wie manches Leid, wie mancher Schmerz ward nicht darin seit der Anstaltsgründung, im Anfange des 13. Jahrhunderts, gelindert oder geheilt! Wie beliebt auch das Bürgerhospital zum Heiligen Geiste von Colmar bei den Bürgern immer gewesen ist, das beweisen die zahlreichen Schenkungen, welche an dasselbe im Laufe der Jahrhunderte gemacht worden sind.

Unter den früheren Schenkungen nimmt ganz besonders diejenige des Herrn Advokaten Basque, der im Jahre 1764 gestorben ist, eine hervorragende Stelle ein. Dieser wohlthätige Mann liess bei seinem Tode sein ganzes grosses Vermögen von 126 000 Livres dem Spitale zukommen.

* * *

Und so sind wir an einem Zeitpunkte angelangt, welcher für unsere Anstalt eine völlige Umwandlung bedeutet: die französische Revolution mit ihrer durchgreifenden Umänderung des gesamten Verwaltungswesens. Von 1790 an verliert die ehemals freie Reichsstadt Colmar ihren Charakter als selbständiges Staatswesen. Die alte Verfassung ward aufgehoben und an deren Stelle trat die einheitliche französische Gemeindeverfassung, welche in ihren Grundzügen bis jetzt noch besteht. An der Spitze der Gemeinde steht nun der Maire mit dem Gemeinderate, und für das Bürgerspital ward eine eigene Verwaltungskommission geschaffen, wie dieselbe noch jetzt existiert.

Es scheint aber eine Reform und Neuordnung sowohl der Verwaltung als auch der inneren Bewirtschaftung der Anstalt

notwendig geworden zu sein; denn wir sehen in den Beratungsprotokollen jener Zeit, dass gar manche Missbräuche darin sich eingeschlichen; so hatte ein Rechner des Spitals, ganz ohne Nutzen für dasselbe und nur für seinen Gebrauch, auf eigene Kosten zwar, Kuhställe, Taubenschläge und Hühnerställe eingerichtet, die sofort beim Verwaltungsantritt der neugeschaffenen Spitalkommission verschwinden mussten; der Spitalschaffner war ein verheirateter Mann, und hatte über den Verbleib gar mancher Personen im Spitale die Augen zugedrückt; diese mussten entfernt werden und wurden auch nach gründlicher Untersuchung der Sachlage ausgewiesen. Die Krankenpflege war unberufenen Wärtern und Wärterinnen anvertraut und musste die neue Verwaltung sich sofort angelegen sein lassen, dieselben durch bessere berufenere Personen zu ersetzen. Früher waren es einfache Laienpersonen, welche in die Spitalbruderschaft aufgenommen worden waren, die den Wärterdienst versahen, oder auch es waren gewöhnliche Pfründner und Hospitäler, welche je nach anscheinender Tauglichkeit mit Dienststellen versehen wurden. So konnte es nicht ausbleiben, dass Missbräuche sich einschlichen; denn es waren gar zu viel Leute vorhanden, welche sich unter mangelnder Kontrolle der leichtfertigen Meinung hingaben, dass die Anstalt zu allererst wohl ihrem höchsteigenen Nutzen fröhnen solle und dann erst dem Wohle der Kranken und Armen.[1]

Durch Beschluss der Verwaltungskommission vom 3. März 1790 wurde die Krankenpflege sowie die Waisenerziehung der Katholiken, auf Grund eines allgemeinen Wunsches der Stadtgemeinde, den sogenannten «grauen Schwestern» übertragen, von denen zwei Schwestern am 15. März durch Pfarrer Rech vorgeschlagen und von der Kommission angenommen wurden; sie hiessen Schwester Josepha Brunot und Maria Anna Fahrenbiehler.

Mit der Spitalverwaltung war bekanntlich die gemeine äussere Armenpflege verbunden; um auch hier Missbräuchen und dem gewöhnlichen Bettel vorzubeugen, um schärfere Kontrolle auszuüben, wurde die Stadt Colmar in verschiedene Quartiere eingeteilt, deren jedes zwei Quartierkommissäre enthielt, welche zur Aufgabe hatten, die Bedürftigkeit der zu unterstützenden Kranken und Armen festzustellen. Kein Kranker sollte mehr in das Spital aufgenommen werden, es seien denn zuvor alle Vorsichtsmassregeln zur Verhütung von Beschwin-

[1] Die Beschlüsse des Verwaltungsrates sind in den zahlreichen Bänden der Sitzungsprotokolle nachzulesen. Spitalarchiv E E, 1 ff.

delung ergriffen worden und er habe zuvor vom Arzt einen Aufnahmeschein erhalten.

Die Anstalt entbehrte damals sogar der nötigsten Bedarfsartikel; in ihren Rechnungen hatte sie einen Fehlbetrag von mehr als 60 000 livres aufzuweisen, und doch bestand das Stammvermögen noch ungeschmälert; man kannte noch nichts von den späteren Verlusten, die dasselbe infolge der Assignatenwirtschaft erleiden sollte.

Die Vereinigung der gewöhnlichen Armenpflege mit der Spitalverwaltung begründete für Letztere, in Folge der neuen Gesetzgebung, eine starke Zunahme der Ausgaben, daher wurde bereits in der Sitzung vom 23. Juli 1790 im Verwaltungsrat die Meinung laut, die Armenspende an die Stadtarmen läge nicht im Geiste der Spitalstiftung, und es wurde darum auch eine Untersuchung durch zwei Mitglieder der Kommission darüber angeordnet, ob wirklich das Bürgerspital zur Bestreitung der Almosenunterstützungen an Stadtarme verpflichtet werden könnte. Weiter suchte man nach Mitteln, um das auf 61 217 livres festgestellte Defizit zu decken, und es wurde daher in der Sitzung vom 27. August 1790 erwogen, ob es nicht geraten erschiene, die Rebstücke des Spitales, welche ohnehin vernachlässigt und ohne namhaften Ertrag dastanden, zu verkaufen.

Ueber den ersten Gegenstand, die Almosenspende des Spitales an die Stadtarmen betreffend, ward bereits in der Sitzung vom 7. September 1790 beschlossen, dass diese von Stund an aufzuhören hätten, und es allein der städtischen Almosenpflege obliege, diese Armen zu unterstützen. Um dem Defizite und den dringenden Bedürfnissen nach Betriebskapital abzuhelfen, wurde in einer Sitzung vom 29. Oktober 1790 beschlossen, ein zinsloses Darlehenangebot von 10 000 livres anzunehmen, mit der einzigen Bedingung, dass behufs Erlangung der Rückzahlung des Kapitals eine sechswöchige Kündigungsfrist eingehalten werde.

Der Verkauf der Reben wurde in der Sitzung vom 3. Dezember 1790 auf Grund eines Beschlusses des «Conseil Général» der Gemeinde beschlossen, und Herr Abbé Sermonet machte dem Spitale das obenerwähnte versprochene Darlehen von 10 000 livres. P a t e r S e r m o n e t war damals Professor der Theologie am Collège royal, dem jetzigen Lyzeum, von Colmar.

Hundertsechsundzwanzig Schatz Reben auf 150 Schatz, die das Hospital damals besass, wurden am 22. Februar 1791 bei einer Steigerung verkauft, der Rest wurde noch beibehalten, um das Spital mit Kranken- und Hauswein zu versehen.

Wenn wir gesehen haben, wie im Jahre 1790 die Spitalschwestern, die sogenannten g r a u e n S c h w e s t e r n, mit

Begeisterung aufgenommen worden sind, so giebt uns aber eine Kommissionssitzung vom 15. Juli 1792 den Nachweis der Wandelbarkeit der Volksgunst, wohl aber auch eines starken Fortschrittes des revolutionären Geistes in Bezug auf Alles, was mit den Orden zusammenhängt, denn die Verwaltungskommission fasste in obenerwähnter Sitzung auf ein demgemässes Dekret der Munizipalität vom 14. Juni den Beschluss, die Krankenschwestern, wegen ihres nicht constitutionellen Geistes und ihrer religiösen Unduldsamkeit, von der Anstalt auszuschliessen. Innerhalb 24 Stunden mussten sie das Spital geräumt haben, und es wurden wieder Laienpersonen, sowohl mit der Haushaltung, der Waisenerziehung, als auch mit der Krankenpflege betraut. Es waren die Bürgerinnen Laroche von Schlettstadt und Binder aus Colmar, die zwar auch nicht lange die Gunst der Verwaltungsbehörde genossen haben; denn am 15. Nivose IV wurden sie durch den frühern Waisenvater der protestantischen Waisenkinder und dessen Frau, den Bürger Haller ersetzt. Es kommen nun in dieser Zeit eines sehr bewegten politischen Parteilebens in der Zusammensetzung der Verwaltungskommission sowie der Beamtenschaft des Bürgerspitales einige Verschiebungen vor, die sicher nicht immer durch den blossen Nutzen der Anstalt geboten erschienen, sondern erwiesenermassen von der Stellung der betreffenden Persönlichkeiten gegenüber den republikanischen Grundsätzen der jeweils herrschenden Partei abhingen. Es war wie überall der Kampf des jakobinischen Geistes gegen die mehr nach rechts neigenden Personen und Parteien.

So hatte die Munizipalverwaltung in Erfahrung gebracht, dass der katholische Waisenvater die ihm anempfohlenen Kinder in das Münster statt in die Dominikanerkirche führte und forderte deshalb die Spitalverwaltungskommission auf, den genannten Beamten darüber zur Rechenschaft zu ziehen, was sie indessen unterliess und der Munizipalverwaltung unterm 5 Vendémiaire IV erklärte, sie sehe sich gar nicht veranlasst, auf das Gewissen und die Ueberzeugungen ihres Untergebenen irgend einen Druck in diesem oder jenem Sinne auszuüben, es stehe ihr folglich nicht zu, dem Bürger Chevalier dieserhalb Vorstellungen zu machen. Daraufhin erwidert die Stadtverwaltung kurz und bündig durch ein Absetzungsdekret gegen die Mitglieder der Verwaltungskommission.

In der Dominikanerkirche fand damals der Nationalgottesdienst statt, während sich im Münster immer noch renitente Katholiken versammelten, «un grand nombre d'individus, mais dont le culte est stérile pour la jeunesse, où il n'y a ni instruction ni le moindre secours spirituel». Das sei eine Gefahr für

die Republik; denn es läge im Interesse des Staates, die republikanischen Gesinnungen und die Bürgertugenden «Vertus civiques» im Gemüte der Kinder schon grosszuziehen, und es seien gerade die Waisen das heiligste und wertvollste Eigentum des Vaterlandes, daher am meisten zu überwachen, damit ihnen keine dem Staate schädliche Lehren eingeprägt würden. Durch ihr Benehmen habe sich aber die Hospitalkommission eines unbürgerlichen Betragens schuldig gemacht. Daher ist dieselbe als abgesetzt erklärt und es wird unter Strafe der neuen Kommission geboten, darnach zu trachten, dass die Waisenkinder nicht mehr in das Münster, sondern immer und allein in die Dominikanerkirche geführt werden.

Unterdessen hatte das Hospital immer mit Fehlbeträgen und Geldmangel zu kämpfen, und manche der obenerwähnten Personaländerungen durften auch noch durch die Absicht, Verwaltungskosten zu sparen, vorgenommen worden sein.

Die Centralverwaltung blieb den Klagen der Verwaltungskommission gegenüber auch nicht taub; durch die neue Gesetzgebung infolge der grossen Revolution wurden dem Spitale zuvor ungeahnte Lasten und Ausgaben auferlegt; die Abschaffung der Zehnten hat der Anstalt grosse Einkünfte abgeschnitten; der schnelle Fall des Wertes der Assignaten; die dem Spitale auferlegte Annahme der verlassenen und Findelkinder, der sogenannten «Enfants de la Patrie»; die öftere Zuweisung kranker Soldaten und Sträflinge; die nunmehrige Verpflichtung des Spitales, von seinen liegenden Gütern auch die Grundsteuer zu entrichten, wovon die Anstalt im alten Regime befreit war; dies Alles verursachte viel Mehrausgaben und grosse Verluste.

Grundsätzlich sollten alle beschädigten Personen und noch bestehenden Anstalten für diese Verluste entschädigt werden; darum hat wohl auch die Distriktsverwaltung des oberrheinischen Departements der Anstalt eine einmalige grosse Zuweisung von 182 000 livres in Assignaten gemacht (9. Prairial und 7. Thermidor III).

Aber der grosse Zufluss dieser Assignaten in die Anstaltskassen, und die gesetzlich angeordnete Verpflichtung, alle baren Geldbestände in kurzer Frist gegen Assignaten umzutauschen, haben der Anstalt die grössten Vermögensverluste verursacht; ein Glück war es noch, dass die Verwaltungskommission die Mittel fand, den durch Gesetz vom 23. Messidor II angeordneten Verkauf der gesamten Liegenschaften zu verschieben und so gänzlich zu vermeiden wusste.

Nach einem Bericht vom 25. Ventôse IX an den Minister des Innern, die verschiedenen Verluste der Anstalt betreffend, ist dem Spitale aus der alleinigen Aufhebung aller Zehnten ein

Schaden von 60168 Fr. entstanden; die von der Anstaltskasse abgelieferten Barbeträge, welche beim Staatsbankerotte total verloren gingen, betrugen die ansehnliche Summe von 113857 Fr.; die alte Regierung schuldete an das Hospital, für Verpflegung von Soldaten, noch 3000 Gulden oder 5000 Fr.; vom Jahre III an bis zum Jahre VIII einschliesslich schuldete die französische Republik der Anstalt, für verauslagte Pflegekosten von sogenannten «Enfants de la Patrie», den Betrag von 25102 Fr.; für Pflege von Gefangenen hatte das Spital vom Staate 2410 Fr. zu fordern, und die vom Spitaleinnehmer unterm neuen Regime einkassierten, aber nach der einschlägigen Gesetzgebung, infolge der Erklärung des Hospitalvermögens als Nationalvermögen, der Staatskasse überlieferten Kapitalien betrugen 40702 livres, so dass die Gesamtforderung des Bürgerspitales an die Staatskasse 247240 livres ausmachte.

Durch Direktorial-Dekret vom 18. Vendémiaire VIII ward die baldige Rückzahlung der Pflegekosten für die Enfants de la Patrie an die beteiligten Hospitäler angeordnet, doch von der wirklichen Rückzahlung derselben findet sich keine Spur in den Papieren und Rechnungen des Spitales.

Unterdessen war aber in den höheren Schichten der Regierung ein Gesinnungswechsel zu Gunsten der religiösen Einrichtungen und Genossenschaften zur Krankenpflege eingetreten. Im Jahre XII war Napoleon I. als premier Consul an die Spitze der Regierung getreten und an Stelle der jakobinischen Distriktsverwaltungen stand nun der napoleonische Präfekt mit seinen Räten. Unterm 22. Vendémiaire XII. Jahres der fränkischen Republik schrieb nun der dienstthuende Präfekturrat Waelterle an die Verwaltungskommission des Bürgerspitales, welche kurz zuvor ganz erneuert worden war, um derselben den Rat zu erteilen, auf Wunsch des Präfekten die Hausverwaltung und die Krankenpflege im Spitale wiederum den Armenschwestern zu übertragen, mit dem Bemerken, dass die Oberin derselben aus Besançon das Angebot gemacht habe, solche auf Wunsch nach Colmar zu senden, und mit der Aufforderung, hierüber einen Kommissionsbeschluss herbeizuführen; daraufhin versammelte sich die Kommission am 10. Brumaire und beschloss die Aerzte darüber zu befragen. In der Sitzung vom 30. Brumaire XII wurde aber die Neuzulassung von Schwestern durch die verstärkte Kommission verworfen und zwar unter Motivirung, dass die genannten Schwestern der deutschen Sprache nicht mächtig seien; dass die Bevölkerung des Spitales eine religiös gemischte sei, deshalb die katholischen Schwestern nicht da hineinpassten, und dass hauptsächlich durch deren Einführung eine starke Kostenvermehrung verursacht werde, welche die durch

die Revolution stark benachteiligte Spitalkasse nicht zu tragen vermöchte, da man die jetzigen Beamten doch alle beibehalten müsste. Die Kommission dankte aber dem Präfekten für sein Wohlwollen und bat ihn hauptsächlich, dahin seinen Einfluss geltend zu machen, dass die vom Staate der Anstalt geschuldeten grossen Beträge derselben zurückerstattet werden möchten.

Um Geld zu machen, wurde anno XIII der fränkischen Republik sogar der übrigbleibende Teil des früheren Militärspitales, der nicht durch die Stadt gepachtet worden war, am 9. Nivôse an ein Konsortium auf 18 Jahre um 1732 Fr. verpachtet: es waren die Bürger Hummel, Rothé Vater und Sohn, Molly und Bernauer. Dieser Teil enthielt damals viele grosse Säle, welche während der ganzen Revolution als Gefangenendepots gedient haben, und längs des Schlupfes der jetzigen Basquegasse weite Stallungen, welche hundert Militärpferden der Garnison Unterkunft geboten hatten, so lange die Stadt die erwähnten Baulichkeiten in eigenem aber widerrechtlichem Besitze gehalten hatte.

Doch mussten die Pächter gegen entsprechende Entschädigung bald wieder einen Teil der Säle zurückgeben, um darin die «Compagnie de Réserve» des oberrheinischen Departements einzuquartieren.

Nicht uninteressant ist es zu erfahren, dass durch Beschluss vom 26. Frimaire XIV die Kommission die Anordnung traf, dass fortan die Suppe der Hospitäler mit Weisbrod angemacht werden solle, was bis heute noch geschieht.

Mit welchen Schwierigkeiten das Spital noch zu kämpfen hatte, beweist am besten das Budget des Jahres XIV, welches an Einnahmen 30 235 Fr. und an Ausgaben 79 014 Fr. vorsieht.

In der Verwaltungsratssitzung vom 11. November 1808 teilte der Spitaleinnehmer derselben mit, dass der General Rapp ihm die Summe von 1300 Fr. hatte auszahlen machen, um sie unter den Waisenkindern beider Religionen austeilen zu lassen.

Am 19. April 1815 hatte der General der Hospitalverwaltung eine Summe von 331 Fr. übergeben, um damit den Waisen und Hospitälern einen Extra-Imbiss aufsetzen zu lassen. Am 19. Januar 1817 wiederholte Rapp dieselbe Wohlthätigkeit, indem er zum selben Zwecke der Verwaltung 200 Fr. übergeben liess, ebenso liess der genannte General unter die Hospitäler und die Waisenkinder des Hospitales bei Gelegenheit des Ludwigfestes (25. August) abermals eine Geldausteilung veranstalten, so dass jeder von denselben einen Franken erhalten sollte, unter Hinweis darauf, dass sie des gütigen Königs ge-

denken möchten, welcher zur Zeit die Schicksale der Nation leitete, dessen Wunsch es sei, dass die Armen und Waisen seiner Fürsorge für dieselben bewusst würden.

Zu dieser Zeit ging man bereits abermals mit dem Gedanken um, die Hospitalschwestern zur Haushaltung und zur Kranken- wie Waisenpflege wieder einzuführen; nun war der Geist, der allenthalben in den Verwaltungen obherrschte, ein ganz anderer geworden, und im Strassburger Bürgerspitale waren schon wieder, zur vollen Zufriedenheit Aller, Schwestern eingeführt. In seiner Sitzung vom 22. November 1817 nahm der Verwaltungsrat den Antrag des Herrn Maire, Schwestern wieder einzuführen, und zwar von denselben Schwestern, welche zu Strassburg das Bürgerspital bedienten, mit grossem Wohlwollen auf und beauftragte den Maire, sich mit dem Kloster dieserhalb ins Einvernehmen zu setzen, um recht bald die Wiedereinführung der Schwestern zu bewerkstelligen. Diesmal waren es aber nicht mehr fremde Schwestern, sondern solche, die meist aus dem Elsasse stammten, deren Mutterhaus in Strassburg gegründet worden war: die Spital-Schwestern des heiligen Vinzenz von Paul, die jetzt noch unsere Anstalt versorgen. In der Sitzung vom 17. Februar 1818 ward die Wiedereinführung von Spitalschwestern beschlossen, und am 1. April d. J. trafen vier dieser Schwestern hier ein, um den neugeregelten Haus- und Krankendienst anstatt der früheren Laienpersonen wieder aufzunehmen. Die Bedeutung und Ausdehnung des Spitales hat aber seither stetig zugenommen, so dass zur Zeit statt vier, zweiundzwanzig Schwestern an der Anstalt wirken.

V.

Autobiographische Aufzeichnungen.

Von

Ludwig Spach.

Herausgegeben von F. X. Kraus.

(Fortsetzung.)

Ein Oheim, der ältere Bruder meines Vaters, war seit dem Ausgang der Revolution zu Lausanne ansässig. Er hatte durch strenge Oekonomie und Benutzung einer Tuchhandlung, die seinem verstorbenen Prinzipal zugehörig gewesen, ein mässiges Vermögen erworben, besass zwei Häuser im Städtchen, Rebland und Winzerhaus am Fusse des prachtvollen Spaziergangs Montbenon. Das wusste ich durch seine Korrespondenz mit dem Strassburger Bruder. Lausanne stand durch mehrfache Reiseberichte, besonders durch Friederike Brun's anziehende Beschreibung wie ein lebendiges Gemälde mit dem Panorama des Lemans vor meiner Phantasie. Der Onkel war mein Taufpathe und befragte sich in jedem Geschäftsbriefe nach mir. Ich wendete an den Vater die Bitte, um einen Sommeraufenthalt nach Lausanne schreiben zu dürfen. Mit der ihm eignen Bonhommie gewährte er mir das Verlangte; von Lausanne kam zustimmende, liberale, väterliche Antwort. Mit den ersten Apriltagen rüstete ich mich zur Abreise. In jener Zeit war dies keine Kleinigkeit; man zieht jetzt ebenso schnell nach Rom oder Neapel. Ich wurde mit Empfehlungsbriefen nach Basel und Bern versehen. Eine kurz vor der «weiten Pilgerschaft» mit dem künftigen «Maire Schützenberger» angeknüpfte kameradliche Verbindung gereichte mir ebenfalls zum Nutzen. Er hatte als Studiosus schon die Schweiz in einigen Theilen

bereist, konnte guten Rath und Auskunft ertheilen; eine Korrespondenz war zwischen ihm und mit Stahl verabredet. Mit noch einem andern reichbegabten, leider zur krankhaften Melancholie neigenden Theologen hatte ich ebenfalls im Laufe des Winters näheres Freundschaftbündniss geschlossen; auch ihm dachte ich meine dichterischen Vorübungen aus Lausanne mitzutheilen; doch bald nach meinem Wegziehn von Strassburg nahm die hypochondrische Stimmung des von seinem Vater vernachlässigten hartbehandelten Armen eine höchst bedenkliche Wendung. Er musste einem verwandten Landpfarrer zur Obhut anvertraut, dann wieder in das Vaterhaus zurückberufen werden. Mit einer jüngern Schwester gelangte er auf einem Bauernwägelchen bis an die Thore der Stadt, sprang herunter, rief dem Mädchen zu: da hinein geh' ich nicht und verschwand im Felde. Im Bauerngasthof zu Enzheim wurde er noch denselben Abend von zwei Strassburger Bürgersleuten gesehn, freundlich angeredet, er gab keine Antwort, entfernte sich in die angewiesene Kammer und — verlor sich mit dem, ohne weitere Spur zu hinterlassen. Einige Zeit wähnte die trostlose Mutter, er hätte sich zu mir nach Lausanne begeben. Schützenberger hegte die Vermuthung, er sei mit seinen schwärmerischen Tendenzen in ein Kloster geflüchtet. Unmöglich ist es nicht. Mir schien Selbstmord wahrscheinlicher. Dieses Verschwinden eines liebevollen, ideenreichen, musikalisch ausgebildeten Freundes erschütterte mich gewaltig; auf ein Wiedersehen in der Schweiz hoffte ich nicht einen Augenblick. Sein Name — Stolze — war seinem Charakter entsprechend; er wusste, dass ich durchaus nicht im Ueberfluss lebte, meinen Eltern zur Last und für meine eigne Zukunft verlegen war. Eber konnte Schützenberger, der in freiern Verhältnissen lebte, aushelfen; allein eine von beider Freunden auf dasselbe weibliche Wesen geheftete Leidenschaft hatte sie entflammt und wohl auch den Hypochondristen zu seinem verderblichen Schritte getrieben. Eine elegische Sonettenreihe, die ich nach dem muthmasslichen Tode des unglücklichen Jugendfreundes in Lausanne niederschrieb, gieng in den Händen Schützenbergers verloren. Ich zweifle keinen Augenblick daran, dass er sie, aus mehr als einem Grund, dem Feuer übergab.

Die Reise begann ich hoffnungsvoll. Gleich in den ersten Stunden, nachdem ich das Vaterhaus verlassen, sollte ich einen Vorschmack der fremden, feindlichen Welt erhalten. In der damaligen Diligence von Strassburg nach Kolmar fand die sonderbare Anordnung statt, dass im Mittelwagen die Sitzreihen der Passagiere in die Länge und nicht transversal angebracht waren. Es sassen also je drei und drei Reisende dos à dos,

durch eine gepolsterte Bretterwand geschieden. Ich wurde zwischen 2 katholische Seminaristen, und zwar auf der Ostseite, d. h. ausgeschlossen von der Aussicht ins Gebirge, eingepfercht. Meine Gefährten, Oberelsässer, reisten auf die Osterferien zu Verwandten. Da ich sehr naiv meine protestantische, theologische Qualität an den Tag legte, begann mit dem ältern dieser Pilgrime eine bald in Persönlichkeiten ausartende Polemik, die mir lange nachher noch das Blut in Kopf und Wangen trieb. Ich zog, wie mir erinnerlich, den kürzern. Auf manche Argumente des wohl 25 jährigen Gegners antwortete ich bündig, vielleicht siegreich ; doch er war ein geschulter Dialektiker, in hohem Grade sarkastisch, überzeugungsvoll ; in mir nagte auch schon der Wurm des Zweifels, der jüngere Nachbar bekämpfte nur halb sein schadenfrohes Lächeln. Der Streit wurde indessen durch eine versöhnende Phrase des Dialektikers geschlichtet: «Nous ne voulons pas nous brouiller». — Der übrige Verlauf der Reise bis nach Kolmar erwies sich in der That friedlich ; aber ich hatte den Ingrimm verbissen und erzeigte einem Verwandten, der mich bei dem Absteigen in der zweiten Vaterstadt empfieng, vielleicht nicht die frühere Herzlichkeit. Zu verschiedenen Malen begegnete ich nach meiner Rückkehr ins Elsass auf Spaziergängen und in den Strassen der Stadt dem bissigen Abbé ; wir erkannten uns beiderseitig gar wohl, doch verharrten in Schweigen und Entfremdung. Bereits lag ein Gesinnungsabgrund zwischen meinem toleranten Dettweiler Geistlichen und den Zöglingen einer strengeren theologischen Schule.

Nach mehrstündigem Aufenthalt fuhr um 9 oder 10 Uhr Abends die wie gewöhnlich gebaute Diligence nach Mülhausen und Basel weiter. Diesmal sass ich zwischen knoblauchduftenden übelriechenden Juden, Vater und Sohn ; mir gegenüber die Seminaristen ; es konnte in der Nacht zu keinem Gespräch mehr kommen ; das Personal der Reisegesellschaft war von Mülhausen ab nicht mehr dasselbe : Handelsleute und Fabrikanten füllten den Wagen. Bei anbrechendem Tage kam die Unterredung auf ein trauriges Ereigniss ; kurz zuvor hatte sich in Basel ein junger bildschöner mir wohlbekannter Strassburger, ein Handelskommis, durch einen Pistolenschuss entleibt ; — um eines Mädchens willen, sagte spöttisch einer der Mitreisenden. — Der Abgeschiedene, einer begüterten Familie angehörig, war mir auf den Bänken des Gymnasiums nicht fremd geblieben ; es war ein leidenschaftlicher Charakter, der einmal das Federmesser gegen einen seiner Mitschüler zückte, und dessen Prognostikon einer der Klassenlehrer bei den bestürzten Eltern auf eine tragische Weise stellte. Die Prophezeihung

erfolgte nicht wörtlich, aber in etwas analoger Weise. Der melancholische Anklang begleitete mich in den Gasthof nach Basel.

Ich liess mich zu schneller Weiterreise mit einem rückkehrenden Hauderer bestimmen. Von meinen zwei neuen Gefährten erklärte sich der ältere dem bairischen Konsulate zu Bern angehörig; der jüngere, in meinem Alter, kam aus einer klerikalen Pension des innern Frankreichs, war der Sohn einer adligen Familie von Solothurn. Der Hauderer redete ihn respektvoll mit dem Baronentitel an. Es trieb den Junker zu schnellem Abzuge, indem er, wie er uns zutraulich mittheilte, seinen besten Fonds in Paris gelassen und Eile hatte, zu Hause zu landen. Er sprach ein reines Französisch, der andere prätentiöse Halbdiplomat ein höchst imperfektes Jargon — «C'est un fat manqué» flüsterte mir der Solothurner zu, da wir uns einen Augenblick bei einem Aufsteigen der Strasse allein fanden. Das ausgesprochene Urtheil war ganz richtig.

In Liestal wurden zum erstenmal die Pferde gefüttert. Meine Gefährten nahmen ein kleines Mittagsmahl ein. Ich kletterte während der Zeit an den Bergabhängen des Jura's herum und athmete, wie ich wähnte, Alpenluft; die Vegetation war wenig vorgerückt; Hecken und Bäume jeden Schmuckes beraubt. Einen Vorschmack der Alpennatur gaben auf der Höhe des Jochs, nahe bei Balstall, die grandiosen Felsformationen. Doch bereits war die Dämmerung eingebrochen, und in Balstall, wo wir übernachteten, herrschte völliges Dunkel. Kurz zuvor war der Hauderer, nachdem er eine Minute bei einem vor einem Wasserfall liegenden Hause verweilt, an den Wagen herangetreten, und hatte schmunzelnd bedeutsam gesagt: «Was geben mir die Herren für meine Nachricht; ich habe ihnen für den Rest der Reise einen vierten Passagier, die hübsche Tochter des Eigenthümers . . .» Die beiden jubelten laut auf, mit homerischer Selbstgefälligkeit — mir fiel dieses Benehmen auf; es widerstrebte all meiner früheren Angewöhnung, die mich in jedem weiblichen Wesen, alt oder jung, das schutzbedürftige, huldigungswürdige, nicht das familiäre, hervorsuchen hiess.

Den folgenden Morgen fanden wir die in der That anmuthige, blühende Schweizerin bereits in der Kutsche. Der Junker von Solothurn drückte sich nach kurzer Einleitung wie ein Faublas an das arme, verschüchterte Mädchen heran, das sich, so gut es gehn mochte, gegen seine Schwänzeleien sträubte. Auch der Halbdiplomat machte sich in zweiter Linie bemerkbar. — Ich blieb ruhig, da sich bis jetzt alles noch in den Gränzen eines erträglichen Anstands bewegte; doch es mochte die Angegriffene in meinen Augen den Tadel des süffisanten

Benehmens des Andern lesen. «Si solus fuissem, captaverim» äusserte sich zu mir herübergebeugt der Solothurner klerikale Zögling. Ich erwiderte achselzuckend: dubito. Seine Rolle gieng übrigens zu Ende. Er verabschiedete sich am Eingang des Gasthofs; auch der zweite entfernte sich, einen nothwendigen Besuch vorschützend. — Nach dem Frühstück begleitete uns das liebliche Bergmädchen zutrauensvoll auf die Galerie der Solothurner Kathedrale und äusserte sich in missliebigen herben Ausdrücken über die ungebührlichen Reisekumpane: «der zweite widersteht mir noch mehr als der welsche Junker, der meinen Eltern wohl bekannt ist.» Ich suchte sie zu beruhigen; allein auch mir schwante was übles und gerne hätte ich dem naiven Wesen den Rath gegeben, sich jeder Ungelegenheit durch ein Retiriren zu dem Hauderer zu entziehen. Vielleicht gestand ich mir selber nicht, dass ich ihrer Gegenwart auf der noch übrigen Wegesstrecke nach Bern nicht gern entbehren mochte. Für diese schwärmerische Exzentrizität folgte die Strafe bald auf dem Fusse nach. Das Betragen des «fat manqué» war in der That unverschämt, und ich wäre mir selber verächtlich geschienen, hätte ich dem Herrn nicht mit einem unparlamentarischen Worte seine Indelikatesse vorgeworfen. Der Fünfunddreissigjährige aber gab mit dem ganzen Uebergewicht seines Alters und seiner Welterfahrung dem achtzehnjährigen Unmündigen zu verstehn, dass er da sich nicht in fremde Angelegenheit zu mischen habe. Es entspann sich heftiger Wortwechsel, der den Hauderer an den Kutschenschlag rief und zu einer Friedensintervention veranlasste. Die widrige Szene trug sich in Grauholz zu und wurde mir nach sechs Jahren bei einer andern Durchreise lebhaft gegenwärtig.

Am folgenden Tag besuchte ich zu Bern das eingeschüchterte Mädchen; ich hatte von ihr auf der Kirchengalerie erfahren, sie sei von einer verheiratheten Schwester an bestimmter Stelle erwartet. Ich fand sie mit der Verwandten in geräumiger Küche sitzend, mit häuslicher Arbeit beschäftigt; der Gedanke an Faust's Gretchen lag nahe, hätte nicht die halb städtische halb landesübliche Kleidung dagegen gesprochen. Auch die vollen, runden Gesichtszüge trugen einen andern Typus. Selbstverständlich befrug ich mich nach ihrem Befinden. Sie entschuldigte sich auf eine liebenswürdige natürliche Weise, die Ursache eines peinlichen Zwistes gewesen zu sein; ich verabschiedete mich beruhigt.

Doch ein andrer unangenehmer Gang blieb mir noch übrig. Der Halbdiplomat hatte, ich weiss nicht mehr, an welcher Station, eine kleine Zeche bezahlt; ich war sein Schuldner. Ihn musste ich in einer Apotheke aufsuchen, die er während der

kurzen Reise als sein vorläufiges Absteigequartier bezeichnet. Ich traf ihn, mit seiner Morgentoilette beschäftigt, seine vernachlässigte Kravatte in neue Falten legend; er rechtfertigte nochmals den Verdikt des Solothurners: «C'est un fat manqué». Er schlug die Annahme der geringfügigen Summe kategorisch ab; ich legte sie auf den Toilettentisch und entfernte mich ohne weitere Erklärung. Wir schieden nicht grade als Widersacher, aber nicht als gegenseitig befriedigte Reisekumpane. Ich hatte meine Pflicht nebenbei erfüllt und vergass bald im Anblick der halbverschleierten Alpen, von der Bastei herab, den peinlichen Eindruck. Mein eignes Wagniss, dass ich für «die Sitte» eingestanden, liess mich über die Zurechtweisung wegsehn, die ich von einem Wüstling erduldet. Ich kam seitdem zu der Ueberzeugung, dass er jedenfalls zu dem untergeordneten Bureaupersonale des Bairischen Konsulats gehöre, und würde noch heute, sollte sich eine derartige Szene vor mir abspielen, mich zu einer moralisirenden Intervention verpflichtet fühlen.

In zwei Tagen eine zweifache Erfahrung konnte nicht resultatlos bleiben. — Der Basler Hauderer wünschte mich einem von Bern nach Genf retour fahrenden Kollegen in die Hände zu spielen; dieser letzte glaubte zweifelsohne mich zu bestimmen, indem er mir zutraulich mittheilte, dass eine hübsche junge Dame die Gelegenheit benütze und einen Platz belegt habe. Gerade diese konfidentielle Einladung bewog mich, ein Billet auf der öffentlichen Diligence einzulösen.

In Bern hatte ich mich, von einem Korrespondenten freundlich und belehrend geleitet, in der kurzen Zeit ordentlich umgesehn und mir das originelle Bild der kleinen aristokratischen Stadt recht fest eingeprägt. Einen kurzen Ausflug in das Berner Oberland widerrieth mir väterlich der Berner Handelsmann wegen der rauhen Jahreszeit, belobte mich, das öffentliche Verkehrsmittel einem unbekannten Hauderer vorgezogen zu haben, befrug mich über einige Strassburger Handelsverhältnisse, wovon ich nur ungenaue Auskunft zu geben wusste, und sagte mir, da wir zum Austausche unsrer gegenseitigen Sprachkenntnisse kamen, er spreche drei Sprachen: deutsch, italienisch und bernerisch. Nun in diesem Betracht war ich dem erfahrenen Manne überlegen, auch ohne den Strassburger Dialekt dem Bernerischen entgegen zu halten.

Meine neue Reisegesellschaft in der höchst komfortabeln eleganten Diligence bestand, soviel ich mich entsinne, meist aus Handelsleuten, worunter der Name eines Herrn Hofers aus Mülhausen mir im Gedächtniss blieb. So gering auch damals meine politische Kenntniss, hörte ich dem Biedermann gerne zu, als er sich über Ludwigs des XVIII. Regierung belobend

ergieng und mehrmals wiederholte, wie verständig und energisch der bourbonische König gehandelt, seitdem er sich zwischen den widerhaarigen Partheien fest im Sattel gehalten. — Es war in der That die schöne verheissungsvolle Zeit des Ministeriums Decaze. — Unter den andern Mitreisenden befand sich ein griechischer oder walachischer Kaufmann, lehrreich mittheilsam über Stambul und den Sultan Mahmud «mit dem ausgezeichnet strengen Antlitz, der, wenn er zu der Moschee ritt, auf die auf den Knieen liegenden oder gebeugten Gläubigen und Fremden nicht einen Blick warf». Als wir an dem Murtner See — der erste Schweizersee, den ich zu Gesichte bekam — vorbeifuhren, verglich er die Breite dieses lieblichen Spiegels mit dem Bosporus. Nicht im geringsten konnte ich damals ahnen, dass ich einmal an den Ufern Jobs beim Betrachten dieses kleinen See's mehreremal genussreiche ungetrübte Herbsttage zubringen, mich im Kahne auf seiner ruhigen Fläche schaukeln und auf schönem Landsitze mit liebgetreuen Wesen verkehren würde. Ich sah es ungern, wie der einbrechenden warmen Sonne wegen ein heruntergelassener Rollvorhang die für mich wunderschöne Aussicht versperrte. Freilich sollte am folgenden Tage schon der prachtvolle Leman diesen kleinen Vorgenuss wieder ausmerzen. — Der Konstantinopolitaner wurde auch von Mitfahrenden über sonstige zweideutige Verhältnisse in Stambul ausgeforscht und ertheilte wenig befriedigende Antwort; ich mochte dabei errathen, dass eventuell Vorkommnisse wie die zwischen Solothurn und Bern ebensogut von diesen Herrn zu erwarten seien; meine Welterfahrung mehrte sich mit jeder zurückgelegten Viertelmeile. Hätten sich indess die Gefährten mit dem unbeachteten Jungen befasst, sie hätten wohl einige Missbilligung auf seinem Neulingsgesichte gelesen.

Als die Diligence zum Nachtessen in Payerne hielt, kam auch der Berner Kutscher, welcher schon in der Morgenstunde abgefahren, nachgehinkt, und durch den Speisesaal, worin wir versammelt, führte die Wirthin eine in der That geschmackvoll gekleidete distinguirte Reisende herein, aber direkt auf die Thüre des Schlafzimmers zu, welches der Dame zugewiesen war. Die Insassen der Diligence drängten sich neugierig um die Fremde herum; doch es verkündeten wahrhaft verächtliche Blicke, die sie den unbequemen Gästen entgegenbrachte, dass sie nicht wie das Solothurner Mädchen in gegebenem Falle sich schüchtern verhalten hätte. Schnell schloss sich die Thüre ihres Gelasses hinter ihr, und die Herren hatten nur das Nachsehen.

Ich beklagte von Herzen das Loos alleinreisender Frauen und Mädchen, baute aber nichts destoweniger einen Roman

auf die Hypothese, wie ich mich zu der Genfer Dame verhalten, wenn ich das Anerbieten des Retourbillets angenommen hätte. Die despotisch geforderte Huldigung, welche überall auf Strassen, in Reisewagen und in Salons den Frauen gegenüber von den Bürgern der Vereinigten Staaten gefordert wurde, schien mir jedenfalls dem frechen Benehmen der Europäer ungeschützten Frauen gegenüber vorzuziehen.

Um 3 Uhr Morgens landeten wir im Postbureau zu Lausanne. — Ich erkundigte mich nach einem Führer mit Laterne durch die mir völlig fremde Stadt und klopfte noch in dieser Nacht an meines Onkels Pforte. Die ganze Haushaltung ward aus dem Morgenschlaf aufgestört, allein der herzliche Empfang entschädigte für das lange Anklopfen und Warten. Eine hässliche Dienstmagd kam mir zuerst entgegen, drauf meine beiden halb angekleideten Vettern, die mich in das Schlafzimmer des verwittweten Onkels führten. Es wurden mir getrocknete Trauben zum Willkomm vorgesetzt; drauf nahm ich vorläufig in dem italienisch breiten Lager des Wittwers meine Stelle ein; und kaum waren die ersten Morgenstunden vorbei, führte mich der ältere Vetter Jacques in das Winzerhäuschen unter Montbenon, woselbst ich nach wenig Tagen meine modeste Wohnung aufschlagen sollte.

Die erste Ansicht des Genfersees, der sich beinahe in seiner ganzen Ausdehnung vor meinen Augen aufschloss, war geradezu erdrückend; ich konnte kaum aufathmen; mein braver Verwandter weidete sich an meinem Staunen. Ich kann diesen ersten Eindruck nur mit der ersten Ersteigung des Rigis vergleichen, als ich von Arth und Goldau klimmend an Rigistaffel anlangte und durch die hin und hergeschobenen Wolkengebilde auf den Luzerner See herabsah. — Des Leman's Riesenberge lagen nur leise angehaucht vom Morgenduft in ihrer ganzen grossen überwältigenden Majestät mir gegenüber; auf dem Wasserspiegel gegen Ost, West und Süd lag ebenfalls nur leise verhüllender Duft; der blaue Jura hob sich rein vom westlichen Horizont ab. Ich sollte, begünstigt wie wenig Reisende, auf einmal des grossen Schauspiels theilhaftig werden und aufjubeln im Gedanken, dass mir voraussichtlich monatelang aus meinem Fenster diese Szene vor Augen und zu Füssen liegen würde. Die so oft und so streng blamirten Mathissonsche Gedichte auf den Genfersee tönten mir harmonisch in die Ohren, und ich dankte dem Sänger, der mich theilweise zum Voraus, wenn auch unvollkommen, eingeweiht in diese Herrlichkeit. Byron sollte später mit ganz andern mächtigen Akkorden und durch zauberische Strophen uns all diese Herrlichkeit vor Sinn und im Geiste vergegenwärtigen.

Im Weinberge arbeiteten die Winzer, in der Stadt war lärmender Markt; in derselben Stunde feierte man in meiner Vaterstadt den Charfreitag — kaum erklärte ich mir diese Anomalie, und bat, — einen Augenblick wurde ich zum völligen rechtgläubigen Christ umgewandelt —, meinen Vetter um Auskunft. Er vertröstete mich auf den Ostersonntag.

An diesem hohen Feste führte mich mein Verwandter auf das Signal, wo ich dann ebenfalls bei herrlichem klaren Frühlingswetter von einem bedeutend höheren Standpunkte als von Montbenon die überwältigenden Szenerien in ihrem Rahmen, das umgränzende Gemälde schon in Einzelheiten erfassen sollte.

Mein Vetter, in meinem Alter, und ebenfalls auf dem propädeutischen Terrain der Theologie angesiedelt, streng gläubig ohne Intoleranz, enthusiastisch für sein schönes Adoptiv-Vaterland eingenommen — er hatte noch nicht das volle Waadtländer Bürgerrecht — konnte mir topographische Auskunft über jeden Punkt des weiten Panorama geben; diese sympathische Gesinnung blieb ungetrübt während meines ganzen semestriellen Aufenthalts. Ich hatte nicht Ruhe nicht Rast, bis ich mich auf hartem Lager und mit dem einfachsten primitivsten Mobiliar im Winzerhaus befand. Man hatte sich in meines Oheims Hause gegen meine verfrühte Einquartirung im Freien gesträubt und drohte auch bei den heissen Frühlingstagen mit eventuell eintretender Bise. Ich schlug die Warnung völlig in den Wind. War ich doch unumschränkter einsiedlerischer Herr in meiner Zelle; aus dem einen Fenster, gen Osten, sah ich über Graue auf einem niedrigen Vorberge die Ruinen der Tour de Gonze, und darüber hinaus in der gezackten Alpenreihe die dent de Jaman und aus dem andern gegen Süden gewandten Fenster über der breiten Fläche des Sees Evian, Thonon, die Felsen von Meilleraye, den Eingang ins Walliserthal und die schirmenden Kolosse über dieser Riesenpforte, und wenn des Abends der ganze Horizont licht und klar, in mysteriöser Ferne hinter den Savoyischen Gebirge den Gipfel des Montblanc geisterhaft auftauchend. Und das alles beinah ohne mich aus meinem Bette zu bemühn. Ein treffliches Fernrohr wurde täglich nur allzu sehr benutzt. — Auf dem See folgte ich wie oft den Segelbarken, die Schwänen gleich dahinglitten und an Markttagen die Verbindung mit den Savoyarden-Städten vermittelten. — Ungeahnte Reize bot mir der Mondschein; noch lagerte Winterschnee auf den obersten Kuppen der jenseitigen ersten Alpenreihe; ich konnte sie mit den mir noch unbekannten Eisfeldern der Gletscherregionen verwechseln und wünschte mir nur materielle Mittel herbei zum nähern Besuch der kalten Eisregionen.

Aber auch die nächste Nähe bot des Anziehenden viel. Prof. Gottfried Schweighäuser hatte mir vor meiner Abreise von Strassburg auch ein anmuthiges Thälchen verkündet, das sich zwischen Montbenon und einer hochgelegenen Vorstadt Lausannes hinziehe; in diese geschlossene Einsamkeit, die noch von keiner Brücke überbaut, flüchtete ich bisweilen, dem Kontrast zuliebe, welchen diese Enge mit der unendlichen weiten Ausdehnung des Seebeckens bot. Auch das kleine Fischerdorf Ouchy, wo damals kein einziges glänzendes Hotel, nur eine unscheinbare Kneipe, Erfrischungen bot, besuchte ich gern oder schlenderte an dem untern Seeufer hin über St. Sulpice hinaus in die Nähe des lieblichen Morges. In der reinen Seeluft fühlte ich nicht die geringste Ermüdung; wenn zu meinen Füssen der Südwind die leise gekräuselten Wellen über den Sand oder das Ufergras herüber warf, lauschte ich gern und lang dem melodischen Anprall und blickte sehnsuchtsvoll nach dem Savoyischen Ufer, nach den Vorbergen, die mir die hehren Geheimnisse der Alpen verdeckten.

Wiederholt, wenn ich meine Touristenausflüge dem Vetter mittheilte, ergieng die Warnung vor der unbarmherzigen Bise.

Dieser schroffe Temperaturwechsel trat gegen Ende April ein. Ich liess mich nicht abhalten, auch in nächtlichen Stunden von Lausanne nach meinem mir lieb gewordenen Landhäuschen zu wandern, in leichter Kleidung. Die Strafe sollte nicht ausbleiben. Unangekündet ergriff mich ein Schleimfieber mit Blutspeien; von einem Momente zum andern musste ich in die wärmere Stadtwohnung, place du pont, herüber; ein Arzt wurde herbeigerufen; ein Chirurgus folgte ihm auf dem Fusse nach; ein tüchtiger Aderlass und Mittel gegen Brustschmerzen liessen mich den ganzen Ernst meiner Lage durchsehn; meine leicht erregte und geschäftige Phantasie steigerte das Uebel; Bestürzung ergriff meine Verwandten, und die benachrichtigten Eltern drangen, sobald es mein Zustand erlauben würde, auf meine Rückkehr in das mildere Elsass.

Nun darauf wollte ich ebenfalls nicht eingehn. Ich hatte kaum in der ersten Maihälfte das Zimmer verlassen und mich zwischen den Rebmauern unterhalb Lausanne in erquickender Sonne wieder umgesehn und gestärkt, blieb mir, auch bei fortwährenden Brustleiden, das Gefühl der Besserung vorherrschend, sollte ich dem schönen kaum betretenen Lande den Rücken kehren und den Verwandten, die sich nach ihrer Weise liebevoll um mich bemühten, für ihre Sorge mit Abschied und Misstrauen lohnen? — Der Onkel in seiner barschen Tonart begleitete mit Revolutionsflüchen die Zusicherung, dass die hektischen Engländer am Genfersee Heilung fänden und ich

derselben gewiss sein könne, wenn ich nur ausdauern wollte. Es kränkte ihn besonders der Gedanke, mich seinem Bruder etwas abgemagert und invalide nach Strassburg abreisen zu lassen. Eine dienstfertige, schon ältliche Ladenjungfer pflegte mich tantenhaft, ich war in der That dieser entgegenkommenden Sorgfalt nur zur Hälfte werth. Auch der Doktor, ein erfahrener weltmännischer Aeskulap, bezeugte mir zunehmendes Interesse; er sah wohl ein, dass ich nicht ganz in die gegenwärtige Umgebung passte, bestimmte mich indess ebenfalls zu längerer Ausdauer, half mit wiederholtem Aderlass und Molken nach und führte mich in einem Lesekasino ein, worin ich ausreichende deutsche und französische Zeitschriften, Bücher, Broschüren fand. Ich begnügte mich mit dem literarischen Theil, zum erstenmal befreundete ich mich mit Zschokke, die Journalistik blieb mir ganz fremd. Von der Stadtbibliothek entlieh mein Vetter für mich die wenigen spanischen oder italienischen dort vorräthigen Werke. Ein Buchhändler, in der Nähe meines Onkels wohnhaft, liess mir einiges in die ältere englische Litteratur einschlagendes zukommen. Ein deutscher Apothekergehülfe theilte mir die wenigen Schriftsteller mit, die er vorräthig hatte. Zum erstenmale lernte ich viele Schillerschen Gedichte auswendig.

Dieser 25jährige Pharmaceut hiess Staubler, aus Regensburg gebürtig. Wir schlossen uns aneinander; er war erkenntlich, wenn ich in seiner professionellen Abgeschlossenheit ihm bereitwillig Gesellschaft leistete. Er hatte als studiosus die Husarenuniform angezogen, die Befreiungskriege mitgefochten, sich bei Hanau geschlagen. Er behauptete, einen französischen Kavallerie-Hauptmann durch einen Pistolenschuss getötet und dem hinsinkenden das Ehrenkreuz abgerissen zu haben. Er wies mir den Orden, tadelte retrospektiv diese jugendliche Ueberhebung und entschuldigte somit dem jungen Franzosen gegenüber seine deutsche Bravour. In der Kampagne von 1815 rückte er nicht weiter als bis Saarlouis vor, stürzte dort bei einer Revue mit seinem Pferde so unglücklich, dass ein heftiger Blutsturz ihn aufs Krankenlager warf und zur Rückkehr in die väterliche Wohnung zwang. Der Abschied von Saarlouis erfolgte seiner Behauptung nach unter vielen Thränen einer temporären Geliebten, die kein Wort deutsch gesprochen, aber sich dennoch mit dem schmucken Husaren verständigt. Er versprach späteren Besuch nach seiner Genesung, hielt aber sein Wort nicht, wie er mir ziemlich unverschämt eingestand. Bei dem Vater, einem Apotheker, war die Aufnahme kalt; denn Staubler hatte gegen den elterlichen Willen die Kampagne von 1813, 1814 und 1815 mitgefochten. Er entfernte sich aus dem Vaterhause, kam nach Lindau am Bodensee, behielt seine sol-

datischen Angewöhnungen bei und verkehrte viel mit den Offizieren der Garnison und der Frau seines Prinzipals. Diesem Verhältniss zu entgehn, rettete er sich nach Lausanne, mit völliger Unkenntniss der französischen Sprache, war aber, als ich ihn kennen lernte, bereits soweit vorgerückt, dass er Rousseau's Heloise und Confessions lesen konnte; ich war ihm behülflich und er dankbar. Die wenigen Spaziergänge, die ihm von seinem welschen Prinzipal zugestanden, unternahm er ausschliesslich in meiner Gesellschaft, theilte mir seine Lebenserfahrungen mit, seine Reise in Tyrol und warnte mich ernstlich, uneigennützig, vor vielem Mediziniren. Auch in dieser Hinsicht wurde ich ihm zu wahrem Danke verpflichtet.

Sein exklusiv deutscher Standpunkt führte bisweilen zwischen uns lebhafte Erörterungen herbei. So übergoss er mich mit Spott, dass ich, ein Elsässer, nicht in meiner Muttersprache mit meinem Könige verkehren könne. Seinen baierischen Fürsten Max und den Kronprinzen Ludwig liebte er aufrichtig und befrug mich ins kleinste Détail über des Ersten Aufenthalt in Strassburg. Die Passionen des Kronprinzen galten ihm als ein unveräusserliches Privilegium jugendlicher Fürsten, wie er sich in all seinen Urtheilen nie zum Sittenrichter aufwarf. Eine andre Eigenheit, die ich ebenfalls nicht billigen mochte, war sein konfessionelles Benehmen den Hausgenossen gegenüber. Obgleich geborner Katholik, zeigte sich Staubler nicht verpflichtet, vor den etwas intoleranten reformirten Lausannern seinen Glauben zu bekennen. Er hörte ruhig die leidenschaftlichen Aeusserungen an; seinen Vater, der nicht viel in geographischen Kenntnissen bewandert war, liess er glauben, dass Lausanne (Laus Annae) eine streng katholische Stadt sei.

Diese kleinen Schwächen mochte ich nicht rügen; manches konnte der neuerworbene Freund auch an mir aussetzen; in Ermangelung ausgedehnter Bekanntschaft war er mir unschätzbar. Meinen elsässischen Provinzialismus, meine Verstösse gegen hochdeutsche Aussprache liess er nicht gelten und wurde auch auf diese Seite hinaus ein guter Mentor.

Seine damalige Prinzipalin, eine bereits ältere doch schmucke Dame bekam ich mehreremal zu Gesicht und erfuhr, dass sie im Herrnhuter Institut Montmirail die Jahre (1792—93) mit meiner Mutter verlebt. Krankheit und Kummer hatten meine verehrte Mutter frühe gealtert; der melancholische Ausdruck ihrer Gesichtszüge war mir allein gegenwärtig, und ich war beinah betroffen, dass die Strassburger Pensionärin zu Montmirail für eines der jugendfrischesten, schönsten Mädchen galt. Es war eine neue Bestätigung meines frühen Hellsehens in dem heimathlichen Hauskreuz; kaum wagte ich es mir zu

vergegenwärtigen, wie zerstörend ein Vierteljahrhundert an Frauen- und Mädchenschönheit nagen könne. Ich machte mir Vorwürfe, wieder mit erheitertem Gemüthe ins Leben und in die Zukunft hinaus zu schauen, während unterdrückter Gram das Hinwelken der liebevollen ergebenen Mutter beschleunigte.

Der schöne Herbstmonat nahte heran, der jugendliche Leichtsinn gewann noch einmal die Oberhand. Ich konnte mich nicht entschliessen, so nahe an den höhern Alpen, mir nicht den geringsten Einblick in die Wunderwelt zu gönnen. Früher oder später zählte ich auf meine Arbeitsfähigkeit und Ersatz dieser vorläufigen Auslagen. In der ersten Septemberwoche begab ich mich nach Vevey, da ich es versäumt, das schöne Winzerfest dort anzusehen. Es war ein prächtiger Sonntagmorgen, den ich auf der Terrasse des Temple d'enhaut zubrachte. Die Städter zogen von den untern Quartieren, dem Glockengeläute folgend, der Kirche zu. In der nicht unbedeutenden Zahl der «frommen Gläubigen» bemerkte ich eine schlanke, weissgekleidete Mädchengestalt, die noch andere Blicke als die meinen auf sich zog. Es war nicht schwer, in dieser Hülle Rousseau's Julie zu suchen; statt dem Gottesdienst beizuwohnen, gab ich mich diesem leeren Traum hin. Von dem Orgelklang liess ich mich einwiegen, aber nicht zum «strengen Glauben» hinüberziehen. Nicht einmal zum Eintreten in die heiligen Räume liess ich mich bewegen und pflegte dagegen eine längere Unterhaltung mit einem Bürger von Vevey, der sich verspätet hatte und den Vorwand des vorgerückten Gottesdienstes benutzend die Umsicht in der prachtvollen Gottesnatur dem Gebet zwischen Mauern vorzuziehen schien. Berge und Ortschaften bezeichnete er mir mit Akkuratesse und gab mir ebenfalls Auskunft über die hübsche Mädchengestalt, die vor einer Viertelstunde an mir vorbeigezogen. Er bestätigte meine Ahnung, es sei in der That die Tochter einer angesehenen adeligen Familie in Vevey. Den Auszug aus dem Tempel wartete ich nicht ab und bereitete mich zur Abreise nach Martigny; von dort wollte ich ins Chamounixthal hinüber.

In der Diligence traf ich mit einem gentleman zusammen, der auf derselben Tour begriffen; die Bekanntschaft war schnell gemacht; der Engländer ausnahmsweise human und höflich gegen einen unelegant gekleideten Jüngling. Rousseau's Heloise war die Vermittlerin unsrer improvisirten Annäherung; der Fremde sprach geläufig französisch und ergötzte sich augenscheinlich an meinem naiven Jean-Jacques Enthusiasmus. Er liess sich sogar herbei, mir einige Andeutung über englische Literatur zu geben. Die liebenswürdige Erscheinung machte mich gesprächig; nichts wäre mir ersehnter gewesen als eine

längere Reise in einer solchen Begleitung. Zu den übrigen Passagieren zählte ein italiänischer mercante sehr modesten Aussehens und eine junge bürgerliche Neuchatellerin, die mit zwei Kindern zu ihrem Manne nach Mailand reiste. Sie beklagte sich bitter über die vornehme Reisegesellschaft von Lausanne nach Vevey. «Man habe sie, die Arme, kaum eines Blickes gewürdigt, weil sie nicht modisch gekleidet, und doch habe sie ihre zwei Plätze bezahlt wie die grossen Damen.» Noch eine andere Seite berührte die gute Frau; sie wüsste nicht, an wen sie sich im katholischen Mailand für die Erziehung ihrer Kinder wenden könnte. Der Italiäner lächelte sarkastisch; mich jammerte das glaubenstreue Wesen. — An dem Hochgeländ und den Gestaden von Chillon, Villeneuve fuhren wir rasch vorüber; gegen St. Maurice zu brach das Dunkel herein. Die Diligence übernachtete da; der Engländer und ich schliefen in demselben Zimmer. Ich bemerkte die Aengstlichkeit, mit welcher mein Gesellschafter das Lager untersuchte und mir zum voraus verkündete, dass wir von irgend welchem Ungeziefer heimgesucht werden müssten; er hatte in Vevey Erkundigung über den berüchtigten Gasthof eingezogen. Beim Aussteigen aus der Diligence hatte ich gesehn, wie sich der alte italiänische Handelsmann entfernte und ein anderes Quartier aufsuchte. Bei ihm war das nicht die Furcht vor unbequemen kleinen Gästen; es bestrebte augenscheinlich sein Fortgehn eine Ersparniss. Wir nahmen, der Engländer und ich, Thee auf unserm Zimmer; die Neuchatellerin verschwand mit ihrer jungen Brut.

Um vier Uhr frühe wurden wir geweckt; es war rabenschwarze Nacht, der Italiäner in unbekanntem Quartier. Nach einigem Warten gab der Conducteur das Zeichen zur Abfahrt. Grausam schien uns die Nichtberücksichtigung des armen Alten, doch keine Remedur möglich.

In der Dämmerung besahen wir die tobende Pissevache, der Anblick war nebelhaft, unheimlich, der gewährte Aufschub kurz zugemessen. Früh Morgens verliessen wir die Diligence in Martigny. Im Fremdenbuch las ich zwei wohlbekannte Namen älterer Strassburger Theologen mit spasshaften, nicht gerade geistreichen Noten eingeschrieben. Zu weiterer Beförderung bestellte ich ein Maulthier; mein Begleiter, evident ein guter Fussgänger, verschmähte diesen Behelf und bemitleidete unverhohlen meine nicht zu grössern Schweizerfussreisen ausgestattete Persönlichkeit. Der erste Theil des Wegs verlief nach Wunsch, der Rückblick auf das breite Walliserthal und die Berneralpen blieb noch unverschleiert; mein Begleiter benutzte die Ortskenntniss des Führers und liess sich genau Bergspitzen und

Gletscher nennen, mir genügte der Gesammtblick und das Spiel der Wolken, die sich nach und nach zusammenballten und für die Tour nach Chamounix gerade nicht die beste Hoffnung gaben. — Beim Besteigen des col de Balme wurden Aspekte und Temperatur bedenklich, auch hatte vor wenig Tagen auf dem Pfade, an dem wir emporstiegen, ein beklagenswerther Unfall sich ereignet. Die Tochter eines Genfers war mit ihrem Maulthier gestürzt, eine Strecke hinuntergefallen, ein Armbruch die Folge. Eine Verstimmung war unvermeidlich. Als wir den Gipfel des Jochs erreichten, genoss ich noch einen kurzen Augenblick das gewaltige Panorama des Montblanc, aber damals war kein Gasthof weit und breit; eine morsche Schäferhütte erwartete uns bei dem Ausbruch eines Orkans, und bald verschleierten sich die Riesenkuppen, Schnee- und Eisfelder. Mein Begleiter gab mir den wohlgemeinten Rath — vielleicht war er auch froh, mich los zu werden — nach Martigny am geschützteren Ostabhang des Berges zurückzukehren und auf Chamounix, das bei Regenwetter ungeniessbar werde, zu verzichten. Ich folgte etwas voreilig und unbesonnen: wir schüttelten uns auf dem Scheideweg die Hände; ich habe den Ehrenmann nie wieder gesehen. Mit dem Eigenthümer des Maulthiers eilte ich meist zu Fusse einer Kneipe am Fuss des Joches zu, und traf dort ebenfalls einen Trupp muthwilliger Franzosen, die sich augenscheinlich über meine vom Wind gepeitschte Figur und ermüdete Haltung ironisch äusserten. Erst einige Jahre später lernte ich mich insofern auf Physiognomik verstehn, dass ich mir ein weniger naives Benehmen aneignete; doch blieb immer noch genug von dem primitiven Hang an mir haften.

In Martigny besuchte ich am folgenden Morgen die Schlossruine auf einem Berg-Vorsprung des Hauptthales und miethete sodann eine Droschke bis an das sayoische Ufer des Genfersees. Den berühmten Wasserfall konnte ich nunmehr in seiner ganzen Fülle begrüssen. Auf dem linken Ufer der Rhone gelangte ich noch bei erträglichem Wetter und dem Hinblick auf die grossartigen Alpen über Bex in sinkender Dämmerung nach Bouveret, und von dort, wo das Wirthshaus geschlossen, nach St. Gingolphe, an der Gränze des savoyischen Gebiets. In der Postmeisterei fand ich auch eine aufmerksame, gesprächige Gastgeberin; die Droschke wurde verabschiedet und eine Barke zur Ueberfahrt nach Vevey bestellt. — Die weltberühmten Felsen von Meillerie waren durch die fahrbare Uferlandstrasse beeinträchtigt; ich mochte wohl mich in St. Prex Zeit zurückdenken; der gegenwärtige Zustand entsprach nicht meiner Erwartung, als ich dort herumkletterte, wo «der Verbannte» um Julien klagte.

In Vevey fand ich auf dem Kamine des Gasthofs die mir noch nicht bekannten Gedichte von Hölderlin; sie passten vollkommen zu meiner romanesken Stimmung. Auch die Fahrt auf dem See, mit dem Hinblick auf die Gebirgszüge gen Osten, und rückwärts nach Süden, diesem passenden Rahmen zu einer Hauptepisode der Nouvelle Heloïse, hatte mich in verführerische Träume eingewiegt. Auf der Mitte des Sees hielten die beiden Schiffer einige Minuten; ihren topographischen Angaben schloss ich beinah die Ohren.

Von Onkel und Vettern wurde ich herzlich begrüsst, als ob ich nach längerem Umherirren ins Vaterhaus zurückkäme. Nur der ernste, ökonomische Oheim tadelte die Summe meiner verschwenderischen Ausgaben, und er hatte dazu vollkommen Recht. Die ältern Strassburger Theologen, deren Namen ich zu Martigny gelesen, hatten sich während der kurzen Zwischenzeit in Lausanne und zwar in sehr zerrissenem abgeschabten Reise-Kostüme vorgestellt, sich in dem Weinberge Montbenon erlabt und waren dann ihres Wegs weitergezogen. Mein Aufenthalt im Pays de Vaud war ihnen durch Schützenberger, den nachmaligen Maire von Strassburg, mit dem sie einen Theil der deutschen Schweiz soeben durchwandert, wohl bekannt; die originelle Erscheinung meines Onkels hinterliess nachhaltige Spuren in ihren Reiseerinnerungen. Ueber den Empfang, der ihnen ohne die winzigste Introduktionskarte zu Theil wurde, nur durch Berechnung auf meinen Namen, durften sie nicht klagen. Der halbeleganten Ladenjungfer erschienen sie aber als wahre deutsche Karikaturen, auch in den Strassen Lausanne's wurden die seltsamen Reisenden bemerkt. Ein unverwüstlicher Humor und frühzeitige Menschenkenntniss verliehen indess den alternden Kandidaten ganz besondern Werth; sie wurden tüchtige Seelsorger.

Nach diesem ersten Ausflug stellte ich mich, zwar nur auf kurze Zeit, in mein täglich lieber gewordenes Winzerhaus ein. Hätte es von mir abgehangen, ich würde mich zu einem Winteraufenthalt in dem einsamen unkonfortabeln Zimmerchen bequemt haben. Die Traubenkur verwischte die unliebsamen Reste des Doktorirens im Frühjahr und Vorsommer. Im primitiven Landhäuschen lernte ich dem Winzer und seiner Frau manches von dem romanischen nicht übelklingenden Waadtländerdialekte ab. Drei Mädchen, wovon zwei in voller jugendlicher Entwicklung, alle drei zigeunerartig von der Sonne gebräunt, durch rauhe Arbeit abgehärtet, harmonirten mit diesem Stillleben; sie bewohnten das untere Geschoss mit einem andern Eingang; die Eltern beinahe neben mir den obern Theil des Häuschens; ich sah das heranwachsende jüngere Geschlecht, meist mit

dem Karste in der Schwielen-Hand und blieb fast jedem Gedanken einer Annäherung fremd. In meiner aristokratischen Absonderung wurde ich durch den ehemaligen Husarenfreiwilligen bestärkt; Staubler schwärmte höchstens für städtische Schönheit und war durch sein früheres Studentenleben verwöhnt. Durch keckes Betragen gegen die Hausbewohner hätte ich mir den Missbrauch der Gastfreundschaft meines Onkels vorgeworfen, und die damalige strengere Sittendisziplin des Waadtländischen Kantons trat doch, nicht allein für mich, als eventuelle Vogelscheuche oder Schützerin zwischen böse Gedanken und Ausführung. Die Sachlage hat sich, wie ich erfahre, seitdem geändert, und Lausanne unterliegt den Gefährlichkeiten einer aufblühenden, mit sozialistischen Elementen verquickten Grossstadt.

In der zweiten Hälfte Septembers machte ich einen Ausflug nach Neuchâtel; ich hatte vorerst die Absicht, die Umgebung Montmirails zu besuchen, liess mich indess nach meiner Ankunft, ich glaube durch das herbstliche Wetter bestimmen, nur in den anmuthigen Umgebungen des Städtchens selber herumzuschweifen, den See, der indess gewaltig gegen die weitausgedehnten Ufer und hohen Gebirgszüge des Lemans abstach, in nächster Nähe zu befahren und mir an Ort und Stelle Rechenschaft zu geben von der anormalen Konstitution eines Schweizer Kantons unter monarchisch-preussischer Suzeränetät. Der König Friedrich Wilhelm III. war kurz zuvor gegenwärtig gewesen und hatte eine glänzende loyale Aufnahme gefunden. Der Eigenthümer des Gasthofes hatte sich als Offizier der berittenen Ehrengarde ausgezeichnet. Der deutsche Aufwärter, der Strassburg kannte, hatte mich in Affektion genommen. Ich dachte damals nicht im Geringsten, dass mir nach 13 und 14 jährigen Intervallen beschieden sei, auf längere Zeit daselbst mich einzubürgern, mit trefflich ausgezeichneten Männern und Frauen in Verkehr zu treten, überhaupt in Neuchâtel sonnenhelle Wintertage zu verleben, fruchtbringend, erziehend, sogar nach dem Aufenthalt in Palästen und Campagna.

Auf der Heimfahrt, per diligence, traf ich unter andern nicht unbedeutenden Gefährten mit einem bemoosten Haupte deutscher Studentenschaft beisammen, der aus dem Berner Oberland kommend in Yverdun den Pädagogen Pestalozzi besuchen wollte. Nach meiner löblichen naïven Angewöhnung fragte ich den mit hässlich rothangetrunkener Nase begnadeten, ob er des Philantropen Schriften gelesen. Ein barsches Nein erhielt ich zur Antwort. Ich hätte es gewiss nicht gewagt, unter ähnlichen Umständen mich vorzudrängen. Der Anblick des Bemoosten bestärkte mich in meinem Widerwillen gegen

die damaligen rohen Sitten mancher deutschen Universität, wie mir denn auch Staubler aufrichtig zugestanden, dass sein Gedächtniss und geistige Fähigkeiten durch das häufige Zutrinken geschwächt worden. Von Yverdun ab kehrte ich mich zu einem jungen mittheilsamen Engländer, welcher «als Erzieher» mit zwei aristokratischen feinen Knaben nach Genf zurückreiste und sich in metaphysisch-theologische Diskussion mit mir einliess. Er war streng gläubig, bekämpfte meine skeptischen Einwendungen; auf politischem Felde verstanden wir uns besser, gegen Napoleon I. eiferte er leidenschaftlich. Ein waadtländischer Pfarrer, welcher bis dahin schweigsam unserm Gespräche zugehört, unterbrach eben so heftig den Widersacher Napoleons. Was kann Sie, den christlich evangelischen Pfarrer, bewegen, für diesen Erbfeind der Menschheit in die Schranken zu treten, fragte der junge Pädagog. — «Ich und mein Vaterland, wir finden in ihm die Freiheit» — und der Kommentar, welcher diese Replik begleitete, gebot dem in der neuen Geschichte der Schweiz Unerfahrenen ein respektvolles Schweigen. Auch den religiös-mystischen Ansichten des Fremden widersprach nun unverhohlen der rationalistische Geistliche. — Mir sagte er beim Aussteigen aus dem Wagen zu Lausanne mit spöttischer Miene «Vous, Monsieur, vous êtes plus mystique que vous ne pensez.» Er betrog sich in der Totalität seines Ausspruchs, aber das Schwankende in meinem Wesen mochte der bejahrte Mann doch herausgelesen haben.

Der Engländer hatte den folgenden Sonntag in Lausanne zu verbleiben; wir hatten uns genug befreundet; ich versprach im Hotel Zum Falken zu rechter Zeit zu erscheinen, er wollte mich in den anglikanischen Gottesdienst führen, mich bekannt machen mit der Liturgie und — en tout bien tout honneur, mit den lieblichen Mädchengestalten der englischen Kolonie. Nach Mittags hohlte ich ihn nochmals ab, wir machten zusammen eine Spazierfahrt auf dem See bei Ouchy, bestiegen das Signal bei schwülem Herbstwetter, und ich führte ihn drauf mit den beiden Knaben in des Onkels Weingarten; meine Begegnung mit dem Fremden hatte ich zu Hause lobend erwähnt. Unsre Unterredung bezog sich fast ausschliesslich auf religiöse Materien; mit eloquentem Ueberzeugungseifer hoffte er mich zu sich hinüberzuziehen, er sah in unsrer Begegnung den Finger der göttlichen Gnade. Als seine Zöglinge zu Bette gegangen, erzählte er mir mit der Hingabe, die er an mir schätzen gelernt, einen Theil seines jetzigen Lebens, so wie er durch den Einfluss der Gouvernante, die in selbem Hause wie er angestellt, zu seinem Heiland gekommen, er hege für dieses Wesen, das er mir wie eine Heilige schilderte, die höchste,

uneigennützige, doch hoffnungslose Verehrung. Unwillkührlich fühlte ich mich tief ergriffen und wünschte mir eine ähnliche Begnadigung. Ich gestand ihm, dass ich ohnmächtig mit frevelhaften Gedanken kämpfe und zu unterliegen fürchte. Um so dringender war sein Zuspruch. «Nur am Born des rechten Heils könne ich Kräfte für das Leben sammeln.» Wir kamen überein, periodische Briefe zu wechseln. — Die Admiralsfamilie, bei welcher der Fremde hoffnungslos sich angeschlossen, reiste nach Italien. Er bestimmte den Tag, an dem von Genf auf dem savoyischen Ufer des Lemans er vorüber fahren würde. Wir schieden in später Nachtstunde. Lange blieb mir der Nachhall von diesem Zusammentreffen, und während einiger Zeit ereilten mich auch die Briefe des Ungenannten, dann verstummte er; wohl mochte er aus meiner Antwort herausfühlen, dass sich in mir ein Weltkind und kein Methodist entpuppte. Seine merkwürdige Korrespondenz — er schrieb ein reines Französisch — gieng im Februar 1848 mit meinen sämmtlichen Briefschaften unbarmherzig in Rauch auf, die improvisirte Freundschaft gereichte mir grausam zum Vorwurf; es war nur eine romaneske Episode. Wäre es mehr gewesen, da hätten die Argumente des Bekehrers wohl stärker an mein Herz geklopft. Wenn der Arme nicht an Liebeswahnsinn frühe starb, so musste er wohl über die verschwendete Musse und das damals nicht unerhebliche Postporto sich ärgern.

An dem letzten schönen Septembertage machte ich noch mit dem ganz anders gearteten Staubler eine Droschkenfahrt nach Vevey, Montreux, Clarens und Chillon. Er war ebenso vergnügt als ich, die klassischen Stätten der Nouvelle Héloise zu besuchen. Im Schloss von Chillon inspizirten wir pflichtschuldig das Gefängniss Bonnivards. Mein lieber englischer Pädagog hatte mich zuerst auf Lord Byron's prisoner of Chillon aufmerksam gemacht, das Genie des Dichters gewürdigt, aber zugleich hinzugefügt: «das ist nichts für Sie». Eine Warnung, die mich nicht abhielt, ein oder zwei Jahre darauf sämmtliche bis dorthin erschienenen erzählenden und lyrischen Gedichte des «Grossen Sonderlings» zu lesen, zu verschlingen, mich immer mehr in meine ganz heidnische Tendenz zu versenken.

Der Ausflug mit Staubler sollte auf eine burleske Art verlaufen. Beide hatten wir uns auf die Versorgung des andern mit hinlänglicher Baarschaft verlassen, da wir jedoch beim abendlichen Festmahl in Vevey unsre Habe überschlugen, fand es sich, dass wir uns nicht gehörig versehn. Staubler musste einen pharmaceutischen Bekannten aufsuchen und Geld entleihen. Ich war mehr als ärgerlich und verlegen und beschloss

in meinem ehrlichen Gewissen, mich nie und nimmer mehr in eine solche sündhafte Ungelegenheit zu verirren. Am folgenden Tage ergab sich auch, dass wir das Miethpferd zu sehr angestrengt und in den engen Vizinal-Rebwegen unterhalb Montreux etwas an der Droschke beschädigt. Unsre gegenseitige Abrechnung dieses quart d'heure de Rabelais versetzte mich zwar nicht in üblen Humor; der ganze Tag war schön gewesen, und es durfte kein Nachweh aufkommen. Im Zunehmen war noch immer meine Vorliebe für diesen Winkel des Genfersees; unauslöschlich hatten sich die Bilder, die ich nun seit einem halben Jahr von fern aus meinem Fenster begrüsst, dem Geist und dem Herzen eingeprägt.

Im Laufe Oktobers nahte der Tag der Abreise. Ich zog damals keine Abrechnung aus meinen ernsten oder vernachlässigten Bestrebungen während dem sechsmonatlichen Aufenthalt an einem der schönsten Mittelpunkte Europas. Dürfte ich jetzt noch einen Rückblick werfen auf die unschuldig verlorene und leichtsinnig verschwendete Zeit, da würde wohl das Schuldbewusstsein über das satisfait den Sieg davontragen. Sonderbar genug, auch in Lausanne konnte sich der Widerstreit meiner beiden Naturen und meines Doppeldaseins nicht ausgleichen. Unstreitig wurde ich vertrauter mit dem Geist und dem Gebrauch der französischen Sprache, dagegen trieb mich ein angeborener Hang mehr zum Anschluss an Deutsche. Neben Staubler lernte ich noch andere junge Männer aus der deutschen Schweiz kennen, und neben französischer oder spanischer Literatur liess ich mich nicht von der deutschen Prosa und Poesie abwenden. Rousseau regte jede Leidenschaftsfiber in mir auf; Schiller begeisterte mich. Ich schrieb deutsche Verse, von denen ich nicht eine Strophe gerettet; die Blüthe der Reben entsinne ich mich in einem halberzählenden Gedichte besungen zu haben. Meine Eigenliebe spiegelte mir vor, es sei ganz handlich und präsentabel gewesen. Gern würde ich's zu meiner eignen Befriedigung oder Beschauung wieder vorfinden. Ich schrieb deutsche Verse an die Eltern, Bruder Eduard und an Schützenberger; dieser letztere unterhielt mich von seinen Ausflügen und Bekanntschaften im badischen Lande, von seinem Besuche bei Georg Müller, der bernischen Hochalpen, der Petersinsel, wo er von J. J. Rousseau vor Jahren schon geträumt und einer halb idealen Jugendliebe gehuldigt. Es war eine herrliche schwärmerische Zeit des Austausches von Gefühlen und Ideen, die nur allzuschnell dem aufgedrungenen Kalkul und der Realität zum Opfer fielen.

Zum herben Vorwurf gereicht mir, dass ich nicht einen der Lausanner Professoren oder Prediger besuchte. Der Stoff

christlicher Bücher, den mein Cousin Jacques dienstfertig von der öffentlichen Bibliothek für mich entlieh, hatte beim Bibliothekar wenigstens einiges Aufsehen erregt; gerade dieser Umstand war für mich ein Motiv, mich nicht vorzustellen. Jede captatio benevolentiae, der Verdacht eines angelegten Planes blieb mir in der Seele zuwider. Sogar Staubler, der geborene Indifferentist und Gallophobe obendrein gab mir Unrecht. Ich gieng auf in der majestätischen und lieblichen Natur. Es war vielleicht eine mir unbewusste Anlage zum Pantheismus.

Die imposante Kathedrale Lausanne's mit ihren Grabdenkmälern sah ich in den allerletzten Tagen, mein Auge für die Architektur war noch nicht aufgeschlossen. Schlösser, Villen und Kirchen in reizender Umgebung zogen mich an, das Innere der Gebäulichkeiten war mir gleichgültig.

Mein jüngerer Vetter Maurice war ein ausgezeichneter Violinist, nicht ungern hörte ich seine Leistungen an und begleitete ihn einigemale zu Quartetten, die er mit Kameraden ausführte, — aber auch dies war kein eigentlicher Genuss. Die elementaren Kenntnisse der Musik fehlten mir damals noch ganz. Stimmorgan hatte ich keines, bereits in Lampertheim und Oberhausbergen hatte mich der musikalisch begabte Louis Zimmer zum Schweigen gebracht.

So resumirte sich der Gewinn aus dem träumerischen Hintreiben unter Montbenon in sehr wenig positiv Errungenem. Das Urtheil, das ich in selbstquälerischen Stunden über mich selber fällte, war gewiss nicht mild, nur liess ich keinen Laut von dieser Stimme in die Aussenwelt dringen und vertröstete mich mit «zukünftigen Leistungen», mit wiederkehrender gestärkter Gesundheit und mit romanesker Hoffnung auf irgend eine providentielle Begegnung im Treiben der Alltagswelt.

Mein Koffer stand gepackt und geschlossen in dem Wohnzimmer des Onkels; er sollte durch die Messagerien direkt nach Strassburg gesendet werden; ich hatte vom elterlichen Hause einen Umweg über Genf, Lyon und Besançon erbeten. Am Vorabend meiner Abreise sagte mir Vetter Jacques lächelnd: «Wir geben morgen einen kleinen Familienball; dein Koffer wird unsern Tänzern und Tänzerinnen zum Sitze dienen.» — «Ein Andenken mehr, das ich von euch mitnehme», gab ich zur Antwort. — Der Pharmazeut sprach ernsthafter, als ich mich von ihm verabschiedet. — «Wenn Sie nur einigermassen sich unwohl fühlen unterwegs, da kehren Sie gleich zu uns zurück; bei fremden Leuten krank sein, ist schon halber Tod. Hier in unsrer Offizin wird gut eingeheizt; die Bise dringt nicht herein. Wir werden Sie gut pflegen.»

Und da schied ich nicht mit allzuschwerem Herzen; jede

Reise, jede Lokomotion in irgend eine Weltgegend hin wirkte belebend auf mich; zehn oder zwölf Tage in Hôtels und Diligence, das waren ebensoviel Festtage.

Herbstnebel umschleierte leider den See, als ich in der Sonntagsfrühe in die vollgepfropfte Diligence stieg. Bemerkbar machte sich sofort ein noch jugendlich kräftig aussehender Mann, in strammer militärischer Haltung. Er gab sich bald als einen ehemaligen Offizier im Etatmajor Josephs Königs von Spanien zu erkennen und antwortete bündig auf jede an ihn gerichtete Frage über den Madrider Haushalt des nun entthronten amerikanisirten Prinzen. Nicht eine Spur von Renommisterei lag im Benehmen des «Alten». Das war er, denn um die Zahl seiner Jahre von mir befragt, erwiderte er: ich bin sechzigjährig. Niemand wollte ihm Glauben beimessen. — «Ob verheirathet.» — «Nein, ich fürchtete, es würde mir Gleiches mit Gleichem vergolten.» An seiner Seite sass ein Engländer, gewiss um ein Dezennium weniger vorgerückt, aber gebeugter und verschlossener. — Auf dem Vordersitze, neben dem Wagenmeister, nistete eine femme du demi monde. Durch das Wagenfenster der Rückseite warf ihr der halbspanische Offizier zuerst Kusshände zu; nachdem er sie aber beim Absteigen an der ersten Station näher gesehen, sagte er mit Kennermiene zu der Gesellschaft der innern Diligence: Halten sie sich in Genf ja von diesem Wesen fern. — Die «Dame» war in der That mehr als zur Hälfte abgeblüht.

So wurde unter ziemlich frivolen Scherzen bis zum Reiseziel geplaudert. Ich konnte auf dieser kurzen Strecke und auch ohne Ausnahme aller folgenden Wegesektionen meiner kleinen Reise die Bemerkung machen, dass unter Männern, jungen und alten, das häufigste, fast das einzige Gespräch auf geschlechtliche Verhältnisse sich bezog; ein Umstand, der nicht gerade für unsere Sittenreinheit vor 50 Jahren mehr als in heutiger verrufener Zeit sprechen dürfte.

Der schweigsame Engländer und ich, wir stiegen in selbem Gasthofe ab und durchmusterten die Stadt Genf, soviel uns noch an Tageshelle übrig blieb. An dem willigen Begleiter übte ich meine wenige englische Sprachkenntniss, und ich bewundere noch retrospektiv die Geduld des alten Mannes.

Den Abend brachte ich in dem Vaudeville-Theater zu und fand im Parterre leider unausstehlich schlechte Gesellschaft, die mir von der Theaterjugend der Mittel- oder der Arbeiterklasse nicht die beste Erinnerung zurückliess. In meiner Ansicht bestärkten mich die Strassburger Bekannten, die ich am folgenden Tag aufsuchte. Der Apothekergehülfe Kampmann, ein trefflicher Junge, erwirkte, sobald ich seine Offizin betrat, von seinem

Patron die Erlaubniss, auszugehn und mir als Führer zu dienen. Das Herbstwetter hatte sich aufgeheitert, und ausserhalb der Stadt auf einem Hügel nordwärts von der Arve wurde mir der Anblick des grossartigen, weltberühmten Panoramas zu Theil, wobei mein Cicerone mir Haupt- und Nebenpunkte andeutete. Er war viel herumgestrichen, kannte Chamounix und die Umgebung des Montblanc und erweckte in mir den kaum zu beschwichtigenden Aerger, nicht vor Wochen diese Haupttour ausgeführt zu haben. Der Unmuth kam zu spät.

Aus Genf nahm ich wenigstens den Genuss mit, die Rhône in ihrer Azurbläue bewundert, Rousseau's Geburtsort begrüsst und einen herzguten Landsmann auf meiner Freundesliste eingezeichnet zu haben. Wir fanden uns im Elsass, zu Strassburg und Colmar, wieder zusammen.

Spät Abends im Gasthof traf ich einen ältern gebildeten Strassburger Theologen aus Montbéliard gebürtig, — sein Namen klang deutsch : Wetzel. Wir hatten uns im Elsass nur oberflächlich gesehen, hier in der Fremde war er kordial. Er gab mir Empfehlungen an Kirchenbedienstete in Lyon mit, die modeste Karte sollte mir gute Dienste erweisen. Beim Scheiden äusserte er sich über mein unabhängiges Reisen in Ausdrücken, die mich wirklich beschämten. Die Diligence verliess Genf noch in finstrer Nacht. Ich sass, wie es sich bei anbrechendem Morgenlicht ergab, zwischen zwei jungen Dänen, wovon der eine besonders geläufig deutsch sprach und mir den höhern Gesellschaftskreisen anzugehören schien.

Ich muss in jener Zeit doch einige Anziehungskraft besessen haben; mein Reisekostüm war durchaus nicht splendid, und ich gab mich nicht für einen «fils de famille» aus. Mein nebenansitzender Reisekumpan — er hiess Manthey — hatte indess auf der Stelle Zutrauen zu mir, eröffnete mir, dass er flüchtig über Lyon nach Paris reise, dort den Winter zubringen, im Frühjahr durchs Elsass und Strassburg in seine Heimath nach Kopenhagen kehren und mich besuchen werde. Was er dann auch treulich eingehalten.

In Bellegarde passirten wir die französische Douane. Die Pässe wurden abgefordert. Als der Chef des Posten meinen Namen sah, fragte er mich, ob ich nicht etwa der Sohn eines «Syndikus» sei, welcher die Geschäfte eines grossen, fallirten Handelshauses, wobei er interessirt, besorge. Ich konnte ihm auf Treu und Gewissen die Zusicherung geben. Diese halbe Erkennungsszene erwirkte mir beim Inspiziren der Effekten eine Erleichterung, die sich sogar auf meinen bezeichneten Kumpan erstreckte und mir auf der Stelle in dieser zusammengewürfelten Reisegesellschaft zu einem gewissen Respekt verhalf.

Die sogenannte «perte du Rhône», d. h. die Stelle, wo der Bergstrom temporär zwischen Felsen verschwindet, besuchten wir nach dem Frühstück unter Begleitung von heulenden und bettelnden sich aufdringenden hässlichen Weibern, welche meinen aristokratischen Dänen mit Widerwillen erfüllten. Auf dem pittoresken Gebirgswege nach Lyon blieben wir bei öfterem vom Conducteur willig gesehenen Aussteigen an abschüssiger Strasse unzertrennliche Gefährten: der niedliche See von Nantun, die Umgebung von Cerdon schweben mir, der erste lebhaft, die zweite etwas abgeblichen, vor. Die Dämmerung war eingebrochen, eine lange, frostige Herbstnacht stand bevor. Neben mir fröstelte der bis jetzt weniger beachtete, in leichtes Sommerkleid gehüllte Däne; ich konnte ihn mit einer Hälfte meines Ueberkleides versehen, nicht ahnend, was ich am folgenden Morgen durch Manthey erfuhr, dass ich einem fremden reichen «Familienkind», einem eleganten naturforschenden originellen Wandrer, den Liebesdienst geleistet. Bei seiner Durchreise durch Strassburg erzählte mir Manthey die Verlegenheit, in welcher der sonderbare Kompatriot ihn zwischen Lyon und Paris gebracht, allwo er ihm mit seiner eignen Baarschaft aushelfen musste. Mir kam dies zu meiner Selbstentschuldigung zu Hülfe; denn soweit hatte ich es doch in meinem Leichtsinn nicht gebracht.

Auch zu Lyon besuchten wir während der zwei ersten Tage meines dortigen Aufenthalts gemeinsam die Hauptsehenswürdigkeiten, das Museum St. Pierre, Seidenarbeiter, die île Barbe in der Rhône oberhalb der Stadt, das Theater. Für mich war der Eindruck der ersten Grossstadt, die ich besuchte, überwältigend. Wohl liebte ich die Natur vor allem, doch fesselte mich ebenfalls das Gesammtleben einer grossen Menschenmasse, die grossartigen Dimensionen der öffentlichen Plätze, der weitgedehnten Staden am grossen Handelsflusse; die zahlreichen Kirchen und pallastartigen Hôtels mussten mir dem Unerfahrenen einen Eindruck hinterlassen, den ich zwar nicht mit der Alpenwelt in Parallele bringen würde, doch als unentbehrliche Komplemente eines sich ausbildenden Jünglings ansah. Nach Paris war von jenem Augenblick an all mein Sehnen gerichtet, eine magnetische Attraktionskraft zog mich dorthin. Wie beneidete ich meine Reisegefährten, dass sie der Hauptstadt entgegen eilten; wie hurtig versprach ich mir, beim Betreten der zweiten Grossstadt Frankreichs, dass all mein Streben auf Erreichung jenes Zieles sich richten müsse. Wie und durch welche Mittel, das gab ich in der That einer höhern Leitung anheim. Zum erstenmal in Lyon fühlte ich mich durch einige Gemälde der italienischen Schule angezogen.

In Strassburg war ich mit Gypsabgüssen antiker Statuen vertraut geworden, und in den modesten Salons des Erdgeschosses im Stadthause hatte mich eine Vorahnung jener Welt der Götter und Heroen ergriffen; in Lyon, sei es durch den Kontakt mit einem schon kunstreich gebildeten Gefährten, sei es durch die Aufregung der Reise, gesellte sich zum Besprechen einer grossen Gemäldesammlung der Wunsch, in noch grösserem Massstabe solcher Schätze ansichtig zu werden.

Bevor wir unsre Wanderung durch Lyon begannen, hatten wir uns zu dem protestantischen Oratorium gewendet und dort durch Wetzels Billet am Sohne des Sakristans einen bereitwilligen intelligenten Diener gefunden. Auch diese Bevorzugung in der fremden Stadt ward mir von meinem neuen Reisefreunde hoch angerechnet.

Nicht ganz befriedigt waren wir im zweiten Theater; die Zudringlichkeit der Loretten im Orchester und das spöttelnde Benehmen der nähern umhersitzenden Zuschauer, die an uns auf den ersten Blick die Fremden entdeckten, ärgerte Manthey mehr als mich; er stand auf, winkte mir nach und wir nahmen in einer andern Sitzreihe Platz. — Auch wollte dem Halbdeutschgebildeten ein melodramatisches Stück: le soldat laboureur nicht munden, er wunderte sich, dass ich mit solchem Köder mich fangen liess. Bei mir waren alle Eindrücke neu; die Erziehung durch das Theater in meiner Vaterstadt hätte wohl bei einem andern bessere Spuren hinterlassen als bei mir, ich gab mich dem Anklang der Stunde hin.

Noch zwei Tage nach Mantheys Abreise verweilte ich zu Lyon, durchzog mit dem Sakristeidiener Vorstädte und Umgebungen der Stadt an den Ufern beider Flüsse, besah schon Gesehenes, besuchte geblendet die grosse Oper, fand am Gasthoftische Gelegenheit mit — man lache nicht — mit gebildeten Handlungscommis mich zu unterhalten, über Städte des mittäglichen Frankreichs und deren Lebensweise Erkundigung einzuziehen. Auch hier musste ich meinem Reisefuror Zügel anlegen; die Ebbe, die sich in meiner Baarschaft ankündigte, mahnte kategorisch. Der brave Halbsakristan begleitete mich an die Nachtdiligence, und in stürmischem Oktoberwetter gieng es dem Norden zu.

Ich hatte mir die erste Stelle gesichert, und schlief besser im Wagen als in den Gasthofbetten. Auch auf dieser eiligen Rückfahrt sollte ich mit einigen trefflichen Bekanntschaften begnadet werden.

Das geschah zwar nicht auf der Stelle, sondern erst von Besançon aus. Zwischen Lyon und dieser letztern Stadt war das Innere der Diligence etwas kunterbunt belegt. Ein aus

den Bädern von Aix en Savoie zurückkehrender Spieler erzählte ganz unbefangen, dass er sich zu Chambéry in etwas niedrige Gesellschaft verirrt und ein unheimliches Andenken davongetragen. Ein neben ihm sitzender Passagier, — auch wieder ein gebildeter Handlungsdiener — tröstete ihn mit der Pflege, die er in der Heimathstadt St. Amour finden würde. — St. Amour réparera cela. — Der Kranke stieg dort aus; sein Platz wurde von einem vierschrötigen Gendarmen eingenommen, der sich in seiner behäbigen Würde so sicher wusste, dass er auf seiner Nachbarn Rechte bedeutend übergriff.

In denselben Reise-Tagen — die Diligence weilte damals 48 Stunden zwischen Lyon und Besançon — erfuhr ich den glänzenden Erfolg der vêpres 'siciliennes von Casimir Delavigne. Es war derselbe Handlungsreisende, welcher den plötzlichen Aufschwung, den das neueröffnete Odéon genommen, erzählte und den patriotischen Dichter der Messéniennes in die Wolken hob. Die friedliche Gesellschaft, meine Wenigkeit vor allem, stimmte ihm bei. Wie glänzend erschien mir doch der Ruhm des jungen lyrischen und dramatischen Poeten, der in einer aus den heterogensten Elementen zusammengewürfelten Reisebande eine solche Gemeinsamkeit patriotischer Gesinnung hervorrief. Die Zusammengehörigkeit eines grossen Landes wurde mir durch diesen Zwischenfall sonnenklar. Auch dort in dem engen Reisekasten ahnte mir nicht, dass ich wenig Jahre darauf in näheres Zusammentreffen und zwar vermittelst eigner deutscher Versemachung mit dem schon berühmten französischen Poeten gelangen würde. Das Schicksal war mir gnädig, und ich mir selber ungnädig; denn niemals erlaubte ich mir, auf die legitimste Weise Verbindungen dieser Natur zu meinem Vortheil auszubeuten.

Unter den Passagieren befand sich ebenfalls ein junger Lyoner Mediziner. Ich fragte ihn etwas betroffen, warum er lieber nach Strassburg als nach dem näher gelegenen Montpellier zur Fortsetzung seiner Studien sich wende. Er erwiderte ganz unbefangen, dass der Ruf der «Familiarität» der Strassburger Professoren ihn dazu bestimme. «Die Herren geben sich väterlich ab mit der geringen Zahl der Zuhörer und Schüler.» — Mir in meinem «Lokalpatriotismus» war dabei wohl zu Muthe, ich fasste das geistreiche, feine Gesicht des Mitreisenden näher ins Auge, in Besançon nahmen wir dasselbe Zimmer ein, besuchten selbander die monumentale, ein spanisches Gepräge tragende Stadt, pflogen auf der melancholischen Promenade an den Ufern des Doubs Gespräche über die Einrichtung, die er in Strassburg zu treffen habe, und

gaben uns das Wort, obgleich die Richtung unsrer Studien und täglichen Beschäftigungen ganz verschieden, uns nicht aus den Augen zu verlieren.

So war denn auch die lange halbe Strecke meines Heimwegs nicht ganz unbenützt durchfahren, nur waren bei dem Herbstwetter und in meist geschlossenen Wagen die Hinblicke auf die öfters pittoreske Gegend wenig frei. — An der originellen künstlerisch merkwürdigen Kirche von Prou, worauf mich Wetzel in Genf aufmerksam gemacht, wurde nicht angehalten, von Bourg en Bresse und Lons le Saulnier blieb mir nicht die geringste Erinnerung. Ich musste mich im Grunde blind fortgeschoben wie einen Reisekoffer betrachten und immer auf künftige glücklichere Zeiten das nähere Beschauen des Vernachlässigten aufsparen.

Beim Einsteigen in die Diligence bei Besançon war mit Ausnahme des Mediziners Richard und meiner Wenigkeit wieder die Reisegesellschaft modifizirt. Ich kam einer jugendlichen, etwas leidend aussehenden, in elegante Trauerkleider gehüllten Dame gegenüber zu sitzen; ein niedlicher Kopfputz zierte das feine Gesicht; neben ihr sass ihr Gemahl, dem Anscheine nach ein Geistlicher — oder ein Professor. Wie und durch welchen Zusammenhang des Gesprächs ich erfahren, dass er und seine Frau zu Genf residirten und sich auf dem Wege nach Strassburg einige Tage in Besançon aufgehalten, wüsste ich in der That nicht mehr zu sagen. Genug, es ergab sich, dass er in seiner Vaterstadt Professor der orientalischen Sprachen und besonders des Arabischen sey. — «Sie sind also Herr Humbert, liess ich mich vernehmen; ich hatte einen Empfehlungsbrief an Sie abzugeben, und sprach, durch Herrn Kampmann geleitet, an ihrer Thüre vor?» Selbstverständlich bot ich der Dame meinen bequemen Sitz an; es entspann sich mit ihr ein Gespräch über deutsche Literatur; Madame Humbert war gebildet wie die meisten Genferinnen der höhern Gesellschaft und fand mich in meinem Benehmen nicht allzu tölpisch; auch der Gemahl liess sich über die Studienverhältnisse in Strassburg mit mir ein. Ich mochte etwas mit der Gelehrsamkeit meiner Freunde prangen, lobte den eruditen Stahl, der sich gerade mit byzantinischer Quellenlektüre befasste. Dass ich mich zum Cicerone in meiner Vaterstadt anbot, war ebenfalls den Umständen gemäss und wurde zum Voraus angenommen.

Die Witterung wurde stündlich besser und liess die jurassischen und landschaftlichen Gebirge in ihrer Anmuth und Grösse in unsern Gesichtskreis hervorragen. Die Eheleute Humbert bewunderten die Gegenden vorurtheilslos und ihrer heimathlichen Gebirge unbeschadet; ich, mit jugendlichem

Uebermuth und in frischem und bewahrlichem Andenken an die Alpen, auch etwas vom Geiste des Widerspruchs getrieben, liess nur der Schweizerscenerie Gerechtigkeit widerfahren; man wies mich in gebührende Schranken zurück, war aber doch im Grunde zufrieden mit meinem Enthusiasmus für den Genfersee und die hehre Umgebung.

In Belfort wurde übernachtet, am folgenden Morgen das Elsass betreten. Ich hatte viel mit der Schönheit meiner vaterländischen Provinz geprahlt, die Wohlhabenheit und Reinlichkeit der Dorfschaften herausgestrichen — hatte ich mir doch die Oertlichkeiten des mittleren Elsasses als allgemeine Repräsentanten meiner Provinz gedacht. Nun wollte es zu allem Anfang der Zufall, dass wir durch einige sehr verwahrloste Dörfer mit elenden Häusern, schmutzigen Bewohnern und vom Regen verdorbenen Landstrassen fuhren. Madame Humbert liess die peinliche Geissel ihres Spottes über mich ergehen und gab mir indirekte Lehren zu klügerem weniger absprechenden Benehmen. Diese Korrektur schob indess keinen Riegel vor das sich einbürgernde gegenseitige Zutrauen. Dass ich es nur gestehe, ich fühlte die Ueberlegenheit dieser eleganten französischen Bildung über das Zwitterwesen der Frauen und Mädchen meiner Vaterstadt. Den Erinnerungen von Dettweiler wurde ich nicht untreu; eilte ich doch mit hochklopfendem Herzen der Stunde des Wiedersehens voraus und musste mich bezwingen, nicht durch Anspielungen Madame Humbert zur Vertrauten einer verhängnissvoll aufkeimenden Neigung einzuweihen.

In Kolmar besuchte ich spät Abends einige Verwandte; es war hohe Zeit, dass ich dem Heimaths-Hafen mich nahete. Die Verlegenheit, die mich in Vevey befiel, hatte sich zum zweiten Mal eingestellt, und ich wäre vor Scham zu Boden gesunken, hätte ich meine Noth gerade vor Kolmarer Vettern, die ich etwas patronmässig behandelte, eingestehn müssen.

Eltern und Freunde sah ich zu Strassburg nur flüchtig, hielt den Humberts Wort, begleitete sie auf Wegen und Stegen, aber nach ihrem Abzuge mir selbst wiedergegeben, zog ich mit einer Kalesche nach Zabern und von dort in später Herbststunde zu Pferde nach Dettweiler.

Hatte ich das Juragebirge nur obenher beachtet, so war das mit dem niedrigen Höhenzuge, dem lieblichen Bergamphitheater von Zabern ganz anders. In dämmerigen Hintergrund traten das sechsmonatlich genossene Schauspiel der Alpenkette und des Lemanspiegels; wie lebenathmende lebenspendende Freunde begrüsste ich die halbverschleierten Waldungen und Schlösser von Zabern; nur eine Stunde noch durch den bischöflichen Park und die freiere Strasse, wo in den Nebengründen

auf Wiesen und Felder leichte Nebel sich hinzogen, — und ich war in ersehnter, lieber Wohnung, woraus von ferne schon durch die Nacht mir die erhellten Fenster entgegenschimmerten. Eine neunmonatliche Vergangenheit schwand wie ein Traumbild hinter mir, vergebens hatte ich gehofft, durch Abwesenheit und Zerstreuung mich zu retten, es war alles umsonst, wie ein Nachtfalter flog ich dem Lichte zu, das mir die Flügel versengte, mich zuerst auf lange Zeit hinaus für eine andere wünschenswerthere zweckmässigere Neigung unempfindlich machte, dann gegen neuerstehende Leidenschaft unbewaffnet auslieferte.

Sie lag unwohl zu Bette. Ich wurde vorgelassen und katechisirt. Das Examen bestand ich in meinem Sinne recht wohl. Viel später erst erklärte ich mir eine Aeusserung, die mich beinah von diesen werthen Frauenlippen befremdete. Ueber meine Begegnung mit den Ehegenossen Humbert in den letzten Reisetagen glitt man hinweg. Im ganzen war ich zufrieden, beglückt, mich wieder in der lieben Nähe zu wissen und gab noch in später Nacht auf meinem einsamen Zimmer diesem Grundgedanken Ausdruck, indem ich noch einen Theil meiner Reisenoten in Form von Ephemeriden niederschrieb und den folgenden Morgen das Paketchen dem Bureau des Hauses übergab zur Weiterbeförderung nach Strassburg, an Stahls Adresse.

Wie erstaunt war ich, kurze Zeit darauf den Vorwurf der Unvorsichtigkeit zu vernehmen. Das Packet war an Ort und Stelle erbrochen worden, und die lakonisch zu Ende eingeschobenen Worte: «Ich fühlte mich nur durch den Zwischenraum weniger Zimmer von ihr getrennt», hatten ihren Weg durch den indiskreten Späher zu den Ohren der Dame des Hauses gefunden. Ich war verblüfft, erwiderte nichts und entschuldigte sogar in meinem Innern die Indelikatesse durch den natürlich sich aufdrängenden Gedanken, dass Eifersucht auf Gunst der Frauen kein gesellschaftliches Uebereinkommen oder Gesetz achte.

Stahl hatte mich ein Jahr zuvor, im Herbste 1818, auf einige Tage besucht, und so felsenfest auch sein Vertrauen auf meine Freundschaft zu ihm gegründet stand, konnte ihm nicht entgangen sein, wie sehr eine andere Neigung sich zwischen uns zu drängen anfieng. Nicht den geringsten Vorwurf, auch keine Warnung erlaubte er sich zuerst, nur als ich um einige Tage bis in den November die Rückkehr in das elterliche Haus verzögerte, fragte er schüchtern an, ob sich etwas meiner Pflicht entgegenstemme.

Ich glaubte nach und nach heraus zu fühlen, dass sich

die Zuneigung des herzlich verehrten und geliebten Wesens innerhalb gewisser Schranken bewegte; das Herauskehren der trefflichen Eigenschaften ihrer schon 12—13jährigen Tochter sollte mich augenscheinlich mit dem Gedanken einer zukünftigen Verbindung befreunden. Was man in sich niederkämpfte, sollte auch bei mir sich vollziehen. Es war ein fast frevelhaftes Herausfordern des Schicksals, ein Verkennen des Feindes im eignen Busen oder ein gänzliches Nichtbeachten der männlichen Natur.

Die Zahl der Mitglieder der Familie fand ich um eines vermehrt. Im Laufe des Sommers oder Spätjahrs hatte der Associé des Hauses in der Schweiz seine schon seit Jahren halbgeschiedene Ehegattin zurückgelassen, sich nach Basel begeben und dort aus den Händen dieser Frau einen etwa siebenjährigen Knaben entgegengenommen und diesen nach Dettweiler zu fernerer Entwickelung überliefert. Der Kleine fand in der That eine zweite Mutter, und ich konnte der liebevollen Anleitung und der sorglichen Pflege, die ihm gewiss hier besser als in der deutschen Schweiz zu Theil ward, meine Bewunderung nicht versagen. So hielten in dem komplexen Charakter, der sich mir offenbarte, die Gegensätze die Wage. Willenlos blieb ich verstrickt in Banden, die ein determinierter, voraussichtiger oder wohl berathener Jüngling zerrissen, wären ihm auch ein Riss als Wahrzeichen an Hand und Arm und wohl auch die Striemen der blutenden Brust geblieben.

Ich kehrte zu «meiner Pflicht» zurück, d. h. vorerst verharrte ich noch offiziell und planlos in den propädeutischen Studien der Theologie, befreundete mich jedoch mehr und mehr mit dem Gedanken, das unangenehme Joch abzuwerfen. — Ich hörte Kirchengeschichte bei Emmerich, — den ich in einer andern «weltlichen Schrift», durch das wohlverdiente Beiwort eines protestantischen Fénélon charakterisirte, — Psychologie bei Redslob, dem theoretischen und praktischen Moralschöpfer, und hospitirte bisweilen auf der Faculté des lettres bei dem eloquenten Bautain. Es schaarten sich wohl über hundert Zuhörer um den jugendlichen Elèven der Normalschule; als Redner schien er uns mit Recht unvergleichlich, als theilweiser Vulgarisator der Philosophie Deutschlands auch den Professoren des protestantischen Seminars willkommen. Er war in jenen Jahren noch in der Phase seiner konstitutionellen und liberalen Entwicklung begriffen, liess indessen schon bei erfahrenen Gelehrten und Menschenkennern sein Hinneigen zum Mystizismus durchsehn; ein Kryptokatholicismus hatte sich seiner schon bemeistert, als er noch an den Kämpfen der liberalen Parthei in Frankreich sich betheiligte. Die öffentlichen Kol-

legien beschränkten nicht seinen Wirkungskreis, er war zugleich Professor im Lyzeum; dort bildete er sich seine eigentlichen Schüler und Proselyten, die spätern Apostel seiner Lehre, heran. Der hochbegabte Verny, der Sohn eines Kolmarer Advokaten, frühern Napoleonischen Unterpräfekten, studirte in Strassburg zugleich die Rechte und setzte sich als einfacher Schüler zu den Füssen Bautain's im Lyzeum nieder und wurde von dem angehenden Proselytenmacher bearbeitet — die Bemühung schlug fehl, Vernys gesunder Sinn widerstrebte der nebelhaften Begränzung, und eben da Bautain sich, eines Sieges gewiss, einen gelehrigen beredten Schüler gewonnen zu haben wähnte, entglitt Edouard Verny seinen Händen und rettete sich vorläufig nach Paris.

Auf mich übte Bautain kein anderes Prestigium als das seiner blendenden, reinen französischen Sprache. Der Kontrast zwischen seinem Purismus und der falsch oder unangenehm accentuirten Sprechweise der meisten andern Professoren war allzu eindringlich, ich konnte mich demselben nicht entziehen und verfiel dadurch noch mehr mit dem mir im Grund der Seele verleideten Strassburg.

Im Winter von 1819—20 gab ich einigen hübschen Pfälzerinnen Unterricht im Französischen; es war eine mehrfach erwünschte Beschäftigung, verschaffte mir mit etwas Taschengeld den Umgang mit schon herangebildeten Jungfrauen, die unter der Leitung von Frau Emmerich, der Stiefmutter des Professors, standen, und das mütterliche Patronat dieser ausgezeichneten Dame. Viel mehr als ich verdiente, widerfuhr mir auch in dieser Umgebung ein kleines Glücksloos, das ich später erst in seinem vollen Werthe zu schätzen lernte. Doch als das Frühjahr wieder anbrach, sich das in Lausanne zuletzt gehobene Uebel wieder drohend ankündigte und mich mein Herz nach Nordwest zog, nahm ich angeblich auf einige Wochen Urlaub und liess mich in meinem freien Präzeptorat durch einen Mömpelgarder befreundeten Studiosen Hr. Lodt ersetzen; dieser noch jetzt lebende hochbetagte Pfarrer drückte mich verdienterweise in den Hintergrund; er war vorangerückter und zum Doziren viel mehr begabt als ich. Eine blühende Vollnatur. — Unsere späteren Begegnungen im Leben waren stets erfreulich.

Jeder Aufenthalt, den ich nach längerer Unterbrechung mir in Dettweiler gönnte, trug einen andern Charakter, war mit neuen Zwischenfällen, wie sie das Leben mit sich bringt, beglückt oder verunstaltet und beschwerlich. — «Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen.» Man erwartete einen ganzen Schub von Strassburgern Verwandten und Freunden und Studirenden zu Tanzbelustigungen und Ausflügen ins Zaberner

Gebirge. Ich gieng mit einer schon herbeigezogenen Nichte und der Tochter des Hauses dem laubbekränzten Leiterwagen entgegen, der die ganze Bande von lebenslustigen Mädchen und Jünglingen, wohl 12—14 an der Zahl, herbeiführte, wir begrüssten sie mit eben vom Haage gepflückten wilden Rosenzweigen, die lustige Gesellschaft wurde samt und sonders im Schlosse einquartirt; wie und wo alles Platz fand, wüsste ich in der That nicht mehr zu sagen, man rückte zusammen. Ich beherbergte in meinem Zimmer einen alten Theologen, den nachmaligen seit kurzem verstorbenen Pfarrer Sohn, der mich in unserm tête à tête über die Vermögensverhältnisse der Gastgeber auszukundschaften sich bemühte, von meiner Seite indess mit pflichtschuldiger diplomatischer Elukubrazion abgespeist wurde. — Unter den übrigen männlichen Gästen erinnere ich mich noch sehr wohl einiger Vettern der berühmten Firma Berger-Levrault, liebenswürdiger Jungen, mit welchen ich verbunden blieb, und eines andern Mümpelgarder Mader, mit dem ich ein intimes beglückendes Freundschaftsbündniss abschloss. Ich komme bald wieder auf diese treue Seele zu sprechen. — Unter den angekommenen Mädchen zeichneten sich die meisten eher durch Jugendfrische als durch Schönheit aus. Aber von Tanzlust war alles ergriffen und beseligt, man tanzte auf Hohbarr, dann bei der Nachhausekunft, vor und nach dem Abendessen. Die Dame des Hauses war die um zwölf Jahre verjüngte Chorführerin. Ich konnte in meinem Gewissen diesen frivolen Ausflug mitten im Ernst des Lebens nicht völlig gut heissen, fügte mich aber in die Lage, so gut es gehn konnte und so übel mir dabei zu Muthe war. Ich hatte das Tanzvergnügen nie geliebt und mit Widerwillen mich im Winter von 1815—16 zu Tanzunterricht bequemt, mit dem Wunsche, in der Gesellschaft, die ich besuchte, nicht ganz als Sonderling zu erscheinen. Es wollte mir nicht gelingen. Mein Tanzmeister, ein unehelicher Sohn des Königs Max von Baiern, behandelte mich unwirsch, weil er die mangelhafte Anlage und die widerstrebende ernste Natur des Zöglings durchschaut. Der Unterricht wurde in seinem Hause in einem Salon gegeben, den das lebensgrosse Portrait des Prinzen, in der Uniform des Obristen de Royal Alsace zierte. Zwei halberwachsene Töchter des Meisters, ein ungezogener Sohn und ein bevorzugter eleganter Lycéen nahmen Theil an der abendlichen Unterhaltung, die mir, dem Vernachlässigten, jedesmal zur Pein gereichte. Ich verabschiedete mich mit eintretendem Frühling und setzte keinen Fuss mehr in das vermaledeite Haus. Wenn ich später den Sohn auf der Strasse, in der Kathedrale oder im Theater antraf, weckte er in mir die Erinnerung an die verlorene Mühe und die verzettelten Stunden.

In Dettweiler kam noch zu dem allem ein schwer zu bekämpfendes Gefühl. Von dem erlaubten Jugendgenusse fand ich mich ausgeschlossen und konnte es nun einmal nicht mit ansehn, wie der Hausfrau von dieser jungen Welt die Cour gemacht wurde und sie vor Nichten und Freundinnen auf diesen häuslichen Bällen wie in ihrem natürlichen Elemente glänzte. Vergebens hatte man mich angesprochen, mich durch das Aufspielen der Walzer zu betheiligen, denn soweit hatte ich es doch in meinem rudimentären Klavierspiele gebracht; nichts konnte mich erschüttern, und wenn die ersten Akkorde zu meinen Ohren in mein Zimmer drangen, eilte ich auf und davon in die offene Landschaft, meine eifersüchtigen Thränen zu verbergen und durch Ermüdung zu bewältigen.

Nicht unbemerkt blieben diese Anwandlungen. Sie wurden in Strassburg zu einem Motiv der nähern Befreundung mit Mader, in Dettweiler veranlassten sie Erklärungen, die selbstverständlich nie zu meinem Vortheil ausfielen.

Als die Bande nach drei Tagen wieder in die Stadt zurückbefördert wurde, athmete ich freier auf und hatte die Genugthuung, dass auch auf den ältern legitimen Hausherrn ein Theil des Tadels zurückfiel. Es hatte der alte Herr sich vermessen, an einem Abend einige an der Thüre des Salons lauschende hübsche Bauernmädchen auf seine eigene Faust in den Saal selber einzuführen und die Tänzer um ihre Protektion für diese ländlichen Schönheiten zu bitten. Es wurde seiner Bitte gewillfahrt, allein das Erstaunen und der Aerger der städtischen Tänzerinnen war diesen Kindern des Hauses auf der Stirne und in den Augen zu lesen. Mit Händen greifbar musste wohl die durch Eltern verabredete Pfingstfahrt sein, hoffte man doch hie und da durch diese gastfreundliche Aufnahme einheimischer und fremder Jünglinge die Wege vorzubereiten für etwaige künftige ernsthafte Allianzen, und nun musste durch das Eingreifen des Hauspatrons selber ein Theil des Planes vereitelt werden. Man trug ihm, dem sonst welterfahrenen Greise, sehr lang die Taktlosigkeit nach, und ich hörte ihn mit einem Stichworte belegen, das ich hier nicht wiederhohlen darf.

Die Zusammenstellung dieser Pfingstgesellschaft mit ähnlichen Szenen im Sesenheimer Pfarrhof liegt nahe; nur, denke ich, waren in diesem letztern die Tanzbelustigungen kürzer und die Aufnahme noch patriarchalischer und einfacher als im Fabrik-Schlosse zu Dettweiler. Von Umstand war indess auch hier keine Spur, und die exceptionelle Ausgabe wurde, denke ich, von einem patronirenden Strassburger Verwandten bestritten.

Die Alltagsruhe herrschte nach der Abfahrt des unge-

schmückten Leiterwagens an der Oberfläche wieder, auch die Schwingungen meines Herzens hatten sich nach den Händedrücken der Damen vom Wagen herab, zum Wagen hinauf allmählig gelegt, als zwei neue Incidenz-Fälle mich aufstachelten.

Ich war gerade daran, der Dame des Hauses eine Unterrichtsstunde im Italienischen zu geben, eine Vermessenheit, wofür ich die Nachsicht meiner Leser nachsuche, als die Tochter, Louise, hereinsprang, mit dem Ausrufe: Mutter, der Präfekt von Strassburg und der Unterpräfekt von Zabern besuchen gerade die Fabrik. Wir wollten zuerst dem Mädchen keinen Glauben beimessen: Ich erwiderte: Du meinst den Unterpräfekten — nein, nein! ich irre nicht: — und so war es in der That. Decaze, der Bruder des kurz vorher auf die Ambassade von London verwiesenen Ministers Duc Decaze, inspizirte mit dem Unterpräfekten Guizot die nicht unbedeutende Baumwollenspinnerei. Da ich ganz unbefähigt war, irgend eine Erklärung abzugeben, liess ich mich in meiner Indifferenz nicht stören und hörte dann aus dem Munde der männlichen Inhaber die Einzelheiten dieses unerwarteten Besuches mit an. Das Maschinenwerk der Fabrik stand durch eine kunstreiche Walze mit der untern Mühle und der Wasserkraft der Zorn in Verbindung; es musste dem Oberverwalter des Departements daran gelegen sein, den Verbrauch der Wasserkraft zu bestimmen, zu sehen, was zu- oder abzugeben war. Nach mehr als zwanzig Jahren fand ich im Departementalarchiv das klug gefasste mémoire wieder vor, welches die Fabrikinhaber eingereicht hatten zur Erwirkung eines beträchtlichen Privilegs und zur Erweiterung des Wohlstands der Arbeiterklasse der Umgebung. Was damit erlangt worden, wüsste ich nicht zu bestimmen. Mich heimelte die Denkschrift aber ganz wunderbar an. Den Präfekten Decaze bekam ich nie zu Gesicht, öfters aber seinen historisch berühmten Bruder. Auch mit Guizot, vulgo Guizotin genannt, dem Bruder und Mitarbeiter des Historikers und Ministers, kam ich später in Berührung und erinnerte ihn an diesen seinen amtlichen Ausflug längst vergangener Jahre.

Eine nachhaltige Wirkung hinterliess in Dettweiler die flüchtige Erscheinung der Oberbehörde. War doch in der That die Prosperität der Fabrik von einem günstigen Bescheid abhängig. Ernsthafter griff um dieselbe Zeit in das tägliche Leben ein heftiges arglistiges Wehe des Associés, es musste aus Strassburg ein Arzt herbeigehohlt werden. Die Krankheit war chronischer Natur, ich fühlte mich selbstverständlich gedrungen, Abschied zu nehmen. Auch konnte ich mir nicht verbergen, dass die sorgsame Pflege, welche die Hausfrau dem schwer

Daniederliegenden angedeihen liess, mich mehr als billig verdüsterte. Ich nahm in Strassburg für einige Zeit meine gewöhnliche Beschäftigung auf, unterlag indess, wie gewöhnlich, der sommerlichen heillosen Atmosphäre Strassburgs. Ein lieber Kommilitone, Theodor Kreis, der nachmalige Professor des protestantischen Gymnasiums, lud mich auf einige Tage zu sich nach Baden-Baden, wo er die Thermen gebrauchte. Ich rechne dieses ganz kurze Intermezzo zu einem Lichtblick in meinem oft getrübten Dasein. 15 Jahre zuvor war ich mit der Mutter in der lieblichen Gegend gewesen, bewohnte jetzt wieder denselben Gasthof (zum Hirschen) und erkannte zu meiner Ueberraschung und Befriedigung all und jede Lokalität, wie sie mir in fernliegender Kinderzeit erschien. Wir besuchten zusammen, der benannte Freund und ich, die klassischen Stellen: das alte Schloss, das Jagdschloss, die Favorite; ein weiterer Ausflug zu Wagen im Murgthal, führte uns bis Forbach zur Forellenzucht, es war für mich eine halbe Reminiscenz der Schweiz. — Auf pittoresken Felsen, hoch auf dem Schlossberg, da mich meine Begleiter mit meinem Namen interpellirten, bemerkte ich auf den Gesichtern einer umstehenden Familie eine Betroffenheit, die mir auffallen musste, ich erkannte ganz genau eine vor Jahren bei meinen Eltern in höchst romanesken und bedrängten Umständen einquartirte Familie. Da man sich weiter nicht zu erkennen gab, hielt ich ebenfalls inne, nicht zum ersten, nicht zum letzten Mal Persönlichkeiten gegenüber, die mir zu irgend einer höflichen Demonstration und Erkennungsscene verpflichtet waren.

In der Diligence, auf dem Rückwege nach Strassburg, machte ich mit zwei norddeutschen Studenten Bekanntschaft und übergab sie dann in die Hände meines Bruders, der sich seit einiger Zeit aus einer Materialistenhandlung losgesagt und auf eigene Faust autodidaktmässig Botanik trieb. Er verschaffte sich durch Unterrichtgeben in diesem Fache und durch organisirte Ausflüge in die Ebene und in die Berge eine provisorische Existenz, kam dadurch mit dem protestantischen Studenten Esser in Berührung und konnte meinen improvisirten Reisekameraden dienlich sein. Mir waren kommersähnliche Zusammenkünfte durch meine schwankende Gesundheit untersagt und meiner Natur zuwider. — Die liebenswürdigen Mecklenburger, die mir ihren Dank für die unerwartete Aufnahme herzlich ausdrückten, versorgte ich mit einem Empfehlungsbrief an meine Vettern in Lausanne, woselbst sie mit ebenso vieler Gunst empfangen wurden und den besten Eindruck hinterliessen. Diese Zeiten der naiven Hingabe hielten in spätern Jahren nicht mehr Stand, doch dehnten sie sich in meinem Leben gewiss auf einen längeren Raum aus als bei vielen meiner Mitgenossen.

In demselben Hochsommer begab ich mich mit meiner Mutter und dem jüngern Bruder in das Barrerthal, woselbst uns eine schon aus frühern Jahren bevorzugte modeste Badeanstalt aufnahm. Ich traf daselbst mehrere ältere humane Strassburger aus der Mittelklasse und empfieng mehrfällige Besuche von Verwandten und Bekannten. Das anmuthige mit Reben, Wiesen und Waldungen, Felsen und Felsenschlössern geschmückte Thälchen war mir von jeher durch die Nähe des leicht zu erreichenden Odilienberges, des Hohwaldes, der Schlösser von Andlau und Spessburg lieb geworden. Dem Knaben war früher nichts erwünschter als eine temporäre Unterkunft in der primitiven Badeanstalt, worin die siechenden Physiognomien mancher Stammgäste kämpften. Freilich schien mir jetzt durch die Schweizerreise, durch Dettweiler und ohnlängst durch Baden-Baden diese spiessbürgerliche Anstalt nicht mehr in demselben bevorzugten Lichte, aber auch so fand ich in dem beschränkten niedern Berghorizonte, und am freundlichen Murmelbach einen nicht zu unterschätzenden Genuss. Und was mich diesmal ganz besonders anzog: Ittenweiler, in nächster Nähe, wovon ich seit drei Jahren mich beinahe abgewendet, übte die alte Zauberkraft; ich konnte mich nicht enthalten, auf bekannten Wald- und Bergwegen auf einige Stunden hinüber zu pilgern, mich, wo nicht ganz der alten, doch einer noch herzlichen Begrüssung zu erfreuen. Der jüngere Herr von Coehorn (Eduard) machte mir auf der Stelle einen Gegenbesuch, belobte meine unscheinbare Einquartirung; die idealisirte Erinnerung an mein diesmaliges Erscheinen im werthen Schlosse legte ich in einer elegischen Ballade: «Der arme Hirt» betitelt nieder. Des Standesunterschieds war ich mir seit den 3 letztverflossenen Jahren immer mehr bewusst geworden; mein Verhältniss zu der sozial soviel höher gestellten Familie schwebte mir beim Niederschreiben des Gedichtes vor, nur dass ich es in noch viel höhere Sphären versetzte. Ich glaube, es hätte die Ballade eine väterliche Fürsorge von meiner Seite verdient. Im Spätherbste desselben Jahres brachte ich die elegischen Verse in Dettweiler zur Lektur; man errieth den Sinn und die Schmerzen nicht, welche der Klage das Dasein gegeben.

Unwiderstehlich zog es mich in die Umgegend von Zabern, als ich vernommen, dass der Kranke genesen und sich meinem vorwinterlichen Besuche nichts mehr entgegensetzte. Friedfertig fuhr ich mit dem Genesenden in der Nachbarschaft umher, die peinlichen Eindrücke des vorigen und des laufenden Jahres hatte ich mir systematisch mit etwas heldenhafter Resignation aus dem Sinn geschlagen, trug ich doch den verzwickten Verhältnissen gehörige Rechnung und wusste, fühlte

ich doch, dass im Busen des theuren Wesens eine nicht mehr zu unterdrückende Stimme für mich sprach. Nur kam ich im tiefsten Innern zur Ueberzeugung, dass bei meinem völlig morsch gewordenen Glauben, bei überhandnehmendem Weltsinn und dem Skeptizismus an der Legitimität der sozialen Gesetze das Studiren der Theologie für mich beinah zur Unmöglichkeit geworden. Dazu kam noch seit Lausanne der bedenkliche Zustand meiner Brustorgane, die mich zu dem Auftreten als Prediger in ungeheizten Kirchenräumen nicht befähigten. Doch zu einem bestimmten Entschlusse hatte ich es noch nicht gebracht, als ich im Oktober dem Landleben Valet sagen musste. — In letzter Zeit waren die Spazierritte oder Spazierfahrten mit der Dame des Hauses gar nicht geeignet, mich zu beruhigen: ihre religiösen Ueberzeugungen standen wie die meinen auf dem Gefrierpunkte. Der protestantische Pfarrer hatte vor zwei Jahren seinen einzigen Sohn, einen meiner Studiengenossen, verloren, mich seit der Zeit werth gehalten, aber nicht ganz verhehlt, dass er meine Ansichten ebenso sehr als mein Behaben im Schlosse missbillige. Einen Vorschlag, da er sich eines Samstag Abends unwohl fühlte, ihn auf der Kanzel zu ersetzen, hatte ich kategorisch abgewiesen, er musste dies als eine erklärte Unfähigkeit oder als Bewusstsein eines innern Glaubensmangels ansehn; bei einem Ausfluge nach Buchsweiler, in Gesellschaft einiger Bewohner des Schlosses, hatte er Gelegenheit gefunden, mir seine unumwundene Meinung auszudrücken. Derartige Anspielungen brachten mein ganzes Wesen in Aufruhr und liessen mich ungeduldig dem Augenblicke entgegen sehn, wo ich die lästige hypokritische Maske abwerfen könnte. Der nämliche Ausflug nach Buchsweiler brachte mich im Gymnasium mit einem früheren etwas ältern Mömpelgarder Kommilitonen in Kontakt, der sich zum Erziehungsfache hingewendet und neuere Geschichte in sehr liberalem Sinne dozirte. Warum sollte ich mir nicht durch ähnliche Beschäftigung, wenn alles andere fehlschlüge, Unterhalt verschaffen?

So kam ich, hin und hergezerrt, nach Strassburg, bereitete mich indessen noch oberflächlich auf das Examen zum Uebergang in die eigentliche Theologie vor, bestand die Prüfung nicht gerade auf eine ausgezeichnete Weise; mein Missmuth über mich selbst wurde dadurch nur noch mehr gesteigert, und in einer herzlichen und dringenden Unterredung mit meinem Vater gestattete der gutwillige Mann mir das Studiren der Jurisprudenz; vielleicht mochte er hoffen, an mir einen Gehülfen für seine halbjuristischen Arbeiten zu gewinnen. Nur meine Mutter war bedenklich, sie mochte grössere Ausgaben voraussehn und in ihrer christlichen Glaubenstreue verharrend

es im Stillen bitterlich beklagen, dass ihr Sohn von einer Laufbahn sich abwende, welche ihr dereinst auf einem Pfarrhof etwa einen Wittwensitz bereitet hätte. Die Metamorphose überraschte mehrere meiner Freunde. Das Examen hatte ich in den ersten Oktobertagen bestanden, in den ersten Novembertagen nahm ich meine erste Inscription im Sekretariat der juristischen Fakultät und erklärte meinen Entschluss dem Herrn Dekan Arnold, dem Verfasser des Pfingstmontags. Durch die Familie Coehorn war ich dem humanen vielfach gebildeten Manne bekannt: ich entwickelte meine Gründe, er schien überzeugt und verabschiedete mich mit den Worten: placet senatui. — Prof. Gottlieb Schweighäuser, der Sohn des Hellenisten, erwies mir die Ehre eines «Kondolenzbesuchs», machte mich indess nicht irre in meinem Vorhaben. Noch jetzt ist mir unbegreiflich, wie keiner der damaligen Lehrer am Gymnasium und Seminarium, auch Schweighäuser nicht, der meine belletristischen Vorarbeiten immer gut aufgenommen, vielleicht übermässig belobt, nicht auf den ganz einfacheu Gedanken kam, mich zur Pariser Ecole normale hinzuweisen. Ich war so sehr in den engen Provinzialverhältnissen befangen, so sehr in deutschen Anschauungen aufgewachsen, dass mir nicht einmal die Existenz dieses Central-Instituts zu Ohren kam. Jedesmal wenn ich auf den Wunsch, einmal der Faculté des lettres anzugehören hindeutete, befragte man mich über meine persönlichen Vermögensverhältnisse, rieth mir ab und warf mich wie einen übelberathenen irrlichternden Zögling auf die Seite.

Mit meiner Umsattelung veränderte sich naturgemäss Beschäftigung und soziale Lage. An der Aufnahme, die mir in mehreren hochstehenden Familien widerfuhr, konnte ich trefflich ersehen, dass mein zögerndes, unbestimmtes Verweilen im theologischen Lager nicht zum besten aufgenommen wurde und man mir nicht die Kraft zutraute, auf dem nunmehr neu einzuschlagenden Wege gehörig vorzudringen. Ich unterzog mich dem regelmässigen Besuche des römischen Rechts bei Professor Arnold und des französischen Rechts bei einem französischen Professor Thierich de Luyton, der sich zu der royalistischen Partei geschlagen und seine Tendenz auch in seinen diktirten Heften gegen die «sogenannten Reformirten» zur Schau trug. Bei dem neu ernannten Professeur suppléant Hepp, dem Erzieher der Söhne des Herrn Renouard de Bussierre, gehörte ich zu den wenigen Zöglingen, die ihm in seinem etwas abstrakten, halb juristischen Vortrag folgten; doch im Privatumgange wurde er mir zum lieben väterlichen Freund, Berather und Gönner. In seinem Kabinete kam ich zum erstenmal mit dem bereits erwähnten talentvollen Verny zusammen und gewann

ebenfalls an ihm einen treuen durch Diskussion anregenden Freund. Er hatte gleich mir eine Doppelerziehung erhalten; durch seine deutsche Mutter und seinen Vater, einen ehemaligen Unterpräfekten und nunmehrigen liberalen Advokaten am Appelhof vereinigte Edouard Verny manche Gegensätze und war in politische Verhältnisse eingeweiht, die mir bis damals gänzlich entgiengen. Ich fieng an, Theil zu nehmen am Geschicke des Vaterlands jenseits der Vogesen, die moderne französische Literatur hatte mich von jeher angezogen; Verny bekannte sich zu einem mit Gründen belegten Enthusiasmus für ältere und jüngere französische Poesie und Beredsamkeit. Er hatte im Lyzeum zu Kolmar den rhetorischen Unterricht Ozaneaux', eines Schülers der Ecole normale, eines Jugendfreundes von Casimir Delavigne, genossen und überbrachte mir die Traditionen der ältern und modernen Schule.

Sein Einfluss auf mich war gross. Meine Bewunderung für den Verfasser der Vêpres siciliennes, der Comédiens, konnte er zwar nicht steigern; eingenommen war ich wie er für den aufweckenden einnehmenden Lyriker Lamartine und für Béranger, den Sänger des Napoleonischen Schlachtenruhms, der Widerhall meiner eigenen Gefühle in einer verwandten Seele steigerte jedoch in den nachfolgenden Jahren meine literarischen Genüsse. Seinen Lehrer Ozaneaux hatte Verny in die deutsche Poesie eingeführt, für ihn einzelne Oden von Klopstock trefflich übertragen, ihm Schillers Don Karlos durch eine interlineäre Uebersetzung näher gebracht, das Staunen des jungen Parisers über diese neuen grossen Schöpfnngen erregt. Dafür war ich dankbar, und als ich erfuhr, dass Ozaneaux mit dem Plan eines patriotisch-epischen Gedichts über Jeanne d'Arc umgehe, wurde ich Verehrer des Sängers, bevor ich ihn von Angesicht zu Angesicht sah und in ihm den Menschen und den uneigennützigen Beschützer noch mehr als den Dichter lieben lernte.

Der Frühling war herangekommen, die Dame von Dettweiler für einige Tage zum Besuch in Strassburg. Ich widerstand der Versuchung nicht, mit ihr auf kurze Zeit die Landluft zu geniessen. Wir fuhren im offenen Coupé einer elsässischen Landkutsche ab, in Brumath erwartete uns das Wägelchen von Dettweiler. In einer der Brumather Mühlen harrte sehnsuchtsvoll auf die Tante ein blühendes Mädchen, das ich auf dem vorjährigen Pfingstfeste gesehn; man hatte ihr die Fahrt nach Dettweiler versprochen, die Arme musste zurückbleiben. Ich kann nicht sagen, dass es mir ins Herz schnitt; unbarmherzig ist nun einmal die eigennützige Leidenschaft. Armes Wesen, wie sehr musste es den «Fremden» verwünschen! Im Zornthale, wo sich nach und nach der Dämmer der Nacht

über uns hängte, wurde ich auf die Gegenwart eines neuen jüngst aufgenommenen Ankömmlings vorbereitet. Während einer kommerziellen peinlichen Krise der Fabrik hatte der ältere Hausherr eine gastliche Aufnahme im Städtchen Lahr gefunden; da nun jeder geleistete Dienst gewöhnlich mit verzinsten Gegendiensten belastet wird, traf es sich, dass die Bewohnerin von Lahr eines Abends in Dettweiler vorfuhr und einen in ähnlich bedrängter Lage wie vormals der Hausherr befangenen Leipziger Handelsmann mit sich brachte. Vorläufig wurde der Verfolgte mit gewohnter Gastfreundlichkeit im Schlosse aufgenommen. Zudem hatte sich die Schlossdame eine Haushälterin aus Strassburg beigelegt, auch diese noch in blühenden Jahren stehende Gehülfin wurde wie ein Glied der Familie behandelt. Für mich kam dieser Zuwachs in hohem Grade unerwünscht. Jedes auch das flüchtigste intimere Gespräch wurde dadurch erschwert. Man empfahl mir die strikte Beobachtung der elementaren Rücksichten. Ich, meiner selbst nicht mehr mächtig, verstiess mehr als einmal gegen eingegangenen Vertrag, und musste auch in meiner Blindheit und Verstocktheit fühlen, dass ich an dem Schatze der Zuneigung, die ich erworben, leichtsinnig zehrte. Gewogen waren mir zwar die frischen Hausgenossen, der Deutsche war ein sehr gebildeter nur vom Unglück zusammengepresster Mann, er war eifrig bemüht, mich für seine eventuelle Zukunft zu gewinnen; unselbständig, wie ich damals war, konnte ich mich ihm leider nicht gefällig erweisen, und ich fürchte sehr, dass er nach gebotenem Abschied aus Dettweiler und fruchtlosen Anfragen in Strassburg bei meinen Eltern in Kolmar bei bekannten Handelsleuten sich ein Leids gethan. Seine blasse zerknirschte Physiognomie ist seitdem oft für mich aus dem Nebel der Vergangenheit aufgetaucht, und ich kann mich dem Vorwurf nicht entziehn, nicht genügsam aus meiner egoistischen Leidenschaft herausgetreten, dem Verstossenen, ich weiss nicht wie, beigesprungen zu sein. Waren bedrängte Begegnisse meiner spätern Laufbahn etwa theilweise Busse meiner unfreiwilligen Schuld?

Die Gehülfin gehörte zu einer achtbaren zurückgekommenen Strassburger Familie. Sie musste gewiss meine zweideutige Lage im Schloss streng beurtheilen, doch war sie nicht in der Verfassung, mich zu berathen oder gar zu tadeln. Ich verlor sie ebenfalls ganz aus den Augen.

Zum bereits vermehrten Haushalt kam auch im Laufe des Frühjahres ein anderer Zuwachs. Der Associé der Fabrik war durch einen jüngern Bruder, der in Heidelberg Medizin studierte, beunruhigt. Von der Zürcher Familie kamen wiederholte Brandbriefe über die unregelmässige Aufführung des Studiosen,

seine Schuldenmacherei, seinen verdächtigen Umgang mit einer Bäckerstochter. Der unselige zum Theil wenigstens Verläumdete wurde nach Dettweiler zur Rechenschaft und Selbstvertheidigung beschieden. Er langt an, wüthend ob der Angriffe der puritanischen Schweizergeschwister. Eine gedrungene markige Figur! Er rechtfertigt sich in einigen Punkten wenigstens und bleibt, bis eine Korrespondenz die heikliche Sache ausgeglichen, vorläufig bei dem Elsässer Bruder. Schon war er am Abschluss seiner medizinischen Studien angelangt und fing an, in seiner temporären Umgebung zu doktoriren. Ich glaube nicht, dass er sich in meinem Zustand geirrt; er hatte schon genugsame Lebenserfahrung, woraus er mir vieles mittheilte, und, obgleich er selber guten Raths und strenger Leitung bedürftig, deutete er doch auf das Unhaltbare meiner Lage hin, auf die Pflichten gegenseitiger Gastfreundschaft. Er blieb nicht ohne Einfluss bei den innern Kämpfen, die ich mit mir selber bestand. Wir hatten dasselbe Zimmer inne, unsre Gespräche verirrten sich oft in die ersten Nachtstunden. Die Rücksichten, die man meinem Vater zollte, das sah ich wohl, waren der einzige Zügel, der einen Ausbruch zurückhielt. — Von anderer Seite her wurden mir die Vorwürfe ebenfalls nicht erspart; sie kamen aus dem Munde des lieben Wesens, unter der Formel von Aeusserungen der Hausgenossen. Ich konnte und durfte nichts erwidern, es war ein Spiessruthenlaufen, ein Vorschmack des Fegefeuers. Die Lage schien unerträglich — und doch und doch

«Himmelhoch jauchzend
Zu Tode betrübt,
Glücklich allein ist die Seele die liebt.» —

Einzelne Lichtpunkte dieser verlängerten Abschiedsperiode heben sich von einem dunkeln Nebelgrunde ab, worin für mich jetzt alles in Nacht verschwimmt. Zu keiner Arbeit, zu keiner Lektüre aufgeräumt, auch nur selten fähig, in diesem wirren Tumult der Gefühle mich durch Elegien zu beruhigen, musste ich zuletzt selbst irgend eine Befreiung herbeiwünschen. Sie wurde mir in offizieller Form, ich verfiel im Laufe des Juni der Konskription, wurde somit nach Strassburg berufen. Bei der Ziehung der Nummer hatte ich mich schon entschuldigt, nun kam es an die persönliche, sanitäre Visite. Ich machte mich auf den Weg. Der letzte Abend am gemeinsamen Familientisch war unheimlich, es herrschte eine unbeschreiblich gespannte Stimmung, es war, als ob der Busen aller Gegenwärtigen in der Brust des Nachbars zu lesen sich unterfienge. Ich hatte Mühe, die nothdürftigste Fassung zu behalten, und als ich schüchtern,

verstohlen die Augen aufschlug, sah ich, dass mir gegenüber auf einer halbgebleichten Wange mehr als eine Thräne perlte.

In diesen Kreis trat der Müller und vermehrte durch sein plumpes, rohes Auftreten die allgemeine Reizbarkeit.

Als den andern Morgen der Wagen vorfuhr, kam er noch einmal, unter dem Vorwand, von mir Abschied zu nehmen und äusserte in Strassburger Dialekt sehr vernehmlich: Sie können sagen «ich bin da gewesen».

Ich war geharnischt, erwiderte nichts. Eine Viertelstunde vorher, in einem erlauschten Augenblick, hatte sich die Bedrängte in mein Zimmer gewagt, ich, um Verzeihung für all die Unruhe bittend, mich ihr zu Füssen geworfen, ein Händedruck deutete, dass alles Herbe vergessen. Ich habe seither, wenn ich an diesen flüchtigen Moment dachte und an die mehrjährige Vergangenheit, nicht ganz dieselben milden Empfindungen gehegt. An meinen Selbsttadel knüpfte sich doch die eine schüchterne Frage, ob nicht der ganze Verlauf sich anders gestalten konnte? Es ereignet sich selten, dass in unwiderstehlichen Herzensbündnissen, bei gebotenem Bruche, die Schuld auf einer Seite haftet. Nur will es Sitte und Rücksicht auf das zarte Gewebe eines Frauenbusens, dass der Mann und Jüngling sich im Staube winde und an dem verlornen Idol und der geliebten Stirne den ehemaligen Heiligenschein nicht verwische.

Im Wagen sass bereits die Gehülfin, die nach Strassburg zu häuslichen Bestellungen fuhr. Dem geduldigen gutmüthigen Wesen übertrug ich manche Empfehlung zu meiner retrospektiven Vertheidigungsrede und entfernte mich in Strassburg von ihr doch mit etwas erleichtertem Herzen.

Ganz um dieselbe Zeit war in Gernsbach eine Nichte der Dettweiler Ehegenossen eines verfrühten Todes gestorben. Luise war seit einigen Jahren an einem Brustleiden erkrankt, ich hatte mehrere Herbstferien mit ihr zugebracht, ihr aus Ossian und Schiller vorgelesen, ich liebte sie brüderlich und beklagte ihr Hinscheiden in einer nicht übelgerathenen, gefühlvollen Elegie, die von einem Mitglied der Familie dem Druck auf einem Flugblatt mit den Initialen L. S. übergeben, den Weg auf der Stelle nach Dettweiler fand. Ich mochte mir ohne Eigenliebe denken, dass die weibliche Einwohnerschaft des Schlosses das flüchtige Blättchen sympathisch aufnehmen würde, es wart diese Ueberzeugung einen Schleier über den kaum überstandenen grimmigen Schmerz, liess mich hoffen, es sei nicht jede Brücke hinter mir abgebrochen.

Meine nähern Freunde und Studiengenossen in Strassburg waren fragmentarisch wenigstens mit meinen poetischen Leiden

vertraut: sie dichteten hinzu, was ihnen die Kenntniss meines Charakters und einiger äusserlichen Umstände eingeben mochten. Der treuherzige Mader behauptete bei meinem ersten Eintreten in sein Zimmer, seit einem Jahre, seit dem Pfingstfest habe er das Unvermeidliche vorausgesehn, er und zwei andre wünschten mir Glück zu dem glimpflichen Ende. Ich trieb mich wie ein Taumelnder in den Hörsälen, in den Assisen und im Theater herum. An einem schönen Sonntag Morgen wanderte ich zu dem in der Ruprechtsau gelegenen Landhaus der Renouard de Bussierre, die Wohnung war damals äusserst einfach und die Parkanlagen bei weitem nicht so ausgedehnt als heutigen Tags. Ich traf dort die Söhne des Hauses und die Professoren Hepp und Bruch. Der letztere war soeben auf den Lehrstuhl der Dogmatik in das protestantische Seminar berufen und trefflich von den Studiosis aufgenommen worden. Ich konnte dem Neuernannten kaum 30jährigen ohne Schmeichelei betheuern, dass seine Berufung mich mein Austreten aus der theologischen Fakultät beinahe bereuen liesse, träten nicht ganz persönliche Beweggründe meines Handelns dazwischen. Wir sahen uns zum erstenmal, und an dem Ufersand des Rheins überliessen wir uns dem jugendlichen Uebermuth des Steinwerfens auf der Oberfläche des Stromes. Es war der Anfang einer Verbindung, die in spätern Jahren einen durchaus intimen Charakter annahm und deren Auflösung beim schmerzhaften Tode des trefflichen Mannes mein letztes Greisenthum bitterlich berührte.

Der Born der Dichtung öffnete mir wieder seine Quellen, aber die eigentliche Rettung und Tröstung aus meiner damaligen Beklommenheit sollte anderswoher kommen; in ruhigeren Augenblicken musste ich mir zuflüstern, dass die kaum unterdrückte Friedlichkeit mir wie eine Himmelsgabe von oben zufiel.

Im Wintersemester von 1820—21 hatte ich mit einem trefflichen kordialen Oberländer, Spenle aus dem Münsterthal, auf Spaziergängen und in unsern Arbeitstunden häufigen Umgang gepflogen; er besuchte wie ich die juristischen Elementarkollegien, wollte selbige aber nicht über das erste Jahr fortsetzen, da er sich zur Feldmesserkarrière bestimmte und ihm dafür ein einfaches Brevet de capacité hinreichen sollte. Ich suchte ihn zu bereden, da er der einzige Sohn eines bemittelten Vaters desselben Standes, seine Studien weiter zu treiben, und bemühte mich, ihn auf das Examen des Baccalaureats vorzubereiten. Leider waren seine bisher erworbenen Kenntnisse nicht ausreichend, er entsagte dem zuerst fröhlich aufgefassten Plane, hatte mich indess durch das gemeinsame Bemühen liebgewonnen, und mich, ich darf behaupten dringend, eingeladen, ihn während der Ferien mit einem längern Besuche in Breitenbach, eine

Stunde oberhalb des Städtchens Münster, zu erfreuen. Er sprach mir eindringlich von dem artistischen Treiben in Münster, wo sich um die Hartmannschen Indiennes- und Baumwollfabriken rührige junge Leute, Zeichner und Musiker gruppirten; namentlich, da er in meiner elterlichen Wohnung eine Gemäldesammlung — vom Grossvater Roederer herrührend, durchmustert, nannte er mir einen seiner Freunde, den bereits in Paris bekannten Blumenmaler Lebert, der sich meiner eifrigst annehmen würde. Die erwünschte Gelegenheit ergriff ich beim Schopfe, zog in der zweiten Hälfte Juli nach Kolmar, von dort geleitete mich ein ausgeschiedener Gerichtsvollstrecker und angehender Literat in bequemer Chaise nach dem Dorfe Breitenbach. Bei der raschen Durchfahrt im Münsterthal erkannte ich die vor Jahren vom Logelbach aus liebgewordene Bergkontur, Rebenhügel und Wiesengründe, und fiel leider gleich bei meiner Ankunft durch übermässige Hitze und Trinken herbeigeführtes Unwohlsein den neuen Freunden unbequemlich. Aber die vorübergehende Pflege war von Seite der ländlichen einfachen Dienerschaft so unendlich treuherzig, dass ich wie von unfehlbaren Banden mich allsobald an das komfortable Haus gefesselt fühlte. Es lag an der Vizinalstrasse gen Mühlbach, war gegen Norden von alten Nussbäumen beschattet, gegen Süden von einem Ziergarten begrenzt, das Rauschen des Waldbachs, der Fecht, liess sich bis zu meinem Zimmer vernehmen, der nahe Horizont war von den Vorbergen des Gebweiler Belchens abgeschlossen. Im Hause selber waltete der Vater meines Freundes, leider nicht ganz mit dem Sohne harmonirend und nicht auf gleicher Bildungsstufe, doch für mich ausgezeichnet gutmüthig und vorsorglich; dazu eine zwischen zwei Altern schwankende Haushälterin, und eine rosige Küchenmagd — das Ganze war aus einem Gusse. Der Ex-huissier, der mich hierhin begleitet, reiste nach einem eintägigen Aufenthalt wieder ab, nicht ohne mich zuvor um einen Empfehlungsbrief für meine Eltern nach Strassburg anzusprechen; er wollte daselbst ein französisch-literarisches Wochen- oder Monatsblatt gründen, hatte sich aber nicht genugsam von seiner eigenen Befähigung, den erforderlichen Auslagen und der Schwierigkeit des ganzen Unternehmens Rechenschaft gegeben; er musste nach vielleicht dreimonatlichem Versuche die Segel streichen und versank nach und nach vorm Speculum meiner Augen im bodenlosen Abgrund von Paris, unbeachtet; ein ungezähltes Atom, ein Opfer der Versewuth, der ungezähmten Leidenschaft für Frauen und Hazardspiel. Spenle und ich konnten ihn nur beklagen, für mich war er ein Warnungszeichen mehr an dem verführerischen Pfade, der mich Anfangs zur Schriftstellerwelt hinzog.

Breitenbach war mir eine ständige Residenz in reiner frischer Bergluft; der Zug meines Herzens ging fast mit jedem Tage, oft auch in den Abendstunden nach Münster, wo Spenle mich auf der Stelle bei Lebert eingeführt hatte. Der liebenswürdige Künstler hatte soebeh für den Salon von Paris eine Blumenvase auf einem Grabmonument beendet und meine naive Bewunderung, die sich in erläuternden elegischen Strophen ausdrückte, mit dem bescheidenen Ausspruche: «Mir sei die Kunstwelt von Paris unbekannt» — einfach abgelehnt, aber von diesem Moment an war ich in der freundlichen Wohnung seiner Eltern ein oft und gern gesehener Gast, mit jedem Tage befestigte ich unser Freundschaftsbund, und Spenle bequemte sich grossmüthig in die Theilung. Leberts Vater war mit Henri in der Fabrik Fritz Hartmann als Zeichner angestellt. Die Besoldung solcher Künstler war in jener Zeit schon ungemein hoch. Es herrschte im einfachen Haushalt Leberts eine Abundanz, woran ich im väterlichen und andern Strassburger Häusern von ferne nicht gedacht. Landschaftsbilder von der Hand eines Freundes, Zeichnungen und Gemälde andrer Kunstgenossen schmückten die Räume, eine hübsche deutsche und französische Bibliothek verrieth die literarische Bildung des Sohnes: Musikalien und eine trefflich von ihm gehandhabte Violine — öftere Ausführung von Quartetten im benachbarten Lesesalon bezeugten die Tendenz seines Zirkels, wie er denn auch später seinen Sohn zu einem ausgezeichneten Violinisten heranbildete. — Ich lebte auf, die Leiden des Frühjahrs traten in den Hintergrund oder dienten zu poetischen Motiven. Das französische Bonmot: Oh! le bon temps, où j'étais malheureux wurde bei mir wörtlich wahr! Und nicht Lebert allein beglückte mich mit seiner enthusiastischen Zuneigung. Alte nur etwas verschollene Freunde fand ich in dem pittoresken Städtchen. Die Familie Graf war vom Logelbach, wo sie ihr Anwesen veräussert, dorthin übergesiedelt. Beide Jungfrauen. unverheirathet, pflegten ihre paralysirte bettlägrige Mutter. Als napoleonischer verabschiedeter Krieger hatte der Stiefsohn Ringe in der Indiennefabrik eine lukrative Anstellung gefunden; er verheirathete sich während meiner Anwesenheit, und sein künftiges eheliches Glück, als er seine Braut aus Kolmar abhohlte, feierte ich pflichtschuldigst. Seine Schwester nahm mich auf wie einen jüngern Bruder. Auch meines Vaters schützende Flügel verfehlten ihren Lauf im Münsterthale nicht. Auf der nahen Papiermühle, die im Jahre 1754 von Voltaire bewohnt wurde, hauste noch immer Herr Kiener mit seinem Affen, ich war bei ihm ebenfalls wohl aufgehoben. — Auf dem öffentlichen Platz von Münster, Lebert gegenüber, wohnte Hr. Christmann, ein Jugendkamerad des Vaters. Ich

führte ein wahres Schlaraffenleben in diesen gastfreien Zirkeln, wahrlich beschämt, wenn ich an die enggezogenen Schranken der Strassburger Einrichtungen dachte und mir sagen musste, dass ich so viel unverhoffte und unverdiente Güte auch nicht einmal erwidern könnte. Doch es sollte noch besser kommen; war doch dieser Besuch des Münsterthals ganz dazu angelegt, mich aus den Fugen zu treiben und mir nicht von Fern geahnte genussreiche Stunden zu bereiten.

In der Nähe von Münster, wie ein östlicher Riegel vor das äussere Thal vorgeschoben, liegt der Schlossberg oder burggekrönte Schlosswald, eine! grossartige Parkanlage, in dem ursprünglichen Wald angebracht, in etwas verkleinertem Massstabe der Waldkegel des Badener alten Schlosses mit eben so prachtvoller Bergumgebung. Am untern Abhang des Naturgartens über abhängige Wiesen eine bernerische Schweizerhütte mit zuständigem Apparat: die ganze Anlage eine Schöpfung der Gattin des Hrn. Fritz Hartmann. Dorthin führte mich Lebert im Verlauf des ersten Monats meiner Anwesenheit. Ich war entzückt, bezaubert; die begeisternde Ansicht der Schweiz und Baden-Badens tauchten vor mir auf. Am folgenden Tag brachte ich einige deskriptiv-lyrische Strophen meinem Freunde, der ausser sich mir gleich zurief: Wir müssen auf den Schlossberg zurück. Zuerst wusste ich nicht, was er damit meinte, sah ihn Tintenfass, Feder und Papier zu sich stecken, und erst im Bernerhause sagte er mir: Du musst hier dein Gedicht abschreiben und vergessen, dass Du es anderswo komponirt. Wir lassen es hier an die Adresse von Madame Fritz Hartmann zurück. Wie gesagt so gethan. — Unter täglich neuem Eindruck und Spaziergängen hatte ich beinahe meine Improvisation vergessen, wohl auch gefürchtet, sie sei vielleicht unbeachtet geblieben und als das Machwerk eines interessirten Dichterlings bei Seite geschoben, als nach einigen Tagen Lebert mich in Breitenbach aufsuchte, mir um den Hals fiel und ausrief: Man ist berauscht, man will dich sehn, dich kennen. Herr Hartmann hat Thränen vergossen. — Er! — da er die Strophe über das dort oben begrabene Schlachtpferd von General Hoche las. Ich liess mich vorerst entschuldigen; Höherstehenden gegenüber war ich auch damals in allem Anfang noch schüchtern wie ein Kind. Sage nur, fügte ich hinzu, ich werde mich gelegentlich bei Frau Hartmann bedanken, für jetzt lass mich ruhig.

(Fortsetzung folgt im nächsten Band.)

VI.

Moscheroschs Schreibkalender.

Von

Adolf Schmidt.

Zu den wertvollsten Bestandteilen der in der Gr. Hofbibliothek zu Darmstadt befindlichen Bibliothek Hans Michael Moscheroschs, über deren Erwerb durch den Landgrafen Ludwig VI. im Jahre 1669 ich in der «Zeitschrift für Bücherfreunde» II, 2, 497—506, 1899 berichtet habe, gehört eine Reihe von Schreibkalendern, die in lückenloser Folge von 1580—1630 gehen und durch die tagebuchartigen Einträge der früheren, zu Strassburg ansässigen Besitzer eine reiche Fundgrube für die Orts- und Personengeschichte dieser Stadt bilden. Unbeachtet, aber auch unversehrt standen die drei Quartbände fast zwei Jahrhunderte lang, bis sie um die Mitte unseres Jahrhunderts, wie fast alle alten Sammelbände der Bibliothek, der systematischen Aufstellung zu liebe auseinander geschnitten wurden, damit die Kalender, säuberlich nach Druckorten und Druckern geschieden, aufgestellt werden konnten. Ihren inhaltlichen Wert hat man auch damals nicht erkannt. Es war noch ein Glück zu nennen, dass man die einzelnen Stücke nicht wie die Teile anderer Sammelbände neu gebunden hat, so konnte ich sie wenigstens nach dem Schnitt und der Heftung wieder zusammen suchen und abermals in drei Bände binden lassen, die jetzt die Handschriftennummern 3460, 3461, 3462 tragen.

Den grössten Teil der Kalender hat natürlich Moscherosch, der erst im Jahre 1600 geboren ist, aus anderen Händen er-

worben. Die Jahrgänge 1580—1609 gehörten dem Magister Paulus Crusius Molendinus Hennebergiacus, über dessen Leben ich aus den Kalendern selbst wie aus anderen Quellen das Folgende ermittelt habe.

Sein Vater war wohl der um 1525 zu Coburg geborene M. Paul Kraus oder Crusius der Aeltere, der zu Wittenberg studiert hatte, dann Pfarrer in dem damals hennebergischen, jetzt unterfränkischen Orte Mühlfeld, darauf Dekan zu Suhl, 1567—1570 Professor der Mathematik zu Jena gewesen war und am 1. Januar 1572 als Pastor und Superintendent zu Orlamünde gestorben ist. (Vgl. Allg. Deutsche Biographie IV, 634 und Neue Beiträge z. Gesch. deutschen Altertums. Hsgb. vom Henneb. Altertumsforschenden Verein in Meiningen 12, 68—69, 1894.) Ich erschliesse diese Verwandtschaft aus einer in der Gr. Hofbibliothek befindlichen Ausgabe von Henr. Bebels, Commentaria Epistolarum, Phorce 1508, die unserm Paul Crusius gehört hat und von seiner Hand den Eintrag aufweist: Sum ex libris D. M. Pauli Crusii Coburgensis Senioris, sowie aus der Bezeichnung Molendinus Hennebergiacus. Auch ist in den Kalendern mehrmals von den Verwandten aus der alten Heimat der Familie die Rede.

Der jüngere Paul Crusius wurde am 12. Juli 1607 fünfzig Jahre alt, ist also im Jahre 1557 geboren. Wo er seine Jugend verlebt hat, ergibt sich aus den mir vorliegenden Quellen nicht. Im Jahre 1578 treffen wir Paulus Crusius Molendinus Hennebergiacus als Schüler der ersten Klasse des Strassburger Gymnasiums wieder, der bei dem Actus classicus den primus locus mit dem von der Obrigkeit bewilligten Geldgeschenk erhielt. (Vgl. Melchior Junius und Michael Bosch, Actus tres Academiae Reipub. Argentoratensis. Argentorati, Nicolaus Wyriot 1578, Aiiib.) Der Studiosus adolescens trug bei dieser Gelegenheit den zweiten Teil der von Bosch verfassten lateinischen Oratio de militia scholastica vor. (ebd. abgedruckt.) In demselben Jahre am 17. Juni erhielt er unter dem Dekan Melchior Junius den Grad eines Baccalaureus (ebd. II. Actus Bacc.), wozu ihn M. S. Fl. A., M. Adamus Colbius Fagius und M. Joannes Papius Pipinopolitanus mit Gedichten beglückwünschten, die in derselben Schrift abgedruckt sind. Am 10. November 1579 erwarb er unter dem Dekanat des Nicolaus Florus auch den Magistergrad als Erster unter zehn Bewerbern. Die Hofbibliothek besitzt die Einladungsschrift des Dekans, angebunden an die bei Wyriot gedruckte Schrift Epigrammata aliquot in honorem Thilemanni Goeth Fridbergensis et Joannis Henrici Stabhorstini, die gleichzeitig Magistri wurden.

Ob Crusius nur in Strassburg oder auch auf anderen Universi-

täten Theologie studiert hat, vermag ich nicht zu sagen. Von 1583 an, mit welchem Jahre seine Einträge in den Kalendern beginnen, lässt sich dagegen sein Lebenslauf, dessen Schauplatz, wenige kleine Reisen abgerechnet, Strassburg war, genau verfolgen, da er seine persönlichen Erlebnisse wie Ereignisse im Leben der Stadt regelmässig verzeichnet. Dadurch werden die Kalender zu einer ergiebigen Quelle besonders für die kirchliche und Personengeschichte Strassburgs von 1583—1609.

In den ersten Jahren erwarb Crusius sich seinen Lebensunterhalt als Praeceptor adeliger Schüler und als Aushilfspfarrer zu Strassburg, Fürdenheim und anderen Orten. Eine Bewerbung um das Diakonat an St. Aurelien im Februar 1584 schlug fehl, dagegen wurde er am 1. Juni dieses Jahres zum Subsidiarius Pastorum oder Freiprediger ernannt, der gegen eine jährliche Vergütung von 100 fl. sämtliche Geistliche der Stadt bei Predigten und Amtsverrichtungen zu vertreten hatte. Nachdem er im Februar 1587 sich wieder vergeblich um ein Diakonat, an St. Thomas, beworben hatte, wurde ihm endlich nach den am 17. und 18. Mai dieses Jahres gehaltenen Probepredigten das Diakonat an St. Wilhelm übertragen. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 22. Juni 1609 erfolgten Tode. Begraben wurde er am 24. Juni auf der Kurbauw.

Am 9. März 1587 hatte er sich, nachdem er sich vorher schon mehrere Körbe geholt hatte (er selbst gebraucht einmal den Ausdruck: per corbem cecidit) mit Susanna Stahelin verlobt, die er am 25. April heiratete. Seine Frau beschenkte ihn mit sechs Söhnen und zwei Töchtern, von denen bei seinem Tode noch vier am Leben waren, nämlich: Johannes Paulus geb. am 19. Februar 1588, Johannes Jacobus getauft 27. November 1589, Maria Kunigund geb. 12. Mai 1593, Johannes Fridericus geb. 12. Juni 1598. Er muss sich in guten Vermögensverhältnissen befunden haben, da er mehrmals Häuser und Gärten gekauft hat. Sein Charakter scheint ziemlich unverträglich gewesen zu sein, häufig berichtet er von Streitigkeiten mit seinen Hausgenossen und Amtsbrüdern, seine Dienstboten wechselt er fortwährend. Wenig im Einklang mit seinem geistlichen Amte steht auch, dass er dem Glücksspiel in geradezu massloser Weise huldigte, namentlich wenn wir uns erinnern, wie sehr in jenen Tagen die Geistlichen von den Kanzeln gegen den Spielteufel donnerten. In seinen jüngeren Jahren liest man in den Kalendern alle paar Tage von «lusus felix», oder «infelix», im August 1584 nicht weniger wie zwölfmal. Endlich findet sich am 16. Juni 1586 der Eintrag: «Juramentum de lusu factum», und von da an hören die Angaben über Glück und

Unglück im Spiel auf. In Lotterien aber spielte er doch weiter, die Einsätze werden unter Anrufung Gottes getreulich verzeichnet, ein Gewinn nur einmal, am 30. Dezember 1587 fällt ihm «ex olla pfortzenheimensi» ein silberner Becher zu. Solche und ähnliche Einträge verleihen den Schreibkalendern des Crusius auch kulturgeschichtlichen Wert. Die Mitteilungen über dramatische Aufführungen zu Strassburg habe ich im «Euphorion» 5, 48—58, 1898 veröffentlicht, hier muss ich mir leider versagen, näher auf diese Kalender einzugehen. Nur über des Paul Crusius berühmteren Sohn, den Strassburger Gymnasiallehrer und Dichter lateinischer Schuldramen, Johann Paul Crusius, lasse ich noch einige Angaben folgen.

Er wurde am 19. Februar 1588 geboren und am 21. durch M. Joannes Möninger, Diaconus Wilhelmitanus getauft. Paten waren Dr. Joannes Pappus Theologus, Philippus Mössinger, 21 vir & senator, nobilis virgo Margretha Pollandin, D. Viti Pollandi J.C. filia. Aus seinen Kinderjahren und der Schulzeit erfahren wir nur, dass er bei einer Magisterpromotion am 19. März 1594 dem Magister Rannacher das Buch vortrug, am 30. November 1600 zum erstenmale zum hl. Abendmahl ging, am 15. März 1601 unter dem Depositor Hartmann Lescher sich der Deposition unterzog. Vom 14. August bis 24. Oktober 1602 besuchte er die Verwandten in Thüringen, Sachsen, Meissen und Franken. Am 9. April 1604 hielt er «in progressionibus classicis» eine Rede de amore discipulorum erga praeceptores, im selben Jahre erwarb er am 21. Juni unter 32 Bewerbern als Erster den Grad eines Baccalaureus, im Juli wirkte er in der Aufführung des Dramas Simson von Andreas Wunstius Wimpinensis als Priester mit neben seinem jüngeren Bruder Johann Jakob, der eine hebräische Jungfrau darstellte. Selbst das grosse Ereignis, dass ihm am 23. Oktober zum erstenmale zur Ader gelassen wurde, vergisst der sorgsame Vater nicht zu erwähnen. Im folgenden Jahre hielt er am 16. Mai eine öffentliche Rede, wobei er in der Person Ciceros auftrat, ebenso am 28. August eine griechische Rede als Euripides, der Sokrates im Kerker besucht, der Anachronismus scheint weder den Schüler noch die hochgelehrten Professoren gestört zu haben. 1606 fand am 7. März das nicht öffentliche, am 24. das öffentliche Magisterexamen statt, worauf Johann Paul Crusius am 3. April als Erster unter fünfzehn unter dem Rektor Melchior Junius zum Magister ernannt wurde. Am 31. Juli hielt er seine erste öffentliche Disputation in Jure. Am 2. Februar 1607 reiste er nach Jena ab, von wo er erst am 8. April 1609, kurz vor dem Tode des Vaters zurückgekehrt ist. Ueber sein weiteres Leben berichtet die Appendix chronologica zu Johann Schmidt's Fünff

christlichen Predigten Auff dess Strassburgischen Gymnasii Jubelfest 1638, Strassburg, Eberhard Zetzner 1641 S. 299. Moscherosch, dessen Lehrer er an der Akademie war, erwähnt ihn mehrmals in seinen Kalendern. Aus seinem Nachlass, er starb am 25. Oktober 1629, hat Moscherosch jedenfalls die Kalender des Paul Crusius von 1580—1609 erhalten. Sie waren in zwei Bände gebunden, und veranlassten Moscherosch seine eigenen Kalender nebst einigen von anderen stammenden Jahrgängen zu Beginn des Jahres 1630 in einen dritten Band binden zu lassen. Es muss dies zwischen dem 15. und dem 25. Januar dieses Jahres geschehen sein. Vielfach sind nämlich bei den vor diesem Zeitpunkt erfolgten Einträgen die am Rande stehenden Worte durch allzu starkes Beschneiden verstümmelt, was vom nächsten Eintrag am 25. Januar an nie mehr vorkommt, auch sind einige abgeschnittene Worte in Einträgen vor dem 15. Januar später wieder ergänzt worden.

Bei den Jahrgängen 1610—1630, worunter 1625, 1629 und 1630 durch je zwei Stücke vertreten sind, lassen sich mehrere Gruppen unterscheiden. Ohne Einträge sind die Jahre 1614, 1618, 1624—1628, sowie die zweiten Exemplare von 1625 und 1630. Die Jahre 1610 und 1611 enthalten nur zu acht Tagen Einträge, die für die Geschichte des Strassburger Gymnasiums, namentlich in Bezug auf das Alter gewisser Schulgebräuche nicht ohne Interesse sind, ich teile sie daher wörtlich mit. Es handelt sich um die Lieferung verschiedener Drucksachen, der Schreiber wird entweder der Buchdrucker oder ein Beamter der Schule, der die Programme und verschiedenen Zettel zu verwalten hatte, gewesen sein.

1610 August 7: 150 Programmata novi Rectoris Domini Bar(tholomaei) Nasserj — 1 ℔. 5 β. 8 ₰.
9: Item für 200 Programmata de proi(bi)tionibus — 1 ℔. 5 β. 8 ₰.
Sept. 19: 150 Programmata in augurationem Dominj D. Johannis Bechtoldj et in orationem de s. Angelis.
1611 Januar 25: 150 Programmata in Orationem Dominj Doctoris Philippi Marbachij.
März 15: für 150 Programmata in Orationem Dominj Mag. Bartholomaei Nasserj de festo Paschae.
25: 150 Programmata lectionum publicarum.
26: 150 Programmata lectionum classicarum.
Juni 5: für 150 Schedulae commendationum 1 ℔. 2 β. 6 ₰.
Item für 150 Schedulae diligentiarum — 1 ℔. 2 β. 6 ₰.
Item Schedulae negligentiarum — 1 ℔. 2 β. 6 ₰.

Der Schreiber der Einträge in den Kalendern von 1612, 1613, 1617 und 1623 gibt wiederholt seinen Namen Matthaeus Braun ausgeschrieben oder in Abkürzung an, auf

dem Titelblatt von 1623 auch sein Alter als 56 Jahre. Herrn Dr. Karl Schorbach verdanke ich den Nachweis seines Standes, in dem Taufbuch der Neukirche kommt er unterm 1. Februar 1607 als Matthehus Braun der Handelsmann, unterm 5. Juli 1612 als Matthaeus Braun der Schaffner vor. Er war also ursprünglich Kaufmann und erwarb sich später durch ein kleines Amt einen Nebenverdienst. Aus verschiedenen Angaben glaubt Herr Dr. Schorbach schliessen zu dürfen, dass er Schaffner der zu Brumath begüterten Familie von Zuckmantel war.

Seine Aufzeichnungen sind nicht ohne Interesse. Ausser Familienereignissen und Vorfällen in der Stadt vermerkt er den Erwerb von Kleidern und Lebensmitteln mit Angabe der Preise und ähnliches mehr; wertvoll vor allem sind die am Schlusse angefügten statistischen Uebersichten über Geburten, Todesfälle und Eheschliessungen in Strassburg, über die Zahl der Gefangenen und Hingerichteten, über die in der Elendherberge Verpflegten und im Blatterhause Geheilten, über die Menge der durch die Stadt und aus der Stadt geführten Früchte und Getränke, sowie über die Steuer für arme Schüler in den sieben evangelischen Pfarrkirchen. Dem Jahrgang 1623 ist diese Uebersicht auf ein Quartblatt gedruckt angehängt. Für die Bevölkerungsstatistik Strassburgs sind diese Zahlen nicht ohne Wert. (Vgl. Rod. Reuss, L'Alsace au dix-septième Siècle, I, 422, Paris 1897.) Vielleicht findet sich einmal Gelegenheit auch sie in dieser Zeitschrift zum Abdruck zu bringen.

Die Jahrgänge 1615 und 1616 enthalten nur fünf französische Einträge. 1615 Jan. 19: Jusques a cest jours monsieur l'hoste et contente. Mai 2: Je baille a l'advance 24 fl. Aehnliche Zahlungen werden am 6. Juli 1615, am 4. März und 6. Mai 1616 geleistet. Ich glaubte zuerst, die Einträge rührten von dem jungen Moscherosch her und es handelte sich um das bezahlte Kostgeld, aber Moscheroschs Schrift war in jenen Jahren eine ganz andere. Die wenigen Bemerkungen sind zu unbedeutend, um sich lange mit Nachforschungen nach ihrem Urheber zu bemühen.

Sicher von Moscherosch rühren dagegen die Einträge in den Kalendern von 1619—1622, 1629 und 1630 her. Auch die zweiten Exemplare von 1629 und 1630 haben ihm gehört, in beiden hat er nach seiner Gewohnheit manches im gedruckten Text unterstrichen, in 1629 auch zwei kurze Einträge ohne Bedeutung gemacht. Die Jahrgänge 1619 und 1620 sind mit Papier durchschossen, die Bemerkungen stehen hier auf den eingeschobenen Blättern, in den übrigen Jahrgängen auf dem freien Raum der Kalender selbst. Verschiedene Tinte und Schrift zeigen meistens, dass die Einträge bald nach den Ereignissen

selbst gemacht worden sind, manchmal ist aber auch ein grösseres Stück zu verschiedenen Tagen gleichmässig geschrieben, und an einigen Stellen beweist schon der Inhalt, dass die Niederschrift erst später erfolgt ist. Letzteres ist namentlich im Kalender von 1629 der Fall, wo verschiedene Ereignisse aus früheren Jahren (1625—1628) nachgetragen werden. Man darf daraus wohl schliessen, dass Moscherosch in diesen Jahren, in die seine Reisen und sein Aufenthalt in Finstingen in Diensten des Grafen Leiningen fallen, keine Tagebücher geführt hat, oder dass sie ihm abhanden gekommen sind.

Wenn man bedenkt, dass die ersten Tagebücher noch Moscheroschs Schulzeit angehören, der letzte Jahrgang von einem dreissigjährigen Manne beschrieben ist, wird man sich nicht über die Beobachtung wundern, wie verschiedenartig die Einträge dem Inhalt nach sind. In den älteren Kalendern überwiegen natürlich die auf die Schule und ihre Angehörigen bezüglichen Bemerkungen, daneben werden Ereignisse in der Stadt erwähnt, wobei wie meistens in solchen Aufzeichnungen aus jener Zeit Verbrechen und Hinrichtungen eine grosse Rolle spielen, auch die Angaben über das Wetter werden nicht vergessen. Als die Schrecken des Krieges auch das Elsass überzogen, nehmen die Schilderungen der kriegerischen Ereignisse und der Not des Landes und der Stadt die Hauptstelle ein; da Moscherosch gerade hier ausführlicher wie gewöhnlich wird, geben seine Aufzeichnungen, wenn sie auch nicht viel seither gänzlich Unbekanntes bringen, doch ein anschauliches Bild der schlimmen Zeit und können als willkommene Ergänzung anderer zeitgenössischer Berichte, wie sie uns z. B. in der Chronik des Malers Johann Jakob Walther[1] vorliegen, dienen. Die Aufzeichnungen der beiden letzten Jahre sind mehr persönlicher Art und beseitigen manche Ungewissheit in Bezug auf Moscheroschs damaliges Leben. Leider ist die Zeit, die sie umfassen, nur sehr kurz.

Als Beitrag zur Geschichte Strassburgs und des Elsasses verdienen Moscheroschs Tagebücher einen Platz in dieser der Geschichte des Landes dienenden Zeitschrift. Hier darf auch manches, was Fernerstehenden unbedeutend und unwesentlich erscheint, auf teilnehmendes Interesse rechnen.

Ich gebe die Einträge ohne jede Aenderung, auch mit Beibehaltung von Moscheroschs Schreibung. Manches ist schwer zu entziffern, deshalb dürfte vielleicht, wo andere Quellen nicht

---

[1] Vgl. Rudolf Reuss, Strassburg im dreissigjährigen Kriege (1618—1648). Fragment aus der Strassburgischen Chronik des Malers Johann Jakob Walther. Strassburg 18.9. 4°.

zu Gebote standen, der eine oder der andere Name nicht ganz richtig gelesen sein. Die abgeschnittenen Buchstaben und Worte habe ich nur da ergänzt, wo ein Zweifel nicht möglich war. Ganz weggelassen habe ich nur aus Jahrgang 1629 einige allzu offenherzige Bemerkungen Moscheroschs über sein eheliches Leben, die er übrigens später selbst fast vollständig wieder ausradiert hat; sowie die vielen auf das Wetter bezüglichen Einträge, nur im Januar 1619 habe ich sie zur Probe stehen lassen.

Die Anmerkungen beschränken sich auf das Notwendigste. Lesern, die besser als ich mit der Geschichte Strassburgs und des Elsasses vertraut sind, würden wohl noch manche andere Stellen Gelegenheit dazu bieten. Die sprachlichen Bemerkungen unter Nr. 38, 61[a], 82[a] hat Herr Prof. Dr. Martin zugefügt.

Alt vnd Newer Schreibkalender mit der Practica, auff das Jahr M.DC.XIX. Geſtelt durch Nicolaum Nicolai Wertheimenſem P. L. . . . Getruckt zu Straßburg, bey Antonio Bertram. 4°.

Auf dem weissen Blatt hinter dem Titel steht: Joh: Michael Moſcheroſch Willstadienſis 1619 secunde apud Argentinenſes classis discipulus. præceptore M. Caſparo Brûlovio [1a] Pomerano P. L. Cæſareo. hospite Dn̄. Ludovic(o) Lanio [2] venditore lignorum ante portam tribunalem [3] habita(nte.) war ietzt $^1/_7$ iahr [4] daß ich in die ſtatt kahm.

[1a] Caspar Brülovius, der hervorragendste lateinische Dramendichter jener Zeit, geboren am 18. Sept. 1585 im Dorfe Altfalkenberg bei Babbin im Kreise Pyritz in Pommern, gestorben am 14. Juli 1627 als Professor der Geschichte an der Universität Strassburg. Die Nachrichten, die Janke in seinem Programm «Ueber den gekrönten Strassburger Dichter Caspar Brülov aus Pyritz», Pyritz 1880 und Scherer in der «A. D. Biogr. III, 420—421 über seine Lebensumstände geben, lassen sich aus Moscheroschs Aufzeichnungen ergänzen und berichtigen. (Vgl. u. 1619 Mai 11.) Mit Moscherosch und seiner Familie stand Brülov in freundschaftlichen Beziehungen, am 27. August 1620 sowie am 26. August besuchte er sie auf dem Messtag zu Willstädt.

[2] Ludovicus Lanius, wie Moscherosch den Namen seines Kostherrn Ludwig Mezger latinisirt, war Holzhändler. Am 10. Januar 1620 wird er Thorschliesser, zu welchem Amt er, wie Dr. K. Schorbach im Rathsprotokoll der XXI. Bl. 357b. gefunden hat, von der Maurerzunft gestellt und am 23. Dez. 1620 ernannt worden war. Seine Frau Susanna Scheidin beschenkt ihn am 5. Jan. 1620 mit dem siebenten Kind, das aber am selben Tage stirbt und am folgenden Tage zu St. Gallen begraben wird. Auch das am 31. Mai 1621 geborne achte Kind stirbt am 18. Juni und wird am 20. auf demselben Friedhof begraben. Auch ein am 21. Juni 1622 geborner Sohn stirbt gleich wieder. Sein Bruder heisst Leonhard Mezger (1621 Mai 18, Juli 14.), seine Mutter Martha Grœffin stirbt am 18. Mai 1620.

Januar.

Laus Deo Semper.

1. war niht kalt, ſonderen ein geleiner tag, ich zwar fing das iahr niht faſt luſtig ahn, in der abendt predig batt D. Schaller[5] für 21 kranckher menſchen.[6] es war ietz 1/2 iahr daß ich das erſte mahl in der kirch gelt in das ſeckel geben,[7] all zeit 2 hl v. war 2 mahl zum Hl. abendmol gangen. bin 1 stundt niht in der Claſs geweſen.
2. nebelechter tag, in diſer weinacht meß iſt kein tag vergangen daß man niht ein dieb oder 2 geſangen.
3. kalt nebelecht, bin 1 stundt niht in der Claſs geweſen.
4. kalt nebelecht.
5. kalt nebeleht.
6. kalt nebeleht.
7. sterben ſehr viel kinder.
8. iſt der herr Friderich Held[8] Ameiſter worden, pater adfuit.

---

[3] Porta tribunalis. Auf eines der alten Stadtthore passt diese Uebersetzung nicht. K. Schorbach ist der Ansicht, dass der Pfennigturm gemeint ist, der am alten Barfüsserplatz, dem heutigen Kleberplatz, stand. Dort fanden von c. 1618 an die Hinrichtungen statt, er galt als Gerichtsplatz. Vielleicht dachte Moscherosch hieran bei seiner Uebersetzung. Auf dem Barfüsserplatz war ausserdem die Hauptstelle für den Holzhandel, für den Holzhändler Mezger wäre also eine Wohnung in der Nähe sehr bequem gewesen.

[4] 1/7 iahr nicht ein Siebentel, sondern ein sieben Jahr, d. h. sieben Jahre, vgl. D.W.B. III, 137, 20.

[5] Dr. Wolfgang Schaller war 1619 Pfarrer am Münster. Die Hofbibliothek besitzt einige Strassburger Leichpredigten von ihm.

[6] Ueber die Strassburger Sitte der kirchlichen Fürbitte für Kranke vgl. Memorabilia quaedam Argentorati observata. Mitgeteilt von Alexander Tille im «Jahrbuch» VI, 67, 28—29, 1890.

[7] In den Kirchen wurde für die armen Schüler gesammelt. Nach Matthaeus Braun gingen in den sieben evangelischen Pfarrkirchen ein 1612: 394 ℔ 9 ß 6 ϑ, 1618: 890 ℔ 5 ß 7 ϑ, 1617: 456 ℔ 17 ß oder 913 fl. 7 ß. Vgl. auch Aug. Stöber, Neue Alsatia. S. 277—285.

[8] Friedrich Held vgl. 1620 Sept. 7 u. 22.

Die Hofbibliothek besitzt mehrere hds. Verzeichnisse der Ammeister mit gemalten Wappen, nämlich:

Hs. 1453 4⁰. Wappenbüchlein der Strassburger Ammeister 1333—1572 (Namen bis 1588). Einband Justitia u. Lucretia in Blindpressung von Philippus Hoffott.

2820. 4⁰. Verzeichnis der Ammeister 1333—1601, geschrieben vor 1598, mit Nachträgen bis 1601. Anfangs nach Zünften geordnet von 1588 an chronologisch.

2821. 4⁰. Verzeichnis der Ammeister 1333—1618, chronologisch.

2834. fol. Verzeichnis der Ammeister 1331—1581 mit einigen chronikartigen Bemerkungen geschrieben um 1581 von Kogman (geb. 1510). Der Schreiber macht über seine Familie folgende Angaben: 1465 Simon Schmidt, seiner Mutter seelig Vater, zünftig auf der Zimmerleut Stube. 1475 Heinrich Kogman, sein Grossvater,

9. ift ein fchlehte meff, hatt ein endt.
10. hab mit dem Alten Pedellen abgeredt, daß er mier dur(ch) daz gantze iahr alles fo am Collegio Publice affigiert ift, alß difputationes, orationes, Programmata, Carmina &(c) pro 2 fl. fall geben,[9] wie mit dem Zetzner[10] auch die wochentliche Avifen[11] pro 1 fl. 5 β, ift . . . . 3 fl. 5 β. bin 1 stund niht in der Claff gewefen.
11. Mater cum forore Magdalena adfuit, hatt man ein fiertel weiffen pro 16 . geben. (Hinter 16 ist die Bezeichnung der Geldsorte abgeschnitten.)
12. fchwertag,[12] ift man nachmittag mit eines nobilis leücht gange(n).
13. die Rahts predigt, thut D. Betholdus[13] ex Propheta Jeremia (von der dahinter stehenden Zahl sieht man nur noch die Hälfte von 3).
14. Doctor Grafech[14] geftorben, gingen wider in die Claff. pater cum forore Euphemia adfuerunt, hatt in der Rahtspredigt 23, für krancke leütt gebetten, fchreiben die Jefuwider zu Molfheim v. die Accademia zu Straßburg von wegen d(es) jubeljahrs hefftig wider einander.[15]

---

zünftig ebd. 1495 ders. wird Scheffel ebd. 1508 seiner Mutter seelig Vater wird Scheffel ebd.

[9] Diese Schriften scheint Moscherosch nicht aufgehoben zu haben, in unsere Bibliothek ist wenigstens nicht viel davon gekommen.

[10] Zetzner ist der Buchhändler Eberhard Zetzner (1620 Jan. 7. Sept. 22.)

[11] wochentliche Avisen. Der Strassburger Drucker Johann Carolus gab seit dem ersten Jahrzehnt des 17. Jhs. eine wöchentliche Zeitung heraus. Der Titel des Jahrgangs 1609 ist: Relation; Aller Fürnemmen vnd gedenckwürdigen Historien. Vgl. Julius Opel, Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650 im «Archiv f. Gesch. d. D. Buchhandels» III, 44 ff Lpz. 1879.

[12] Am Schwörtag leisteten der neu erwählte Ammeister und die Bürger vor dem Münster den Eid auf die Verfassung der Stadt. Vgl. Fritz Ehrenberg, Strassburger Verfassungsleben (Grenzboten 45 II, 356, 1886.) An einem der nächsten Tage war die Rathspredigt im Münster und am Sonntag nach dem Schwörtag hielt der neue Ammeister eine Umfahrt auf den Zunftstuben (vgl. 1620 Jan. 11, 12, 16).

[13] D. Johannes Bechthold 1580—1622 vgl. Strassb. Gymnasii Jubelfest 1638. S. 233.

[14] Georg Graseck, der Artzney Doctor und Practicus zu Strassburg, wie er sich auf dem Titelblatt seiner Schriften nennt, kommt in den Schreibkalendern des Paul Crusius oft vor. Am 16. Oct. 1598 verzeichnet er: Nuptiæ D. D. Georgii Graseccij cum v. Susanna Scheidin.

[15] Das widerliche Gezänke der Jesuiten zu Molsheim mit den Strassburger Theologen über das Jubeljahr (vgl. T. W. Röhrich, Mittheilungen a. d. Gesch. d. ev. Kirche des Elsasses II, 164—165, 201—204. Paris-Str. 1855) scheint Moscherosch sehr inte-

15. kalt nebeleht.
16. groſſer ſchne.
17. (abgeschnitten.)
18. kalt nebeleht, magna pestis.
19. kalt nebeleht.
20. krim kalt nebeht.
21. nobilis persona mortua peste à Buochwald.
22. kalt, nobilis funus, gutt leüten,[16] profeſsor legit.
23. kalt, non habuimus Collegium, hisce diebus 2 non viſitavi claſſem.
24. per 1 horam non fui in classe, laboravi pedibus.
25. kalt nebeleht.
26. diſputatio } publica.[17]
27. oratio }
28. ſchön wetter.
29. hatt es bey der Schimbbrückh[18] in 2 gárdlen húnaht gebrant, pater adfuit.
30. ſchöen wetter.
31. hatt man den herr Schiring zu S. Gallen[19] begraben.

Februar.

4. hab mein mutter v. ſchweſter gefangen[20] & diſputatio publica.
5. iſt pater prior zu Molzen von einem ſeiner diſcipulorum erſchlagen worden.
6. ſterben vaſt ſehr viel kinder diſe wochen 60, ſequenti 40 &c:
8. haben 2 tag ferias propter Bachanalia.
10. ut ſupra Molsheimiani Eſauitæ contra &c.
11. diſputatio publica. ſindt nun mehr diß iohr auff 300 kinder geſtorben.

---

ressiert zu haben, da er noch mehrmals darauf zurückkommt. Die groben Streitschriften sind fast vollzählig in der Hofbibliothek vorhanden (vgl. Anm. 62.)

[16] Der Kirchhof zu den guten Leuten, ad leprosos, St. Helenen vor dem Steinstrasser Thor.

[17] Ueber die öffentlichen Disputationen vgl. J. Rathgeber, Statuta Academiae Argentinensis, Z. f. d. G. d. Oberrheins 28, 322, 1876, zu den Mitteilungen über die Akademie überhaupt die «Festschrift zur Feier des 350 jährigen Bestehens des prot. Gymnasiums zu Strassburg». Strassb. 1888.

[18] Schindbrücke, jetzt Rabenbrücke.

[19] Friedhof zu St Gallen vor dem Weissenturmtor.

[20] Mutter und Schwester heissen Veronica. Moscherosch hat in dem Kalender die Namen seiner Angehörigen bis zur Magd Ursel unterstrichen, um sie an ihren Namenstagen mit kleinen Geschenken zu fangen.

12. nuncius mihi annunciavit quod mater peperit filium, hestera die hora pomeridiana quinta, in ſigno II, nomine Maternum.[21]
13. Soror Salome profecta in patriam, ad videndum novum fratre(m.)
15. Dominus praeceptor incepit Examen.
17. Diſputatio publica. Soror ex patria redijt.
18. diſputatio publica.
19. diſputatio publica, Hospitam[22] vinculo quodam accinxi.
20. diſputatio publica, Collegium Donati cum Dn. præceptore finitum.
21. Conſul Stöeffler[23] mortuus, & ad S. Gallum ſepultus, Hodie acce(d)ebam mensam domi(ni) Jeſu Christi nostri Saluatoris.
22. oratio publica.
24. diſputatio publica.
25. diſputatio publica.
26. diſputatio publica.
28. per totum diem domi permanſi.

März.

1. Diſputatio publica. Ritusque depoſitionis.[24]
2. Ritus depoſitionis.
3. Ritus depoſitionis.
4. Ritus depoſitionis, diſputatio publica.
6. Ritus depoſitionis, Oratio publica. pater adfuit.
7. nihil præter quod præfectus Dn: Comitis à Mansfelt fit mortuus.

---

[21] Karl Obser, Zur Lebensgeschichte Joh. Michael Moscheroschs im «Euphorion» 5. 471—475 gibt aus den Akten geschöpfte Nachrichten über Moscherosehs Eltern und Geschwister. Das am 14. Februar 1619 getaufte Kind war nicht ein Mädchen Materna, sondern, wie sich aus obigem Eintrag ergiebt, ein Knabe Maternus.

[22] Susanna Scheidin s. Anm. 2.

[23] Vgl. Christliche Leichpredig, Bey der Begräbnuß Weyland Herrn Matthias Stöffelin, gewesenen Ammeisters allhie zu Straßburg, . . . 22. Febr. 1619. Gehalten durch Wolffgangum Schaller Pfarrer im Münster. Strassburg, Niclaus Wyriot 1619. 4⁰. Am Schlusse eine lateinische Lebensbeschreibung, geschrieben von dem Rektor Joannes Rudolphus Saltzmann

[24] Die Deposition (vgl. die gründliche Arbeit von Wilh. Fabricius, Die Akademische Deposition, Frkft. 1895) war 1596 an der Strassburger Akademie wieder eingeführt worden. Crusius schreibt am 10. September dieses Jahres in seinen Kalender: Prima depositio Studiosorum in Academia nostra Argentoratensi habita fuit. Ueber das Alter, in dem die jungen Studenten die Hörner ablegten, geben zwei weitere Einträge Auskunft: 1601 März 15: Joā Paulus meus (geb. 1588 Febr. 19) cornua deposuit cum Richardo ab Endingen sub depositore M. Hartmanno Leschero. 1605 März 30: Cornua deposuit filius meus Joannes Jacobus Crusius (geb. 1559 Nov. 27.)

8. Diſputatio publica, bonus quidam nobilis mortuus. NB. ad Divum Wilhelmum fuit Concio, & Claus in undis, ſepultus.
10. funus.
11. diſputatio publica.
12. pater adfuit, habebatur ſupplicium, furtumque commiſit, Gladio, (hinter Gladio, ist ein Wort ausradiert).
13. oratio publica.
15. diſputatio publica, profectus fuj in patriam.
16. examen veniebat in 2 dam meamque claſſem.
17. horis pomeridianis in primam.
18. diſputatio publica.
19. Redij ex patria, conuentus accademicus.
20. Oratio publica, ferias habuimus ad finem huius menſis.
21. funus cuiusdam præfectus.
22. hoc anno non progreſsus fui in primam, ſed in festo michaelis & poſtea in festo paſchæ ex prima, ſimulque accepi gradum Baccalau(rei.)
23. Imperator Romanus Mortúus.[25]
24. jnquieti Eſuitæ in Molſcheim, contra Argentinenſes. NB.
27. Hoſpitis fratris Uxor peperit filiam.[26]
28. (Im Kalender ist Ostertag unterstrichen, am Rand steht [ag]gredior.)
29. habita congreſſio in collegio publica.
30. habita concio accademica a. D. Bechtolto ex libro Epist. Pauli ad Timotheum ca: 5. Mater adfuit.
31. krom mitwoch,[27] hatt man hier ſehr viel Soldaten geworben,[28] auch alles zum krieg gerüſtet, gar ſorglich durch die gantze welt mit allerley wunderzeichen.

April.

1. Mater adfuit.
2. aprillen wetter, oratio publica.
4. Laboravi pedibus.
8. orationes publicæ.
9. diſputatio publica.

---

[25] Der Rat in Strassburg hatte am 22. März die Nachricht von dem am 10. erfolgten Ableben des Kaisers Matthias erhalten. (Alsatia 1862—1867, S. 383.

[26] s. Anm. 2.

[27] Der Tag, den Moscherosch hier als «krom mitwoch» bezeichnet, war der Mittwoch nach Ostern, während der Ausdruck sonst immer für Mittwoch in der Charwoche gebraucht wird. Vgl. D. W. B. V, 2451—2452 etc., Grotefend, Zeitrechnung I, 110 und besonders Stöber, Neue Alsatia 263.

[28] Ueber die politischen Verhältnisse Strassburgs in jenen Tagen vgl. Rud. Reuss in der «Alsatia» 1862—1867, S. 335 ff.

10. oratio publica.
11. ift des h(ospitis) bruders kind gestorben.[26]
12. hab mein fchwefter [29] mit 3 marcepan gefangen, oratio publica Loccam̄eri.[30]
13. hatt vnfer magt Vrfel hochzeit. ift die leücht.
14. nimpt man hier viel knecht ahn. NB.
21. ift fehr vil volckhs in das Elfas vber den Steg komen.
22. hatt man zu Stroßburg allenthalben vmbgeschlagen, wie auch volgen(de tage?)
23. hatt man heüt die new johr klock das erftemahl gelitten.
24. pater adfuit.
25. Confcribebantur plurimi milites.
26. hab mein fchwefter [31] gefangen mit einem neltel.
27. feria per 2 dies.
29. actus magistrorum.
30. füert man faltaten ein.

Mai.

1. pater & mater adfuerunt.
3. difputatio publica.
4. per 4 dies non visitavit præceptor Clafsem.
6. ægrotavi per hunc diem.
8. pater adfuit.
11. Mortua hofpita (darüber Uxor) D. Præceptoris O. C. Brülovij hora 1/9.[32]
14. difputatio publica. Effertur funus ad leprofos. zun gutt

---

[29] Euphemia.

[30] Georg David Locamer, seit 1619 Prof. Juris in Strassburg, gest. 28. April 1637. (Jubelfest S. 251—252.)

[31] Amelia.

[32] Am 11. März 1620 stirbt Brülovs «voriger Schwäher» Andreas Pfitzer. Die Vermutung, dass der Familienname von Brülovs Frau «Pfitzer» war, wird durch die Leichpredigt bestätigt, deren Titel lautet: Christliche Leichpredigt, Vber den tödtlichen Abgang, — der — Frauen Barbarae Pfitzerin, — M. Caspari Brülovii — Haußfrauen: Welche Zinstags, den 11 Maij — 1619 — verschieden, und Donnerstags hernach, auff die Begräbnuß zu den Guten Leuten — bestattet worden: — durch M. Andream Cotler, Pfarrern zum Jungen S. Peter. Straßburg, Gedruckt bei Johañ Reppen, 1619. 4⁰. Barbara Pfitzerin war nach dem angehängten lat. Programm des Rectors Joh. Rud. Saltzmann am 4. März 1594 geboren als Tochter des Andreas Pfitzer (salis distributioni praefectus) und der Dorothea Luckin, die 1619 bereits todt war. Am 20. Januar 1618 mit Brülov vermählt, starb sie nach langer Krankheit an der Schwindsucht mit Hinterlassung eines Sohnes Andreas. Brülov wohnte damals auf dem Rossmarkt «in foro equario». Der Ausdruck «voriger» Schwäher zeigt, dass er im nächsten Jahre schon wieder geheiratet hat. In dem Protokoll der Strassburger Scholarchen vom 20. August 1627 ist nach Janke S. 7 von seiner Wittwe die Rede.

leütten, quidam ad ſuplicium ductus & ad mortem damnatus propter furtum.

15. habuimus ferias propter festum [33] per tres dies ad diem 4 vsque.
16. hab pilulen eingenomen die ☽ seque(nti.)
17. hatt man 3 ſchiff mit Soldathen auff den Rein gelegt.[34]
22. non habebatur propter certas cauſas lectio D. Bechtolti.
25. hatt man heüt des hauptmans Monſtrolers fanel auffgericht.
26. heüt hatt man des hauptmans Willhelms auffgericht.
27. heüt hatt man des hauptmans Zeißen auffgericht.
28. hodie Dn: præceptor Brülovius primo huius anni die lection(es) ſuas poeticas profitebatur. parens adfuit.
30. diſputatio publica.

Juni.

4. pater adfuit. deductus quidam ad patibulum.
7. nuptiæ Ferberii in Willstäedt.
10. diſputatio publica.
11. nimpt man wider kneht ahn. lectio publica.
12. lectio publica.
14. diſputatio publica.
15. funus Diaconi, in Noſodochio.
16. pater adfuit. haben die k(n)eht ſoldt gehalten.
17. diſputatio publica pomeridiana.
22. actus Baccalaureorum.
23. feriæ indicantur propter nundinas per ſeptimanas $\frac{1}{\frac{2}{4}}$
24. bin gen Willſtett gangen, morgen wider gen Straßburg.
25. bin gen Baden gefahren, da außzubaden, hab zum Rohten lew(en) eingekehrt.
26. hab vil marckgräeffiſche Reiter ſeen ſtreiffe(n.)

New vnd Alter Schreibkalender, mit der Practica . . ., Auff das Jahr, . . ., M.D.C.XX. Gestellt durch Onofr. Call. Succ. Medicinæ Doct. . . Getruckt zu Strassburg, bey Marx von der Heyden, am Kornmarckt, Auff das Jar M.DC.XX. 4⁰.

Januar.

Das vorige iahr 1619 bin ich in dem aufzeichnen etwas fahrläßig geweſſen, aber (wils Gott) diſes iahr will ich beſſer ahnfahn. Gott geb das es geſchehe, vnd wir endlich Ehwig ſehlig werden. Amen.

---

[33] Pfingsten.
[34] Reuss, Alsatia 1862—1867 S. 350.

4. hatt man die 3 kreützer mit Nr. 24 also verbotten, das man gantz keinen mehr fall nemen. Man hat auch heüt gesagt, wie die burg(er) zu Speyer einander vberfallen, das der Margraff mit seinem Volck davor ziehe.
5. heünt vmb 1 vhr in der naht ist mein Fr. hospita Susan: Scheidin, etwa 4 wochen zu frühe genesen. vnd einen jungen sohn bekomen, welcher aber alß bald nach dem er von der Hebamen getauft, gestorben.
6. war miten in den ferijs ein disputation. Præside D. Giesenio[35] Respondente M. Michaël Müllero Ulmensi, qui tunc temporis abijt in patriam. Man hatt auch heüt meiner Fr. hospitæ kind nauß zu S. Gallen getragen, welches war das sib(ente).
7. ist heüt meine muotter hie gewessen. hab ich auch heüt mit herren Eberhard Zetznern abgeredt wie vor einem iahr auch, daß er mier durch das gantze iahr die zeütungen falle geben für einen Reißtal(er), so dazumahl 16 ß gethan, welches er auch thut.[36]
10. haben deß Bischofs Leopoldi Räeth hie auf der Pfaltz geschwohren. (Am Rande eine zum Schwur emporgerichtete Hand.)
11. Ist der Schwehrtag geweßen, v. der Ammeister Storckh in das Regim(ent) komen. (Hand wie am 10ten).
12. hatt man die Rathspredig gehalten, durch D. Bechtoldum Theolog(um) auß der Epistel Pauli an die Römer im 13 Cap. cujus initium v. I. finis 9.
14. sind wir wider in die claß gangen, nachdem wier 3 wochen gefeye(rt.)
16. Ist man niht in die claß gangen. Vndt der Ameister ist vmbgefahren.
18. Tristis fui ego.
23. Ist ietz etwan ein Jahr daß ich den Pfaltzgrafen, so aber ietz ist böehmicher könig, zu Stroßburg gesehen hab.
24. Ist gestern abenth der Stettmeister Büchsner, wie auch der Herr Hugwart Dreizehener gestorben.
25. ist auch einer morgens in der Lungengaß nackhet zum laden außgefallen v. gestorben.
26. disen tag hatt man deß Kiefers beym (darüber geschrieben vorm) Zollthor, Meister Niclaus Fichter Magt in den spitahl geführt, welche ein knäeblein, so sie gestern vmb 4 Uhren bekommen, vndt an die bettlade geschlagen, v.

---

[35] Johannes Gisenius 1577—1658, 1619 Prof. theol., vgl. A. D. Biogr. 9, 199.
[36] vgl. Anm. 11.

getöedt, auch in das heimlich gemach geworffen, welches heüt die ſchinder gefunden haben.

27. hatt man Herrn Hugwarth zun guoten leüten begraben, ſind ongefähr 1000 leüt mitgangen.

28. Iſt diſen naht Gab: Reibold der Goldſchmit ins waſſer gefallen v. ertrunckhen.

29. Iſt der Herr Joſias Schonherr, kornherr, (olim hoſpes meus cariſſimus) zu einem fünfzehener an deß herrn Hugwardts ſtat gemacht worden. wie auch becke Ober . . . (der Schluss des Namens ist nicht zu lesen.)

Februar.

3. hat L(iber) B(aro) à Dietrichstein præſide M. Bernegero[37] diſputirt.

4. hab diſen tag mein muter per 12 Marcepan, Vnd mein ſchweſter mit einer Neglad gefangen.[38]

5. hatt man heüt eine begraben, welche ſagte man es ſey ein jungfrauw, welche waſſerſichtig geweſſen, alß ſie aber geſtorben iſt ein kindt von ihr komen, ſo todt war v. begraben.

10. Diſputatio ſub Gieſenio.

11. Diſputatio sub Walliſero.

17. hört man ſchier nichts alß von huren v. vnehligen kindern.

18. diſen tag hat man die wie oben ſo ihr kind vmbgebracht mit dem ſchwert gerich(t.)

19. hab ich mein koſtfrauw Suſan Scheidin gefangen mitt einem bettbuch Ulmani pro 12 β. δ.

20. hat man M. . . profeſsorn . . . (abgeschnitten.) zu S. Gallen begraben, alß er 5 Viertel iahr kranckh geweſſen.

21. hat man die ſo man negſt vergangenen freytag gerich(t) durch D. Saltzman diſe tag angefangen zu Anatomieren.[39]

24. hatt man à meridie ſtudioſum theologiæ M. Graffium begraben, welcher neulich vnder dem Gieſenio diſputirt v. vor ſchmertzen nicht hat reden können.

25. Iſt Ein beckh Von Hagenauw ſo hier tod kranckh gewes(en), widerumb heimgefahren, dan ſein tochter kurtz vor ett-

---

[37] Matthias Bernegger 1582—1640, Professor der Geschichte und Beredsamkeit, vgl A. D. Biogr. 2, 412.

[38] Vgl. Anm. 20. Neglad wird mit Nägelein, Nelke zusammenhängen und ein mit Gewürznelken hergestelltes Confect bedeuten.

[39] Johann Rudolph Saltzmann 1574—1656, Professor der Medicin. (Jubelfest S. 261. A. D. Biogr. 30, 285.) Das Theatrum anatomicum befand sich im Bürgerspital. Vgl. J. Rathgeber, Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins, 28, 235. 1876.

lichen tagen Ein kind bekommen, so man tod hatt gefunden nach dem sie auf der bienen allein ist kindbetterin worden, vnd dem kind das nebelen abgerissen, so man in spittahl geführt, vnd nach 2 tagen in den thurn. Ist auch der Stettmeister Wurmbser. (Das Wort gestorben hat Moscherosch weggelassen.)

27. hatt man vns wegen der fassnaht 2 tag ferias geben.
29. ist die mutter hie gewessen.

März.

1. Martij hat man den Stettmeister Wurmbser begraben zu Fengenheim.[40]
2. hat man ein Wilhelmer studiosum Racophkey (?) begraben.
3. Ist mein vatter vnd muotter hie gewessen.
5. Ist Christoph Breitenacher meus quondam amicissimus Bischoffsheimensis Quæstoris ibidem Ecclesiastici filius ex hac vita in æternam migravit.
6. und 7. hatt man die Candidatos examiniert.
8. hatt man eine mit ruthen außgestrichen, welche hefftig geweint vnd sich hatt wollen vmbringen.
11. Ist herr Andreas Pfitzer herrn Brülovij voriger schwer gestorben.[41]
13. hatt man erst den Goldschmit Reibolt so vor 7 wochen ertrunckhen gefunden.
14. heüt begraben. da auch ein reutter sampt dem pferd ertruncken ist.
17. Mater adfuit, hat sich eins kieffers frauw ertrenckht beim Pfenigturn.
22. (die erste Zeile ist abgeschnitten.) gewessen, vnd der Margraf viel Stückh geschütz kraut, loht, vn(d) andere zum krieg nothwendige sachen hie her auff dem Wasser la(ssen) führen, wie man sagt, sall man noh ein Zeughauß, nemlich das ietzig für die Stat, das nahkomet für die Vnion aufrichte(n.)
24. hatt D. Rixinger [42] præsidert in Einer disputation, da im do die Theologi wider einen Terminum so er gesagt darauff zu sterben wan man ihm es niht widerlegt, so man auch niht kan, welcher ist DEVM esse Causam boni per se, mali per accidens, da wider ihm M. Rosbecher, D.

---

[40] Vendenheim gehörte den Edelen Herren von Wurmser, vgl. Descriptio Particulae Territorii Argentinensis 1675. S. 57.

[41] Vgl. Anm. 32.

[42] Daniel Rixinger 1561—1633, Professor der Logik und Metaphysik. (Jubelfest S. 278), vgl. April 1.

Bechtholt, D. Giesenius oponiert aber nihts gew(. . .); darf noh wohl ſelzam handel darumb geben.
25. hab ich meinen fuoß ſo ich vor 3 fiertel iahren verwarloſt vnd vom Roſſ gefallen wider geheilt gehabt, Gott lob, ſo 3 fiertel iahr heſſlich außgeſehen, da für geben 3 fl. der Sonnenbeckherin.
26. heüt iſt es 60 Jhar, daß man zum Erſten zu S. Peter dem alten die Reformierte religion hat angefangen zu predigen.
27. hüt iſt die Muoter hie geweſſen.
29. heüt nahmitag ist das Examen zu Vnß komen in ſecundam publicum.
30. hatt M. Dinckhel diſputiert & huic Accademiæ ad tempus valedixit.
31. hatt man deß wahtmeiſters Dohter Gerg Deckhers von Brumbt mit dem ſchwert geriht, weil ſie Chriſtin Deckherin ein kind ſo ſie mit einem ſtudioſo Milio genandt' Vnehlig bekomen verworloſt v. volhs halben ſter(ben) laſſen.

April.

1. iſt daß D. Rixinger v. die theologi wegen vt ſupra verſöent worden.
2. iſt ein ſtudioſus medicinæ M. Hauber geſtorben.
3. hat man in begraben, v. iſt das examen auß 2 da komen, den nahvolgenten tag vm 3 Vhr iſt das examen auß der Claſſ komen.
5. actus Candidatorum 18 Philoſophiæ hodie inſtitutus ob quem non viſitata Claſſis fuit.
6. est actus celebratus Philoſophiæ ſupremus.
8. hat man vnß ferias geben biß vber 14 tag v. D. Gieſenius ein oration gehalten.
12. hab mein ſchweſter mit eim par meſſer gefangen.[43]
13. hat man morgen die klock vmb ein ſtund verendert.
14. hat man etlich mohl die lectiones im Chor brobiert auf den montag.
16. iſt einem ſchier die hirnſchahl entzwey gehauwen worden.
17. hab ich im Chor recetiert, bin primus geweſen, hab 3 ß bekomen,[44] bin morgen
18. in die oberſte Claſſ komen præceptore Paulo Cruſio,[45] hat die ſchuol predig gethon D. Bechtolt, 34 pſalm à v. 11, ad 15.
20. jſt man im Elßas ſehr betrübt von wegen deß kriegswessens

---

[43] Euphemia.
[44] Ueber die Geldgeschenke als Schülerauszeichnung vgl. die «Festschrift» S. 96.
[45] S. die Einleitung.

daß in die Etlich 1000. will den baß in das Öſtrich haben, ſo aber nicht (die Zeile ist halb abgeschnitten, die erste des folgenden Blattes fast ganz, so dass nichts mehr zu lesen ist.)[46]

24. mater & parens adfuit & novum hoſpitium comparaverunt apud Dn: Reyſcheſſium, ut infra patebit die 27.
26. hab mein ſchweſter[47] mit einem breißneſtel gefangen.
27. hab mich in meinem neüwen hoſpitio eingeſtelt.
28. Pater & mater adfuit, dixi hoſpitium hoc mihi obeſt. contrarie ſine lacrijmis non deſivi parentes & vetus hoſpitium quod profuit.
29. tristis & moroſus, sed clandestinè.
30. jſt ein gartner erſtochen worden von einem ſchreiner auf dem feld.

Mai.

4. pater adfuit. ſoll ein kind ſo im ſpitahl geſtorben bluot geweint haben nachdem.
5. hab mich wider von wegen viler vngelegenheiten in mein alt hoſpitium begeben.
8. Pater adfuit.
12. hatt man D. Aggerij[48] töechterlein begraben.
15. ſindt eines legati auß Franckreich[49] ſo zwiſchen keyſ. v. könig. Maiest. in Böehmen friden ſoll machen, etliche trabanten v. vom adel angelangt, welcher ſelbſt morgen mit 300 kommen ſ(oll.)
16. iſt der geſante komen, welchem man vbel trauwt.
18. Iſt meines koſtherrn muotter Marthan Græffin welche nun ſchier ein ganz iahr an der waſſerſucht kranck gelegen, heüt morgen frühe geſtorben, vn am Samſtag begraben, zu S. Gallen. Predigt herr Schillin(g.)
19. pater & mater adfuit, mater non benè ſeſe habuit, idcirco ſum triſtis. Legatus eſt profectus.
21. Iſt ein ſoldaht auf der Reinbruckhen ſpaziert vnd hinab gefallen, ertrunckhen.
22. disputatio ſub Rixingero. iſt ein ſchloſſer erſoffen.
23. Examen Bacalaureorûm. hat im ſeilergeſſel gebrent, aber gleich wider geleſcht.[50]

---

[46] Reuss, Alsatia 1862—1867 S. 240.

[47] Amelia.

[48] Nicolaus Agerius 1568—1684, Professor der Physik. (Jubelfest S. 276.)

[49] Es war Karl von Valois, Herzog von Angoulême, vgl. Reuss, Alsatia 1862—1867 S. 376 ff.

[50] Vgl. die Chronik Walthers, hsgb. von Rud. Reuss, Strassburg 1879 S. 14.

24. Elegantiſſimam orationem unquam auditam publicè declamauit generoſus Dn. Sbemels (?) Polonius ſub Floro.[51] & qua finita profectus fui in patriam ad viſitandam matrem quae valde ęgrotaret, quare triſtiſſimus ſum, ſed craſtina die uolent(e) domino occaſione data redibo ad tempus.

Juni.

20. man würdt vber 14 tag hie ein tragediam von Aemon vndt Antigone halten, ſo man die ander wochen probieren würdt. iſt ſchon auf 33 mahl gehalten word(en.)[52]
22. Ein leicht eines Theologiæ S. ſtudioſi, & diſputatio ſub Agerio D.
23. iſt die action wider hinder ſich geſtelt worden wegen deß gr(ieß)geſchrey ſo hin v. wider in die Pfaltz fallen ſolle.
24. mater adfuit, hat man die meſſ eingelitten, v. vnß pro 4. wochen ferias geben.
27. Iſt der Schulmeiſter allhie zu S. Aurelien zu den Jeſuiten gen Molßheim gezogen vndt Catoliſch worden.
28. pater & mater adfuit.
29. jſt ein leicht eines ſtudiosi, welcher zu todt gefallen, war erſt 4 tag hier.

Juli.

2. Red man von ſtettig grießſachen, der Spinola[53] will etliche reichsſtett einnemen.
4. man würd morgen den (unleserlich) zu Buchsweiler wegen eines mords richten.
5. hat man heüt mit 4 drommen vmb geſchlagen v. knecht an genomen.
6. hat man wider mit 4 drommen vmbgeſchlagen, iſt groſſer ſchreckh.
7. hat man wider mit 4 drommen vmbgeſchlagen. Pater & mater mea adfuit in Urbe.
9. ſchleht man noch vmb biß man 900 ſolthaten hat geworben.
10. pater & mater adfuit, dedit hoſpiti pecuniam pro alimentis & quæ ſunt ext(ra.)
11. hat mir der arts von Wien ſachen verordnet zur geſundheit nöethig.
13. geht man wider in die Claſſ, hat man die thor alle 9 verſchloſſen, vnd mit 60 burgern das rathauß (Schluss abgeschnitten.)

---

[51] Marcus Florus 1567–1626, Professor der Beredsamkeit. (Jubelfest S. 266.) Vgl. 1629 Mai 20.
[52] S. meine Veröffentlichung im «Euphorion» 5, 55, 1898.
[53] Reuss, Alsatia 1862—1867 S. 382.

14. & 15. mater heri ♀ adfuit, geferliche zeit.

16. hat man den wohlgebornen herren & herren Georg Wilhelm Seeman a Mangern, ſo nun etliche (ein Wort abgeschnitten) mein ſchulgeſell geweſſen, vnd mier ſehr leid, welcher vorigen montags geſtorben, heüt zu S. Wilhelm gefürt, v. da die leicht predig gethan, Joh. 10 a v. oves meæ vocem meam audiunt ad : manu mea, ferner in zu ſeinen anherren führen laſſen, welcher war der lezte ſtamme, Ein freundlicher herr. vnd ſeines lobs kein ende, gelehrt, from, (das folgende Wort ist abgeschnitten). Die leicht predig hat der helſſer zu S. Thomas gethan, M. Joh. Frey, iſt geſungen worden, o herr Got . . mit frid v. freid, hat mein præceptor, Dn. M. Joh. Paul Cruſius herzlich geweint, ſind 3 freyherren mit gangen, haben 12 von adel an im getragen, v. 4 die ruch fäſſl gehalten. hat man auch heüt die ſchaffnerin im ſpitahl begraben. man hat in darnoch zu S. Clauß in undis[54] geſtellt biß man in abholt. hat man auch heüt in der kirch einen wochentlich betag angeſtellt, von wegen groſſer kriegs gefahr v. vnruohe. würbt man auch in genere iederman, keinen præter Theologos außgeſchloſſen fronen an der Stat maur v. wahl v. graben.

17. man ſchlegt noch ſtetigs vmb, vnd würbt anderswo volckh. Iſt ein Stadiſcher geſandter hie geweſſen.[55]

18. hat man den Erſten wochentlichen bettag gehalten ex lib: 2. Reg. Cap. 18 à v. 9 incluſive ad (abgeschnitten, ebenso auf der folgenden Seite der Eintrag zum 19ten Juli und bei den folgenden Einträgen das Tagesdatum.)

(20.) hat D. Frereyſen[56] Theol: ein oration gehalten, da er auch ein profeſsor creiert worden. man ſchlegt noch teglich umb, ſchanzt auch ſchon vor dem Mezgerthor, Vnd hat gutte Verfertigung vnd Vorſehung zu befeſtigen &c.

(22.) faht man an hie einmahl die hurenneſter außzunemen, darunder deß mehrentheils die fürnembſten henſten ſind, vnd noch ſelzam boſſen mit in̄en geben würdt, Franz Klein iſt der kompaney, deren ein zimliche menge, ihr büttel, oder huren bott. hab diſen abent ſehen einen drachen ſchießen, welches ein groſſes feüwer in der lufft wahr, ſchröecklich zu ſehen, ſoll fruchtbare v. gute iahr bedeuten.

---

[54] Das ehemalige Kloster St. Nicolaus in undis in der Krutenau.

[55] Der niederländische Gesandte Aarsens, Reuss a. a. O. S. 384.

[56] Isaac Fröreisen 1590—1632, Professor der Theologie. (Jubelfest S. 234.)

23. ist ein Englischer gesandter hie[57] (halb abgeschnitten.)
25. der ander wochentliche bettag. 2 Reg. cap. 19 a v. 1. ad 20. inclusivè.
26. man schlegt noch stets vmb.
27. man bollwerkht noch am Mezger wahl. ist der Englisch gesandt weg: ist einer ertrunckhen.
28. kompt allen mahl volckh auß Spania trupenweiß in das Elsaß. pater adfuit.
31. fangt man an zwischen dem Weissen, vnd dem Kronenburger thor zw(ei) bruckhen vber den Stattgraben zu machen, da mit man im fronen gleich kan vber vnd vber fahren, dan man den wahl gröesser, vndt den graben weiter machen will.

August.

1. augusti. hat man ein wochentlichen bettag, da es vor 8 tagen verbliben biß he(üte) vnd deß selben Capitels, ist schon ein bruckh auffgeschlagen wie vor geme(ldt), man soll noch mehr aufsschlagen v. bollwerckh machen. Man schleht noch alß umb.
3. hatt man den herrn Heinrich Koppen ein treyzehener, v. kriegsraht begraben, desßgleichen auch einen so von einem roß zu todt gefallen. hat man auch neüwe balckhen in den galgen gemaht, dan man morgen 2 henckhen w(ill.)
4. hat man 2 so gestolen gehenckt, v. eine so ein kind vmbgebraht geköepfft. mater adfuit.
5. sind dem bleicher auf dem schießrein 46 stuckh duch von einer windsbrautt so hoch alß das münster, in die lufft gefüret worden, hats doch wider.
7. haben die zum Enckher[58] zu erst gefronet, (hat eines bastteten beckhers weib ihren man zu todt geschlagen) [Das Eingeklammerte ist ausgestrichen.] mendacium est.
9. haben die Spiegler[59] gefront. wie auch ihr zunfftbruder herr M. Christoph: Thomas Walliser[60] Mus(icus) in toto

---

[57] Sir Henry Wotton, Reuss a. a. O. S. 384.

[58] Die Zunft zum Encker.

[59] Die Zunft zum Spiegel.

[60] Ueber den Komponisten, Praeceptor classicus und Musiklehrer an der Akademie Christoph Thomas Walliser 1568—1648, vgl. die Abhandlung von August Bähre in der «Festschrift des prot. Gymnasiums» 1888, I, 355—384. Die beim Schanzen gesungenen Verse teilt in etwas abweichender Fassung auch Alfred Erichson, Das Strassburger Universitätsfest vom Jahr 1621, Strassburg 1884, S. 5 mit.

orbe doctiſſimus, welcher vnder dem ſchanzen hat ein geſang gemaht, in diſen worten:

Nun bauwen wier dich Vatterland
Zu Gottes lob v. Ehren,
Es halt ob dier O Gott ſein hand
Vndt thu den fe(inden) wehren.
hey luſtig v. dran
greiffts dapfer an,
es dient zu vnſern Ehren.

hab ich auch . . . gefront. (Drei vor gefront stehende Worte vermochte ich nicht zu entziffern.)

10. beſe Zeit, beß geſchrey. werden wohl Chriſti weißagungen Erfüllet. herr Gott erbarme dich.
11. böeſ geſchrey v. zeittung.
12. hat ein ſolthat am Fiſcherthor, da man etliche rotten gemuſſtert, 2 a(ndere) ſolthaten in eim ſchuß erſchoſſen.
13. 14. iſt der von Anſpach[61] hie geweſſen, der Margraff, wegen Franckf(urt.)
15. bettag wochentlich. textus 2 Chronicorum cap: 20, verſus duo priores. 1. 2.
16. hab ich, mein præceptor v. reliqui condiſcipuli auch alle gefront, hab iez 30 gefiert, die (das folgende abgeschnitten.)
17. haben iez die zünſſt nach ordnung deß calenders alle gefront nacheinan(der). front man iez auch beim Fischer v. Mezger thor. böeſſe zeitung v. zeit.
18. hat man den Franz Kleinen, huren oberſten geköepſſt, vnd einen gehenc(kt.) mater adfuit.
20. Iſt der herr von . . . hie geweſſen mit einem fenrich (der Name und die folgenden Worte sind nicht zu entziffern, da die Zeile zur Hälfte abgeschnitten ist.)
21. hat man die fanen gericht, ſind hauptleüt Herr Zeiß, Herr Wilhelm, Herr Monſtrol(er), fenrich ſind deß Monſtrolers Herr Sipel, welcher heüt allein iſt auffgericht. hat auch heüt der hauptman Zeiß einen ſolthaten erſtochen. den 23. iſt er aufgericht worden, 24. hat man deß hauptmans Wilhelms aufgericht. iſt fenrich herr Moltzheimer.
22. wochentlich bettag. noch in dem vorgemelten capitel. richt man heüt deß hauptman Zeißen fanen auff, iſt der fe(nrich) von Markirch. iſt der herr Baltaſar Biſchof begraben worden.
25. mater adfuit in civitate. hat man noch ein geſang beim ſchantzen gemacht.

---

[61] Markgraf **Joachim Ernst** von **Brandenburg-Ansbach**, der General der Union.

26. böeß geſchrey.
27. Ego, Dn: M. P. Cruſius, M. Caſp. Brulovius Dn: præceptores mei, Dn: hoſpes fuimus auſ dem meßtag zu Willſtett. iſt geſtern einer beim ſchanzen zu tod gefallen.
28. ſind ſie wider heim gefahren ohn ich. ſchanzt man noch ſtarck an 4 ohrten & ſchanzen graffen v. herren.
29. haben wir biß auf den donderſtag ferias wegen Adolfi.
30. hat man den ſo zu Willſtett gefangen vnd wie fornen, ſolte gericht ſein, i(ſt) aber nicht wahr geweſſen, wider ledig gelaſſen. bin ich wider gen Straßburg.
31. diſputatio ſub D. Fröereiſsenio, heri mater mecum adfuit. iſt ein graff von Nassauw hie im Bruderhoff, welcher diſen winter will hie bleiben, item ein junger graff von Oldenburg. böeß geſchrey. man thut ſchier allen mitwoch v. ſamſtag huren v. buben auf den laſterſtein ſtellen.

September.

1. hat man Carol Schwenden den ſchinder hurerey halben die ſtat verwiſſen.
2. flehen[61a] viel leüt her auß der Pfaltz v. Franckhenthal.
4. bin ich zu Molzheim geweſſen, hab gekaufft das falſch Jubel[62] zu Molzheim pro 7 batzen.
5. hat man heüt vor der predigt in aller Eyl die bruckh beim wahl ſo man gemacht, abgebrochen, dan es ein böſſe botſchafft koṁen daß der Spinola vns nahe auf dem halße ſeye, do wegen man wider vmbſchleht, dan er ſchon bey Wormß v. die fürſten hinder ihm, nahet ſich das ende der welt, : ἐλέισο(ν) κοίρις. hat man heüt den Rectorem D. Tobiam Speccerum.[63] Decanum Dn: Wal(liſerum)[64] Ethicum. viſitatores. Dn: Nic: Ferber[65] Dn. D. Clutenium,[66] D. D. Bütſchium,[67] & ſyndicus D. D. Rixinger.[68] Man front ſonſten noch tapfer; geht viel ſelzam geſchrey.

61a Flehen = floehen «flüchten».

62 Pseudojubilæum. Anno septimo decimo supra millesimum sexcentesimum, calendis novembribus, insolenti festivitate a Lutheranis celebratum. Quod . . . Dat. Dicat, Consecrat Petrus Roestius, S.J. S.S. Theol. Doct. et Prof. Molshemii, Typis Jo. Hartmanni 1618. 4⁰. Vgl. Anm. 15.

63 Tobias Speccer 1563—1622, Professor der Theologie (Jubelfest S. 234).

64 Laurentius Thomas Walliser 1569—1631, Professor der praktischen Philosophie (ebd. S. 286).

65 Nicolaus Ferber 1576 geb., Professor der griechischen Sprache (ebd. S. 296).

66 Joachim Clutenius 1582—1636, Professor Juris (ebd. 251).

67 Caspar Bitschius 1579—1636, Professor Juris (ebd. S. 250.)

68 Vgl. Anm. 42.

6. ist einer zu todt gefallen, ein maurer in D. Kieffers hauß.
7. hat man herrn Heinrich Widten, v. herrn Bernhard Schmit, einer ein fünffzehener, de(r ander) ein rothsherr, hurerey halben heißen daheim bleiben, v. der Ehren entsezt, deßgleichen auch den Ameister Helden.
8. hat man herrn Freyen gewessenen helfer zum alten S. Peter begraben. hat man ein dieb gehenckt. pater adfuit. hat man das geschütz aufgeführt.
8. hat dise wochen, durch ein verehterey die stat sollen aufrürisch gemacht, oder gar eingenomen we(rden.) behüt vns herr forthin v. vnser stat. man versiht sich sonst gar wohl hie des auffruhrs.
9. Geht selzam geschrey vor aiß wan der Union general graff Anspach müt dem Spinola vnder dem hütel spielt, dan der ales biß her on widerstand hat eingenomen.
10. ist herr Schilling pfarher zum alten Sanct Petro gestorben.
11. Vergangen Sambstag hat man 2 mit ruhten außgestrichen, auch einen buben (Rest abgeschnitten.)
12. ist herr Schilling begraben zu S. Gallen. (die untere Zeile ist abgeschnitten.)
13. hat man vergangene 3 tag ☾ ♂ v. ☿ die falthaten gemustert, v. den (s)oldt geben, & sic deinceps allen monat.
(14.) hat man den Habrecht vrnenmacher, so das vhrwerckh im münster gemacht, begraben. pater adfuit.
(15.) mater & soror Veronica & pater & ego hodie profecti fuimus Hagnoam.
(16.) hat man hie mit Ruhten außgestrichen.
(17.) sind wider von Hagenauw komen. hat man hie die stunden geendert.
(1)8.. hat man der huren hauptman, die schreynerin gedeümelt. Ist wider Gott lob gut geschrey im landt, aber man sorg sich vor.
(2)0. hat man deß Franz Kleinen frauw anß halßeisen gestelt, hurerej halben, aber noch nicht mit ruten außgestrichen. ist der alt seidenstickher in der münstergassen auch hurerey halben auff S. Caterinen schürze sein tag verbannet worden.
(21.) ist der Goldschlager so auch hurerey halben sein tag der statt verwisen worden, wider komen, sagent man soll die grossen herren auch nauß stossen, so woll er auch wider hien auß.
22. hat man die schreiner Martan gericht mit dem schwert, hat mit 18 ledigen, 3 wittwern, 27 Ehemeneren vnzucht getriben ohn andere, schreckliche hurerey hat sie getrieben mit fürnemen herren, deren viel sind Ameister Held, Widt

15 vir, Bur(chhart) Schmit, Diet: Blanckh, Bittling advocat, Strinz, iah ſie hat noch lohn da zu geben. hat mier die muter 9 goldt gulden geben, das iſt 21 fl., damit hab ich den herrn Eberhard Zezner für 21 fl. biecher bezalt laut zedels. mater adf(uit.)

24. hat herr Tobias Speccerus zum alten S. Peter gepredigt v. angezeigt, daß negſte 2 zinßtag v. ſontag werden 4 die probepredigt thun.

26. hat der herr Carel gepredigt. iſt auch den 15 8bris pfarher ordinirt worden.

29. hat man ferias geben, helt herr Speccer ein oration de angelis. hat mich mein ſchweſter Salome gefangen.

30. iſt herzog Achilles zu Wirtenberg hie geweſſen.

Oktober.

1. octobris hat der helffer zu S. Aurelien gebredigt.
2. fahr in den herbſt am zinßtag.
3. hat herr Frey gebredigt. ſchanzt man noch täeglich ſtarckh hie zu Straßburg.
4. muß iedlicher ſo mit der ſchreiner Martan zu thun gehabt 50 fl. ſtraff v. 3 tag in thurn, waſſer v. brot eſſen.
6. bin ich auß dem herbſt kommen, mater adfuit. hat man ein ſoldaten Albrecht genandt gericht, hat einen zu tod gehauwen.
8. hat herr Schad gebredigt. mier gefiel der herr Schad oder Frey.
9. iſt herr Colöeffel der treyzehener v. ſcholarch geſtorben. höert man nichts ſonderlichs von Spinola v. den fürſten.
10. zieht viel fremdt verloffen grings volckh hie durch.
12. hat man diſe 3 tag ſolthaten gemuſtert.
13. mater adfuit.
19. ſind wider in die Claſſ gangen.
22. hat der ſchulmeiſter zu S. Aurelien hochzeit. ſindt 4 pfarrer auff de (. . .) land zum alten S. Peter für helffer auffgeſtelt. iſt die Canzel zum ju(ngen) S. Peter eingeweihet worden.
24. der erſt her Hamman.
25. examen in Claſſe I. autumnale. man ſchanzt noch teglich, iſt kein ſonderlich geſchrey mehr vor winter.
26. der ander herr Eiringius. hab das Erſtmohl alß mein herr ein kind ober tauff gehoben, im beyſtand geleiſtet.
27. pater et mater adfuit. der trit herr Penius.
28. der viert herr Cottler. iſt helffer worden.
30. hat man mit ein trometer laſſen außruffen, wie daß heimlich

hin v. wider Paßquillen werden eingelegt, ſo man den thäeter erfart, würd den kopf koſten, wer aber den tether anmeldet, bekome 100 ducaten, iſt nun lang vil zeit Paſquillen fürgangen. hat man gleich nachmitag die stückh abgeführt.

31. der neüw wahl beim weiſſen thurn loſt ſchier ein krah.

November.

3. jſt die dickh ſeylerin[69] geſtorben, hat gewogen 490 ℔. iſt der totenbau(m) 4 werckhſchuo breit.
9. declamatio ſub Floro.
10. iſt am 11 einer beym Collegio die ſteg in die Breüſch zu tod gefallen.
11. haben nachvolgende tag zu Dachſtein v. Zabern viel freüwden carthonen abgeſchoſſen.
12. iſt her Muſænius Ein Dennenmerckher Theol: S. stud. v. hoffmeiſter begraben.
14. iſt Conrad Hüffel der guld ſchreiber geh geſtorben.
15. declamatio ſub Blanckburgio.[70]
16. Diſputatio ſub D. Giſenio, M. Eraſmi foliorum 30.
17. pater adfuit, ſol Brag eingenomen ſein, wie die Spaniolen für geben, contrarium v. iſt nicht eingenomen, daher der erſten meinung halben ſolche freüwden ſchüz zu Dachſtein v. Zabern ſind geſchehen.
19. jſt mein ſchweſter Maria Magdalen heüt (das Folgende fehlt, da die untere Ecke des Blattes abgerissen ist. Aus dem Eintrag vom 28. November ergiebt sich, dass die kleine, am 4. Sept. 1608 geborene Schwester nach Strassburg zu Besuch gekommen war.)
21. jſt das waſſer in der vorſtatt faſt ganz vertrockhnet, daß auch ſchier kein mehl zu bekommen.
22. hat die hieige ſtat auff begern deß keißers im geld zugeſchickht, auß Acht der acht.[71]
24. pater adfuit.
28. mater adfuit, hat das Maria Magdalen wider geholt.

December.

1. mater adfuit.

---

[69] Yerri Haag, der dicke Seiler, und seine noch gewichtigere Ehefrau waren zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Strassburger Sehenswürdigkeit. (Rod. Reuss, L'Alsace au dix-septième siècle, I, 419, Paris 1897.)

[70] Friedrich Blanckenburg 1580—1625, Professor der hebräischen Sprache. (Jubelfest S. 292.) Vgl. 1622 Febr. 7.

[71] 15000 Gulden, Reuss, Alsatia 1862—1867. S. 388.

2. Iſt der ſolthaten wachtheüſel auff dem S. Joh(anns) wahl abgebrant.
3. hat man die wochentliche bettag biß auff ein gewiſſen termin Eingeſtel(t.)
9. iſt diſe wochen ein kett bey der Pfalz geſprungen, exitus et cauſa DEO nota.
12. vilerley reden. Zu ſagen nicht nöethig, ſagt man alß wan Leopoldus wolt ſein reſidentz hie halten v. ſolt man ihm den Chor im münſter einräumen. ſagt man alß wolt Spinola die ſtat belägeren, wetten ihr vil per etlich 100 fl. mit einander darum(b). ſagt man es ſteh wider ein Comet, ich aber hab ihn noch nicht geſehen.
18. iſt die ſtatt wider treüwlich gewarnet worden vom herzog in L. ſtet in gefar dra(. .)
19. haben die ſalthaten einander gehauwen, iſt ein Schweizer drauff gangen.
21. hat man am morgen vil ſtückh auffgeführt, iſt groſſe gefahr.
27. mater adfuit. & soror Euphemia. hat ſich einer erſtochen. Iſt ein ſchmit von Willſtet im Rein ertrunckhen.
28. Iſt parens meus hie geweſen, vnd beym Ochsen vber den korch auß gefallen, iſt ſchier vbel abgangen beym knichh, iſt 3 tag hie ſtill gelegen danach wider heim gefaren den 31 (in tua ſit tutela Domine).
29. Iſt der Oberſt Obentraut [72] hie geweſſen.
30. diſe meß wacht iederman in allen gaſſen, alſo daß außer verrähterey nichts kan vorgenomen werden.
31. Iſt der oberſt Helmſtat [73] hie, ſall knecht vor die ſtatt werben. hat D. Froereifen Ein oration gehalten, ſind vnß ferias geben worden, ſoll der Spinola Franckfort v. Hanauw belegeren.

Alter vnd Newer Schreibkalender | mit der Practica | vnd Newen Meßbûchlin | . . . M.DC.XXI. Geſtellt durch Onofr. Call. Succ. Doctorem Med. . . Gedruckt zu Straßburg | bei Marx von der Heyden am Kornmarckt.

Januar.

1. Iſt der Oberſte Helmſtatt hie, ſoll knecht vor die ſtatt werben.
2. Hatt man vmbgeſchlagen, würbt ſolthaten zu (abgeschnitten) auch zum Rappen vndt anders woh.

---

[72] Hans Michael Elias Obentraut 1754—1625, angeblich das Urbild des deutschen Michel. (A. D. Biogr. 24, 85.)

[73] (Reuss a. a. O. S. 388.) Pleikart von Helmstatt, Heerführer Markgraf Georg Wilhelms von Baden-Durlach.

3. ſind diſe Meß vnſäeglich vil ·fürſten vnd herren hie geweßen (mehr als) ſonſt in einer meß, alß: der Oberſt Obentraut v. Helmſtatt (. .) graff Otto. Graff von Hanauw. v. Lützelſteiniſch her, Pfalz (. ˙.) Pfalzgraff von Birkhfeld. graff von Hoenlöh. Rappenſteiner.
7. ſind viel ſolthaten gefangen wegen verräetherey die groß iſt.
8. haben die Leopoldiſche Räeth, Herr zu Griechingen &c: wie breüchlich geſchw(oren.)
9. jſt der ſchwertag. iſt Herr Ameiſter Mürſel ins ampt kommen.
10. Iſt mein koſtherr¡Herr Ludwig Mezger thorſchlieſſer worde(n.)
11: Gebt man wider in die Claſſ. Macht man an alle thor ¦in d(er ſtatt) ſtarckhe krengel, da mit in der nacht kein verretherey kan (. .) der thor vorgenomen werden. hat heint vmb 7 vhren (. .) 'Gieſſen eins beckhen hauß gebräennt, ſo aber bald gelöeſt . .
12. hat der Müntzhoff gebrent. ¦iſt auch bald wider gelöeſt worden.
17. ſchlegt man noch vmb.
19. hat man zu Molzen nun ein viertel iahr her (. .ʒ.) hexen verbrennet, waren noch faſt alleınonat. 8.
24. Iſt ein franzöſiſcher liguiſt ertrunckhen.
25. Iſt ein ſalthat auff der ſchiltwacht erfroren. hab ich meinen præceptoren M. Joh: Paul Cruſium mit eim guldgulden v. carmine (gefangen).
27. jſt der Junckher Sturm im ſchlitten gefahren, hat 100 fl. ſtraff geben.
28. Iſt ein gerichtsbot zu tod gefallen.
29. Groſſer ſchneh anderthalb ſchuo dickh.
31. Iſt das Examen menſtruum das erſte mahl zu vnß in primam komen. (das Folgende ist halb abgeschnitten und nicht zu entziffern).

Februar.

1. Iſt der ſchnee wie etliche wollen ſo dickh alß der groſſ ſchne vor 14 iahren.
4. hab mein mutter mit 6 Marcepan gefangen. Vnd mein ſchweſter m(it . .) fuit a. adhuc pue (? abgeschnitten.)
6. Hatt man müßen fronen, vnd den ſchne weg raumen.
8. Hatt man das geſchütz wider abgeführt.
9. Iſt mein ſchweſter Euphemia hie geweſen, ſag ich ſey vor 14 tagen (von dem) Seyler Phillipen zu gevatter drauß gebetten worden, hob heüt . . ſchouwpfenig für ¡10 β kaufft, hats der Vatter für mich gehoben . . Sara, ein töchterlin.

11. haben 2 tag ferias wegen der faßnacht.
14. ist mein schwester wider heim, sind das erst mal 2 salthaten (auf dem) Esel gesessen.
16. Ist hie die keyserliche acht v. aberacht gegen dem köenig in Boehe(im) von Jegerdorff, Anhalt, Hoenloe angeschlagen worden. hat man heüt auch den Seidenstrickher deß alten herrn Freyen Selig (. .) hurerey halben mit dem schwert gericht, hat sich so frisch gehal(ten . .) es hier kein mensch vorkomen. auch die Zaber Mariam de(s) beckhen schwester hurerey halben eodem modo, hat stattlich geredt, de ali(is eodem) crimine pollutis puniendis vor der Pfalz.
19. Hab ich mein kostfrauw Susannam Scheidin mit aim hand b(. . .) (gefangen.)
22. Sind 2 solthaten so ein frauw braucht auff dem neüwen Esel zum ersten mahl gesessen, auf dem Ma(rckt?) schrecklich groß gewesser. Ist ein Meidlel in buben kleidern in der faßnacht gangen welches (. . .) Vnd mit seim Großvatter blutschand begangen, ist den 5 martij (in) den deümel thurn gefürt worden.
28. Ist das Examen in decimam komen.

März.

1. Soll der keiser der Stat privilegia angetragen haben (Academiam) zu Creieren.
4. hat man deß Münzmeisters frauw begraben.
7. hat man das meitel mit seim Großvatter mit ruthen außgeh(auwen.)
9. pater adfuit & mater. hat man eine mit dem schwerdt ge(richt so) zu Offenburg ein kind vmgebracht.
15. Ist der Actus Magistrorum philosophiæ.
16. Pater adfuit.
19. Ist mein Vetter Carolus Theus [74] Hagnoënsis heut durch D. . . meinem hospiti præsentiert worden in kost, so vor 8 (tagen von) seinem herrn vatter verdingt worden.
21. Ist das Examen in Vnser Claß kommen.
24. Ist der D. Gisenius von hier gezogen nach der neuwen academi R(inteln), nicht ohn vihl weinen seiner Amicorum, & discipulorum.

---

[74] Die Familie Theus in Hagenau war auch mit Paul Crusius verwandt. Den Arzt Dr. Henricus Theus, der am 8. Nov. 1597 Anna Wülnesheimin geheiratet hatte, nennt er in einem Eintrag vom 27. Dezember desselben Jahres «affinis». Am 6. Oktober 1598 wird Daniel Theus, D. D. Henrici Theus Medici Hagenoensis geboren. Vgl. 1622 Dez. 9.

April.

3. bin gen Wilſtet gefahren mit der muter, bin auch iez ad lectiones p(ublicas) ex Claſse prima promoviert worden.[75]
6. bin wider von Wilſtet komen.
7. hab ein böeßen fuß bekomen.
12. hab mein ſchweſter mit einem breißneſtel gefangen.
20. Iſt mein fuß wider heil worden durch M. Hanß Renfft (ſed tamen D. clementia.)
26. hab mein ſchweſter mit buppendinglicht gefangen. fuit enim adhuc (abgeschnitten.)
27. Iſt vnser Examen Baccalaureorum geweßen. pater adfuit.

Mai.

1. Iſt die alt Gräeffin von Durlach geſtorben.
8. Iſt der D. Gothofredus zu Heidelberg[76] geſtorben. (ist ausgestrichen, daneben steht: mentitum.)
11. hat man einen mit dem ſchwert (gericht), hat ſein frauw zu todt geſchlagen, war ein baur.
13. pater & mater adfuit.
15. bin zu Wilſtett geweßen.
18. hat man einen Jungen Lackheyen von 18 Jahren mit dem ſchwert ge(richt), hat ſeim Junckher ein Roſſ, gulden becher, betſchier v. viel gelt geſt(olen.) pater adfuit & mutuo dedit Dn. Leonhard Lanio 200 fl.
19. hatt man den solthaten abgedanckht.
22. hat man (nach dem, Divo Ferdinando II. S. R. I. Imperatore, hieſige ſtat privil[egia zu der] vniverſiteten[77] bekomen) das erſte programma angeſchlagen, Doctores, cuiusque facul(tatis) Baccalaureos, & poetas zu Coronieren.
24. Iſt der Actus Baccalaureorum geweſen, waren vnſer 32, (Decanus) fuit M. Laurentius Thomas Walliſerus, Rector Tobias Speccerus, (cancellarius Dn.) Adamus Zorn à Plopsheim; pater adfuit quoque.
31. heüt vmb den Mittag zwiſchen 12. v. 1. Vhr, Iſt mein f(raw hospita) kindtbetterin worden vndt ein junge tochter in diſe welt (gebracht.)

---

[75] An die zehn Klassen des Strassburger Gymnasiums schlossen sich als obere Abteilung derselben Schule die Lectiones publicae mit dem eigentlichen Universitätsunterricht an, vgl. die «Festschrift» S. 81 ff.

[76] Am 10. September 1622 verzeichnet Moscherosch den Tod des berühmten Juristen Dionysius Gothofredus.

[77] Ueber die Verleihung der Rechte einer Universität an die Strassburger Akademie und die deshalb veranstalteten Feierlichkeiten vgl. A. Erichson, Das Strassburger Universitätsfest v. J. 1621, Strassburg 1884.

Juni.

1. hat der Pfarher heüt im hauß meinß herren tochter getaufft, heist S (abgeschnitten.)
3. haben etliche frembde, v. sehr stattliche vom adel vmb hu (abgeschnitten) mit einander gewett, beim Rappen in den kleidern vber (die) Breiß biß zu der mezig zu schwimen, alß nun der erste biß an (die) mezig kommen ist er vnder gefallen v. ertrunckhen.
14. hab ein beßen fuß bekomen.
18. ist meins herren kindt gestorben, vnd zu S. Gallen am 20. (begraben) worden, ist nun das achte. aber dis ist an dem best gest(orben.)
24. kan wider auß gehn von wegen meinß fuß, (DEO sit laus.) mein mutter (nach dem sie gestern eines Jungen sohns gen(esen) . . .) denselben teüffen laßen; Hanß Ulrich (statt Ulrich stand ursprünglich Jacob da, was später ausgestrichen wurde); sindt iez vns(er 10,) ist einer gestorben. vndt haben 6 schwestern. [78]
29. Pater adfuit.

Juli.

1. macht man das Chor im Collegio in wendig ganz (abgeschnitten) daß ein neüwer assessus sey. hab heüt dem (abgeschnitten) Nach Rostockh geschriben. (vgl. Sept. 16.)
8. bin gen Wilstet gangen meinen bruder zu sehen.
9. bin wider nach Stroßburg auf ein floz gefaren, grosse (abgeschnitten.) ist mein herr (mihi dolor) mit dem Pferdt in eine (grube so ?) manshoch gefallen, vndt die rechte hüfft abeinander gefa(llen), doch heüt (gott lob) wider eingericht worden, vnd d(as Glück) v. Vnglückh bey einander gewest. Deus enim in periculis suos ju(vat.)
14. hat man meines herren (bruders) deß herren Lenharts kindt im hauß getaufft, heist Hanß (abgeschnitten.)
18. rist man das Collegium schöen zu.
22. halt mein mutter kindtauff.
28. kan mein kosther (Gott lob) wider gehen.
29. hat man Herren Heinrich Obrechten den fünffzehener begraben.
31. ist mein schwester Euphemia kranckh.

August.

1. hatt man den Neüwen Rectorem D. Bitschium, vnd de (abgeschnitten) visitatores praesentiert, hat man der fischer oberst(en) herr Lampen den fünffzehener begraben.

---

[78] Vgl. Obser im «Euphorion» 5, 473, 1898.

7. Nun etliche tag disputieren die candidati facultatum, vn (abgeschnitten) ihre Lectiones cursorias.
12. hat man in allen kirchen ein allgemeine neü(we Fest-) vnd schul predigt gehalten, auß dem Propheten Dan(iel) Erst Capitel. fui in patria, rediique.
14. hat man heüt die kays: privilegia solennitate maxima p(romulgiret[79]) in beysein 4 fürsten, 6 graven, 8 freyherren, denn gantzen vo(n) adel, auch frembder doctores v. herren.
15. hat man den Dn: M. Tobiam Speccerum zu einem Doctor gemacht (Cancellario) Dn: Adam Zorn, Scholarchis Dn: Petro Storck, Dn: Franz Rudolf Ing(old), promotore Dn: D. Bechtoldo.[80]
16. hat man die Comedi de exitu Israelitorum[81] solenniter gehal(ten in) beysein Etlicht 1000 menschen, auch fürsten v. herren.
17. wert die Commedi noch.
21. hat man 4 Doctores Juris creirt, D. Bünting, Schopper, Syn(tz, Scholl) decano D. Meyero.[82]
23. hat man Doctores medicinae creiert, Dn: Schilling, Rosenberg, de(cano D. Sebizio.)[82]
24. hat man einen mit dem schwerdt gericht, so gestolen.
25. hab meinen kostherren gefangen mit eim carmine v. par heßben.[82a]
26. bin ich, Herr Crusius, Brülovius, hospita, Theus auf vnserm meßtag (gewesen.)
28. Actus Magistrorum. 14.

September.

8. Mater adfuit cum sorore Veronica.
16. hab schreiben von Rostockh empfangen vom Sculteto meo.
18. ô der grossen noth in der Pfalz, o deß mordens v. töedte(ns.)
21. hab gen Rostoch geschrieben. mater adfuit deditque kostgelt.
29. hab den Vatter gefangen carmine.[83]

---

[79] Nach Erichson war der Promulgationsact am 12. August, sein Bericht nach der Promulgatio academicorum privilegiorum Strassburg 1621, neu gedruckt 1629 stimmt nicht ganz mit Moscheroschs Angaben überein.

[80] Adam Zorn v. Plobsheim vgl. Jubelfest S. 213, Petrus Storck ebd. 216, Franz Rudolph Ingold ebd. 219.

[81] Moses von Caspar Brülovius.

[82] Die Namen sind ergänzt nach «Die alten Matrikeln der Universität Strassburg 1621—1793». Bearb. v. Gustav C. Knod, Str. 1897 II, 123 u. 492.

[82a] Hespe ein Haspe ‚Thürband, Kniebug, Garnwinde‘: was ist hier gemeint?

[83] Moscheroschs Vater hiess wie er Michael.

Oktober.

6. Pater adfuit & mater, & ſoror Euphemia.
11. iſt ein groſser reiff gefallen, hat dem wein groſſen [ſchaden getha(n.)
13. hab iez das ander mahl ein ader öeffnen laſsen.
15. hat Herr Hünerer hochzeit.
19. hat man den Iſraël gericht mit dem Schwert, hat vil leüt verführt vndt zu hurerey angericht, Amicum meum quoque, ſit ſub Roſa dictum.
24. hab mein ſchweſter mit eim betbuch gefangen.[84]
26. pater adfuit & ſoror Euphemia.

November.

2. ſoror Ephemia adfuit.
16. Iſt das waſſer fundament an der Münz zu Wilſtet ge (abgeschnitten.)
19. Iſt ein ſolch flehen vndt jamer auch forcht auf dem land Von wegen deſs Manſsfelders,[85] daſs es nit zu ſagen, offt . . . mehr wegen vor dem thor halten ſo flehen.
21. jſt ein ſchröckhlich flehen, daſs offt 3, oder 400 wegen vor den thoren. ander müſſen warten, das ſelb den ganzen tag, nuhn in 2 wochen. der Manſsfeld hat Hagenauw belagert.
22. Iſt der vatter vndt muter hie geweſsen vndt auch geflehet.
26. jſt der Manſsfelder vor Hagenouw wider abgezogen, die geben ihm ranzion.
30. pater adfuit in urbe.

Dezember.

2. hat man den academiſchreiber Murſel begraben.
12. iſt die new mezig beim Pfenigthurn erbawen worden.
14. Sind Eidgenoſsene geſandten hie, nach dem Manſsfeldiſchen leger ge (abgeschnitten.)
16. Iſt der Manſsfelder im anzug wider das biſtum. (abgeschnitten) vil biſs an die Statt thor, vndt nemen den bauren ihr g (abgeschnitten.)
19. hat man hie mit 4 trommen für die ſtat vmbgeſchlagen.
20. ligt der Manſsfelder mit ſeiner Armada in Hagenaw.
21. ſchlegt man hie noch vm.
23. Streifft das Manſsfeldiſch Volckh biſs an der Stat th(ore), haben neun herren ein roſs beym thor geno(mmen.)

---

[84] Salome.

[85] Zu den folgenden Kriegsereignissen vgl. Rod. Reuss, L'Alsace au dix-septième siècle, Paris 1897. I, 58 ff.

26. der Manßfelder beschieſt Zabern.
27. werden etlich erschoßen.
29. bin gen Wilſtet gangen.

Alter vnd Newer Schreibkalender, mit der Wetter Practica, vnd Newen Meßbůchlin, Nach Chriſti . . . Geburt, M. DC.XXII. Geſtellt durch Onofr. Call. Succ. Doctorem Medic. . . . . Gedruckt zu Straßburg, bey Marx von der Heyden am Kornmarckt.

Januar.

1. ſindt durch warloßung zwen Mezger auß der (abgeschnitten) mit einem ſtůckh geſchoſſen worden, Iſt (abgeschnitten) lermen im biſtum durch den Manſfeld.
3. bin wider von Wilſtet komen. Nimbt man hie reüter an.
6. Iſt der Manßfeld mit ſeiner Armada aufge(brochen) vndt das Elſas hienauf gezogen, ſindt (abgeschnitten) Reiter vor der Stat thor dem weiſſen (abgeschnitten) für über marſchiert.
7. Pater & mater adfuit. wer ſchier ein brun(ſt) entſtanden. Iſt des alten herren Heinrich Obrechts ſohn geſtorben.
8. Iſt herr Ameiſter Stedel ins ampt (komen.)
9. Iſt die Rathspredig gehalten wor(den) durch D. Joh. Bechtoldum, genomen außem 2 lib. Moyſis a verſu .1. incluſ. uſque ad ultimum exc (abgeschnitten.)
10. brent Kraut Ergerße(m).[86] ſindt 200 Italiener bey Benfelt vom Obentraut e (abgeschnitten.) hat der Manßfeld Zabern wider auffordern laßen, lig(t in) Hagenauw: der Obentraut aber zeuht das Elſas hie (abgeschnitten.)
16. ô böeße Zeit: ſind heüt vmb 6 zu Wolſſzehn[87] Ma(nsfeldische) reüter von denen zu Dachſtein geſchlagen worden. Iſ(t dem) Junckher Rathſamshaußen ſein ſchloß zu Baldenhem[88] durch der Saldathen verwahrloßung abgebrant, so v(ber) 50 000 gulden wert geweſen. werden viel döerffer ab(gebrant) v. das gantze biſtumb zum vndergang gebracht. Got (abgeschnitten.) vieh vnd menſchen muoß hungers ſterben. iſt zu erbar(men.)
21. ſind wider 18 Cornets Manßfeldiſche das Elſas hien(auf v.) wider herab.
31. böeße Zeit, groſſe tewerung in allen dingen. würbt man hie ſolthaten zu pferdt.

---

[86] Dorf Krautergersheim.

[87] Wolfisheim? Ichtersheim, Els. Topographie, Regenspurg 1710, I, 27 nennt den Ort Wolfftzheim.

[88] Baldenheim.

Februar.

1. hat man den Rectorem Melchiorem Sebitzium zum Med. D., De(canos) D. Speccerum in Jure, D. Bitſchium in med: D. Saltzman in phil: D(octores gemacht.)
2. hat man ein studioſum Waldlaubern begraben. Mate(. .)
6. Pater & mater adfuit. hat man das junge herrlein begraben. vil leopoldiſch v. beyeriſch volck im a(nzug). Manßfeld noch zu Hagenaw, verſchantzt ſich, iſt übe(rall) groſʒes flehen wegen deß leopoldiſchen v. beyeriſchen (volkhs.) ligt hauptman Zeiß mit 600 ſalthaten zu Kehl, (. .) würdt der Rein Zoll teglich durch 300 bawren (. .) Iſt an hauptman Zeißen ſtell hie hauptman Pa(ul) Die Wanzenaw ganz abgebronnen, zum The(il) Herleßem,[89] Stitz(em),[90] Schnerßem[91] &c: Nimbt ma(n knecht) zu pferd hie an, iſt ihr oberſter hauptman ha(. .) leitenant der groß Lienhart.
7. Iſt Blanckhenburg freyprediger worden.
8. hatt man hie 3 ſonnen v. regenbogen geſehen.[92]
9. Iſt der Pfarrher zu Plopſen[93] geſtorben. (. .) der amptman zu Marlen.[94] ſindt hieſige in convoiß weiß zu Scharlenberckhem[95] erſchlagen (. .) Großlienhart v. Reff gefangen.
12. hat man die biſchoffs bauren allhie diſe (. .)
14. hat man herrn M. Georg Eckhen begraben. iſt gutt ordnung hie zu verhüttung verrath (. .) mag doch wenig batten.
16. hat man die fanen hie wider aufgericht. (helt) wider buoßpredigten.
18. hat man M. Johann Eckh Caplan im Spitah(l . . .)
19. hab mein Hoſpitam mit einem neſtel v co(nfect. gefangen.)
21. Iſt der Großlienert v. Ref durch rantion wid(er frei.)
25. ſchlegt man mit 6 tromlen vm.

März.

1. Iſt Hannß Renfft der Barbierer geſtor(ben.)
3. Iſt D. Bechtold geſtorben. iſt daß (. .) ſchreckhlich groß, alß bey Manß gedenckhen.

---

89 Herlisheim.

90 Stützheim.

91 Schnersheim.

92 Walther sah dieselbe Erscheinung, aber am 22. Januar, zu Nürnberg, vgl. seine Chronik hsgb. von Reuss S. 15.

93 Plobsheim.

94 Marlenheim.

95 Scharrachbergheim. Ein Schloss und Dorf welches von dem gemeinen Mann Scharlabercken ausgesprochen. wird sonst auch Scharlenbergheim genannt. (Descr. Part. Terr. Arg. 1675 S. 46.)

4. Ist der Pfarher von Lohr herr Blazius (. .)
6. Ist der jung Ackherman gestorben.
8. mater adfuit.
11. Ist der trommeter Hanß gestorben; (. .) hanauwers land erbermlich von Manßfe(ld . .) würdt der Rein Zoll gewaltig befestigt.
16. schreckhliche noth umb saltz, gilt das fuder (. .) leüt trengen sich so drum das ein ist v (. . .) Ist des Cuvliers (?) sohn gestorben.
24. Nimbt man noch zu Roß vnd s(uoß an, giebt) auch wardtgelter.
26. haben die Leopoldischen Wangen (ge)nomen, vbel gehaußt, sind bey Papisten . . .
25. hat Paulus Geilius mit deß Pfarh(ern.) im münster thochter hochzeit.
26. hat sich die federkremerin Storckhin (am) kornmarckh auß geiz ertrenckht. sin(d) nur 3 thor offen. ist der Academi nota(riats)schreiber, herr Geyger. Ist herr Brecht (Pfarrher) zu Plopsen worden.
28. Ist des Crusij kindt gestorben. sindt 100 Schw(eytzer), 200 Nürenbürger, 100 Vlmer, ist Hodapp ihr Capi(ten), sind also iez 7 Capiten hie, Monstroler, Paul, Wilhelm (. . .) zu Keil, Zeiß, ein Marckhreffischer, ein wirtembergischer (. . .) bruder deß Monstrolers fenderich. ist D. Bechtoldi frauw gestorben. Die leopoldischen fang vil vnruhen auch die Cosackhen hierumb.
31. Ist herr Johann Lipp Parher zum Jungen S. Peter gesto(rben.)

April.

1. Ist der M. Schilling Pfarrher zu Keil worden, in (. .) spital sind Diaconi M. Lausch, M. Eberhard. sind etlich 10 (. .) leopoldische für über nach Zabern passiert. ligt in allen (. .) vmb die statt voll, stellen sich trutzig.
10. sind vber 2000 solthaten[96] hie, etlich 100 reüter, wer(den an) allen thoren vndt grossen blezen hütten auf geschla(gen, wo)rin solthaten ligen, allen auflauf zu verhüetten. If (den) Leopoldischen nit wohl vergunt in die statt zu reiten (vnd) proviant oder andres weg zu führen, weil sie sich g(egen ihr) also feind erzeigen, ist der Pelsch mit etlich kuglen (am) steinstrosser thor, weil er sich vnnütz gemacht. ab(getan) worden : hat der Großlienhart, welcher leü(tnant) vber die pferd ist, einen hie von den Dachsteinschen (ge)-

[96] Vgl. dazu Reuss, Alsatia 1862-1867 S. 342. Anm. 2.

fangen, erdapt, biß auf den tod gehauwen v. (. .) Ist hauptman Monstroler in geschrey alß conspirier (er mit) Leopoldo. Ist sonst gutte anordnung hie. Examen Ma(gistrorum.)

17. ist ethlich 100 Leopoldisch hie vber die Reinbruck (nach) Zabern passiert. vnsere reütter reütten auf (die) streiff, bekomen gutte beütten.

21. haben die Leopoldische Liechtenauw eingenomen. (zieht ein) grosse menge volckh nach Hagenauw solches zu belagern. (führen) stückh geschüz mit, ist das land heßlich verderbt vn (. .) bauwen, gilt das fürtel frucht 8 fl. faren teglich (. .) schiff hie durch in deß Leopoldi leger bey Hagenauw. ist (. .) mit eim Jesuiten hie beym Mühlen vndergangen, ab(er) errettet worden. werden zu Keyl blinde ler(men) gemacht, daß volck zu probieren.

23. thut D. Speccerus die schuol predigt Luc. 4.

24. ziecht das Margräeffisch volckh zu Keyl weg, a(us der) stat Capiten Haß nach Keyl, bleibt hierin capiten, Wi(lhelm) Paul, Monstroler, Hodapp.

25. starb Esaias Städel.

30. Ist hauptman Zeiß zu eim obersten wachtmeister ge(macht) der ist mit seinem volckh in der statt.

Mai.

1. die Leopoldischen beschießen Hagenauw doch mit gros(sem) verlust ihrer, wenig schaden den belegerten. Ist auf den (. .) abendt hie vmb 6 vhr ein fewer in Hanß Riehlen h(auß) bey S. Aurelien außgangen, hat das trit hauß berüe(ret), ist die burgerschafft v. Salthaten bald in armis geweße(n.)

6 Ist general Pelsch vor Hagenauw erschossen w(orden.)

7. Sind die Leopoldischen mit schand von Hagenauw abgezogen v. ihrer vil erschlagen worden, alle mu(ni)tion abgenomen, vnsägliche beütten gemacht, Hagena(uw . .) dem köenig geschworen.

9. Actus Magistrorum & 3 poëtarum.[97] Manßfelder beütt (. .) vom Leopoldischen raub. ist ein wipp auf dem Ba(rfüsser)-blaz aufgericht worden.

12. hat sich deß Manßfelders Corneth beym Stein(strasser)thor vnnütz gemacht, der Capiten Hodap hat ihn (. .) sind noch mehr drauf gangen, hat schier ein aufruh(r geben),

---

[97] Vgl. Promulgatio academicorum Privilegiorum ulteriorum, Argentorati Ant. Bertram 1623. S. 207—208.

aber ſie haben hernach Bischen [98] v. Honen [99] faſt ganz ve(rlassen.)

13. hat man das erſtmahl ſtandgericht gehalten, iſt (. .) Zeiß oberſter wachtmeiſter, Brantzius regiment ſchu(ltheiß) D. Berdlinger gestorben.

14. iſt das land erbermlich v. öed, bede theil ſtelen v. (tragen) alles weg, brennen, in ſonderheit das Hanauwer land (. .) ganz ab, alß, Honen,[99] Weyerschen,[100] Suvlen,[101] Krießen [102] (. .) iah mehr, der jung herr aber ſoll pardon erlang (. .)

28. hat man den erſten 3 mahl gewipt. haben v(on) hieige reüter 4. Blöechel, Jörg Schott, Berſchdiebolt, (. .) Breülinger, ein leopoldiſchen trommeter v. Italiener ga(r . .) iämerlich ermordt. [103]

31. hat man dreü vor dem Mezger thor von ihnen (gericht), der Breülinger iſt auß geriſſen. gibt vil ſelzamer (reden von deren ſchnellem vrthel.

Juni.

4. Junij hat herr D. Andreas Schilling hochzeit mit herren Heß (tochter).

5. hab mich in den fuß geſtochen mit meim degen

6. Leopoldiſche ziehen herumb, ſtelen alles weg.

11. Iſt groſſer iahmer, bauren ſo auf 10 000 fl. reich waren (gehen) iez bettlen.

17. Starb Phillips Schmitt.

19. kompt Manßfeld wider herauf, Halberſtatter, [104] Ober(traut), auch der könig selbsten.

---

[98] Bischheim.

[99] Hönheim.

[100] Weyersheim.

[101] Sufflenheim.

[102] Kriegsheim

[103] Ausführlicher erzählt Walther (S. 16) die Unthat und ihre Sühne: Im monat Maio hatt sich begeben, dass drey allhiesige burgersoehne, so gartner waren, undt undter der compagnie zu pferdt allhie geritten, hinauss geritten und einen Leopoldischen trompeter, so schreyben an die statt gebracht, sampt einem bey sich habenden Italiener unweit von hier ahngegriffen undt mœrderischer weysse erschossen und geplündert. Desswegen sie allhie gefangen gesetzt worden. biss man sich der taht recht erkundigt. Freytags den letzten May seint diesse drey reutter. nemblichen der Schott, Bertsch Diebolt und der knecht zur Linden vor dem Metzgerthor, jeder in einem ring besonders, mit dem schwerdt gerichtet worden Es waren drey praffe iunge kerl, die man gern beym leben erhalten hette, aber das delictum war zu gross.

[104] Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstatt.

21. hat man ein kindmörderin im bruoch gerich(t.) Dn: Hospita ist eines söhnleins genesen, so auch gest(orben.) ist mehr als auf 40000 Volckh im land.
27. Actus Doctoralis Juridicus Rosenbergeri & (Forckenbeckii).[105]
28. zieht Mansfeld für Zabern, wie auch Halberstatte(r, der) könig aber v. Obentraut ziehen in die P(falz.) dis land ist mehr verwüst als Böhmen, haben da(selbst) über die 16 dörfer abgebrant, Ensheim,[106] Ling(olsheim), Kolbsen, Brischwickhersheim, Achenheim, Scheffelzh(eim), Dahlen, Meistratzeheim, Nidernehheim, Geispizen, Dosenheim, Kittelsheim, Quazenheim das schloß (bey dem) dorff verbrant, Oberneh gibt 70000 Reichsthа(ler.) Rosenheim ist geblündert, das volckh nider geh(auwen, ist) erbärmlich zugangen, Dorolsheim ligt in der äs(che). die armen leüt so etwa 10000 fl. reich waren, m(üssen) hungers v. rathloß sterben, große tewerung ver(. .) das kriegsvolckh, gilt ein kreüzerbrott 4 ₰, iah (es ist) den mansfeldischen vmb 1 β verkaufft worden, iah s(ie geben) gern 8 β für eins, wan sies nur hetten, das v(olck) laufft hie für die thor verkauffen allerley (. .) speiß dem kriegs volckh, so alles 3 fah (bezalt) v. wan sie dan genug gelt gelöst, so komm(en die) mansfeldischen, nemben ihnen das gelt, m(. . .) hütt, schmieren sie genug ab, schickhens dan wid(er) heim). In Summa es ist nit alles zu schriben, ohn ein (. .)

Juli.

1. nimbt man hie noch alles ahn, komt vil marckhreffische (. .), würdt alles angenomen.
18. zeuht die beyerische armada deß Margrafen (land) herauf, haben Biel[107] samt dem volckh darin m(it) verbrant, auch Steinbach &c: hat der Halberst(att) ein baleth[108] hie angestellt, ist ein schandt da von z( ) dero wegen

---

[105] Der Name ist ergänzt nach der «Promulgatio» S. 236 (s. Anm. 97).

[106] Ensisheim, Lingolsheim, Kolbsheim, Breuschwickersheim, Achenheim, Oberschäffolsheim, Dalheim, Meistratzheim, Niederehnheim, Geispolsheim, Dossenheim, Küttolsheim, Quatzenheim (das Schloss bei dem Dorf gehörte den Herren von Rathsamhausen), Oberehnheim (Obernai), Rosheim, Dorlisheim.

[107] Bühl und Steinbach in Baden Die bayrische Armada, Tillys Kroaten verübten die ärgsten Gräuel in den badischen Landen.

[108] Walther S. 15: Der graff von Manssfeld . . . ist . . auch herein in die statt mit hertzog Christian kommen, welcher fürst einen kœstlichen abend tantz, darzu er viel adlige fruwenzimmer beruffen lassen, gehalten undt sich sehr lustig mit selbigen gemacht.

es hie vmb gangen, man hatts v(on den) Canzlen herab durch ein mandat genug geſtra(ft), die ganze ſtatt da von voll iſt. hat der (Manß)felder Hagenaw verlaſſen, iſt Leopoldus h(. .) gezogen, mit etlichem volckh, ſezt den rath (. .) ſelzam hendelgeben. Tempore ſequente.
Summa omnium rerum caritas, ut de illa ſcribere vellem, non ſat una dies, imo vix ſat annus (. .) ist faſt kein mehl zu bekommen, nimpt man (. .) volckh hie an zu Roß vndt fuoß.
hat her Chriſtoff Schilling Pfarherr in Keh(l hochzeit) mit deß Knodrers tochter.

21. hat man ein newe mü(n)z auf dem barfüßer (platz auf) gericht, iſt Martin Schell oberſter münzer, würd (. .) gelt ſo fremden zu ſtendig von den herren (. .) Reichsthaler 6 fl. iſt das beyriſch volckh bey Lieh(tenauw) herüber paſſirt.
22. hatt des herrn Heißen ſon die ſtund mit (des herrn) Hoffers dochter. hat herr Bentz amptman zu W(aſſlen)[109] hochzeit mit des Rixingers dochter. iſt (der) amptman Krauch geſtorben, Ratſamßhauſen (an der) rothen ruhr ſo iez hefftig regiert. gilt das (. .) 6 fl. zu (unleserlich) 12 ß. Iſt die Wilſtetter m(eß) angangen.

August.

2. iſt der Reiter Leütenant Reff auf der M( ) erſchoſſen worden.
8. Starb D. Tobias Speccerus im Sawerbrunn(en).[110]
9. hat das wetter in spitahl geſchlagen.
10. Starb D. Justus Meyerus[111] J. V.
11. Starb D. Wogeſserus. des grafen von ( ) hoffmeister. Junckher Pleſſen 2 brüder geſto(rben.) Iſt der Manßfelder auß dem land.
27. hatt M. Gabriel Bauß wider hochzeit m(it . .) Simonis Süßen ſchweſter. hab heüt Amico ( ) Nach Roſtockh geſchriben. Iſt Waſſel Jörg (. .) worden, führt die krün röckhlen.

September.

2. Iſt hauptman Hänßel, an Capiten Pauls ſtat ang(enomen.)
3. Iſt Dn: Bentzius amptman zu Waſſlen geſtorben. Starb auch her Zeißolfs eltſt döchterlein Margareth.

---

[109] Wasselnheim (vgl. September 3).
[110] Zu Griesbach (Jubelfest S. 214).
[111] Justus Meyer 1566 geb., Professor der Rechte in Strassburg. (ebd. 250.)

5. haben 60 hodapifche faldathen meüterieren wol(len,) wer(den) 6 für das Standtgericht braht, darunder 3 zum Stran(g verurteilt), die übrigen loß gefprochen, doch auß genad haben fich z(wei davon frei) gefpielt, welche hernach gewipt worden, einer aber a(uff dem) Barfüffer plaz gehenckht.
10. Starb D. Dyonifius Gothofredus.
12. Starb Joh: Carol Hünerer S. I. V. Ift her Schad Pfarher worden zu S. Niclauß.
16. Ift hauptman Henfel vorgeftelt worden vndt gefchw(oren.)
29. bin auß dem herbft kommen vndt gleich zu der mutter fordert worden gen Wilftett, dan fie fehr kranc.

Oktober.

6. Ift Her Artopeus vorhien Pfarher zu Schilcken[112] zu S. Petter an herrn Schaden Statt Pfarrherr wo(rden.)
11. hatt man einen dieb gehenckht.
15. hatt herrn Heüfen fohn mit deß herrn Reißhoffers dochter (hochzeit?)
22. hab zu ader gelaffen. nimpt man noch alles volckh ahn. laft (in) der herberg für die Solthaten fchuo. ift ein ahmen (weins pro) 20, ein Viertel frucht pro 12 fl verkaufft worden, ein ( ) liechter pro 11 β, öhl pro 6 β. ift mein mutter Go(tt lob) vil beffer auff. ift Capitens Michel fahnen geri(cht worden.)

November.

5. hatt man ein Saldathen auff dem barfüffer blaz das haubt abg(efchlagen), weil er fein Corporal den fchädel gefpalten.
11. hab ich das erfte mahl publicè declamiert, vnder M. Nicolao Ferbe(ro). ift der Jung her König Amptman zu Wafflen, vnd Her Herlen der Jung Amptman zu Marlen[113] worden.
14. hatt man vber den Jungen Faber vnd Fanen Junckher Stand(gericht) gehalten, der Faber ift der ftatt verwiffen, der Fanen Junckher nur gewippt worden, haben ftraffen geraubt. deffgleichen wirdt d(em) Weitzen v. Haßen auch gefchen, wan man fie bekompt.
18. Starb Her Emanuel Obrecht der Jung. Starb Her Reißer Schaffner zu S. Clauß in Undis. Ein ey pro 8 ₰, ein ohm (weins) pro 30 fl, frucht 16 fl, brot 4 ₰.
23. ift her M. Jodocus Haß an Stat Artopœi fo helffer zum alt

---

[112] Schiltigheim.
[113] Marlenheim.

S. Peter (worden) Pfarrher zu Schiltigheim worden, v. M. Georgius Eberhardt auß (dem) Spitahl, vnder dem Herrn von Fleckſtein ein dienſt bekomen.

28. Actus Magiſtrorum, & Furich poëta.[114] pedellen bede Magiſtri, (. .)

Dezember.

1. hab ein geſchwär an dem linckhen backen bekomen ſ(o nach) 6 tagen Gott lob wider vergangen.
9. Iſt Carolus Theus[74] (Cognatus meus) nach dem er ii iahr bey meim (Herren) zu Tiſch gangen, von hinnen, mit willen ſeines herren D. vatters na(ch . .) gezogen. Iſt M. Groß in das ſeminarium kommen.
10. hat man ein Reichen Wurmbſer ſo allhie vnder L'op( ) ein gefreyter geweßen, vndt ſeinem loſament herren vil geſtohlen, auf (dem) Barfüßer blaz gehenckt. hatt her Kolöffels ſohn mit D. Eſingers to(chter hochzeit.)
17. Iſt mein mutter 4 tag hie geweſſen. macht man die New (. .) auff dem Barfüſſer plazt. vndt die gädlen an S. Thomas br(ücken.)
19. hatt man Doctores Medicinæ gemaht, M. Dinckel, Kohler, Neander.[115] Reformatio claſsium &c:

Alter vnd Newer Schreibkalender, mit der Wetter Practica, vnnd Newem Meßbûchlein, Nach Christi . . . Geburt, M.D.C.XXIX. Gestellet durch Onofr. Call. Succ. Doctorem Medic. . . . Gedruckt zu Straßburg, bey Marx von der Heyden, am Kornmarckt.

Januar.

1. Iſt die Straßburger Policeyordnung[116] publicirt w(orden.)
3. 1626 vff diſen tag ſindt zu Pariß die Jeſuitiſche tracta(t) wider den könig vor dem Palais verbran(t worden.)
6. Hatt der ſchulmeiſter allhie zu Willſtett Andreas Flüge(l) Heyraths abredt.
10. 1626 vff dieſen tag iſt M. Abraham von Loß ein M(ann) vom Adel, Amicisſimus meus, geſtochen worden à la v( ) vndt 11. tag hernach geſtorben.
12. Hatt ſich Öffelix zu Pariß ſelbs erſtochen.

---

[114] Joh. Nicolaus Furichius Med. D. & Poet. C. steuerte zu der 1630 erschienenen Prima Centuria Epigrammatum Moscherosch ein lateinisches Widmungsgedicht bei.

[115] Knod, Die alten Matrikeln II, 123—124.

[116] Der Statt Straßburg Policey Ordnung. Gedruckt bey Johann Carolo Anno M.DC.XXVIII. Fol.

15. Ift Commifsarius Schaumburger nach Straßburg kommen.
20. findt die Soldathen nach Korckh kommen.
23. find vber Rhein Marfchirt.
25. Sindt die Solthaten nach Sand kommen.

Februar.

2. hat her Andreas Flugel Diaconus alhie zu Wilftet hochze(it.)
4. 1627 vidi primâ vice corculum meum.[117]
6. Ift der alte Marggraff von Durlach auß (Genff) nach Thonon in Savoyen gezogen.[118] fc: vff dife (. .)
10. Ift der Vatter, Mutter vndt Maria Salome nach Liechtena(w zur) hochzeitt gefahren.
16. ftund M. Sal.

März.

2. hochzeit M. S.
6. 1625 vff difen tag hatt Monfieur le D. Steinberger (zu) Genff Hochzeit gehalten.
9. mit dem Vatter nach Buchßweiler gezogen.
11. wider kommen.
13. 1627 Hatt die wolgeborne Fr. Juliana Gräff(in zu) Leiningen &c: ihr Teftament beftetigen laffen, (. .) & ego testis notario adjunctus.[119]

---

[117] Moscheroschs erste Frau, Esther Ackermann, Tochter eines Juweliers in Frankenthal.

[118] Georg Friedrich von Baden-Durlach, einer der Heerführer der Union, hatte 1622 zu Gunsten seines Sohnes Friedrich V. abgedankt, er lebte seit 1625 in Genf, siedelte aber 1626 nach Thonon über, als ihm der reformierte Rat der Stadt Genf verbot, an seinem lutherischen Gottesdienst auch andere nicht zu seinem Gefolge gehörende Personen teilnehmen zu lassen. (Frdr. v. Weech, Badische Geschichte, Karlsruhe 1890 S. 328.) Moscherosch hatte den Markgrafen wohl in Genf gesehen und erwähnt deshalb den Wegzug, wie noch einige andere Erlebnisse in jener Stadt.

[119] Anna Juliana, Tochter des Wildgrafen Otto I. zu Kyrburg und Daun, geb. 1584, gest 1640, vermählt am 22 Februar 1626 mit Johann Philipp II. von Leiningen-Dachsburg-Hartenburg bei dessen Söhnen erster Ehe Moscherosch bald darauf Hofmeister wurde. Herrn Karl Emich Grafen zu Leiningen-Westerburg verdanke ich die Mitteilung, dass im Fürstlich Leiningen'schen Archive zu Amorbach Akten vorhanden sind, nach denen Moscherosch im Juni 1628 den Dienst seiner Rohheit wegen verlassen musste. Im Februar 1628 hatte er nämlich das «ältere herrlein» misshandelt, im Juni dem «mittleren herrlein» das Achselbein beschädigt. Bei den Akten befinden sich auch einige Briefe Moscheroschs. In einem Schreiben vom 10. Oktober 1628 spricht er von seiner vor kurzem in Worms gehaltenen Hochzeit. Sehr schlimm kann sein Betragen übrigens nicht gewesen sein, denn der ältere seiner Zöglinge, Graf Friedrich Emich hat ihm in späteren Jahren ausdrücklich für die strenge Zucht gedankt (Vgl. Heinrich Dittmar in seiner Ausgabe der «Gesichte», Berlin 1830 S. XXXI.)

17. warnungs traum Uxoris. DEUS fortis in Israël nos Conforta.)

April.

5. die Genffer in Savoia halten kein einzig fest alß ostern (vnd) den 12 Decembr. L'escalade de Geneve.[120]
27. 1626 vff disen tag ist deß wirdts tochter vff der (. .) stub zu Straßburg bey St. Claußbrückhen im w(asser) todt gefunden worden.[121]

Mai.

2. 1626 Hatt herr Johann Scheid Hochzeit zu Straß(burg.)
10. Ist Mein genediger Herr alhero kommen.[122]
12. Ist junckher Philipß Vlman[122] Amptman alhie worden.
13. Ist mein genediger Herr wider hienweg gezogen.

Juni.

4. 1627. hatt meister Abraham hochzeitt gehalten.
5. 1626 vff disen tag ist der iezige Münsterknop(f) vffgesetzt worden.
10. Ist Junckher Philipß Vlman Böckhle von Böckhli(nsaw)[122] heüt durch Herrn Harsten dem A(mpt) Wilstett præsentirt worden. DEVS ( )
20. Hab ich, 1626, vff diesen tag, Herrn Florum[123] zu grab helffen tragen, zu St. Gallen. Ist D. Rix(inger)[124] an dessen statt Probst zu St. Thomas worden.
28. hatt her Capitain Eichelstein hochzeit alhie gehabt.

---

[120] Noch heute feiert man in Genf das Fest der «Escalade» zur Erinnerung an die 1602 in der Nacht vom 11./12. Dezember (alten Stils) zurückgeschlagene Ueberrumpelung der Stadt durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen.

[121] Es ist wahrscheinlich dasselbe Ereignis, das Walther S. 18 aus dem Jahr 1624 berichtet: Ingleichen hat sich auch eine schœne jungfrau. herrn Matthis Schalcken gastgebers auff der ammeysterstuben tochter. wegen eines jungen menschen, so sie geliebet, aber ihre eltern nicht gestatten wollten, gantz ellendichlichen ersaufft, welches grosses hertzenleydt verursacht.

[122] Moscherosch scheint vorübergehend in gräflich hanauischen Diensten gestanden zu haben, vgl. März 9, Mai 10, 13, August 3, 5, September 2, 11. Aus einer dauernden Anstellung im Dienste seines Landesherrn ist aber nichts geworden. obgleich sich sein Freund Philipp Ulman Böckle von Böcklinsau. der am 12. Mai 1629 zum Amtmann zu Willstädt ernannt worden war, bei dem Grafen für ihn verwenden wollte, wie er ihm in einem vor der dritten Centuria Epigrammatum Moscheroschs abgedruckten Briefe vom 22. Juni 1630 versprochen hatte.

[123] Vgl. Anm. 51.

[124] Vgl. Anm. 42.

Juli.

2. 1626. vff diefen tag ift herrn Ingoldts tochter begr(aben) worden.
7. abendts vmb 4 Vhr vxor mea primo genuit. D . . .
12. mein hl. tochter getaufft Maria Veronica.
18. Ift Maria Veronica fehr kranckh dyfenteriâ, Gott helffe.
19. 1625 difen tag hatt das wetter 3 perfonen zu Est(. .) in der kirchen erfchlagen.
21. 1627 ift Chriftian das erfte mahl von M. Burckhard (in) die fchul gethan worden, auffzuwarten.
23. liegt mein hl. Maria Veronica in groffer noth. G(ott) helffe.
24. die vergangene Nacht bald nach Eilff vhr ha(t) der Allmächtige Gott vnfer hl. Maria Veroni(ca) zu fich genomen dem Gott ein fröliche auferf(tehung), verleye, Amen.

August.

3. Ift mein gē Herr alhero kommen.
5. ift wider hienweg gezogen.
8. hab heut 200 fl empfangen von Wolff Jungen zu V(. . . .)
14. (der Eintrag ist wieder ausradiert.)
17. nach OberEhnheim geritten zu Herrn Commiff( ) träumt mir ich were Com. Palatinus wor(den) mit andern 6 oder 7 mehr.
21. nach Nancy gefahren &c : Gott mit vnß.
22. Dieufe.
24. Nancy, (einige darauf folgende Worte sind ausradiert.) Non fuerim in loco infesto.
31. Adieu Nancy, Nicola, Luneville.

September.

1. Dagspurg.
2. Wilftett wider kommen. Dienft verfäumbt. N. (einige Worte ausradirt.)
5. malè affectionati parentes, fi deest Conditio, nihil erit.
11. nach Buchßweiler vmb erlaubnuß ad interim.
13. Straßburg beim Herrn Commifs. Vitztumb recommandirt. Herr General Commandt. v. Ofsa nach mir gefchickt.
15. (einige Worte ausradiert.)
16. ein botten nach Newweiler gefchickt. (Rasur.)
17. mauvais jour, i'ay donné un soufflet à ma cherie femme (toute)fois il m'ennuye maintenant, ie suis trop tost cour(roucé.)

20. 1626 vff difen tag ift der Keller Herr Jacob R(. .) vff Hartenburg[125] mit feiner haußfr. ankommen.
22. (einige Worte ausradiert.)

Oktober.

1. Gott biß dato redlich erhalten, non abeo, fed quid in pofterum?
21. Ift Herr Crufius[126] am fchlag kranckh worden.
24. bin ich zu Ihm gereißt, ihm zu dienen.
25. Ift Herr Crufius[126] Poef. Prof. Publ. zu Straßburg (ge)ftorben. Gott fey Ihm genädig.
28. Ift Er vff der KurbAwen[127] begra(ben) worden.

November.

7. 1627. bin nach Wormbß zu D. Petro Vietori[128] in die M(eß) gefahren.
27. Heüt Morgens vmb 6 Vhr ift mein fchwefter Maria Salome zu Schwartzach[129] eines Sohnes genefen, Gott helffe ihm mit gnaden.

Dezember.

1. feindt wir zu Baß Amalia Hochzeit gen Wormß geladen worden.
2. Ift ein iahr daß die Meelwag zu Wilftett vffgericht worden.
8. hatt herr Mattheß Kniebß hochzeit zu Straßburg.
9. 1626 vff difen tag ift Graff Friz von Leining(en) gemahlin ein einzige von Naffaw geftorben.[130]
11. Ift Herr Adam Staedelß haußfraw geftorben.

---

[125] Hartenburg, der Sitz der gräflichen Linie Leiningen-Dagsburg-Hartenburg.

[126] Vgl die Einleitung.

[127] Friedhof zu St. Urbansau vor dem Neuen Tor. «St. Urbansau wird corrupte ausgesprochen von dem gemeinen Mann Curbau». (Descriptio Particulae Territorii Argentinensis 1675. S. 57.)

[128] Petrus Vietor D. Reip. Wormatiensis Physicus Ordinarius (vgl. Responsa medica de probatione. facultate & usu acidularum fontium Schwalbaci susurrantium ad Helvicum Dietericum scripta. Francofurti. Matthaeus Merian. 1631. S. 80 u. 46.) Es ist offenbar derselbe Petrus Vietor, Giessenus Hessus, der am 13. März 1610 in Basel durch Theses medicae de praefocatione uteri den Doktorgrad erwarb (gedruckt Basel. Typis Joan. Jacobi Genathi). Es scheint ein Verwandter der ersten Frau Moscheroschs, dessen Hochzeit auch in Worms stattfand. gewesen zu sein.

[129] Schwartzach bei Lichtenau, vgl. Febr. 10., 16., März 2.

[130] Maria Elisabeth, Tochter des Grafen Ludwig von Nassau-Saarbrücken. geb. 21. August 1602. am 21. August 1624 vermählt mit Friedrich Grafen zu Leiningen-Dachsburg-Hartenburg, einem Bruder von Moscheroschs Herrn. (Stammtafel des mediatisirten Hauses Leiningen 1885. Taf. IV.)

12. ist heut 27 iahr daß der Savoyer hatt Genff besteigen wollen.[131]
22. Anno 1626 vff diesen tag hab ich zu Pariß den k(önig) sehen die krancken heilen en la grande Sale ou gal(erie.)[132]
25. Ist der alte D. Geyger alhie gestorben.
28. ist Guillaume Encßein de la tour wehrhafft gema(cht) worden, vndt weg gezogen 1628.

Alter vnd Newer Schreibkalender, mit der Wetter Practica, vnnd Newen Meßbüchlein, Nach Christi . . . Geburt, M. DC. XXX. Gestellet durch Onofr. Call. Succ. Doctorem Medic. . . . Gedruckt zu Straßburg, bey Marx von der Heyden, am Kornmarckt.

Januar.

5. Ein schlechte Meß alhie.
7. Ist herr Christoph Städel das Erste mahl Ammeister worden.
9. Ist grosse Noth alhie wegen deß nächtlichen ein brechenß der diebe, so schon ein lange Zeit gewähret hat.
15. Ist fraw Ammeisterin Wehrlerin gestorben.
25. hatt man drey kleine dieb gefangen bekommen.
26. Ist herr Luckh der Schaffner ertruncken.
28. haben wir beide Herrn Carol Eggen[133] gefangen.

Februar.

1. hab dise woch bei Herrn Glasern Indicem gemacht.[134]
3. Liegt vber Rhein voller Soldaten, etliche sind in Lottringen gezogen, vnder dem Obersten von Schaumburg.

---

[131] Vgl. Anm. 119.

[132] Die französischen Könige hatten nach dem Volksglauben die Kraft mit dem Kropf Behaftete durch Auflegen der Hände zu heilen.

[133] In der Matricula cand. mag. phil. kommt 1622 Carolus Eggen Argentinensis vor. (Knod I, 519, 21.) Moscherosch scheint sehr befreundet mit ihm gewesen zu sein, er erwähnt ihn noch öfter. Ein Widmungsgedicht Eggens steht vor der Prima Centuria Epigrammatum Moscheroschs 1630.

[134] Der Strassburger Buchhändler Wilhelm Christian Glaser liess im Jahre 1630 durch Professor Melchior Sebizius des Hieronymus Tragus, genannt Bock, Kräuterbuch neu herausgeben. Moscherosch lieferte die lateinischen und griechischen Indices und die deutschen Register zu dieser Ausgabe und erhielt dafür im Juli ein schön illuminirtes Exemplar des Buches im Wert von 7 fl. nebst einer Quittung von 30 fl. über Bücher, die er von Glaser bezogen hatte. Auf der Innenseite des Vorderdeckels steht von seiner Hand ein längerer Eintrag über seine Autorschaft, und vor jedes Register schrieb er nochmals: Diese folgende Register hab ich alle gemacht 1630, testor hac manu mea J. M. Moscherosch.

7. ſindt heimliche Brenner in der Statt, ſo fewer eingelegt, aber Gott Lob endtdeckht worden.
14. Hatt herr Sch⁹ H. J. Boſch heüt Kindtauff gehalten.
15. hab Herrn D. Oſingern [135] mit einem Epigrammate gefangen
27. Hab Herrn Glaſern mit einem Epigrammate gefangsn.

März.

2. hatt herr . . . Bartſch in der Medicin promovirt, [136] vnd Dr. Faber mit herrn Gottwaldts tochter Hochzeit gehalten.
10. (oder 12.) Iſt herr Glaſer in die Franckhf. (Meß ge)fahren.
27. hab 1 ohm Wein gefaßt pro 22 β bey Herrn Lud. Mezger.[137]
30. Hat herr D. Schmidt [138] die Schul Predigt gethan. Iſt herr Opitius [139] hie geweßt, Ego gratulatus Carmine.

April.

5. hat her Balth. Hilcemerus hochzeit gehabt zu Eckhardsweyher.
15. hat man herrn Cruſij [140] S. Sachen inventirt.
16. Iſt deß Sonnenbeckhen [141] Sohn gericht worden. Gott ſey ihm genädig.

---

[135] Daniel Oesinger D. hat ebenfalls ein Gedicht zu Moscheroschs Prima Centuria Epigrammatum geliefert. (Vgl. 1622 Dez. 10.)

[136] Vgl. Knod, Die alten Matrikeln II, 126, 35.

[137] Vgl. Anm. 2.

[138] D. Johannes Schmidt 1590—1658, der Verfasser der «Fünff Christlichen Predigten, Von Geistlichen Schulbrunnen . . . Auff deß Straßburgischen Gymnasii Jubelfest, Anno 1638, Strassburg, Eberhard Zetzner 1641, deren von Melchior Sebizius verfasste Appendix chronologica in diesen Anmerkungen unter der Bezeichnung «Jubelfest» oft angeführt wurde. Vgl. ebd. S. 236—237.

[139] Martin Opitz war damals auf einer Reise nach Paris.

[140] Moscherosch hat aus dem Nachlass seines Lehrers Johannes Paul Crusius eine grosse Menge Bücher erworben, die z. T. noch von dessen Vater Paul Crusius stammten. Letztere sind entweder hds. mit dem Namen des Besitzers bezeichnet, oder auf den Vorderdeckel sind die Initialen M.P.C.M. (Magister Paulus Crusius Molendinus) gedruckt, oder es ist das in der «Zeitschrift für Bücherzeichen» IV, 87, Görlitz 1894 abgebildete Ex-Libris eingeklebt, das auf dem Wappenschild unten drei Bäume auf Hügeln, oben in Anspielung auf den deutschen Namen des Besitzers zwei Gefässe (Krausen) zeigt. Eine Krause hält auch der Löwe der Helmzierde. Der Wahlspruch Meus Propugnator Christus Mediator, der oben auf einer Kartusche zu lesen ist, ist eine der damals so beliebten Spielereien mit den Initialen M.P.C.M. (Vgl. auch «Zeitschrift für Bücherfreunde» 1900.

[141] Walther S. 22: Den 16. Aprillis hatt mann allhier des Sonnenbecken sohn wegen grossen verübten diebstalles mit dem schwerdt gerichtet. (Vgl. 1621 März 25.)

27. hatt heüt abends eine Materia geregnet alß ob es ſchwebel were. [142]

29. komb ſehr viel volckh bey Hagenaw zuſamen, man iſt in gefahr. Gott helff vnß.

Mai.

1. Iſt D. Funck vndt herr Conrad Tilger geſtorben.

28. Iſt meine Schweſter Veronica zu vnß kommen. Hatt mein Mutter vnd hl. Hawßfraw deß Herrn Glaſers hauß beſehen, vndt ich ihn gefangen d'un oiſeau.

Juni.

1. geſtern war herr Bader vndt Herr Fabricius mir 3 fl. ſchuldig worden für ein Monath, welche ſie mir heüt bezahlet. [143]

14. Heüt iſt Herr Coleſſel mir 4 Reichsthaler ſchuldig (später darüber geschrieben: ſind bezahlt.) Herr Bernhard 2 Thaler v. 6 β für ein buch.

15. Hatt herr Sch⁹ Hanß Henrich Boſch hochzeit gehabt mit Herrn Drauſchen dochter.

19. ſind dieſe woch 3 erſoſſen alhier.

21. hatt D. Koleſſel, Sebiz & Riſhoffer declamirt publicè, de peregrinatione.

24. ô Gott, genade mir. hatt man heüt daß Jubileum Auguſtanae Confeſſionis gehalten 3 tag.

Juli.

4. Sindt heüt die Wochentliche Abendt Predigten zu St. Thoman Confirmiret worden vndt die Diaconi im Münſter den Anfang gemachet.

August.

14. Heütt iſt mein trewer freündt Herr Carle Eggen zum procuratori ordinario in dem alhieſigen Stattgericht angenommen worden. Gott ſey mitt ihm.

21. Iſt mein Schweſter Veronica wider von vnß.

---

[142] Den Schwefelregen erzählt auch Walther S. 22.

[143] Bader und Fabricius waren Studenten, nach der Matricula Studiosorum Juris (Knod II, 224) wurden Johannes Cunradus Baderus Gelnhusanus am 5. April, Conradus Fabricius Fridbergensis Wetterauius am 8. April 1629 immatrikulirt. Vielleicht wohnten sie bei Moscherosch oder er unterrichtete sie.

September.

24. Hatt vnſer freündt Herr Carlen Egen vnß 3 Ohmen Newen wein verehret. Gott wolle es Ihm vergeltten.
29. Bin von Herrn Eggen vndt Herrn Glaſern gefangen worden.
30. Iſt der Ochſenwürdt uff dem Laſterſtein geſtanden.

Oktober.

23. Iſt herr Conſtantin Geyer aus der Canzley kommen &c: hatt beſſern Dienst.

November.

15. Iſt Herr Daniel Coleſſel Herrn Georg Chriſtophß Sohn von hier nach Metz gezogen, haben ihme daß geleidt gegeben.
22. hab mit Mr Schellen ſchreiben von Pariß von Mr Poerſon empfangen.
25. hab wider geantwortet. Hatt herr D. Melchior Erhard mit Jungfraw Einbetha Coleſſelin den Ehetag gehalten.[144]

Dezember.

12. Iſt Herr Schwager Franz Ließfeldt, fürſtl. Pfalz Zweybrückhiſcher Rath alhie geweſen vnd vnß zu Ihm beruffen.

---

[144] Die Hochzeit von Moscheroschs Freund Melchior Erhard, der, wie Bolte im «Jahrbuch» 13, 164, 1897 mitteilt, 1607 oder bald danach in Augsburg geboren war, fand 2 1/2 Monate nach der Verlobung am 11. Februar 1631 statt. Als Erhard 1652 von Strassburg nach seiner Heimat Augsburg, wo er zum Ratskonsulenten ernannt worden war, zurückkehrte, widmete ihm Moscherosch das handschriftlich in der Kgl. Bibliothek zu Berlin erhaltene, von Bolte S. 155—164 zum Abdruck gebrachte Gedicht: Melanders Abscheid und Philanders Glückwünschung in Strassburg den 19. Jenner 1652. Die Handschrift eines zweiten Gelegenheitsgedichtes, in dem Melander von Schwartzwald und Philander von Sittewald im Zwiegespräch auftreten, besitzt die Gr. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe unter dem Titel: Stätt vndt Felder Lob, Vff Hrn̄ Hanſs Jörg Meyers vndt Jungfraw Margarethae Heydelin Hochzeit, gehalten den 7t May beehret durch Melander vndt Philander, beede Freunde, in Strassburg. (Vgl. Emil Ettlinger im «Centralblatt für Bibliothekswesen 15, 468 u. 469, 1899,)

VII.

Miscellen.

Von

Adolf Schmidt.

1. Tobias Stimmers Todesjahr.

Während die seitherigen Angaben über das Todesjahr Tobias Stimmers zwischen den Jahren 1582 bis 1587 schwankten, glaubt A. Stolberg, der in seiner Schrift «Tobias Stimmers Malereien an der astronomischen Münsteruhr zu Strassburg» (Studien zur deutschen Kunstgeschichte, 13. Heft), Strassburg 1898, das Wenige, was wir von dem Leben des Malers wissen, zusammengestellt hat, aus verschiedenen Gründen mit Sicherheit beweisen zu können, dass Stimmer im Sommer 1583 gestorben sein müsse. Glücklicherweise überhebt uns eine bis jetzt übersehene genaue Angabe eines Zeitgenossen Stimmers der Notwendigkeit, die Frage durch Wahrscheinlichkeitsgründe, die ja doch niemals alle Zweifel heben, entscheiden zu müssen. Stimmer ist nicht im Sommer 1583, sondern am 4. Januar 1584 gestorben.

In Nikolaus Reusners «Januarius Siue Fastorum sacrorum et historicorum Liber primus», 1584 zu Strassburg im Verlag von Bernhard Jobin durch des Verfassers Bruder Elias Reusner herausgegeben, steht Bl. 13 als Nr. XXVII. Pridie Non. Januar.:

THOBIÆ STIMMERO
Scaphusiano, viro optimo,
Picturæ, Architecturæ, Geometriæ
Peritiss. Artifici,
SECVLI SVI APELLI,
Immortalib. mortali manu factis operib. cla-
rissimo, morte immatura defuncto Anno æta-
tis XLV. Sal. M.D.XXCIV.
Prid Id. Januar. M. P.

Dum viuas hominum facies, & corpora rerum
Artifici pingit tam benè viua manu:
Quàm benè vel Zeuxis pinxit, vel Cous Apelles:
Inuidet, &, me ſic, Mors, ſuperabis, ait.
Quam donas alijs, vitam tibi dempſero: Mortis
Sic, post luſtra nouem, vi ſuperatus obit:
STIMMERVS, vita bonus, & bonus arte magiſtra:
Quarta dies Jani cui nimis atra fuit.
Pro miſera vita, vitam tamen ille beatam
Accipit: & cœlo non moriturus, ouat.

Dieser Nachruf ist unmittelbar nach Stimmers Tode verfasst, denn Reusners Schrift, deren Vorrede Argentorati, Cal. Januarijs. Anno M.D.XXCIV. unterzeichnet ist, erschien zu Beginn dieses Jahres. Es liegt kein Grund vor, an der Richtigkeit der Angaben Reusners zu zweifeln. Sowohl Nicolaus wie Elias Reusner weilten damals in Strassburg, und Stimmer gehörte wohl zu ihren Freunden, deren Andenken das Werk, wie die Vorrede sagt, neben dem Christi, der Märtyrer und Heroen, der Fürsten und Doctoren der Kirche erhalten und verbreiten sollte.

Die gleiche Angabe findet sich wiederholt in «Ephemeris, siue Diarium historicum auspiciis Nicolai Reusneri elaboratum & consummatum ab Elia Reusnero, Francofurti, Nicolaus Bassaeus 1590, in 4o. S. 3: Prid. Nonar. Jan. (4. Jan.) Emortualis dies Tobiæ Stimmeri pict. & Geometræ. 1584. Diesem Werke folgt Abraham Saurs Calendarium historicum, Franckfurt am Mayn. Nicolaus Basseus, 1594, Fol. S. 13: Der IIII. Tag Januarij, Diesen Tag, anno 1584. ist Tobias Stimmerus ein fürtrefflicher Mahler vnd Geometra, auss dieser Welt abgescheiden.

Den Maler, der die Strassburger Münsteruhr mit Gemälden geschmückt hat, haben zwei der Männer, die das Uhrwerk ersonnen und ausgeführt haben, um lange Jahre überlebt. Der Mathematiker Konrad Dasypodius ist am 26. April 1600 gestorben, und von dem einen der Gebrüder Habrecht meldet Moscherosch in seinem Schreibkalender, leider ohne den Vornamen zu nennen, den 14. September 1620: hat man den Habrecht vrnenmacher, so das vhrwerckh im münster gemacht, begraben.

2. Daniel Martin.

Unter den Handschriften der Gr. Hofbibliothek zu Darmstadt fand ich als Nr. 2881 ein kleines Heftchen von 8 Blättern in-8o, das auf der ersten Seite die Aufschrift trägt: Scrupules de Daniel

Martin linguiste. Es dürfte Autograph Martins sein und ist wohl durch Moscherosch hierher gekommen. Martin, ein überzeugter Calvinist, der in dem lutherischen Strassburg jedenfalls zum Konfessionswechsel gedrängt wurde, setzt darin auf Bl. 2—6 die Gründe auseinander, die ihn verhinderten, die lutherische Religion anzunehmen. Das Schriftstück war wohl nicht bestimmt, der lutherischen Geistlichkeit vor Augen zu kommen, die bei ihrer bekannten Unduldsamkeit dem Verfasser manchen kräftigen Ausdruck sicher nicht hätte hingehen lassen. Der Anfang mag als Probe dienen : Les raisons qui m'empeschent d'embrasser la religion Lutberienne sont principalement les erreurs concernants la S. Cene, car L'Apostre S. Paul tenant touchant icelle, tout vn autre langage que les Docteurs lutheriens, il n'est pas raisonnable de quitter ce vaisseau d'election, pour adherer à des nouueaux venus, qui, quoy qu'ils fussent des anges du ciel, nous doiuent estre en execration, apportans vne autre doctrine que celle du dit Apostre, etc.

VIII.

Kleinere Mitteilungen

von

E. Martin.

1. Herr Professor Ficker machte mich gütigst aufmerksam auf einen Sammelband in klein 8° aus der Bibliothek des Coll. Wilhelmitanum, beginnend mit: Catechesis puerilis, recognita a Philippo Melanth. Vitebergae 1543. Vorn auf dem Schutzblatt ist der Name des bekannten Cyriacus Spangenberg Northusensis eingetragen; hinten unter anderem, lateinischem und theologischem, ein Verzeichnis, das die beliebten Volksbücher zusammenfasst und bei dem Theologen, der auch über die Geschichte des Meistersanges gehandelt hat, nicht überraschen wird. Ich stelle die Titel nebeneinander, nicht unter einander und löse das durch — abgekürzte m und n auf. Schone Historien. Vom Ritter Ponto. Vom Hug Schappler. Der Ritter vom Thurn. Von er Hermann von Sachsenheym. Das Heldenbuch. Vom guldin Esel. [Von Herzog Oliuier, durchgestrichen.] Vom kunnig Virrebras. Von Syben weisen meister. Von Melusina. Von keiser Octauiano. Von Appollonio. Von herr Wyglois vom Radt. Von herr Tristranden. Von Morolff. Von herr Thorelle. Von Griselde. Centinouella. Von fraw Bernola (?). Vom Ritter Tondalq. Von hertzog Ernst. Von Fortunato. Von der schon Magelona. Von Ritter Galmy. Von fraw Admeta. Dittrich von Bern.

2. Der schwäbische Lateindichter Nicodemus Frischlin, dessen Leben und Schriften D. F. Strauss (Frankfurt 1855) geistreich beschrieben hat, lässt in seinem Julius Redivivus das gleichzeitige Deutschland durch die wieder ins Leben zurückgekehrten Caesar und Cicero preisen, denen ein Hermannus

das Schiesspulver, der Humanist Eobanus Hessus die Buchdruckerkunst als deutsche Erfindungen gezeigt haben. Das Stück ist mit einem Schreiben aus Strassburg 1584 begleitet und manche Hinweise auf die damalige Akademie und ihren ersten Rector Johannes Sturm finden sich darin; das Münster und die Münsteruhr werden angeführt, sowie die berühmte Artillerie der Stadt. Das Lob der w u n d e r s c h o e n e n S t a d t erscheint in den lateinischen Vers gekleidet: P u l c e r r i m a h a e c t o t i u s u r b s G e r m a n i a e.

IX.

Das Strassburger Standbild des jungen Goethe.

II. Bericht

von

E. Martin.

Die dankbare, freudige Stimmung unseres ersten Berichts, der im Jahrbuch des Vogesenclubs XV, 245—251 erschien, können wir auch für den gegenwärtigen festhalten. Unsere Sammlung hat die Höhe von 135000 Mark erreicht. Freunde von nah und fern haben sich unserer Sache thatkräftig angenommen: es fehlte neben grossen Spenden nicht an zahlreicher Beteiligung an den Sammlungen, welche von vornherein nur je eine Mark Beitrag erzielen wollten. Solche Sammlungen sind namentlich in Berlin durch den Verein für die Förderung der Kunst angeregt worden; andere durch die Vossische Zeitung, in München durch die Allgemeine Zeitung; am Rhein hat sich Herr Dr. jur. C. Schmutzler mit ausgezeichnetem Eifer und Erfolg darum bemüht. Die Städte Weimar, Ilmenau, Karlsbad bewilligten Spenden; auch in Apolda, Erfurt, Koburg, Mülhausen i. Th. wurde gesammelt, ferner an der Landesschule Pforta und anderen höheren Schulen, sowie an den Universitäten deutscher Zunge. Nach den grossartigen Festen, die dem Dichter zu Ehren in seiner Vaterstadt Frankfurt veranstaltet worden

sind, sind uns auch von dort sehr namhafte Beiträge gespendet worden; ebenso von Düsseldorf, Hamburg, Nürnberg. Wahrhaft ergriffen hat uns der Bericht über die zu unsern Gunsten veranstaltete Feier der Goethefreunde in Riga, die den altbewährten Sinn der baltischen Handelsstadt für deutsche Bildung noch lebendig zeigte. Auch aus Prätoria sandten Goethefreunde Beiträge ein.

Doppelt wirksam, durch Spende und Anregung, waren die Sammlungen und Veranstaltungen deutscher Bühnenkünstler für unser Unternehmen. Hier hat sich das Wort in einem besonderen Sinne bewährt: die Kunst für die Kunst! Zu den bereits genannten Theatern in Strassburg, Metz, Oldenburg, Schwerin, Mannheim traten hinzu: Augsburg, Braunschweig, Bromberg, Eisenach, Essen, München, Nürnberg, Posen (Goethefeier der akademischen Jugend), Stuttgart. Die Königlichen Hoftheater in Berlin, Hannover, Kassel, Wiesbaden überwiesen uns mit Allerhöchster Genehmigung erhebliche Beiträge.

Besondere dramatische Vorträge zu unseren Gunsten veranstalteten namentlich — uns unvergesslich — Frau Niemann-Raabe in Strassburg, Paul Wiecke in Dresden, Director Neuffer in Metz; ferner der dramatische Verein in Bonn, die Literarische Gesellschaft in Köln, der Lehrerverein in Kassel. Eine solche Goethefeier wurde in Friedeberg (Neumark) abgehalten; Herr Schriftsteller Hans Hoffmann hielt für unser Denkmal eine Goethevorlesung in Halberstadt.

Eine sehr liebenswürdige Unterstützung gewährte uns die um die Geschichte des Frankfurter Theaters so verdiente Frau Emilie Mentzel, indem sie in Frankfurt, später auch in Zweibrücken eine reizende Darstellung von Goethes Jugendleben aufführen liess.

Auf die Anregung der Schauspieler sind auch die erheblichen Beisteuern der «Schlaraffia» wesentlich zurückzuführen.

In origineller Weise kam uns eine Sammlung aus Zürich zu, durch eine aus dem Hause unseres verehrten Kollegen Betz aufgeflogene Brieftaube. Der «Guetschi», die Bankanweisung, war von dem folgenden poetischen Grusse begleitet, den wir hier nochmals veröffentlichen:

Im schöne Strassburg wird dem Goethe
Es Denkmal — wie me g'hört — erstellt:
Us alle Lande chömed Gabe,
So wyt me tüütsch redt uf der Welt.

Drum schicked mer i au vo Züri
Es Gäbli und derzue en Gruess
Und binded's do dem herzige Tüübli —
Husch, flüüg go Strassburg! — a syn Fuess.

Mer zwijfled nüd, das gid es Denkmal
Vo dem me-n-unwillkürli said:
Nei aber au, wie nett, wie zierli!
Grad wie von Tuube z'samme traid.

(J. Hardmeyer-Jenny).

Züri, im Ostermonet 1900. De Leszirkel Hottinge.
(Litterarischi Gsellschaft).

Im Hinblick auf so viele und so schöne Beweise der Sympathie für unser Unternehmen konnten wir uns mit vollem Vertrauen an die bildende Kunst wenden, damit auch sie unserem Dichter ihre Huldigung darbringe. Wir bringen hier das zu Ende November 1899 veröffentlichte Preisausschreiben nochmals zum Abdruck und schliessen nur die auf Ansuchen der Bildhauervereinigung des Vereins Berliner Künstler und der Deutschen Kunstgenossenschaft gestrichenen Stellen durch Klammern ein.

Preisausschreiben.

Der geschäftsführende Ausschuss für die Errichtung eines Standbildes des jungen Goethe in Strassburg schreibt hiermit für die Künstler Deutschlands, welche Entwürfe zu diesem Denkmal einsenden wollen, einen Wettbewerb unter folgenden Bedingungen aus:

1. Als Ort für die Aufstellung des Goethedenkmals ist die nördliche Seite des Universitätsplatzes in Aussicht genommen. Die genauere Bestimmung des Punktes innerhalb dieser Grenzen steht den Künstlern zur Wahl frei. Die Künstler, welche sich am Wettbewerb beteiligen wollen, erhalten auf Wunsch durch den unterzeichneten Schriftführer einen Abdruck der Bedingungen nebst dem Plan, auf welchem der für das Denkmal bestimmte Raum abgegrenzt ist, kostenfrei zugesandt. Eine Umgestaltung des Platzes zur Gewinnung eines geeigneten Punktes für das Denkmal ist nicht ausgeschlossen.
2. Der veranschlagte Kostenbetrag für die gesammte Ausführung und Aufstellung des Denkmals, ausschliesslich der Kosten für Fundamentirung und Anlagen, darf 110 000 Mark (Einhundert zehn Tausend Mark) nicht überschreiten. Entwürfe, welche über diesen Betrag hinausgehen, sind von der Preiszuerkennung auszuschliessen.
3. Die Hauptfigur des Denkmals soll den jungen Goethe darstellen und ist in Bronze gedacht. Im Uebrigen ist es den Bewerbern überlassen, ausser der monumentalen Durchbildung des Postamentes weiteres figürliches und ornamentales Beiwerk anzubringen; etwaige Nebenfiguren

sind in Bronze auszuführen. Freigestellt ist auch die Wahl des Steinmaterials für den Sockel, doch darf nur hartes, wetterbeständiges Material zur Verwendung kommen.

4. Die Entwürfe haben zu bestehen: aus einer plastischen Darstellung im Maassstabe von 1 : 5 der natürlichen Grösse (die Hauptfigur ungefähr 50 cm gross), einem Lageplan im Maassstabe von 1 : 50 und einer Erläuterung, aus welcher die für die Ausführung beantragten Materialien ersichtlich sind.
5. Die Entwürfe für den Wettbewerb sind in der Zeit vom 15. Juni bis zum 30. Juni 1900, 12 Uhr Mittags, an das Bürgermeisteramt der Stadt Strassburg einzusenden. Später einlaufende Entwürfe werden nicht berücksichtigt.
6. Die einzusendenden Entwürfe sind mit einem Kennwort oder Zeichen zu versehen; ein verschlossener Briefumschlag mit dem gleichen Kennwort oder Zeichen muss den Namen des Bewerbers enthalten.
7. Es werden folgende Preise ausgesetzt:
   Ein erster Preis im Betrage von 3000 Mark,
   » zweiter » » » » 2000 »
   » dritter » » » » 1000 »
   [Dem Preisgericht bleibt vorbehalten, falls es den ersten Preis nicht ertheilen kann, den Betrag von 3000 M. für mehrere Preise zu verwenden.] Künstlerisch hervorragende Leistungen können vom Preisgericht mit ehrender Anerkennung bedacht werden.
8. Das Preisgericht besteht aus folgenden Mitgliedern:
   dem Bildhauer *Otto Lessing*-Berlin,
   » » *W. v. Rümann*-München,
   » » *Kaspar Ritter v. Zumbusch*-Wien,
   dem Architekten *F. v. Thiersch*-München,
   » » städtischen Baurat *Ott*-Strassburg,
   dem Museumsdirektor *Ruland*, Vorsitzenden der Goethegesellschaft-Weimar,
   Universitätsprofessor *Dehio*-Strassburg,
   sowie zwei vom geschäftsführenden Ausschuss abzuordnenden Mitgliedern.
9. Das Preisgericht öffnet nach erfolgter Zuerkennung der Preise und Auszeichnungen die Umschläge, welche die Namen der Erwählten enthalten. Nach der Preiszuerkennung findet eine öffentliche Ausstellung sämmtlicher eingesandter Entwürfe durch mindestens 14 Tage statt. Den nicht preisgekrönten Künstlern bleibt es überlassen, ihre Namen bekannt zu machen. Der Ausschuss behält sich

vor, die mit Preisen und Auszeichnungen bedachten Entwürfe später in Weimar auszustellen.

10. [Die preisgekrönten Entwürfe werden Eigentum des Denkmalausschusses.] Die anderen Entwürfe stehen den Einsendern einen Monat lang zur Verfügung; über diese Zeit hinaus tritt keinerlei Haftung ein.

11. Der geschäftsführende Ausschuss ist nicht verpflichtet, einen der preisgekrönten Entwürfe ausführen zu lassen.

Strassburg, Ende November 1899.

Der geschäftsführende Ausschuss für das Goethedenkmal:

Wirkl. Geh. Rat v. **Schraut**, Vorsitzender. (Universitätsstrasse 6.)

Professor Dr. **Martin**, I. Schriftführer. (Ruprechtsauer Allee 41.)

Eine Verschiebung der Ablieferungsfrist für die Entwürfe wurde von Karlsruhe aus beantragt und durch folgende Bekanntmachung gewährt:

Goethedenkmal zu Strassburg.

In Folge einer Anregung aus Künstlerkreisen und im Einverständnis mit den Herren Preisrichtern wird die Frist zur Einsendung der Entwürfe für das Strassburger Denkmal des jungen Goethe um zwei Monate verlängert, so dass sie erst am 31. August d. J., Mittags 12 Uhr, abläuft.

Dem Preisgericht wird ausser den bereits angekündigten Preisen zur Verteilung von weiteren Preisen nach freiem Ermessen noch der Betrag von zweitausend Mark zur Verfügung gestellt.

(Unterschrieben wie oben.)

Strassburg, 10. Mai 1900.

X.

Aus einer Strassburger Sammlung von Volksliedern des 16.—17. Jahrhunderts.

Von

F. W. E. Roth.

Die bischöfliche Seminarbibliothek zu Mainz besitzt eine handschriftliche Sammlung von deutschen Volksliedern und Pamphleten, welche bisher den Litteraturhistorikern unbekannt blieb. Die Sammlung ist Folioformat, im 17. Jahrhundert aus einzelnen Blättern und Lagen, auch Druckblättern, angelegt und von verschiedenen Händen geschrieben. Der Sammelband gehörte dem Frankfurter Schriftsteller Johann Michael von Loen, Goethe's Grossoheim. Ob die bibliotheca Loeniana selecta realis systematica 1734, welches Buch mir soeben nicht zugänglich ist, diese Hs. enthält, kann ich nicht sagen. Aus Loens Bibliothek kam der Band in die des Rats Schlosser und durch Vermächtnis an den Mainzer Bischof v. Kettler und in die Mainzer Seminarbibliothek. Wie die Strassburger Urkunden, welche als Umschläge dienen und der vielfach auf Strassburg bezügliche Inhalt, die darin vorfindlichen Strassburger Drucke beweisen, entstand die Sammlung zu Strassburg. Der Hauptinhalt besteht in folgenden Stücken:

1. 15 . . In des Bentzenawers thon Melodhey.
   Fürsten, Graven, freyen vch sing ich zu dyser fryst,
   Ich wil nit lauther schreyen, ain her mit grossem lyst etc.
   Betrifft die Schweiz.
2. Liedt von der Switz Niderlag bey meyland vff des heylgen tag anno 1515.
3. 1546 et 1547. Im thon ô du armer Judas.
   O du armes Reiche, was hastu gethan etc.

4. 1547. Gottes wort ist stumb,
Gleich umb vnd umb etc.

5. Volkslied. Herzog Moritz heiss ich,
Also nennet mein Vatter mich etc.

6. 1552. Ihr Frommen Teutschen, die Ihr jetzt
In aller freydt, frid vnnd Ruh sitzt etc.

7. Nachtigall, das ist auss Johann Friderichs des Mittleren Hertzogen zu Sachsen Publicirten schrifften von Vrsprung, Anfang vnndt gantzem Process der Wurtzburgischen vnndt Grumbachischen Handlungen ein kurtzer ausszug. M. D. LXVII.

8. Klag gesang der Nachtigall, das ist kurtzer vnd Historischer bericht von der värrätherischen auffgab vnd [der?] gewaltigen vestung Grimmenstein vnd statt Gotha anno 1567. —

9. Pasquill so anno 1568 im December wider ducis Albani Tyranney circumferirt ward. —

10. 1572. Ein neue Lied von Carly der zeit schützlicher künig vnnd mörder in Franckreich inn der melodey: Ach Gott wie soll ichs greiffen an.
Carly ich sollt dich loben, So bist keins lobens wert,
Der teuffel hatt dich betrogen, der deiner seel begert. etc.

11. Carmen germanicum de pulmento Helvetico. Loset, loset in Gottes namen.
Gross wunder muss ich sagen frey,
Mitt gunst zu melden von dem brey etc.

12. 1575. Das die Polen narren sein,
Erweist ihr jüngste wahl gar fein etc.

13. Brief des Heshusius an Herzog Julius von Braunschweig. Helmstadt 25. Februar 1578. Enthält Klagen über Jakob Andreae. —

14. Famosum epigramma de libro Bergensi incerto authore. —

15. Gedicht auf Heshusius. Valete Heshusi.
Preussen ich muss dich lassen etc. 1577.

16. Einblattdruck in folio. Von den alten löblichen Bundnussen der weitberümten Stät- / te, Zürich, Bern, vnd Strassburg, vnd derselbigen freundlichen ernewerung, so be- / schehen Montags den XIII. May, Anno M. D. LXXXVIII. / Zu Ehren vnd glückwünschung wohlermelter Räthe vnd derselbigen Burgerschafften. /
Was leyder jetz der zustand sey
In aller Welt vnd Policey etc.

17. Desgleichen gedruckt von Bertram zu Strassburg. 1588.

18. Ein kurtzweilig gesprech zweyer Landtsknechten einander anzeigende, wie die herren der Stadt Mülnhausen Hertzogen Hans Casimirum so freündtlich empfangen vndt stadtlich tractiert haben, beschehen den 8ten Juny Anno 82 f. —

19. Ein neuw Lied. 1592. Hertzogen Johann Georg von Brannenburg vnndt Administratoren des Stiffts Strassburg belangendt.
Wacht auff, ihr Teuschen alle, Jetz hohe zeit es ist,
Man tracht Euch über alle, wie das vor Augen ist etc.
Am Ende: Comp. 26. Feb. 603 im Dachstein.

20. Pasquillus. so in Anno 1592 in dem Strassburgischen Krieg hin und wider spargirt worden. vgl. Weller, Annalen I, S. 95. —
Pasquillus zum Leser.

21. (1592). Zum ewigen Hohn vnd Spott dess zaghafften Teütschen Reisigen Zeugs vnndt Fussvolcks, so in Franckreich gezogen.
Alss der von Thon in Franckreich zog,
Auss Teutschlandt ein gross Volck mit ihm floh etc.

22. Warnung des Rohraffens zu Strassburg an seinen vnrühigen Pasquillum.
Pasquill nuhn lass dir sagen etc.
Einblattdruck in folio. Weller, Annalen I, S. 95. [Aug. Stöber, Alsatia 1873, S. 89.]

23. Pasquillus Viennensis anno 1599. De egregia (pro dolor) Germanorum militum laude in dimicando pro salute et libertate patriae.
Farimus im Schlitten etc.

24. Sanct Anna.
Hort fraw Anna vnndt merckt mich eben etc.

25. Pancketum Leopoldinum Julianum.
Hauw zu Marckhgraff, Landtgraff Koch etc.
Gedruckt abweichend in Germania ed. Behaghel 1891, S. 179 f.

26. 1612. Der lauffendt Reichsbott von Nürnberg.
Weicht auss, weicht auss wol auss dem weeg,
Dass mich Keiner irr auf Pfadt vnnd steeg etc.
In 12 Abteilungen. Am Ende: Finis.
Candida pax homines, crux decet ira feras. Amen.

27. Votum seu vox populi Germano-Romani. Dass ist Wunsch vnnd vornembstes begehren dess Teutschen Römischen Volckhs auff anngehenden neuen Reichsstag zue Regenspurg Anno 1613. —
Es komme auss Zion der Erlöser, der da abwende, dass
Gottlose weesen vonn Jacob. —

28. 1616. Von Frid so wöllen wir singen ein new lustiges Lied,
So thut vnss herzlich zwingen, Macht vnss für trauren müd. etc.

29. (1611). Ein neuwes Klag Liedt wegen Nördlingen.
An der Reichs Statt Nördlingen da sitzen wir mit Schmerzen,
Alls wir dachten an Wallerstein, da weinten wir von Herzen etc.

30. Ein neuwes liedt vom Jubeljahr im Thon: es ist mein Lieb etc.
Sachsen Landt gross ist die schandt,
Die sich befindt am Hudlmanns gsindt etc. (1617).

31. Ein anders Jubelliedt, so wider dass vorig Jubelliedt gedicht worden im thon: Es ist mein Lieb etc.
O Sachsenlandt ein gross Verstandt,
Der sich befindt an Gottes Kindt etc.

32. Verzeichnus der acht Puncten dess Fürstlichen Pfalzgrävischen Mantats, so im Landt Anno 1615 angeschlagen worden.
Die Päbstliche Religion im Landt offentlich zu bekennen, darzu zu dretten, zu exerciren, Kirchen vnndt Schulen anzurichten vndt zu bawen. —

33. In Bavarum episcopum Frisingensem archiepiscopatum et electoratum Coloniensem ambientem.
Bavare si quaerant ex te fortasse parentes etc.

34. Aliud.
Bavare cum tam vite. Boes et episcopus esse etc.

35. Ernestus presbyter.

Quaeritur Ernestus iuvenis cur nomine factus etc.

36. 1607. Des Pabstes zehen gebott den Spinolam vndt Teutscher Fürsten Union betreffendt.

Diss sein die Heyligen zehen gebott,
Die Pabst Paulus gegeben hott etc.

37. Der Union Grabschrifft.

Steh still du frommer Wandersmann
Und sieh zuvor den Grabstein an. etc

38. Colloquium trium principum Wormatiae habitum de moderno rerum statu.

Tres principes imperii
Nuper convenere etc.

39. Warnung an die Statt Nördlingen.

Nördlingen sihe dich wol für, vil vnglickh ist vor deinem Hauss vnd Thür etc.

40. Weckglöcklein.

Heisse threhnen vnnd eifferige clag der gantzen Christenheit ann alle Christliche Evangelische potentaten wieder den gewaltsamen einriss, mort, Tyranney vnd practicen der Jesuiten in diesenn letztenn gefehrlichen zeitenn zu glücklicher wolfart vnd ehren gestelt.

Wolt ihr kennen ein Jesuit,
Was sey sein lehr, loben vnd zitt etc.

41. Deren zue Prag im königlichen Schloss verstrickten 17. Directoren vatter vnnser zwar ahn Ir key. Mayestät Supplicationes weyss gemacht.

Gnedigster Keyser, König vndt Herr
Wir bitten, due wollest noch sein der
Vatter etc.

42. Ein Trauer Liedt.

O Wienn, ich muss dich lassen, ich fahr dahin mein Strassen
Wol in ein ander Land, Mein geist muss ich auff geben etc.

43. 1613. Von Gülcher Landt da khom ich här etc.

Druck in Mitteilungen des hist. Vereins der Pfalz. XXII (1898), S. 71—73.

44. Claglied des armen, ellenden, betrübten, verlassenen vnd verjagten Junckher Fritz newen Königs in Böhmen. Vber die Melodey Lutheri: Ach Gott von himmel sich darein im Jahr 1620.

Druck ebenda S. 74—76.

45. In Friderici Palatini Septemviri electionem Bohemicam timidioris cuiuisdam iudicium sed tamen von aspernendum. b. bat. Octob. anno 1619.

Hactenus a curis vacuus vixisti et in alta etc.

Ebenda abweichend S. 73.

46. Briefloss.

Tu trauter Sohn findt ich dich hier?

(Auf Cardinal Clesel gedichtet).

47. Hör Christoph Gern herr vom Hungers fleckhen etc.

XI.

Biersieder und Bierkiesser Ordnung.

(Strassburg 1736.)

Mitgeteilt von

E. Martin.

Demnach seithero wieder Verhoffen man sehen und in der That erfahren müssen, dass die Biersieder-Meisterschaft meistentheils, ohngeachtet ihnen auf geschehenes Anhalten und nach Befindung der Umbstände, der Bier-Tax dergestalt erhöhet worden, dass sie jederzeit gar wohl dabey bestanden, sie aber nichts destoweniger gar offt Bier gebrauen und außgeschenckt, so den gesetzten Tax nicht *merit*iert, Als sind auf diese Weiss Unsere Gnädige Herren die Fünffzehen gemüssiget worden, die Bierkießer Ordnung, so bereits *in Anno* 1644 eingeführt gewesen, wiederumb zu *renovi*ren; deswegen dann

I. Erstlichen die gesambten Biersieder hiemit ernstlich erinnert werden, ohne *Special*-Bewilligung, des Jahrs über mehr nicht Bier zu brauen, dann wie ihre Articul solches außweisen, auch nichts, bey Vermeydung Zwantzig Pfund Pfenning Straff und *Confiscation* des Biers, wovon dem *Denunciatori* die *Quart* zukommen solle, ja sogar Leibs-Straff nach Befindung der Umbstände von Kräutern und anderen Sachen, so dem Menschen schädlich, oder dardurch sie Bierschällig werden, darinn zu sieden oder zu thun; Es solle auch ein jeweiliger Zunftmeister alles Gesind bey deren Auffnahm in der hiesigen Biersieder Dienst, ernstlichen erinnern, und darüber von ihnen die Handtreu an Eydesstatt abnehmen, dass im Fall die Meistere in ein oder andern Puncten obstehendem Articul zuwider handlen würden, sie solches alsobald denen Dreyern des Umbgelds unverzüglich anzeigen, oder in Entstehung dessen mit Zehen Pfund Pfennig Straff und Verweißung der Stadt, abgestrafft werden sollen.

II. Zweytens, Ein jeder der also Ordnungsmässig Bier brauet, sobald er einen Sudt gethan, und in die Fass gefüllet, solle bey seinem Eid uns bei Straff Zehen Pfund Pfenning beneben der *Confiscation* solches in dem Umbgeld anzeigen, auch eher von seinem also neugebrauten Bier nichts, weder Maasen, Ohmen, noch Fässelsweiss, in der Statt außschenken, verzapfen, oder verfüllen, es wäre dann zuvor, nachdeme es verjähren, durch die jeweilig bestellte und geschwohrne Bierkiesser gekostet und versucht worden, ob solches auch des jeweilig gesetzten Taxes würdig, oder aber in geringerem Preiß zu schätzen, und nach Befindung gar zu verwerffen seye, bei erstgedachter Straff.

III. Daher dann Drittens die jeweilig verordnete Bierkießer jährlich auf *Michaelis* einen leiblichen Eyd schwöhren sollen, nicht allein auf der Biersieder, oder auch der Dreyer des Umbgelds erfordern, sondern auch je zu zeiten, und wann es sie nötig beduncken wird, für sich selbst in der Biersieder Kellern, das Bier von einem Fass zu dem anderen zu versuchen und solches niemanden zu lieb noch zu leyd auf die Prob zu setzen, und dasjenige, so sie des bestimbten Taxes nicht wert zu sein, befinden, auf einen geringeren Preiß zu setzen, und darauff einen solchen Tax nicht nur allein an dem vordern Fassboden, auf einem Zettelein zeichnen, und mit dem Umbgelds-Pitschier verwahren, sondern auch oben· vor dem Keller auf einem Täffelein zu männigliches Wissenschaft aushenken, alles bey Straff Zehen Pfund Pfenning sowohl wider die Bierkiesser als Biersieder, so offt sie wider obigen Articul mißhandlen werden.

IV. Jedoch sollen die Bierkiesser, Vierdtens, wann sie bei *Visitirung* der Keller, dass einige Veränder- oder Vermischung des Biers, so aber noch zu trincken und etwan geringer als der Tax, mittlerweil vorgeloffen, also befinden wurden, nicht ehender darüber Urtheil sprechen, sie hätten sich dann zuvor deßhalben zu genügen mit einander unterredet und einen gewissen Schluß gemacht.

V. Wäre es aber, Fünfftens, Sach, dass sie das Bier in solchem Stand antreffen würden, dass sie es allzuschlimm und gering achteten, sollen sie davon alsobalden ein Muster nehmen, selbiges denen jeweiligen Dreyern des Umbgelds zur Prob überlieffern, und zu fernerem Schluß setzen, und zu solchem Ende etliche auff des Umgelds-Hauß Kosten gemachte zwey Schöppige Fässlein, welche sie die Bierkiesser, so offt sie einen Gang thun, mit sich zu nehmen haben, gebraucht werden, bei Zehen Pfund Pfenning Straff.

VI. Es sollen aber, Sechstens, die Biersieder weder selbsten noch auch die Ihrige den Bierkießern sich des Orts keineswegs widersetzen und ihnen in diesem ihrem Ambt und Verrichtung durchauß keinen Eintrag thun, bey obstehender Straff der Zehen Pfund Pfenning.

VII. Und damit auch, Siebendens, die vielgemeldte Bierkiesser diesem ihrem Ambt umb so viel fleißiger, und mit aller erforderter Treue abwarten mögen, als soll jedem durch die Biersieder ihnen vor jedem Gang vor ihre Bemühung ein Schilling gereicht werden, denen *Vicariis* aber jedem der gewöhnliche und geordnete Lohn, falls sie die Kiessung vornehmen, samt einem Vierdten Theil ein-

gehender Straffen, welche sie sambtlich nach *Proportion* für ihre Bemühung mit einander zu theilen haben. Wann der Bierkiesser einer etwan mit einem Biersieder verwandt wäre, solle er solches denen Dreyern des Umbgeldes anzeigen, damit ein anderer Bierkiesser oder *Vicarius* an dessen Statt solchenfalls das Bier zu kiessen geschickt werden möge; so offt einer darwider handelt, bessert er für jedesmahl Zehen Pfund Pfenning.

VIII. Achtens, Unsere Gnädige Herren die Fünffzehen haben erkandt, nachdeme der *in Anno* 1665. den 15. *Septembr.* allererest erneuerten Biersieder Ordnung bishero gröblich zuwieder gehandelt, und an statt der 9. Sester Maltz, ein gar weit mehreres in einen Sack gebracht und gestossen worden; dass solchem sträfflichem Beginnen weiter nicht nachzusehen, sondern von *dato* an, nachmahls auf die 9. Sester Maltz in einen Sack ernstlich gehalten, zu mehrerer dessen Gewissheit aber, alle und jede Säck mit dem Maltz, ehe sie durch den Müller auf die Mühlen kommen, einer nach dem andern ordentlich an der Mehl-Waag abgewogen, und welcher in dem Gewicht 180. Pfund (*modo* vermög neuer Erkandtnuss 188. Pfund) übertrifft, derselbe von dem Meelwäger zuruck gesetzt, und der Biersieder dieses Guts wegen ohnverzüglich bey dem Umbgeld geschrieben gegeben; und um einen jeden so übergewichtigen Sack, mit Zehen Pfund Pfenning abgestrafft werden solle, wornach sich dann sowohl berührte Mehlwäger ihres Ambts und Pflicht zu erinnern, als auch die gesambte Biersieder zu richten, und selbsten vor Schaden zu seyn wissen werden. Decretum den 8. Aug. 1673.

IX. Wir wollen auch, Neundtens, auß besonders Uns bewegenden und der Zeit fürwaltenden Ursachen biß auf anderwärtige Verordnung denen *Billardiers* und *Caffetiers* zwar ohnbenommen lassen, von denen hiesigen Biersiedern Ohmen- und halb Ohmenweiss Bier zu kauffen, einzulegen, und nachgehends außzuschencken, anbey aber denen Würthen und anderen so den Weinschanck haben, solches bey Zehen Pfund Pfenning Straff verbotten haben, jedoch dass diesen letztern ohnverwehrt bleibe, Gölden- oder Kannenweiß für ihre Gäst Bier bey den hiesigen Biersiedern abholen zu lassen.

X. Weilen auch schließlichen und Zehendens die hiesige Biersieder mannigfaltig sich beschwehret haben, daß sie das beste Bier gleich dem gemein guten Bier, auf einerley Tax verkaufen müssen, und dannenhero vielfaltige Unordnungen wegen Verkauff- und Außschenckung des Biers in Ansehung des Preisses eingeschlichen, so wollen und ordnen Wir, dass künfftighin das beste Bier jederweilen umb Drey Pfenning die Maaß theurer als das gemein gute Bier verkaufft und ausgeschencket werde, mithin auch die Biersieder nach *Proportion* dieses Preißes von jedem Pfenning einen Batzen, erfolglichen von solchem umb Drey Pfenning theurer *taxir*ten Bier Drey Batzen, Bier Umbgeld vom Sack, bis auf anderweitige Verordnung, und biß das Bier-Umbgeld gleich anderer Orten dem Ohmen nach von E. Hochlöbl. Magistrat *reguli*ret würde zu bezahlen schuldig seyn sollen; Zu dem Ende die geschwohrene Bierkiesser wegen Kiess- und *Taxi*rung sothaner beyderley Gattungen Bier zu Beobachtung ihrer Eydten und Pflichten, auch hierinnen niemanden zu

verschonen, auch weder zu lieb noch zu leid zu verfahren, hiemit bey Verlust ihres Ambts und fernerer Obrigkeitlicher Straff alles Ernstes ermahnet werden, welche auch dahin trachten sollen daß das gemein gute Bier nicht geringer als biß dato gebrauet, sondern jederzeit, wie biß hierher geschehen, gut und tranckbar erfunden werde; Wiedrigenfalls, und wann es zu gering befunden würde, sie nach Außweisung der Ordnung solches verwerffen und auszuschencken verbietten sollen; wie nicht weniger wollen Wir auch die Biersieder treulich gewarnet haben, keine Gattung Bier vor die andere auszuschencken, um hierinnen Gefährde zu gebrauchen, noch viel minder einiges Bier weder lützel oder viel über den geordneten Tax zu verkauffen, alles bey Zehen Pfund Pfenning Straff für das erstemahl, desgleichen bey jetzt gedachter Straff und *Confiscation* des gesambten in des *Contravenienten* Biersieders Keller befindlichen Biers im Fall des Widerbetrettens. *Decretum* bey Gnädigen Herrn Råth und XXI. Sambstags den 30. *Junii Anno* 1736.

Durch die Güte des Herrn Dr. Seyboth, Direktors des Städtischen Museums habe ich vorliegende Ordnung zur Einsicht erhalten, welche auf einem Foliobogen gedruckt ist. Darüber steht das Wappen der Stadt Strassburg. Die cursiv gesetzten Stellen sind im Original mit lateinischen Lettern gedruckt. E. M.

XII.

Dankspruch

meine gnädige gebiettende
Herren Scholarchen vnd
mächtige Befürderer
Als dieselbige mir wegen dedi-
cirter Prosodie durch ihren
Schaffner den 3. Septembris
1639. 16 Reichsthaler
verehren lassen.[1]

Mitgeteilt von

G. Knod.

So muss ich alle jhar ein newes Carmen schreiben
Vnd meiner dankbarkeit ein sonderbare prob
Erweisen, nur damit ich der Scholarchen lob
(Das dannoch ohne mich würde ewig grünend bleiben)
Vnd grosse gnadenthat, die Sie mir stäts erzeigen,
Möcht rhümen. Nun wolan, als viel ich nur vermag,
verbleib ich ihres lobs Bekenner alle tag,
Thu mich mitt meinem haupt zu dero Füssen neigen,
vnd red ein wahren Spruch: Ihr der Poeten Götter,
die ihr den Helicon mitt seiner schönen aw
Erhaltet kräftiglich in unversehrtem baw
Ihr aller freyen Kunst und Musen starke Retter,
Ihr habt mich abermals mit vollem strom begossen
der reichen miltigkeit vnd landbekandten gnad,
die ist vmb mich herumb, gleich als ein warmes bad,

[1] Als Ergänzung zu der Biographie Gloners von Rudolf Reuss (M. Samuel Gloner, ein Strassburger Lehrerbild aus den Zeiten des dreissigjährigen Krieges. In der Festschrift des Protestantischen Gymnasiums von 1888 I 143 ff.) S. 211. Gloners ‚Prosodia‘ war im April 1639 erschienen — eine Schrift, die heute so selten geworden ist, dass wir «nicht einmal den Titel genau kennen».

das gsund und fruchtbar macht, die glider abgeflossen.
Das ist, Ein lieber Bott von euch zu mir gesendet
Hatt mir in meine faust gelüffert ein geschenk,
Darumb ich alle Zeit an solche gab gedenk,
So wohl an vorige, die ihr an mich verwendet.
Kan nun ein liebe gab die Götter selbs versöhnen
wie man zu sagen pflegt, wie solt ich asch und staub
So blind und töricht sein, so saumig, toll und taub,
Dass ich nicht meine Sinn und Kräfften wolt gewehnen
Euch meine Förderer, die ihr mich habt beschenket,
Die ihr so dick und oft mich Armen habt verehrt,
Mein lähres Akerlein mit reicher Saat vermehrt,
Die ihr ohn ünderlass an meine wohlfart denket.
Zu loben nach der Krafft so mir von Gott gegeben,
Mit nichten nach der mass als ihr mich ietz begabt,
Mit nichten nach Verdienst als ihr verdienet habt,
Ich will der Ewre sein, so lang ich werde leben
Was immer in mir ist, soll ewer lob verkünden,
Soll euch mit hertz und mund und feder dankbar sein;
Ich sag es anders nicht, als ich es mach und mein,
Man würdt auch in dem Todt mich nicht vergessen finden.

Ad Eosdem

Elegidion

Nondum totus abest revolutis menſibus annus,
Auratum calicem gratia vestra dedit,
Atque suis (nec enim nihil est) insignibus auxit;
Nunc manibus nummos donat et ara meis.
Maxima sunt ambo rectae signacula mentis
Atque quid a vestra mens mea speret ope,
Quid sperare queat, quid debeat usque fatentur
O ter dilecti, triga colenda, Patres!
Scilicet hoc ipso constantia vestra probatur
Qua genium fertis diligitisque meum.
Dicere deberem iustasque rependere grates
Ni stupor elinguem meque meamque daret,
Non tamen immemorem tanto pro munere Musam,
Non inopi danda est culpa, sed immemori.
Vos igitur quos summa Deos clementia fecit,
Nuda voluntatis sumite dona meae
Dumque nihil possum quam mittere verba viciſſim
Dii facite, inveniant et mea verba locum!
Ut quamquam sine thure litem, sine munere pauper
Sit tamen oblatus muneris instar honor.

Nobiliſs. A. A. Amplit. V.

subiectiſſimus
M. Samuel Glonerus P. L.
4. 7bris 1689 m. p.

XIII.

Apelles in Aegypten.

Eine lateinische Schulkomödie aus dem 16. Jahrhundert

von

Jacobus Micyllus aus Strassburg

deutsch von

Theodor Vulpinus.

Personen.

Neidhart, ein Maler (Antiphilus).
Kleckser, sein Sklave (Chromylus).
Frau Hämisch, eine Alte (Phthonides senex).
Calumnia, ihre Tochter, eine Buhlerin, (Diabole meretrix).
Lauerfuchs, ihr Sklave (Mnesilochus).
Herr von Magerbein, Hofrath (Hypoleptor aulicus).
Herr von Windling, Hofrath (Anoemon aulicus).
Herr von Leckerich, Hofmarschall (Colacides aulicus).
König Ptolemäus.
Apelles.
Frau Wahrheit (Veritas Dea).
Frau (Poenitentia) Reue (Metanoea anus).
Trabanten und Gesinde.

Einleitung.

Jacobus Micyllus (Molshem, in der Erfurter Matrikel: Molseym) wurde am 6. April 1503 zu Strassburg geboren.[1] Als fünfzehnjähriger Knabe verliess er die Vaterstadt, wanderte,

---

[1] — — Ich erblickte das Licht, einathmend die Lüfte des Lebens
Da, wo die Ill mit des Rheins rauschenden Wassern sich paart,
Wo von den Bergen sich schlängelt die Breusch und den eigenen Namen
Bald an den grösseren Fluss, ihm sich vermählend, verliert.
(Epicedion in obitum Gertrudis uxoris suae, Silvae 57.)

ein armer Bacchant, anscheinend über Tübingen, Nürnberg und Meissen nach Erfurt,[1] wo er fast fünf Jahre studierte, sich der Poetenschaar («societas literaria») um Eoban Hesse anschloss und eifrig Griechisch lernte. Dort — erzählt sein Freund Camerarius aus Bamberg — wurde er auch «nach einer dramatischen Aufführung jenes Dialoges von Lucian,[2] worin eine Person «Micyllus» auftritt, zuerst mit diesem Namen genannt, den er seitdem beibehielt». — Dann folgte ein längerer Aufenthalt in Wittenberg zu den Füssen Melanchthons, der ihm Zeitlebens ein treuer Freund blieb, und endlich 1524 die Anstellung des jungen Mannes an der lateinischen Schule zu Frankfurt a. M.[3]

In die Heimat ist er seitdem nie mehr auf die Dauer zurückgekommen.[4]

Er heiratete die Tochter des Bürgermeisters von Seligenstadt und wurzelte dadurch am Mainufer fest. Vielleicht wäre er immer in Frankfurt geblieben, wenn ihn nur seine amtliche Stellung völlig befriedigt hätte. Aber Ungunst der Menschen und Verhältnisse bewogen ihn, 1533 nach Heidelberg überzusiedeln, wo er (von einem nochmaligen Aufenthalt in Frankfurt 1537—47 als Rektor der Schule[5] abgesehen) bis zu seinem

---

[1] Noch nicht keimte der Flaum auf den Wangen des Knaben; ich [hatte
Fünfzehn Jahre genau eben zurück erst gelegt,
Als ich sogleich in die Fremde gemusst, weit fort von der Heimat,
Irrend von Haus zu Haus, wie ein Verbannter, durchs Land.
Erfurt sah mich, Thüringens Stadt, die das Wässerlein Gera
Sanft durchschlängelt, mit Ernst einsamen Studien geweiht.
Fast fünf Jahre verbracht ich daselbst, hartlebige Zeiten . . . .
(Ebenda.)

[2] «Der Traum oder der Haushahn.» (περὶ τοῦ ἐνυπνίου.) Micyllus heisst der Schuster, den der in einen Hahn verwandelte Pythagoras von seinem Wunsch, reich zu werden, zur Genügsamkeit bekehrt.

[3] Dann ging weiter die Fahrt nach Sachsen hinab, wo der Elb- [strom
Rauscht durch ebenes Land, suchend das nordische Meer.
Zeit fand dort ich genug zum — Darben; doch war ich zufrieden,
Dass ich ein Plätzchen gewann bei der poetischen Zunft.
Bin auch in Meissen gewesen, in fränkischen Landen um Nürnberg,
Und bei dem Volk, dess Gau jung noch die Donau bespült.
All die Länder (es dauerte lang) durchwanderten einst wir,
Bis ich zu deinem Gestad endlich gekommen, o Main! (Ebenda.)

[4] 1552 war er, vor den Franzosen flüchtend, im Elsass. Silvae 346. — Dass er mit der Heimat in Fühlung blieb, beweist auch das Gedicht S. 460: Vaticinium de ecclesia Argentinensi, ad quam pars baculi Petri est allata. Vgl. auch S. 349 «Lucas Hugo, cui patria Alsatia».

[5] Eine von ihm verfasste Schulordnung (v. 1537): «J. Micylli descriptio scholae hic instituendae» ist abgedruckt in: «J. M. etc. als Schulmann, Dichter und Gelehrter» von J. Classen, Direktor des Gymnasiums zu Frankfurt 1859. Dazu sind zu vergleichen: Des-

Tod (28. Januar 1558) als eine Zierde der Hochschule galt und namentlich als latein. Dichter und Hellene berühmt war.[1] — Seine hinterlassenen Gedichte[2] erschienen 1564 (ex officina Petri, Brubachii), herausgegeben von seinem Sohne Julius unter dem Titel: «Jac. Micylli Argentoratensis silvarum libri quinque, quibus accessit Apelles Aegyptius seu Calumnia, fabula scenica antehac nondum edita.»

Diese Komödie, deren etwas verkürzte Uebersetzung hier folgt, entstand um 1530, also während des ersten verdrussreichen Aufenthaltes in Frankfurt, und scheint auch (wohl von seinen Schülern) dort aufgeführt worden zu sein. Eobanus Hesse schreibt nämlich an Micyllus (1531 Sonntag Lätare): «Deine Calumnia möchte ich gar zu gerne sehen; Erfindung und Stoff gefallen mir ausnehmend» und (Lätare 1532): «Bei Gott, deine Calumnia gefällt ausserordentlich; gewiss, du verdienst den ersten Preis in dieser Gattung unter den Zeitgenossen!»[3]

Dass er, wie angenommen wird, das Stück verfasst habe, um einen verleumderischen Nebenbuhler zu strafen, ist in diesem Umfange nicht wahrscheinlich. Verärgert war er ja, und so mochte ihm der Stoff willkommen sein; aber irgend welche Satyre auf eine bestimmte Persönlichkeit oder auf örtliche Verhältnisse ist in dem Stück nicht zu entdecken. Mir scheint dasselbe vielmehr recht eigentlich als Schulkomödie gedacht: für Schüler der oberen Klassen oder junge Studenten zur Uebung im Lateinsprechen und gelegentlichen Aufführung. Dadurch erklärt sich auch die oft recht grosse Weitschweifigkeit der Sprache, und dass das Stück, wie Classen sagt, so «zahm und unschuldig» ist, gewissermassen ein Terentius purgatus, in welchem nur im Personenverzeichnis das Wort meretrix

---

selben Nachträge zur Biographie des J. M. im Programm des Frankf. Gymn. 1861. Auch in der Allg. Deutschen Biographie findet sich ein guter Lebensabriss (von Brecher; vgl. Zeitschrift für hist. Theologie 1872 S. 390 ff.). Zuerst hat Hautz, Prof. am Lyceum in Heidelberg (1842) das Gedächtnis des schier Vergessenen wieder aufgefrischt in seiner lat. Abhandlung: «J. Micyllus Argentoratensis, philologus et poeta, Heidelbergae et Rupertinae universitatis olim decus».

[1] Er gründete in Heidelberg auch eine lit. Gesellschaft (Classen, S. 97).

[2] Die Hälfte sei früher verloren gegangen (Classen 164). — Ein Verzeichnis aller seiner Schriften gibt Hautz S. 61. Auch im Ausland (Frankreich und Italien) wird er als Dichter anerkannt: «Micyllus a été un des meilleurs poètes, qui fussent de son temps en Allemagne» (Bayle dictionn. hist. et crit.). Er hat auch ins Deutsche übersetzt: Livius und Tacitus.

[3] Classen 85 und Förster «Lucian in der Renaissance» im Archiv für Literaturgesch. Bd. XIV, S. 343 u. 360.

hinter der Diabole (Verleumdung, Calumnia) an einen sonst unentbehrlichen Bestandtheil der antiken Komödie erinnert.

Dazu kommt, dass der Stoff aus Lucian genommen ist und dass eine die humanistische Welt seit hundert Jahren beschäftigende Stelle jenes Schriftstellers in der dramatischen Gestaltung vor den Schülern gleichsam lebendig wurde.

In den zwanziger Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts waren die Werke Lucians in Konstantinopel «entdeckt», nach Italien in Sicherheit gebracht und bald ins Lateinische übersetzt worden. In § 1 seiner Schrift «dass man nicht leicht der Verleumdung glauben solle» giebt Lucian die ausführliche Beschreibung eines Gemäldes des Apelles, das die Geschichte einer Verleumdung des Künstlers darstellt und seitdem unter dem Namen «die Verleumdung des Apelles» bekannt ist.[1]

Die Beschreibung dieses Bildes lautet:

«Auf der rechten Seite sitzt ein Mann mit sehr grossen Ohren, die fast an die Ohren des Midas[2] erinnern. Er streckt der Calumnia (Verleumdung), die auf ihn zuschreitet, die Hand entgegen. Um ihn stehen zwei Frauengestalten, die Unwissenheit (Ignorantia), wie ich meine, und die Argwohnsucht (Suspicio). Calumnia kommt schnellen Schrittes heran, prächtig geschmückt, in Mienen und Haltung unbändige Wut, glühenden Zorn ihres Herzens zur Schau tragend. In der Linken hält sie eine brennende Fackel, mit der Rechten schleppt sie einen Jüngling an den Haaren sich nach, der die Hände zu den Himmlischen ausstreckt und die Treue der unsterblichen Götter anruft. Voraus schreitet ein bleicher hässlicher Mann mit stechendem Blick und wie von langer Krankheit abgemagert. Man kann sich leicht denken, dass er den Neid (Livor) vorstellt. Hinter der Calumnia gehen zwei Weiblein, die in ihrem Dienste stehn und ihres Schmuckes pflegen. Der Erklärer des Bildes sagte mir, das seien die Arglist (Insidia) und die Lüge (Fallacia). Noch weiter hinten folgt in zerrissenem Trauergewande die Reue (Poenitentia), die, das Haupt nach rückwärts gekehrt, Thränen vergiessend und schamvoll die von Weitem herankommende Wahrheit (Veritas) erwartet. In diesem Gemälde stellt Apelles (sinnbildlich) dar, was er selbst erlebt hat.»[3]

---

[1] Vgl. Rich. Förster «Die Verleumdung des Apelles in der Renaissance» im Jahrbuche der Königl. preussischen Kunstsammlungen, 1887 Heft I und 1894 Heft I.

[2] Ovid metam. 11, 146 ff. Dem König Midas liess Apollo Eselsohren wachsen, weil er es gewagt hatte, im musikalischen Wettstreite des Gottes mit Pan diesem den Preis zuzuerkennen.

[3] Nach der lat. Uebersetzung Melanchthons.

Der erste lateinische Uebersetzer Lucians in Deutschland war der Franziskaner Rudolf Agricola (1443—85) der als Professor in Heidelberg starb und dort begraben liegt.[1] Im 16. Jahrhundert übersetzte ihn Melanchthon, der Lehrer und Freund des Micyllus, und dieser selbst hatte am Lucian sein Griechisch gelernt und, wie wir gesehen, schon als Student von jener «Aufführung» eines Lucianischen Dialoges seinen Gelehrtennamen erhalten. Dann war von Italien her auch die malerische Darstellung der «Verleumdung des Apelles» nach Deutschland gekommen, deren bei uns berühmteste das von Albrecht Dürer[2] stammende oder doch von ihm entworfene Wandgemälde im Nürnberger Rathause ist. Der durch ein Gitter abgeschlossene Teil des Saales diente zu den Sitzungen des Stadtgerichtes. Neben dem Richterstuhle steht der Spruch .

Ein Richter soll kein Urteil geben,
Er soll die Sach erforschen eben.

Das Bild wollte durch ein abschreckendes Beispiel zu strenger Gerechtigkeitspflege mahnen.[3]

Der Stoff hatte also eine praktisch lehrhafte Bedeutung gewonnen, und einem humanistischen Schulmann jener Zeit lag es nahe, ihn für die Jugend zu bearbeiten. Auch widmet der Herausgeber unserer Komödie, der Sohn des Micyllus, diesen Anhang der Silvae einem Jüngling, dem Grafen Georg von Erbach, weil «eine Komödie und ihr Gesprächston deinem Alter willkommener und angemessener sein dürfte»,[4] weil ferner

---

[1] Die Schrift wurde erst 1529 gedruckt, war aber schon (Landshut) 1516 ins Deutsche übersetzt worden mit Beigabe eines Holzschnittes von 1515, der die Verleumdung des Apelles darstellt (Förster II, 10), wie denn überhaupt der Gegenstand oft in Holzschnitten behandelt und dadurch weiteren Kreisen bekannt wurde. Es gibt einen Holzschnitt von Ambrosius Holbein 1517 (Ebenda II, 11); desgleichen von Schön mit Text von Hans Sachs 1534 (Ebenda II, 13).

[2] Eine Federzeichnung Dürers (1522), die Verl. des Apelles darstellend ist in der Albertina zu Wien noch erhalten (Förster II, 12). — A. Dürers Wandgemälde im grösseren Rathaussaale zu Nürnberg, radirt und herausgegeben von Th. Walther mit gesch. Text von Lochner, Nürnberg 1869. — Das Rathaus in Nürnberg von E. Mummenhof (Nürnberg 1891), S. 95 ff. — Hagen, Norica, Nürnberger Novellen, Leipzig 1897, S. 216.

[3] Zu gleichem Zweck entstanden das Bild im Vorzimmer des Baseler Rathauses von Hans Bock 1611 (Förster II, 15), ein nicht mehr vorhandenes Gemälde im Landgrafenzimmer auf der Wartburg (Ebenda 19) und das Tafelbild im Artushofe zu Danzig, der auch den Schöffen als Gerichtssaal diente und schon 1477—81 erbaut worden ist (Ebenda III, 4).

[4] Quod Comicum hoc dicendi genus et in eo conversatio aetati tuae gratior et congrua magis futura videbatur.

«die Anmut der Rede, der Reichtum der Worte und Denksprüche darin vor allem die Jugend erfreut und den menschlichen Geist schärft» [1] und endlich «weil du vielleicht selbst einmal an Fürstenhöfe kommen oder einen eigenen Hofhalt leiten wirst», [2] wie denn auch Virgil den Aeneas zu seinem Söhnchen Askanius sagen lasse: «Lerne, Knabe, die Tugend von mir und wahrhaftes Streben!» [3]

Die Komödie des Micyllus lebte auch unter den Schulmännern fort. Fünf Jahre später (1569) übersetzte sie Jakob Korner frei in gereimte deutsche jambische Trimeter und sagt in der Vorrede: «Diese Comedia hat mir dermassen gefallen, dass ich sie in der Schule zu Heckstadt, da ich dazumal verordneter Schulmeister, anzurichten bedacht war, wo ichs nicht um der Knaben willen aus wichtigen Ursachen hätte unterlassen müssen.» [4]

So wird man — und wo hätte eine lateinische Komödie sonst auch zur Aufführung kommen können? — unsere «fabula scenica» wohl eine Schulkomödie nennen dürfen.

Welche geschichtliche Thatsachen der Künstlerlegende von der Verleumdung des Apelles am Ptolemäerhofe zu Grunde liegen, lässt sich nicht genau ermitteln. Es muss uns genügen, dass Lucian erzählt, Apelles habe in dem Gemälde ein eignes Erlebnis dargestellt. [5] Man weiss nur von einem «gespannten Verhältnis des Apelles einerseits zu Ptolemäus Lagi, andererseits zu einem Nebenbuhler (Plin. N. H. 35, 89), welcher Autiphilos gewesen sein kann». [6]

Micyllus folgt in seinem Stücke ganz der Beschreibung Lucians. Nur hat er aus den zwei Frauengestalten zur Rechten und Linken des Königs Hofbeamte gemacht und diesen einen

---

[1] Sermonis elegantia ac verborum et sententiarum copia in iis juventutem plurimum delectat et ingenia hominum acuit.

[2] Sive ipse in aliis regum aulis aliquando existes sive propriam ipse aulam gubernabis.

[3] Disce, puer, virtutem ex me verumque laborem.

[4] Ich habe das Buch nicht zu Gesicht bekommen. Im Archiv für Lit. Gesch. XIV. Band S 361 gibt Förster den Titel: «Apelles. Ein schöne Historia Wider die Verleumbder erstlich von Luciano in Griechischer Sprach Und zu unser Zeit vom Hochgelerten Herren Jacobo Mycillo, (sic) Komedien weiss in Lateinischer Sprache gestellet Jetzt aber in künstliche Teutsche Reimen gefasset sehr nützlich zu lesen durch Jacobum Cornerum Hassgerodensem, Pfarrherrn zu Gusten Getruckt zu Franckfurt am Meyn MDLXIX.» — Das Buch ist dem Bürgermeister und Rath von Aschersleben gewidmet.

[5] οὕτως τὸν ἑαυτοῦ κίνδυνον ἐπὶ τῆς γραφῆς ἐμιμήσατο. — Melanchthon: Hac tabula casus suos lusit.

[6] Förster. — Antiphilos, ein ägyptischer Maler um 330 v. Chr. (von ihm ein Bild Alexander des Grossen); Apelles 356—308 v. Chr.

dritten Höfling zugesellt; dazu kommen noch neu als Nebenpersonen zwei Sklaven und die Trabanten des Ptolemäus.

Seinen alten Phthonides, den Vater der Diabole (Calumnia), den Phthonos Lucians (Livor), habe ich in meiner Uebersetzung in Frau Hämisch, ihre Mutter, verwandelt. Die Dienerinnen der Calumnia Lucians (Insidia und Fallacia) treten in der 2. Szene des 3. Akts als stumme Personen auf. Micyllus nennt sie Apate und Epibaletis (Epibule); ich taufte sie Truglisel und Zofeline. —

Erster Akt.

1. Szene.

Der Sklave Kleckser.

Ich bin, verehrtes Publikum, der Sklave
Herrn Neidharts, welcher hier in diesem Hause wohnt.
Den Namen Kleckser gaben mir als Knaben
Die Spielgefährten, weil ich grossen Eifer
Zum Malen zeigte, Säulen, Blätter, Tafeln
Und was zur Hand mir kam, bunt kolorierte.
Ganz jung noch legt' ich Proben ab der Künste,
Dank deren jetzt mein Herr als Sklaven mich besitzt. —
Doch nun vernehmt, weshalb ich auf der Bühne steh:
Kam neulich da hier an ein andrer Maler;
Apelles heisst er; ist ein grosser Künstler
Und hohen Ruhm gebar ihm schon sein Pinsel.
Den liebt gar sehr der König Ptolemäus,
Begabt ihn mit Geschenken, überhäuft ihn
Mit Ehren, die, man kann wohl sagen, königlich
Zu nennen sind. — Mein Herr, der auch ein Maler,
Glaubt sich verachtet drum, sein Kunstbemühen
Für nichts geschätzt und leidet schwer darunter.
Und weil bisher gefunden er kein Mittel,
Durch das er rächen könnte seinen Aerger
Und irgend einen Schaden oder Schabernack
Dem Nebenbuhler anthun, den er vor sich sieht,
So liess ein altes Weib er zu sich kommen,
Dass die nun Rat und schöne Ränke schaffe,
Recht unerwartet ihm ein Bein zu stellen,
Wie ja von je ein Töpfer hasst den andern
Und jeder Künstler, dem Talentesschwäche
Ein Ziel verwehrt, den Stärkern grimm beneidet!
Denn ob mein Herr wohl seiner Kunst genugsam
Erfahren ist, kann doch ers dem Apelles
An Geist und Kraft der Kunst — sagt man — nicht gleichthun,
Und deshalb eben sinnt er ihm aufs Schlimmste.

Damit davon mir nichts zu Ohren komme,
Hat er mich fortgeschickt zu seinem Eidam,
Der mein bedarf in seinem Landhaus, sagt er.
Just bin ich auf dem Weg. Ihr mögt inzwischen
Erfahren ihren Rath und was sie hecken aus
Dem Armen. — Seht, da treten schon sie vor die Thür! (ab)

2. Szene.

Neidhart und die alte Hämisch im Gespräch aus der Hausthüre tretend.

Neidhart.

Ich duld es nicht, und säh' ich draus erwachsen
Ein Unglück auch! denn üb'rall möcht ich lieber
Verachtet leben, als gerade hier!

Die Alte.

Ja, ja,
Ein Elend ists und eines freien Mannes
Unwürdig, unerträglich! Sagt man doch mit Recht:
«Wo du nicht sein darfst, was du warst, da wolle
Auch leben nicht.»

Neidhart.

Und ich soll seh'n den Menschen
Vor Augen mir spazieren gehen länger
In feinen Kleidern, reich und allen Leuten wert!
Ich glaub', ich stürbe lieber! Drum so langs noch geht,
So lang sein Glück noch jung und die Beliebtheit
Erst zarte Wurzeln schlug, will ich mich mühen,
Dafür zu sorgen, dass sie fest nicht werden!

Die Alte.

Da habt Ihr Recht, bei Gott, ganz Recht! Nur tapfer!
Wenn Ihrs vermögt, ich wüsste nicht, was schneller
Und besser wär' zu thun. Ihr müsst entweder
Schmachvoll verhungern oder ihn vertreiben
Und zwar — ein drittes gibt es nicht — ganz gründlich!
Denn sieh', was fehlt ihm heute noch, um morgen,
Den höchsten Platz zu haben? Ist der König
Doch schon mit seiner Schmeichler Schaar der Meinung,
Kein Mensch, ein Gott nur schaffe solche Werke!
Bald sind so weit wir, dass statt eines Künstlers
Ein Herr Satrap vor uns stolziert, so prächtig
Wird täglich er beschenkt mit Ehrengaben,
Mit Silber, Gold, Gewändern, Königsschätzen!
Deshalb wenn bald du nicht, bei Zeiten, zusiehst,
Wird schnell, wie andern schon, der Witz dir ausgehn!

Neidhart.

Das seh' ich ein und das just quält mich Armen!
Gib du mir schleunigst guten Rat; sonst sterb ich!

Die Alte.

So bessers Gott! die Sach ist schwierig. aber
Ich werds nicht dulden, dass er straflos bleibe
Und du mir stirbst. Nein, alle meine Kräfte,
Mein ganzer Sinn sei dir zu raten thätig!

Neidhart.

Ach, wer auf hohem Platz bei Hohen steh'n darf,
Dem schadet Niemand leicht auf offnem Wege.
Nichts mag drum besser sein für unsre Absicht
Und mehr Erfolg versprechen, als — du weisst schon!
Heraus mit deinem Ratschlag, ich beschwör dich!

Die Alte.

So hör! Ich hab' ein Töchterlein hier nahebei,
Ein Teufelskind, wir nennens nur Calumnia,
Von schönem Antlitz. eleganten Sitten,
Anmutgem Körper, königlichem Gange,
Gesprächig, flink. auch kluger Worte mächtig
Und namentlich geschickt, die schlimmsten Sachen
Abwesenden beredsamst anzudichten.
So oft sie plaudernd Wahres mischt mit Falschem,
Bringt sie, wie ein Komet, das Volk zu Haufen
Und treibt und zieht, wohin sie will. die Herzen.
Sie ist bei Fürsten gar vertraut und gern auch
Geseh'n bei ihren Dienern; jeder Hofmann
Gewährt ihr schnell, was immer sie begehren
Und wünschen mag, so lieb ist sie bei Allen.

Neidhart.

Da meinst gewiss du, die wir neulich sahen
Mit königlichem Kleid geschmückt, wie sonst es trägt
Die Kön'gin oder auch des Königs Kebse.
Sie sass beim König, übereifrig plauschend,
Unruh'gen Blicks und ganz in Flammen gleichsam.

Die Alte.

Die mein' ich.

Neidhart.

Nun, was solls mit ihr? Heraus damit!

Die Alte.

Geduld! du wirst es hören. Sicher kennst du
Bereits die Neuigkeit von Theodotas,
Den zum Präfekten hatte Ptolemäus
Gemacht in Tyrus, wie die Bürger dorten
Er zu den Waffen rief, ein Reich sich raubte
Und ganz Phönicien sammt dem König täuschte!

Neidhart.

Ich hab davon gehört; er liegt in Ketten.
Doch was soll mir hier dieses Staatsereignis?

Die Alte.

Bald wirst du's einseh'n! Es gibt Mitverschworne.
Man nahm sie fest; der König selbst verhört sie
Und lässt sie fesseln, töten ohne Gnade!

Neidhart.

Ach, mir auch wär' nichts lieber, als mich rächen!
Doch rede weiter!

Die Alte.

Nun, zustutzen will ich
Mein liebes Töchterlein, dass sie Apelles
Als Helfershelfer Theodots verklage.

Neidhart.

Als Helfershelfer Theodots? wie könnte
Man überzeugend das beweisen?

Die Alte.

Still nur!
Es fehlt ihr nie an Gründen. Sie wird sagen:
Apelles war in Tyrus beim Präfekten;
Man sah ihn dorten häufig an der Tafel
Mit Theodotas flüstern, wie's die Art ist
Von Leuten, die etwas im Schilde führen.
Der Ausgang habe dann auch Alles klar gezeigt:
Aufstand der Tyrer unter Theodotas,
Pelusiums Uebergabe, durch Apelles,
Der dazu riet, veranlasst, und so weiter!
Sie plauderts vor dem König, ihre Reize
Durch Schmuck erhöh'nd, wie immer wenn sie stacheln
Ihn heftig will und seine Lieb' entzünden.

Neidhart.

Nicht übel, was du rätst! Doch wird der König
Es glauben, wenn Apelles nicht zugegen?

Die Alte.

Das ists ja eben! Wo sie prächtig auftritt,
Gewinnt sogleich den Preis sie, den sie fordert!
Dazu hat sie gelernt, Zeit, Ort und Vorteil
Klug sich zu wählen, sieht voraus die Dinge
Und wird den König schon zu fassen wissen
Getrennt von der Umgebung, ohne Zeugen
Und Zwischenschwätzer, ohne i h n besonders,
Dem an den Hals wir wollen. Lass sie machen!

Neidhart.

Ein schöner Rat! Vortrefflich die Erfindung!
Ich athme auf! Nur schnell ans Werk! Belehre
Die liebe Tochter, dass sie bald mir helfe!

Die Alte.

Dir wird geholfen, sei getrost! Ich werde
Gleich selbst vorausgehn und die Tochter einweihn.
Zeigt so nicht durch die That sich ächte Freundschaft?

Neidhart.

Ich lieb' dich drum. So geh! Glück auf den Weg! Machs gut!
(die Alte ab.)
Kein Zweifel, dieser Plan bringt den gesammten Hof
Ins schönste Durcheinander! Klingt doch glaubhaft
Mir selbst schier, was die Alte aus der Luft greift!
Sie ist verschlagen und geriebner wahrlich
Im Ränkeschmieden als die Schranzen alle!
Was daraus wird? Nun, mich solls wenig kümmern,
So lang mein Herz gehorcht dem Durst nach Rache!
Denn immer ist es so: Wem tief im Busen
Ein Schmerz entbrannte, wen ein Kummer peinigt,
Dem ist es gleich, was Andern Uebels zustösst,
Kann er dabei nur seine Rache kühlen.
Doch jetzt hinein ins Haus und still gewartet! (geht ins Haus.)

Zweiter Akt.

1. Szene.

Der Hofmarschall von Leckerich.

Fürwahr kein dummes Wort, das irgend jemand
Gesagt einmal: «Ich lob' die Königskrippen!»
Denn nichts in aller Welt ist besser, als im Dienst
Der Fürsten steh'n und ihre Huld sich wahren!
Wer darauf sich versteht, der hat vor andern
Das angenehmste Dasein unbestreitbar.

Ich selbst — bald zähl' ich meine fünfzig Jahre —
Hab meines Lebens besten Teil in Diensten
Der Fürsten zugebracht und kenn' der Höfe Brauch;
Doch kam mir nie was Schlimmes in die Quere.
So oft die Pflicht mich ruft, — nicht lange dauerts! —
Steh ich im Schloss und harre der Befehle.
Sind die erledigt, (und wie heut die Kön'ge.
Ists nicht sehr schwer, zu thun, was sie gebieten)
Mach ich mich gleich hinaus und geh' lustwandeln
Auf Liebeswegen heut, zum Würfeln morgen.
Kurz, wo Vergnügen lockt, wohin der Sinn steht,
Bin ich zur Stelle mitten im Getreibe,
Bis endlich müssig um der lange Tag ist.
Geputzt, frisiert, geschminkt, die Wäsche blendend,
Begütert, angesehn, beliebt — der König,
Im Herzen ist er kaum wie ich so glücklich!
Das hab ich meiner feinen Art zu danken:
Ich stosse Niemand vor den Kopf, ich lächle
Den Leuten freundlich zu, gut heissend, was sie thun.
Beim König namentlich sag ich zu Allem Ja,
Heb' in den Himmel lobend seine Pläne
Und tadle nichts und nie, was er gebilligt.
Gemüter, die es ernster nehmen wollten
Und meinen, nur das Rechte sei zu loben,
Na, die sind arg im Irrtum, wenn sie glauben,
Dass damit man bei Hofe leben könne.
Sie fallen sicher in des Königs Ungnad',
Eh sie nur eingewöhnt, und Alles, was da lebt
Von königlicher Huld, wird ihnen abhold.
Gesetz und Recht muss man vergessen manchmal,
Und wer an Fürstenhöfen Fuss will fassen,
Hat nötig, Vieles rühmend zu erheben,
Was anderswo für ganz verwerflich gälte.
Weil ich gelernt das hab' von Kindesbeinen
Und fleissig übe, fliesst gemach mein Dasein. —
Doch jetzt ists Zeit, zu Hof sich zu begeben,
Dass ich zur Hand bin, falls was heischt der König. (sich umsehend.)
Wer folgt mir aber da? Irr ich mich nicht, so ists
Der Sklav' Calumnias. Man kennt sie gut bei Hof.

2. Szene.

Der Sklave Lauerfuchs und der Vorige.

Lauerfuchs.

Der Teufel soll den Hals umdreh'n dem Kerle,
Der diese Strasse hier so schlecht gepflastert!
Denn er ist schuld, dass mir die Knochen krachen
Vor Müdigkeit, so oft den Weg ich laufe!
Kaum kann ich meine Beine noch bewegen!

Leckerich.

Heda, he Lauerfuchs! wohin so schnell?

Lauerfuchs.

Ins Schloss.

Leckerich.

Was gibt es dort?

Lauerfuchs.

Die Herrin schickt mich fragen,
Was Ptolemäus mache.

Leckerich.

Und wozu denn das?

Lauerfuchs.

Ob er auch mal allein im Schloss ist, oder
Ob immer ihn umlagern mit Geschäften
Die lieben Herrn vom Hof — das möcht sie wissen!

Leckerich.

Was ist denn los? Warum will sie das wissen?

Lauerfuchs.

Potz Blitz! ich weiss von nichts. Nur dass die Alte
Mit ihr es abgekartelt, dass den König
Allein sie sprech' und ihm Gott weiss was rate.

Leckerich.

Dahinter steckt etwas; mir schwant nichts Gutes!
Umsonst will sie das nicht. Doch sieh', der König
Tritt eben dort heraus mit Herrn von Magerbein
Und Herrn von Windling, seinen Räten. Die sind
Vor andern ihm vertraut, fast seine Freunde.
Da muss ich hin, zu wissen, was heut los ist!
(geht nach dem Hintergrund.)

Lauerfuchs.

Mein'twegen geh! — Wie gern hätt' er erfahren.
Weshalb denn eigentlich im Schloss den König
Allein zu treffen meine Herrin anstrebt!
Ich aber habs nicht sagen mögen. weils ja
Nicht nötig ist, dass Alles er erschnüffelt.
Wenn er — ich kenn ihn! — von der Sach was wüsste,
Es gäb sogleich hier einen Hauptspektakel!
Jetzt aber fort! Dort hinter jenem Pfeiler
Kann man bequem, was vorgeht. überschauen.

3. Szene.

Der König, Herr von Magerbein, Herr von Windling.

Der König.

Das also, lieber Magerbein und Windling, wäre euer Rat:
Der Mann, den ich so sehr geliebt, ist euch verdächtig; hüten drum
Soll ich vor ihm mich künftig klug. Ihr Herrn, die Sache fällt mir schwer.
Auch scheint sie nicht sehr ehrenhaft; denn wenn man einen Freund gewann,
Hält man ihn fest — so ziemt es sich — und gibt nicht gleich dem Argwohn Raum.

Windling.

O König, was die Freundschaft heischt, — wir wissens auch und übens gern.
Doch wie die Zeiten heute sind und ihrer Menschen Art, so muss . .

Der König.

Ich weiss — so muss bedacht man sein, dass etwa nicht von Neuem uns
Ein Unglück heimlich überrascht, wie jüngst geschah von Tyrus her.
Doch was Apelles anbelangt, mahnt mich mein innerstes Gefühl:
Hier ists nicht nötig. Seh' ich doch ihn seiner Kunst ergeben nur;
Nichts Böses kann in dieser Brust je Wurzel fassen, glaub ich fest.

Windling.

Hier aber ist die Frage nicht, wie still, wie fleissig Einer scheint
Nach aussen, sondern einzig nur, wie weit man ihm vertrauen darf.
Des Theodotas Beispiel lass, o Herr, vor Augen stellen dir!
Wer, frag ich, stand bei dir bislang in grössrer Huld und Gunst als er?
Auch war ja seine Sinnesart, sein ganz Gebahren lobenswert:
Ein rechter Mann, so fest in sich, so massvoll, stillverständig und
So gänzlich — scheinbar — unberührt von jeder Gier der Leidenschaft.
Deshalb sei keine Freundschaft dir so wert, dass ihretwegen du
Das Reich und was dazu gehört aufs Spiel und in Gefahren setzst!

Der König.

Wenn ich von heut an nicht so fest mehr auf Apelles bauen kann,
Als ich bisher gethan, so bist d u daran schuld, nicht ich, nur du!

Windling.

Ich, ich? Als ob die Lage nicht der Dinge selbst, die Art der Zeit,
Dich zwängen, auf der Hut zu sein und blindlings zu vertrauen nicht!

Der König (spöttisch).

Nun ja, es sei! — Was neulich mir zu melden Magerbein bereits
Begonnen hatte, was er sich — er sprach davon — «gesammelt» hat,
Das ganze schöne Lager von Beweisen, Gründen, Spurgeruch,
Ich will es gründlich prüfen jetzt und sehen, was sich draus ergibt!
Heraus denn, lieber Magerbein, enthülle, was du hast erschnappt;
Nur, bitte, thut kein Leid mir an durch übertriebne Aengstlichkeit!

Magerbein.

Ich sollte, König, ohne Grund etwas vor dir behaupten keck
Und daraufhin beraten dich? Nein, eh'r wollt ich des Todes sein!
Vernimm! Dann kannst du selber ja die ganze Sache schätzen recht.
Kaum war im Kerker Theodot und mit ihm in gemeiner Haft
Die Männer, die ergriffen man als Mitverschworne seiner That,
So liess Apelles niemals mehr sich sehn an deinem Hofe hier,
Heut diesen, morgen jenen Grund erfindend, um zu bleiben fern.
Bald hält die Arbeit ihn zurück, bald schützt er seine Freunde vor!
— Ich weiss nicht, welche — denen er schon oft, daheim zu sein, versprach.
Das hat er sonst doch nicht gethan; und thät' ers heute, wenn er sich
Nicht eines Frevels wär' bewusst und deshalb flöh' dein Angesicht?

Der König.

Da ist was Wahres dran. Er hat schon öfter, wenn bei Tafel ich
Zu bleiben ihn bewegen wollt', gebeten mich aufs dringlichste,
Nach Haus zu dürfen, weil es ihm nicht möglich wäre, länger so
Zu sitzen in des Hofes Lärm. Ich liess ihn gehn; doch kam mir nie
Der leiseste Gedanke nur, er wolle sich aus Schuldgefühl,
Aus einer Art Gewissensfurcht, wie du behauptest, schleichen weg!

Magerbein.

Noch eins, damit du mehr mir glaubst: Wenns einmal ihm unmöglich ist,
Sich los zu machen im Palast, verändert sich sein Aussehn ganz.
Er wird auf einmal todtenblass, und hebt den Blick nicht mehr empor;
Dann wieder wird er purpurot, ganz wie der Griechendichter sagt:
«Die bösen Menschen pflegen schnell die Farb' zu wechseln im Gesicht.»

Der König.

Beim Himmel ja, da hast du Recht! Das sind die klarsten Zeichen stets
Verbrecherischer Herzensangst! Allmählig zweifl' ich an dem Mann.

Magerbein.

Und noch hast du das Aergste nicht gehört!

Der König.

Das Aergste? Gibt es noch
Was Aergres, als du vorhin schon mir angedeutet?

Magerbein.

Wollen sehn! —
Just an dem Tag, als Theodot gefangen ankam und geführt
Zum Kerker wurde, trug sichs zu, dass ahnungslos Apelles auch
Dein Schloss betrat. Es war viel Lärm und ungewohntes Treiben da,
Wie immer zu geschehen pflegt, wo plötzlich Böses man erlebt.
Da frug er gleich: «Was ist hier los?» Und als er den Bescheid erhielt,
Entlarvt sei Theodotas, da — was glaubst du wohl, dass jetzt geschah?

Der König.

Nun, was denn? Sprich!

Magerbein.

Er wurde blass, als hätt' getroffen ihn der Blitz,
Und zitterte so stark, dass mehr kein Mitverschworner zittern kann!

Der König.

Was hat er denn gesagt?

Magerbein.

Gesagt? Dastand er stummer als ein Fisch!
Denn, um nur hier zu weinen nicht, begab er schleunigst sich nach Haus,
Und Niemand hat ihn in der Burg hernach gesehn drei Tage lang!

Der König.

Was hör ich da! So wusst' er drum? hat selber gar auch mitgewirkt?

Magerbein.

Das sag ich nicht. Nur Eines, Herr: Vorsicht empfehl ich. Hüte dich!

Der König.

Das muss ich wohl, falls Alles wahr, was eben ich von dir vernahm!

Magerbein.

Hier steht von Windling; frag auch ihn! frag jeden Hofmann, den du willst!

Windling.

Es ist nicht anders. Selber habs mit diesen Augen ich gesehn!

Der König.

Was ratet ihr mir, ihm zu thun?

Windling.

Beobacht' ihn! Nichts weiter! Lass
Die Sklaven auch ihm insgeheim nachspüren, dass genau du weisst,
Was immer und mit wem ers treibt.

Der König.

Das will ich thun. — Nun aber geht
Und sorgt desgleichen wohl dafür, dass nichts mehr übersehen wird!
(Sie gehen hinein.)
Wie bitter wird zu Mute mir, gedenk ich, was ich that an ihm! —
Doch sieh', kommt da nicht Leckerich? Auch seine Meinung sei gehört!

4. Szene.

Leckerich. Der König.

Leckerich (halblaut).

Ich ging absichtlich langsam, um zudringlich zu erscheinen nicht.

Der König.

Tritt näher, Leckerich! Du kommst mir, wie gerufen. Sprich, woher
Des Wegs gerad?

Leckerich.

Vom Markte, Herr!

Der König.

Was hast du Neues mitgebracht?

Leckerich.

Nichts, Herr.

Der König.

Ich habs erwartet so. Nun aber höre, was ich will!
Mein Herz ist heftig aufgeregt; ich bin verbittert überaus!

Leckerich.

Mir wird ganz bang. Was ist es, Herr?

Der König.

Du kennst Apell?

Leckerich.

Den Maler?

Der König.

Ja!

Leckerich.

Was hat er denn gethan?

Der König.

Windling und Magerbein ermahnten mich,
Vor ihm — auf meiner Hut zu sein; man bringt ihn in Zusammenhang
Mit Theodotas. Glaubst du das? Ich will klar in der Sache sehn.
Und auch dein Urteil hören; denn, dass ich gewohnt bin, immer dich
Zu Rat zu ziehen, weiss der Hof.

Leckerich.

Wie sehr beglückt mich dein Vertraun! —
Ich weiss zwar von Apelles nichts; doch war mir immer wunderbar,
Dass aus dem Mann so viel du machst. — Von allem Andern abgesehn, —
Du kennst ja doch der Griechen Art; du weisst, wie leicht die Leute sind,
Wie niedrig ihre Treue gilt im Sprichwort schon des kleinen Manns.
Nun ist Apelles nicht einmal vom eigentlichen Griechenland,
Vielmehr, was noch viel schlimmer ist, ein Inselgrieche von Geburt.
Dort kam er her; es gibt kein Volk von grössrem Wankelmut. als die!
Man sagt im Scherz: «Kein Wunder ists! Sie haben das vom Meer gelernt!»

Der König.

Den Griechen selber gilt das Volk des Inselmeers für Lumpenpack

Leckerich.

So ists. Das hast du nicht bedacht. Du nimmst ihn ohne Weitres auf,
Setzst ihn sofort an einen Platz, der kaum dem Edelsten gebührt,
Schenkst Silber ihm, ein Prachtgewand und was es Kostbarkeiten gibt,
Ja mehr noch — dass ich kurz es sag': — dich selber ganz und dein Vertraun!
Und er? was leistet er dafür? Er — malt; — malt, eine Venus sei's,
Sei's ein Priap, sei's, wenns ihm passt, im Bacchuszuge ein Bacchant!
Was sagt das Volk von dieser Zunft? Du hast gewiss es schon gehört:
«Die Maler haben jederzeit das Recht zu malen — blauen Dunst». —
Wenn an dem Griechen Magerbein zu zweifeln anfängt, ist was dran;
Und du mein König, bist du klug, hast allen Grund, dich vorzusehn.

Der König.

Ich habe deinen Spruch gehört und muss ihn loben, Hofmarschall,
Zumal ihr alle Gleiches sagt, und ich in andern Fällen sonst
Kaum zwei kann finden oder drei, die Eins in einer Sache sind. —
O welch ein Kummer fasst mich an, wie schmerzt es mich in tiefster Brust:
Apelles, der vor vielen mir so wert war, ist ein schlechter Mann!

(Beide ab.)

5. Szene.

Lauerfuchs (vortretend).

Soviel versteh'n ich konnt von ihrer Meinung,
Kommt zweifellos Apelles in die Patsche.
Sie haben so verdächtigt ihn beim König,
Ihn so bekleckst mit aller Art von Farben,
Dass meine Herrin nicht mehr viel zu thun hat,
Den Garaus ihm zu machen. Prost die Mahlzeit!
Wenn diese Kerle Einen fest erst haben
So braucht es, wahrlich, eines guten Anwalts,
Um noch mit Anstand wieder frei zu werden!
Der Leckerich! Ich hab' ihn recht beurteilt;
So wird es kommen, wusst' ich: auf den Klatschmist
Der beiden Andern, häuft noch seinen Kohl er! —
Doch jetzt nach Haus, zu melden, was hier vorging!
Käm' ich mit einem Sack voll Gold, die Herrin,
Ich weiss es, freute sich darüber minder,
Als sie sich freun wird über meine Botschaft! (ab.)

Dritter Akt.

1. Szene.

Calumnia und ihre Mutter, Frau Hämisch.

Calumnia.

Wüsst' nicht, weshalb ich fürchten sollte, Mutter,
Den König nicht genug in Zorn zu bringen.
Ich hab mir Alles überlegt bedächtig
Und seh' schon, wie's im Busen heiss ihm aufwallt!
Im Wut ruft er den ganzen Hof zusammen
Und bringt zur Ruhe nicht sein Herz, bis Rache
Geübt es an Apelles, bis — sein Haupt fällt!

Die Alte.

So wünsch' ich mirs! Das ist durchaus auch nötig,
Wenn wir zu vollem Dank verpflichten wollen.

Calumnia.

Es kommt so; sei getrost! Weisst du von früher nicht,
Dass mir das Glück hold ist bei meinem Handwerk?
Wenn Einen du verderben wolltest, hab' ich
Nicht immer ihn gestürzt dir? in die Fluten
Getaucht ihn, wie der Sturm thut auf dem Meere,
Wenn an den Klippen er zerschellt die Leiber?

Die Alte.

Du sprichst die Wahrheit, und nur desto lieber
Erbot ich mich, zu leisten den Gefallen
Dem alten Neidhart. Trotzdem war mir bange
Ein wenig, weil ich weiss, in welcher Gnade
Apelles steht beim König . . .

Calumnia.

O ich kenne
Des Ptolemäus Art: Ein kleiner Stachel,
Sein Herz nur ritzend, gnügt, ihn toll zu machen!

Die Alte.

Ists wahr?

Calumnia.

Gewiss! So was von Aussersichsein
Hast nie du noch erlebt. Es ist, wie wenn ein Blitz
In Halme fährt, die von der Sonne dürr sind!

Die Alte.

Ein guter König, wie für uns geschaffen!

Calumnia.

Zudem wenn wahr, was Lauerfuchs erzählte,
Apelles sei bereits bei Hof verdächtigt,
So ist das Spiel so gut wie schon gewonnen!

Die Alte.

Doch dürfen — wie er auch uns eben sagte —
Den günstgen Augenblick wir nicht versäumen.

Calumnia.

Sehr wohl, und deshalb schnellen Schritts zum Schlosse!
(sich zum Gesinde wendend)
Ihr, heda! habt derweil das Haus in Ordnung,
So lang ich weg bin, dass nichts vorkommt! Hört ihr?
Zwei nehm' ich mit. Truglisel, Zofeline,
Begleitet mich, dass nichts passiert an meinem Putz,
Und habt wohl Acht, dass von den Schultern schicklich
Herab der Mantel wallt in schönen Falten!

Die Alte.

Geh'n wir?

Calumnia.

Ja wohl! Geh du voraus! Ich folge.

2. Szene.

Der König (aus dem Schloss tretend).

Ich komm' gerad aus einer Staatsratsitzung.
Es fehlte kein Geheimrat drin von allen,
Die mich in meinen Königsmüh'n beraten.
Was Magerbein und Windling von Apelles
Erzählt, ich trug es vor, um sie zu hören.
Die Herren sitzen aber — scheint es — sorglos
An meines Hofes Töpfen, bis leibhaftig
Schon auf des Saales Schwelle die Gefahr steht!
Als ihnen Magerbein, wie ich befohlen,
All das gesagt, was mir gesagt er hatte,
Entstand zuerst ein allgemein Gemurmel.
Dann, wie sie sagten einzeln ihre Meinung,
Bemerkt' ich, dass aus Furcht sie oder Dummheit
Zufielen dem, was Magerbein gesprochen.
Nicht Einer war dabei, der Selbstgebornes
Aus eignem Geiste brachte! Lauter Affen! —
Wie bitter Unrecht thun uns doch die Menschen,
Zu glauben, dass die Kön'ge leicht es haben!
Sie schauen uns geschmückt in Gold und Purpur
Und sehen nicht die grossen Sorgenlasten,
Und wie die Seele seufzt vor innrer Wehmut!
So weit mein Reich, so viele Unterthanen,
So viele Menschen, die im Schloss ich füttre,
Dass sie mir raten, meine Sachen fördern, —
Und aus der ganzen Schaar kaum zweie brauchbar,
Erprobter Treue, Stützen meines Thrones,
Auf deren Rat getrost ich möchte bauen!
Und wenn einmal auch s i e, verführt vom Ausland,
(Dergleichen kommt ja vor) die Treue brechen,
Wie von Apelles jetzt es heisst (ich glaub es
Halbüberzeugt beinah schon selber!), wehe,
Dann ists vorbei mit mir und meinem Reiche!
Drum darf ich nicht verachten ihre Mahnung
Und bin persönlich hier herausgetreten,
Ihn zu erwarten. Heut um diese Stunde
Kommt er zu Hof; ich habs befohlen neulich.
Ganz überraschend ist ihm die Begegnung
Hier vor dem Thor. Hat er ein schlecht Gewissen,
So will ichs gleich aus seinen Zügen lesen.

3. Szene.

Der König. Calumnia. Die Alte.

Die Alte.

Ei, ei, was seh ich! Vor dem Thore leibhaftig steht der König selbst.
Da gilt es schnell die Mienen wechseln! Mach jetzt dein wütendstes Gesicht!

Calumnia.

Scher' dich um andre Dinge, Mutter! Ich sorg' schon, dass die Sache geht.

Der König.

Wie? seh ich recht? Da kommt die Strasse Fräulein Calumnia herauf.
Sie ists! Ei schön, mein Herzenspüppchen! Ein vielverheissender Besuch!

Calumnia (wie wenn sie den König noch nicht gesehen hätte).

Bei Gottes und der Menschen Treue, welch unerhörte Frevelthat!
Was sagst du. Mutter, von dem Argen, dem Bösewicht?

Die Alte.

Er ists, er ists!

Der König.

Warum so zornig ihre Mienen? Was mag das sein?

Calumnia.

Er hat kein Herz!
Sonst hätte, was er hier empfangen an Gnad und Wohlthat aller Art
Bewogen ihn, wenn nicht zum Danke, so doch . . . .

Der König (näher tretend).

Was meint sie? Sonderbar!

Calumnia.

O Not! Wem magst du da noch glauben, wem trauen, armes Menschenherz?!

Der König.

Das ist nicht länger auszuhalten! Ich ruf das Mädchen zu mir her.
Wohin so schnell? He, stillgestanden! He, schönes Fräulein!

Die Alte.

Stelle dich,
Ihn nicht geseh'n zu haben, Kindchen!

Calumnia.

Schweig doch! — Wer ruft da hinter mir?
Wer will was von mir?

Die Alte.

Aber, Beste!

Der König.

Sie horcht. — Schau her! ich bins.

Calumnia.

O Schreck.
Der König ruft mich!

Der König.

Ei gut'n Abend, mein schönes Kind, und sag mir doch,
Du saust so aufgeregt vorüber, was hast du auf dem Herzen? Sprich!

Calumnia.

Ich, Herr! ach, ach!

Der König.

Du must's mir sagen! Der Himmel fiel doch noch nicht ein!

Calumnia.

O dass ers wäre!

Der König.

Wie? weswegen? Was fehlt dir? Schnell heraus damit!

Calumnia.

Was mir fehlt, Herr? Ach ich empfinde, was dir geschah, als mir geschehn!
Dass doch die Götter ihn verdürben!

Der König.

Wen, Holdchen? Bitte, sag mirs, wen?
(für sich) Was gilts, auch sie hat schon vernommen, was von Apelles geht im Schwang!

Calumnia.

Ein solcher Ausbund von Verruchtheit! Er müsst verbannt, verworfen sein
Bis in den fernsten Erdenwinkel . . . .

Der König.

Ihn meint sie, ihn! Ich hörs heraus
Aus ihren Worten!

Calumnia.

Ein Verbrecher! Ein Schandfleck für das ganze Reich!

Der König.

So sprich doch endlich! Wen verklagst du? Was hältst du mich so lange hin?

Calumnia.

Der Maler ists! . . . .

Der König.

O meine Ahnung!

Calumnia.

Dein werter Schützling! . . . .

Der König.

O mein Gott!

Calumnia.

Der Tugendspiegel . . .

Der König.

Himmel, Himmel!

Calumnia.

Die Schlange, die du blindlings nährst
Am Busen noch!

Der König.

Ei, was für Worte! Apelles? was erfuhrst du denn?

Calumnia.

Was ich erfuhr von ihm? Ein Frevel, von Andern, Fremden, ausgeheckt
Hat wenig Wert vor seinen Augen, wenn er nicht selbst dabei sein kann!

Der König.

Was that er denn?

Calumnia.

Kannst du noch fragen? Durch wessen Rat ist Tyrus wohl
Und dann Pelusium gefallen? Das war ein Schlag! ein Schlag ins Mark!

Der König.

Ei, was du sagst! Apelles hätte Tyrus geliefert an den Feind?
Hast das gesagt du?

Calumnia.

Was ich sagte, ist nackte Wahrheit!

Der König.

O mein Gott! —
Schon gut! — Vorbei, vorbei, verloren! So hatte Magerbein doch Recht!
O Niedertracht! o schwarzer Schurke, verruchter Bube, der du bist!
Ich will an ihn noch heut! So lange lasst mich, o Götter, leben noch! —
Nun aber, bitte, rede weiter! Erzähle wo du her es hast!

Calumnia.

Was müsst ich da erzählen Alles! Ein alter Gastfreund, von Geburt
Ein Tyrer, eben angekommen, hat gestern Abend mich besucht.
Er ist persönlich dort gewesen, als sich die Sachen abgespielt.

Der König.

Was sagt er denn?

Calumnia.

Er sah zufällig Apelles im Vorübergehn
Und fragte mich, was der hier treibe, womit er sich beschäftge jetzt.
Ich sagte drauf: «Er ist ein Maler; der König schwört auf seine Kunst
Und hält so sehr ihn wert und teuer, dass jeden Plan er ihm vertraut!»
Kaum hat der Gastfreund das vernommen, so stösst er einen Seufzer aus
Und sagt, das nehme sehr ihn wunder. Ich rief: «Wie so?» Da hub er an,
(Das hättest, Herr, du hören sollen!) mir aufzuzählen Stück für Stück
Die Bubenstreiche . . . .

Der König.

Himmel, Himmel! Was hat erzählt er? rede! sprich!

Calumnia.

Zuerst: Kurz vor der Uebergabe von Tyrus sei der Maler dort
Erschienen und bei Theodotas als Gast des Hauses eingekehrt.
Die beiden hätten miteinander verhandelt viele Tage lang,
— Wer weiss worüber? — und Apelles wich von ihm keinen Augenblick.
Die Tafel zog er in die Länge nicht selten bis nach Mitternacht,
Ins Ohr ihm flüsternd Heimlichkeiten, die seines Wirtes Herz und Kopf
Derart entflammten, dass sich dieser in Worten geh'n liess, draus man klar
Entnahm, auf wessen Rat die Sachen entwickelt sich, die dann gescheh'n.

Der König.

Das hat gesagt er?!

Calumnia.

Ja, und selber hat ers gesehn.

Der König.

O Gott, o Gott!

Calumnia.

Es gab in Tyrus damals brave und unbescholtne Männer auch,
Die vor der Neurungssucht der Bürger nur Abscheu hegten insgeheim,
Und oft, wenn sie beisammen sassen, die Meinung klagend tauschten aus,
Apelles sei der Stadt Verderber, nicht Theodotas . . .

Der König.

Hör ich recht?
Ein Schuft, ein Kapitalverbrecher! Das also nennt sich Dankbarkeit!
Das ist die Freundschaft, die gerühmte, die (hundertmal hat ers gesagt!)
Ein vorher nie gekannter Segen, der Hauptschatz seines Lebens war!
O Niedertracht der Menschenherzen! o Bosheit dieser argen Zeit!
Ich will noch heute sein des Todes, wenn je dem Mann ich miss-
getraut!

Calumnia.

Gemach! und kaltes Blut behalten! Noch hast nicht Alles du gehört;
Mein Gastfreund hat noch andre Stücklein des saubern Helden mir
erzählt.

Der König.

Noch andre weisst du?

Calumnia.

Ja, und andre, die noch bei weitem schöner sind,
Als die gehörten!

Der König.

Ha, mir zittert vor Zorn und Wut das Herz im Leib!

Die Alte (leise).

Ei, schön! Sie sind auf bestem Wege!

Calumnia (leise).

Halts Maul!

Der König.

Es sei! So fahre fort!

Calumnia.

Also: Tyrus war übergeben nach lange vorbedachtem Plan,
Und die begehrte Herrschaft hatte sich Theodotas klug geraubt.
Wo blieb Apelles? Er begab sich schnurstracks hin nach Pelusium,
Um dort, als wär ein Spiel gewesen des Theodotas Hochverrat,
Ein neues eigenster Erfindung selbst einzuleiten in Person!
Er macht heran sich an die Bürger, ruft Volksversammelungen ein,
Verspricht den Leuten goldne Berge vom Anbruch neuer Zeiten und
Lügt ihnen vor, für Wohl und Wehe des Volkes habest du kein Herz!
Die Tyrer rühmt er und den Glückstern des Theodotas, bis zuletzt,
Bethört von seinen glatten Worten die urtheilslose Menge gern
Die Thore dem Erobrer aufthut und ihm als neuem Herrscher schwört!
Das ist der Dank des grossen Malers!

Der König.

Ihr Götter, schützt mich! — Unerhört!
Was Theodotas unterlassen, vollendet, nachgeholt durch i h n!

Calumnia.

Ja wahrlich, Theodotas hätte für sich die Sache nicht gewagt;
Der Maler hat sie vorbereitet, das Volk erschreckt, verführt, beschwatzt! —
Als ich vernommen diese Dinge, floh mich der Schlaf die ganze Nacht,
Und ich beschloss zu dir zu gehen, zu warnen dich vor der Gefahr . . .

Der König.

Mehr als Gefahr ists, Himmel, Hölle! — Ich lass ihn peinigen aufs Blut!
Fort, fort! Die Menschen sollen schauen an ihm ein Beispiel, was [es heisst,
Dem Könige Verrat zu spinnen! (schnell ab).

Calumnia (ihm nachrufend).

Beim Himmel, das ist wohlgethan!

4. Szene.

Die Vorigen ohne den König.

Calumnia.

Er geht hinein! Das gibt ein Durcheinander!
Hab ichs nicht gleich vorausgesagt, Frau Mutter?
Ich kenn ihn durch und durch und will ihn treiben,
Wohin du willst, und namentlich in Jähzorn.
Das war von jeher seine schwächste Seite
Und keiner Regung unterliegt er leichter.
Auch ists ja stets mein grösster Stolz gewesen,
Durch Wut und Zorn die Menschen zu verhetzen!

Die Alte.

Das weiss ich, Töchterlein, und muss dich loben.
Dass heut so gut gemacht du deine Sache.
Ich lieb von jetzt an mehr dich noch, als jemals,
Weil du so folgsam warst und so gelehrig.
Wie wird sich freuen aber erst Herr Neidhart,
Wenn er erfährt, wie gut gelungen Alles!
Doch nun nach Haus zurück! Für heute hast du
Genug gekämpft und schönsten Sieg errungen.
Wer morgen die Frau Hämisch wählt zur Feindin,
Mag froh sein, wenn er ungerupft davon kommt!
(beide ab.)

Vierter Akt.

1. Szene.

Apelles.

Fürwahr, ein gut und glücklich Dasein haben
Sich zugerichtet alle, die von Kind auf,
Gewöhnt an festbestimmte Thätigkeiten,
Stillehrbar ihre Lebenszeit verbringen!
Da kehrt die Arbeit regelmässig wieder
Und lässt kein Plätzchen frei dem Müssiggange,
Dass über Langeweil man klagen müsste
Und dass nicht enden wollen öde Tage.
Da hat man immer, was den Geist beschäftigt,
Und wenn er feiert, locken neue Ziele.
Da weiss man nichts von thörichten Begierden,
Wird nicht geplagt durch hässliche Gelüste,
Giesst nicht den Wein unmässig in die Kehle
Und meidet all die zahllos andern Uebel,
Womit notwendig sich beschmutzt, wer müssig,
In steter Trägheit, seine Tage aufzehrt
Und weder zu gebrauchen weiss die Hände.
Noch wie dem Geist zu geben edle Nahrung!
Ihr Leben ist halb Traum und halb ein Rausch nur,
Und seine Kraft verzettelt sich in beiden.
Ich sah schon manchen solchen Mann; ich kenne
Am Hof des Königs, wo ich weile, Leute,
Die faul und fad sind, schwammig, Schürzenjäger,
Hochmütig, dumm, ja kurz die reinsten Stöcke,
An Witz ihr Geist nicht reicher als die Schweine!
Ich hab' daher, soweit mir möglich, allzeit
Auf jede Art gemieden ihren Umgang
Und Gründe mir gesucht, um diesem Hofgeist,
Wenn g a n z nicht (mir das Liebste!) fern zu bleiben,
Doch dauernd angehören nicht zu müssen.
Denn einem Mann der freien Künste, glaub' ich,
Kann nichts so lästig sein und unerfreulich,
Als in Verkehr mit Leuten zu geraten,
Die nichts verstehn von höhern Idealen,
Ja mehr noch, gar verlachen, die sie pflegen!
Seit Ptolemäus, der Aegypter König,
Bei ihm zu leben hier, mich eingeladen,
Hab' ich deswegen, nur um nicht beständig
Bei Hof zu sein (obgleich der Fürst mich drängte,
Mich wirklich liebt und liebenswürdig aufnimmt)
Gemietet mir hier eine Werkstatt nahe,
Dass täglich meiner Kunst ich pflegen könnte.
Bald wird ein Mars, bald Zeus, bald Aphrodite

Mit Fleiss entworfen; nach den Göttern kommen
Auch Menschen an die Reih', und so wird niemals
Die Zeit mir lang; kein Tag bleibt ohne Skizze!
Heut aber muss ich wieder zu dem König,
Weil ers befahl und Widerspruch nicht statthaft.
Wahrhaftig, wär es nötig nicht, ich ginge
Kaum dreimal hin im Monat, so verdriesslich
Empfind ichs, auch nur kurze Zeit in Musse,
Der Arbeitsstätte fern, verthun zu müssen! —
Doch sieh, da tritt er selbst heraus! Was mag er
So zornig mit den Kerlen nur verhandeln?
's sind Häscher, scheint es. Weh, mir ahnt nichts Gutes!
(bleibt stehen.)

2. Szene.

Apelles im Hintergrund. Der König. Einige Trabanten.

Der König.

Dass ihr nicht etwa zaudert mir und schonen wollt den Bösewicht!
Nein, packt ihn, werft ihn nieder gleich, schnürt ihn zusammen wie
ein Thier
An Händ' und Füssen überzwerg und werft ihn in des Kerkers Nacht!

Erster Trabant.

Wen meinst du Herr? wo ist der Mann?

Der König.

Ihr kennt ihn nicht, und war von ihm
Den ganzen Tag die Rede doch im Staatsrat! Habt den Schurken ihr
An meiner Tafel nie gesehn, das Malerlein von Griechenland?
Apelles heisst er, ob ihr den nicht kennt, ihr Racker?

Erster Trabant.

Freilich ja!

Der König.

So greift ihn mir! Verstanden?

Zweiter Trabant.

Ja. Doch muss zuerst man wissen auch,
Wo er zu finden.

Der König.

Dummes Volk! In seiner Werkstatt auf dem Markt!

Erster Trabant (zum zweiten).

Ich weiss nicht recht. Warst du schon dort?

Der König.

Ich will den Weg dir weisen, Kerl!
Wenn ihr ihn nicht in kurzer Frist geknebelt vor mein Auge schleppt,
Gewärtigt ihr das gleiche Loos!

Zweiter Trabant.

Wir gehen, Herr, und bringen ihn!
Der Teufel hol den schlechten Schuft, der sich und uns zu Leide lebt!

3. Szene.

Die Alte.

Ich bracht die Tochter heim und bin nun wieder da,
Zu wissen, was jetzt weiter los hier draussen.
Denn sicher lässt in seinem Zorn der König
Den Tag vergehn nicht ohne Ueberraschung,
So gut hat ihm in Kenntnis seines Wesens
Die Tochter eingeheizt mit schlauen Worten!
Doch halt, was kommt denn da? Das sind Trabanten
Des Königs, meiner Seel, bewehrt mit Knütteln
Und Schlingen tragend oder starke Stricke!
Der König hiess sie, den Apelles suchen —
Ha, ha, ha, ha, das gibt ein artig Schauspiel!

4. Szene.

Die Trabanten. Apelles. Die Alte.

Erster Trabant.

Wo mag die Werkstatt sein, die Bude? Doch, alle Wetter — seh ich recht? —
Wir sind am Ziel, da steht er selber!

Apelles.

Sie wollen offenbar an mich!

Erster Trabant.

Frisch auf ihn los! Ergreift den Menschen! Werft ihm die Schlingen um den Hals!
Die Stricke her und auf den Rücken die Hände tüchtig festgeschnürt!

Apelles.

Weh mir? wo wollt ihr hin mich schleppen?

Erster Trabant.

Werft ihn zu Boden!

Apelles.

Lasst mich los!

Die Alte.

Fort mit dir, fort! Ein schönes Tänzchen! Hat Niemand Lust, es
Ha, ha, ha, ha! Wie leicht sie schweben! [mitzuthun?

Zweiter Trabant (zu einem).

Dreh' fester! hörst du? Stärker noch!

Apelles.

Bei Gottes und der Menschen Treue, darf in des Königs Hauptstadt
Ein freier Mann .... zur Hilfe, Bürger! [hier

Erster Trabant.

Halts Maul, wenn dir dein Schädel lieb!

Apelles.

Lebt noch Gerechtigkeit dort oben ....

Zweiter Trabant.

Er schreit so fort und gibt nicht Ruh!
(zu einem dritten) Steck deine Faust ihm in die Fresse! — Das war probat; jetzt schweigt er wohl!

Die Alte.

Ei brav! Wenn das Herr Neidhart sähe! Es hüpfte ihm das Herz im Leib!

Apelles.

Was soll ich denn verbrochen haben?

Erster Trabant.

Den König frag darnach, nicht uns!

Apelles.

Der König hat das nicht geboten! Helft, Bürger, helft!

Erster Trabant.

Der Teufelskerl
Kanns Maul nicht halten! Alle Wetter! Das kommt davon! Da hast du eins! (schlägt ihn auf den Mund)

Apelles.

O Schmach und Not! Gerechte Götter, ihr Himmlischen, erbarmt euch mein!

Erster Trabant.

Das ruft der Herr in taube Ohren!

Apelles.

So fleh ich euch beim Himmel an:
Luft einen Augenblick! Dann führt mich zum König auf ein einzig Wort!

Erster Trabant.

Das wär noch schöner! Maul gehalten! '— (zu den andern) Habt ihr ihn? Nun, dann angepackt
Und vorwärts marsch!

Apelles.

O grosse Götter, Zeus, Juno, Venus, Dionys,
Ihr alle, die mit diesen Händen mein Pinsel schon verherrlicht, seht,
Wie schnöde man sie mir gefesselt, — gibts noch ein Recht, so helft mir, helft!

Die Alte.

Dies Schauspiel ist vielleicht nicht schön für andre,
Dagegen schafft es mir ein Hauptvergnügen!
So muss es Allen gehen, die dem Zorne
Begegnen meiner Tochter, unvorsichtig
Bemüht, die höchsten Stellen zu erklimmen,
Durch ihren Wert den Weg versperrend Andern! —
Jetzt will ich zu Herrn Neidhart; — doch da ist er
Ja selber schon! Auf irgend einem Wege
Kam zu ihm das Gerücht. Schnell fliegt Frau Fama!

5. Szene.

Die Alte. Neidhart.

Neidhart.

Schon lang plagt mich daheim die Langeweile,
Zu warten, bis Frau Hämisch kommt und meldet,
Was sie zu zweit beim König ausgerichtet.
Ist jedes ungewisse Warten lästig,
Wie dieses heut hat mich noch keins gepeinigt!
Ich will nun sehn, ob endlich sie zurück ist
Mit ihrer Tochter. Doch — da kommt sie selber.

Die Alte.

Just bin ich auf dem Weg zu Euch!

Neidhart.

Das trifft sich!
Was habt ihr ausgerichtet?

Die Alte.

Alles, Freundchen,
In bester Ordnung!

Neidhart.

Freut mich, freut mich göttlich!
Darf ich den Kerl gut aufgehoben wissen,
So fühl ich mich durchströmt von lauter Wonne!

Die Alte.

Das glaub ich gern! Und wisst Ihr auch, wie's zuging?

Neidhart.

Woher? Ich komm' ja von zuhaus gerade.

Die Alte.

So will ichs Euch berichten. Als die Tochter
Dem König von Apelles als dem Freunde
Und Helfershelfer Theodots erzählte,
Ganz wie wirs ausgemacht, kam heller Wahnsinn
Des Jähzorns über ihn, nicht zu beschreiben!

Neidhart.

Was that er denn?

Die Alte.

Nur Rache schnob er, Rache!

Neidhart.

Das hör ich gern!

Die Alte.

Jawohl! Zornroten Kopfes
Ist er ins Schloss gestürmt, rief die Trabanten
Und gab Befehl, Apelles zu verhaften.
Die packten ihn auch gleich, nicht eben zierlich!

Neidhart.

Schön, Beste! wenn's nur wahr ist!

Die Alte.

Freilich! Eben
Auf diesem Weg kam ich am Markt vorüber.
Als er aus seiner Werkstatt trat ganz sorglos;
Ich sah, wie sie ihn packten, banden. schlugen . . . .

Neidhart.

Das nenn' ich gute Arbeit! Bravo, bravo!
Ja, Herr Apelles! Pfifferlinge sollten
Die andern Maler gelten vor dem König
Und du allein den höchsten Rang behalten! —
Der ist nun aus dem Weg, und Euch, Frau Hämisch,
Soll (oder ich will keinen Tag mehr leben!)
Für Rat und That der schuldge Dank nicht fehlen!

Die Alte.

Schon gut. Doch müsst Ihr auch was thun, Herr Neidhart!

Neidhart.

Ich, was?

Die Alte.

Geht gleich ins Schloss und drängt mit Eifer,
Dass nicht man zögre mit dem Todesurteil!
Denn stündlich wandelbar sind Fürstenherzen
Und unberechenbar ihr Thun und Lassen!
Ein Zufall bringt die Reinigung dem Sünder —
Was dann? Der Pfeil prallt rückwärts auf uns selber . . .
Verstanden?

Neidhart.

Ja, und will mir Mühe geben,
Dem Unheil vorzukommen. Sterben muss er,
Noch eh' der Sachverhalt für Alle klar ist!
Auch weiss ich manchen guten Freund bei Hofe, —
Sie haben mit mir oft gebebt vor Aerger,
Wenn dieser Kerl allein vor allen andern
Den Vorzug hatte und den Herren spielte!

Die Alte.

Das ist gescheidt von Euch; nur seid auch eilig! —
Ich gehe. Braucht Ihr mich, ich bin zu Haus. Lebt wohl! (ab.)

Neidhart.

Gleichfalls, Frau Hämisch! Und nun schnell zu Hofe!
Ans Werk, so lang noch frisch ist der Spektakel! (ins Schloss.)

Fünfter Akt.

1. Szene.

Frau Wahrheit. Frau Reue.

Frau Wahrheit.

Wie fällt die Reise doch nach dieser Erde
So lästig mir! Wie weh thut meinem Auge
Dies falsche Tageslicht! Und doch ists lange her,
Dass durch der Götter Zorn ob des Prometheus Trug
Das menschliche Geschlecht in Lüge, Meineid, List
Verstrickt sich hat und alle guten Triebe:
Die Treue, Frömmigkeit, Recht und Gerechtigkeit
Verschwunden sind, die einst für heilig galten!
Auch ich zog damals mit in die Verbannung

Und halte mich, der Menschen Treiben hassend,
Als Schatten nur noch auf in öden Klüften.
Nie setz ich meinen Fuss mehr auf die Erde,
Es müsste denn (doch selten nur geschieht es)
Zeus aus Erbarmen mit der Menschen Elend
Herab mich senden, dass ich Wirrsal schlichte
Und Licht in ihre Dunkelheiten bringe.
Das ist der Fall heut mit Apelles. Neidhart
Und einer Hure List hat ihn verleumdet
Als Hochverräter bei Aegyptens König,
Und Zeus vernahm das Flehen des Gefangnen.
Er wollte nicht, dass untergehe ruhmlos
So reiche Kunst. Er liebt die edlen Meister
Und segnet ihren Weg und straft die Bosheit.
Denn seit die Götter schieden von der Erde,
Ist bei den Sterblichen als Sinnbild gleichsam
Der Gotteskraft die Kunst zurückgeblieben. —
Doch während so ich eil', hab' die Gefährtin,
Frau Reue, weit ich hinter mir gelassen!
(bleibt wartend stehen.)

Frau Reue.

Wie bin ich müd! wie matt sind mir die Füsse!
Hinab, hinauf, ein ewig mühsam Wandern
Durch alle Welt, dass Unterthan und König
Den Stachel meiner Gegenwart empfinde!
Kein Winkel blieb auf diesem ganzen Erdkreis,
Den nicht ich schon besucht und gründlich kenne!
Und nirgends, ach, ein Ende meiner Mühen;
Nur immer neue warten auf mich Arme!

Frau Wahrheit.

Ein wenig schneller, Liebe! Unsre Reise
Ist nicht mehr lang und Eile dringend nötig!

Frau Reue.

Ich komme ja so schnell, als mir es zulässt
Mein Alter! Doch wie sauer mir der Weg wird,
Ist kaum zu sagen!

Frau Wahrheit.

Und weshalb? Nun freilich,
Du musst persönlich vieles Schlechte hören,
Mit eignen Augen schauen, wie die Menschen,
Was sie gethan, gern machten ungeschehen,
Wenn du dich nahst. Und gerne glaub ich, wenig
Erfreulich ist der Reuequalen Anblick!

Frau Reue.

Dergleichen bringt mein Amt einmal so mit sich.
Nein, was besonders tief mich kränkt, ist dieses:
Ich geh so häufig meinen Weg — vergebens!
Sie spüren wohl den Stachel im Gewissen,
Doch selten, ach. sind dann so klug die Menschen.
Zu hüten sich vor Rückfall in die Sünde!
Ihr Schmerz währt in der Regel nur so lange
Wie meine Gegenwart. Dreh' ich den Rücken,
Verschwindet auch die Scham, und wird das Uebel
Der neuen Sünden ärger, als der alten!

Frau Wahrheit.

So kommt es oft. Doch darf uns das nicht hindern,
Getreu zu thun, was Zeus uns auftrug, Freundin!
Und schöner ists auch, Gute zu befreien
Aus Lug und Trug, als zu erschüttern Böse!

2. Szene.

Die Vorigen. Der König.

Der König.

Ich habe nun Alles angeordnet. Die Stunde meiner Rache naht. — Was kommt da für ein Weib? Sie schreitet geraden Weges auf mich zu! (bleibt stehen.)

Frau Wahrheit.

Wir sind am Ziel, der Unschuld Hilfe zu bringen, wie uns Zeus befahl.
Und welch ein Glück, dort steht der König! (zu der hinter ihr schreitenden Reue) Du bleibst noch still im Hintergrund,
Bis ich erschüttert seine Seele!

Frau Reue.

Ans Werk! Mein Stachel ist bereit.

Der König.

Je mehr ich die Gestalt betrachte, erscheint sie übermenschlich mir;
Sie athmet Gottheit.

Frau Wahrheit (vor ihn tretend).

Höre, König, was kurz ich sage, gnädig an!

Der König.

Was willst du, Weib?

Frau Wahrheit.

In schlichten Worten dir künden, was mir nötig scheint.
Denn Schlichtheit ist der Wahrheit Siegel.

Der König.

Der Tausend! Nun so sprich dich aus!

Frau Wahrheit.

Apelles, den du hältst gefangen, gefangen liegt er wider Recht.

Der König.

Ich habs befohlen. Darfs dich kümmern?

Frau Wahrheit.

Es kümmert mich. Ich sage dir:
Bei Nemesis und ihrer Rache, unschuldig ist er, gib ihn frei!

Der König.

Den Mann, der mich so schnöd verraten!

Frau Wahrheit.

Gib frei ihn; er verriet dich nicht!

Der König.

Und seiner Schuld all die Beweise . . .

Frau Wahrheit.

Sind böser Menschen Lügenwerk,
Die weit weg du verbannen müsstest, um Besseren dein Ohr zu leihn!

Der König.

Und welchen denn?

Frau Wahrheit.

Die Recht und Wahrheit noch heilig halten auf der Welt.

Der König.

Was hast gemein du mit Apelles? Und dann vorerst: Wer bist du selbst,
Die's wagt, so lästig mir zu fallen? (leise) Unheimlich wird mir die Gestalt!

Frau Wahrheit.

Ich bin ein Sprosse der Titanen; Frau Wahrheit ist der Name mein,
Und aus den Grüften, drin ich schlummre, seitdem die Menschheit mich verstiess,
Hat Zeus geweckt mich und gesendet.

Der König.

Ich bin verloren! Wehe mir!

Frau Wahrheit.

Er sprach: Zu Ptolemäus gehe! Verleumdung hat ihn blind gemacht.
Zerstreu den bösen Nebel, rette Apelles aus der Todesnot!

Der König.

Gerechter Himmel! Mit Asträa, der Göttin der Gerechtigkeit
Zog einst nach des Prometheus Frevel aus der von Zeus verfluchten
Als letzte, sagt man, fort die Wahrheit, und die bist du? [Welt

Frau Wahrheit.

Ich bin es, ja!
Und hegst im Herzen du noch Ehrfurcht vor Reich und Herrlichkeit
des Zeus,
So wirst du seinem Wort gehorchen. Es lautet: gib Apelles frei!

Der König.

O weh mir Armen! Grosse Götter, seid gnädig und erbarmt euch mein!
Auf viele Gründe mich verlassend, hab ichs gethan . . . .

Frau Wahrheit.

Auf welche denn?
Lass dich zu hören nicht verdriessen: sie sind erlogen insgesammt!

Der König.

Es ist mein heissestes Verlangen — sprich, Hohe, ich beschwöre
Des Besseren belehrt zu werden! [dich! —

Frau Wahrheit.

Sei gutes Muts! Es soll geschehn.
Zunächst (damit du magst erkennen: ich weiss Bescheid von Allem
hier)
Calumnia, die glatte Dirne, besitzt dein Ohr; sie plaudert gut.
Sie kam und hat dir vorgeschwindelt in ihrer Reize schönstem Putz,
Apelles sei des Theodotas Mitschuldiger, auf seinen Rat . . . .

Der König.

Genug! so ists! Ich seh, du weisst es . . . .

Frau Wahrheit.

Ihr Wort ist eitel Lug und Trug!
Sie schmäht die Leute hinterm Rücken und bringt, nicht was sie
selbst gesehn,
Nein, fremden Klatsch, mit Hass vergiftet, sogar bis an des Königs
Ohr!
Was konnt' sie wissen von Apelles? Die Mutter hat ihrs beigebracht,
Das böse Weib, und diese that es in eines andern — Malers Sold!
Was staunst du denn? Ja, eines Malers. Herr Neidhart heisst er;
kennst du ihn?
Er hasste seinen Nebenbuhler; vor des Apelles Werken sank
In deinen Augen tiefer immer des Andern Wert. Das trug er nicht..

Der König.

Welch Unrecht that ich an dem Meister!

Frau Wahrheit.

Wie hätt er können schuldig sein?
In Tyrus ist er nie gewesen; Pelusium sah sein Auge nie,
Und euern Theodotas kannte er nicht einmal dem Namen nach!
Als die Geschichten zu sich trugen, sass er in seiner Werkstatt still,
Kunstsinngem Schaffen hingegeben und setzte keinen Fuss hinaus!

Der König.

Ich hab' geirrt und will mit Freuden gut machen böser Räte Schuld.

Frau Wahrheit.

Sie haben übel dich beraten! Nach Gunst und Ungunst richten sie.
Apelles und ein solch Verbrechen! Wo sind die Gründe? frag ich dich.
Wenn Theodotas ganz Phönicien, mit ihm verschworen, an sich riss,
Wenn dein Aegypten, deine Krone, geraubt dir war nach langem Krieg,
Und dann ein Fürst vom selben Schlage wie Theodotas, ein Barbar,
Nach dessen Sturz, wie zu erwarten, als dritter auf den Thron sich schwang,
Was hätte Nutzen von dem Allen Apelles oder seine Kunst? . .

Der König.

Bei Gott, du sprichst die lautre Wahrheit!

Frau Wahrheit.

Glaub, Andres hörst du nie von mir
Verlangst du weitere Beweise?

Der König.

Nein Göttin, nein! Du hast gesiegt!
Vergib mir Alles und verkünde: Wie mach ich meinen Fehler gut?

Frau Wahrheit.

Das überlege selbst in Ruhe. Zunächst vernimm noch andern Rat.
Du sollst persönlich dich befreien von deinem Irrtum.

Der König.

Thut das not?
Wem sollt' hinfort ich mehr vertrauen, als Göttin, deinem blossen Wort?

Frau Wahrheit.

Gleichwohl. Ich wünsche, dass du selber der Wahrheit nachgehst.
Dort im Stock,
Wo viele liegen noch in Ketten, der Mitverschwörung angeklagt,
Den nächsten besten Tyrer frage, ob jemals ihrem Rat und Bund
Apelles angehört, ob Einer in Tyrus überhaupt ihn sah
In jenen Tagen.

Der König.

Es genügt mir, dass du es sagst!

Frau Wahrheit.

Gehorche mir!
Du sollst dich selber überzeugen. Ich will es, ich befehl' es so!

Der König.

Wenn du befiehlst, so muss ich folgen. Es ist wie göttliches Gebot!
(ab.)

Frau Wahrheit.

Da thust du wohl. (zu Frau Reue) Nun aber, Schwester, kommt deine Zeit. Ich bin am Ziel.
Sobald der König aus dem Schlosse heraustritt wieder, rühr sein Herz,
Dass nichts ihn hold mehr dünkt auf Erden, bevor Apelles er versöhnt
Durch neue Gutthat und des Neiders Verleumdung nach Gebühr bestraft! —
Ich aber will verschwinden wieder. Du weisst, vor Menschenaugen kann
Die Wahrheit lange nicht verweilen; ihr Hass verbannt mich von der Welt. (ab.)

Frau Reue.

Da schwebt sie hin! — Und mir, der Armen, liegt nun die schwerste Arbeit ob,
Mir der Geplagtesten von Allen! — Doch sieh', der König ist schon da!
Er spricht für sich; da will ich hören, was er inzwischen hat gethan
Und je nach seinen Worten sehen, was meinen Vorsatz fördern mag.

3. Szene.

Frau Reue. Der König.

Der König.

Ich hatte kaum Befehl gegeben, Apelles vor mein Angesicht,
Der Bande frei, herauszuführen und stand erst an des Kerkers Thür,
Um die Gefangenen auszuforschen, da rief mir plötzlich ungefragt
Derselben Einer zu: «O König, entfessel', ich beschwöre dich
Bei allen Göttern, den Apelles! Er leidet schuldlos solche Pein!

In Tyrus ist er nie gewesen, und uns hat er zuerst erblickt,
— Du fragst mich, wo? — nun hier im Kerker, als deine Schergen ihn gebracht!»
Da trat ich näher, forschte weiter, und Alles, Alles war genau
Wie mir es angesagt die Göttin! Ich musste weinen über mich! —
Doch weh', wo ist sie hingeschwunden? Ich blieb zu lang und sie entflog!
Nur die Begleiterin, die greise, steht noch am Platz. Ich sprech' sie an.
Sprich, Weib, wo blieb die hohe Herrin? Liess sie dich hier allein zurück?

Frau Reue.

Das lass dich nicht verwundern, König! Sie hat gethan, was sie gesollt
Und schwand nun von der Erde wieder, von der die Menschen sie verbannt.
Mich aber hat sie hier gelassen, zu sehen, wie der Ausgang wird,
Und ins Gewissen dich zu mahnen.

Der König.

Wie heisst du und was rätst du mir?

Frau Reue.

Ich bin Frau Reue und begleite Frau Wahrheit auf Befehl des Zeus,
So oft sie zu belognen Menschen, zu gern belognen niedersteigt.
Es sind auch Könige darunter!

Der König.

Ich armer Mensch erkenne nun,
Wie weit der Götter Augen schauen, wie Zeus für seine Treuen sorgt.
Der ersten Botin folgt die zweite, der Wahrheit seine Richterin,
Die trauerstrengen Blicks die Seele vor ihrer Thaten Spiegel stellt. —
O dass so leicht ich glauben mochte! Fluch über alle, deren Rat
Mir solches Elend eingetragen!

Frau Reue.

Ist das die wahre Reue, Herr?
Gutmachen ist ihr ächtes Zeichen!

Der König.

Wie werd ich frei? was muss ich thun?
Gern bin zu Allem ich erbötig!

Frau Reue.

Vor Allem: Gib Apelles los
Und setz' ihn an die Stelle wieder, von der dein Unrecht ihn gestürzt!

Der König.

Das ist geschehen schon. Begehrst du noch mehr, ich bins zu thun bereit.
Ich will Apelles selbst empfangen huldreich in deiner Gegenwart;
In neuen Ehren soll er leben fortan in seines Königs Schloss.

Frau Reue.

Da thust du wohl. Doch auch zu strafen ein schuldig Haupt wird nötig sein;
Den argen Maler Neidhart mein ich, der Gott und Menschen gleich verhasst.
Du darfst nicht dulden, dass in Zukunft Straflosigkeit zu hoffen wagt,
Wer frevelhaft durch Lug und Tücke dem Nächsten eine Grube gräbt!

Der König.

Ich lass den Kerl mit Ruthen streichen und des Apelles Sklaven sein.
Die Hand des Schurken, die den Pinsel bisher geführt, die Mühle soll
Sie drehen lernen, und der Rücken, sich krümmend unter Arbeitslast,
Die Peitsche spüren! Reicht die Strafe?

Frau Reue.

Sie wird ihm bittrer sein als Tod!

Der König.

Und kannst du Härtres noch ersinnen, so sprich, es wird geschehen

Frau Reue.

Nein!
Nur thue gleich, was du beschlossen!

Der König.

Ich thus. — (Zu den Trabanten) Heda, ruf mir herbei
Den Knutenmeister schnell! Inzwischen, ihr andern, greift das Fuchsgesicht,
— Ihr kennt es ja — den Maler Neidhart, dass ich Vergeltung üben mag!
Dort aber, sieh', kommt schon Apelles; die Reue thut den ersten Schritt.

4. Szene.

Die Vorigen. Apelles.

Apelles.

Ihr Himmlischen, nehmt heissen Dank, dass hier ich stehe heil und frei!
Denn schon dem Schwert des Henkers war verfallen ohne Schuld dies Haupt,
Da hat dein Vaterauge, Zeus, die Not geschaut und deine Hand
Mich gnädig aus der Nacht befreit. Dein Name, Höchster, sei gelobt!

Der König.

Tritt her, Apelles!

Apelles.

Ruft mich wer?

Der König.

Dein König ists. Erheb den Blick!
Ich liess dich rufen, dass den Grund, warum ich dich in Ketten warf
Und jetzt dich wieder ledig gab, du von mir hörst.

Apelles.

Ich kenn ihn schon.
Ich soll in Tyrus Theodots Mitschuldiger gewesen sein . . .

Der König.

Ach, schneller als das Gute läuft das Böse stets von Mund zu Mund!

Apelles.

Und kenne diesen Namen erst und was mit ihm es auf sich hat,
Seit man den Mann hierhergebracht und in verdiente Ketten warf!

Der König.

Es ist so; doch ich wusst es nicht. Denn, leider, eine Lügnerin,
Ein feil Geschöpf, das Neidhart dang, beschwatzte mich mit arger List,
Mit glatter Reden Trugmusik, du seiest der Verschwörung Haupt....

Apelles.

Ha, Neidhart! — Ich und solche That!

Der König.

Da kam mein Jähzorn über mich!
Ich liess dich greifen und dein Tod war schon beschlossen. Aber Zeus,
Der deine Kunst beschützt und liebt, gebot mir Halt im Unrechtthun
Und sandte seine Botin her, Frau Wahrheit, die noch mehr er liebt.
Die deckte meinen Augen auf der Dinge Gang und Neidharts Trug;
So, mein Apelles, kams zu Tag.

Apelles.

O heilge Wahrheit, sei gepreist!

Der König.

Sie schwand, als sie ihr Werk gethan. Doch liess auf Erden sie zurück
Als Mahnerin Frau Reue mir. Ich fragte sie: «Was soll ich thun?»
Sie sprach: «Vergilt ihm, was er litt, und sühne so des Himmels Zorn!» —



Es soll gescheh'n und gern, Apell! Sei mir aufs Neue, was du warst,
Mein bester Freund, mein erster Rat, und leb', mit Ehren überhäuft.
Von jeder Not und Sorge frei, an meiner Seite deiner Kunst!

Apelles.

Und ich, mein König, hebe froh zum Himmel meine Hände auf
Und freu mich durch der Götter Huld ob deiner Gnade Wiederkehr.
Ihr Himmlischen, ich sag euch Dank, und Dank vor allen, Hohe, dir,
Die hier vor meinen Augen steht und alle Schande von mir nahm!

Frau Reue.

Es war dein Recht. — Was ich gethan, geschah auf Jupiters Gebot,
Der seinem und des Lichtes Kind, der Wahrheit, als Begleiterin
Mich beigesellt.

Der König.

Und ein Beweis, ein Sinnbild ewig fester Huld,
Sei, bitt ich, diese Kette dir! Ich trug sie lang; nun trag sie du!
(hängt sie ihm um.)

Apelles.

Das war nicht nötig. Doch sie soll ein Pfand mir deiner Liebe sein.
Hab' tiefen Dank!

Der König.

Und Neidhart soll dein Sklave sein! Ich schenk dir ihn.
Sein Leben steht in deiner Hand. — Doch sieh, da bringt man schon
Sie machten ihre Sache gut. [ihn her!

Frau Reue.

Ja gut. Das geht wie nach der Schnur!

5. Szene.

Die Vorigen. Neidhart. Trabanten.

Neidhart.

O Götter, ich beschwör' euch, lasst die Unschuld nicht zu Grunde gehn!

Der König.

Was sagt er?

Frau Reue.

Dass er schuldlos sei!

Neidhart.

Für welche Schandthat straft man mich?

Der König.

Wofür? Ich will dichs lehren gleich! Bringt mir ihn her, hierher vor mich!
Unschuldig willst du sein? Du Schuft, du Schlange, deren giftge List
Mich so bethört, dass fast ich mich an dem Gerechten hier vergriff!

Neidhart.

List gegen wen?

Apelles.

O Neidhart!

Der König.

Wie? Du fragst noch? Siehst den Mann du nicht?

Neidhart.

Warum sollt ich ihn sehen nicht?

Frau Reue.

Der Heuchler!

Der König.

Willst du leugnen, Tropf,
Das Bubenstück, das ihr gewagt, ein altes böses Weib und du
Mit einer Buhlerin im Bund? Dass aus gemeinem Künstlerneid
Zum Folterknecht du dich gemacht an diesem grossen Meister, ihn
Des Hochverrats bezichtigend?

Neidhart.

Ich bin verloren!

Der König.

Und indem
Dein Mütchen du dir kühltest so, Neidhammel, Stümper, hast
Verderbt du meinen guten Ruf! [auch mir

Neidhart.

O Not und Jammer! Es ist aus!

Der König.

Du sollst mir nicht entrinnen. Nein! — Noch heute will ich nach
Gebühr
Abrechnung halten und der Welt ein Beispiel zeigen, das sie warnt!
Ergreift den Kerl! Hinein mit ihm! Streicht ihn mit Ruthen bis
aufs Blut,
Und lasst ihn stehen fest am Pflock. Ich komme selbst zum Urteilsspruch.
Er ist der Freiheit nicht mehr wert und soll hinfort ein Sklave sein
Und zwar des edlen Meisters hier, der ihm ein Dorn im Auge war!

Neidhart.

O weh mir, weh!

Frau Reue.

Das kommt zu spät! Kein Jammer kann dir helfen mehr.

Der König.

Wird dir der Mensch ins Haus gebracht, Apelles, halt ihn streng im Joch!
Streng soll ers haben; allezeit ein Sklave unter Sklaven sein
Und leben, dass er jeden Tag viel lieber stürbe!

Frau Reue.

Gut gesagt!
Dein Wille wird Befehl ihm sein. Ja, so behandeln muss man sie,
Die Ränkeschmiede, die das Gift des Argwohns unter Freunde sä'n!

Der König.

Ich glaube, wir sind fertig jetzt. Der Spruch des Tages ist gefällt.
Ist etwas noch zu thun, so kanns hernach geschehen im Palast.
Seid einverstanden ihr damit?

Frau Reue.

Vollkommen.

Apelles.

Ja, so ist es gut.

Der König.

Lasst uns hineingehn!

Apelles (gegen die Zuschauer).

So lebt wohl und klatscht der Wahrheit Beifall zu!

XIV.

Die Schriften des Otto Brunfels 1519—1536.[1]

Bibliographisch beschrieben von

F. W. E. Roth.

Die zahlreichen und belangreichen Schriften des O. Brunfels sind bislang in bibliographischer Weise noch nicht zusammengestellt worden. Einen Anlauf dazu machte Gesner in seiner bibliotheca universalis. Derselbe dürfte aber keineswegs Alles umfassen. Die nachstehende Zusammenstellung verzeichnet jedenfalls alle Schriften des Brunfels, aber keineswegs alle Ausgaben derselben. Was die Bibliotheken zu Strassburg Univ. Bibl., Mainz Stadt- und Seminarbibl., Darmstadt, Berlin und die Senckenberg'sche Bibliothek zu Frankfurt a. M. boten, habe ich persönlich benützt, sonst beruhen meine Mitteilungen auf brieflichen Beschreibungen aus Wien Hofbibl., Leipzig Univ. Bibl. und der Bibliothek des germanischen Museums zu Nürnberg. Auf die Bibliographie der ersten Ausgaben ist der Hauptwert gelegt, ohne aber stets den vorgesteckten Zweck auch zu erreichen. Namentlich waren die Wiener Ausgaben mir nicht

[1] Schon oft und schon lange ist der Wunsch ausgesprochen worden, eine vollständige Bibliographie für Elsass-Lothringen zu erhalten, d. h. ein vollständiges Verzeichnis aller hier erschienenen oder von Landesangehörigen verfassten Schriften, soweit diese litterarischen Wert haben. Wird diese umfängliche und kostspielige Arbeit auch wohl noch auf sich warten lassen, so dürften wenigstens einzelne Sammlungen als Probebeispiele willkommen sein.
E. Martin.

persönlich zugänglich. Ich betrachte das Nachstehende als eine Vorarbeit von jedenfalls bleibendem Wert für eine umfassende Darstellung in grösserem Stil. Meine Biographie des Brunfels in Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins N. F. Band IX Heft II S. 284—320 diene bei dem Studium dieser Bibliographie stets als Wegweiser, sie ist daher auch überall verweisend angeführt. Die Aufzählung ist die chronologische, doch sind hie und da neue Ausgaben eingeschaltet, da möglicherweise neue Bearbeitungen vorliegen, was besonderer Einzeluntersuchungen bedarf, wie sie der Bibliograph nicht überall bieten kann.

Das literarische Wirken des Brunfels bietet einen merkwürdigen Kreislauf. Er begann als Neuplatoniker und Humanist mit der Pädagogik auf sehr religiöser Grundlage, hielt aber frühe bereits eine kirchlich-tendenziöse Richtung inne, die den spätern Gegner der katholischen Kirche ahnen lässt. Dem Kloster entfremdet hielt er mit seinen religiösen Anschauungen nicht zurück, die Frucht dieser Zeit sind kirchlich-politische Streitschriften, nebenbei betrieb er die Verteidigung Huttens gegen den kirchlich zweideutigen Erasmus von Rotterdam, trieb aber auch in Strassburg sesshaft wieder stark Pädagogik, um sich nun auch der Medizin, vorerst der populären, und seit 1530 der Botanik zuzuwenden. Dieses hinderte ihn nicht, theologische, pädagogische und volkstümliche Schriften zu bearbeiten. Die theologischen Streitschriften des Brunfels gehören zur Geschichte der theologischen Bewegung im XVI. Jahrhundert und die pädagogischen bieten ein gutes Bestreben dar; was Brunfels über Medizin schrieb, war nicht bedeutend, wichtiger waren dessen Ausgaben medizinischer Schriftsteller, am wertvollsten aber wurden dessen botanische Schriften. Hier herrscht ächte Classikermethode bei allem Bestreben, auch dem Alten gerecht zu werden. Brunfels beginnt daher die Reihe der Väter der Botanik im XVI. Jahrhundert.

1519.

1. DE CORRIGEN | DIS STVDIIS | SEVERIO | RIBVS | PRAECEPTIVNCVLAE | breues, Othonis Brunfelsij Mo- | guntini, Carthusiani. | Σοφία γάρ μόνη τῶν κτημάτων | ἀθάνατον. | Argentorati apud Joannem | Scotum, urbis indigenam, | in Thomae loco. | 1519. | ∞ | Titelrückseite Inhaltsverzeichniss. Blatt 2 mit Signatur A II Vorderseite: Nycholao Gerbellio pontificij iuris doctori. | Otho Mogūtinus, Carthusianus. S. D. | Ohne Zeitangabe.

Quarto. 14 n. gez. Blätter mit den Signaturen A II—C IIII, die Rückseite des letzten Blattes leer.[1]

[1] Vgl. Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. IX, 2 Heft, S. 285—286.

Darmstadt Hofbibl., Strassburg Univ. Bibl.

Bibliotheca Haeberliniana IV, S. 287 n. 578.

2. APHORISMI | INSTITVTIONIS | PVERORVM | OTHONE | B. Moguntino, Carthusiano, autore, | frugi Adulescentibus, atqz ijs qui | illos probe erudire velint | adprime conduci | biles | Jo. Sapidi[1] Selestad. paedonomi | (Tetrastichon) | 1519. | Priuilegio Regali munitum opus, | manum cohibe. | Clauditur . 50 . capitibus, quę in calce recolligas.| Auf der Titelrückseite: Joannes Scotus Argentorat. librarius, frugi Adolescentibus. Ohne Zeitangabe.

Blatt 2: Joanni Scoto Chalcographo Argent. Jacobus Vimphelingius S. D. Schliesst: Ex Selestadio, vicesimasexta Junij . Anno salutis nostrae, M.CCCCCXIX.

Blatt 2, Rückseite: Integerrimo viro, dno Gregorio Reischio,[2] Carthusiani Ordinis monarchae, Prouinciali patri Officiosissimo, Otho Moguntinus, Carthusianus. S. D. Mit der Zeitangabe: Ex Collegio Carthusiorum prope Argentoratum, Calendis Augusti[3] Anno salutis reparatae. M.D.XIX.

Blatt 4: Ad Lectorem. |

Am Ende: Argentorati apud Joannem Scotum, in Thomaeloci pomerio, penultima Augusti,[4] Anno christiano. M.D.XIX. |

Quarto, 60 Blätter, von Blatt 6 an mit III—VII, dann mit 9—31, dann mit XXXIII – lxxij bezeichnet, sodann Index, zusammen 61 Blätter.[5]

Wien Hofbibl., Nürnberg german. Museum.

Bibliotheca Haeberliniana IV. S. 287 u. 5780. — Centralblatt f. Bibl. ed. Hartwig, V (1888) S. 478–479.

1520.

3. CONFVTA | TIO SOPHISTICES | & Quaestionū curiosarum, ex | Origine, Cypriano, Nagiāze- | no, Cyrillo Chrysostomo, Hie | ronymo, Ambrosio, Augusti | no, Athanasio, Lactantio, | per Othonem Brun- | felsiū Mogon- | tinum. | Selestadij apud Lazarum | Schürerium. | Mit Titeleinfassung, worin oben Männer mit einer Banderole, als Hofnarren gekleidet, Rechts und Links Säulen, unten zwei Engel, ein Wappen mit .S. S. haltend. Die Rückseite des Titels ist leer.

Blatt 2 mit Signatur A II Vorderseite: V. FABRITIO CAPITONI | Concionatori Basiliensi Otho | Brunfelsius Mog. S. D. | Am Ende: Datum. XV. Kaleñ. | Martij,[6] Anno a Christo nato | M.D.XIX. | Auf der Rückseite des vorletzten Blattes: SELESTADII IN AEDI- | bus Lazari Schurerij, | Mense Maio. | M.D.XX. | Auf der Vorderseite des

---

[1] Der Strassburger Humanist Johann Sapidus (Witz).

[2] Gregor Reisch, Verfasser der margarita philosophica. Vgl. Hartfelder in Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrh. N. F. V, S. 170.

[3] 1. August.

[4] 30. August.

[5] Zeitschr. a. a. O. S. 285.

[6] 15. Februar.

letzten Blattes Druckermarke Schürers mit der Unterschrift: LAZARI SCHVRERII. | Die Rückseite dieses Blattes leer.[1]

Quarto, 20 n. gez. Blätter mit den Signaturen aII—eIII.

Strassburg und Leipzig Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

1523.

4. Ut afflictionibus Rhodiorum militum ord. sancti Jo. Baptistae succurratur, ad Principes et Christianos omnes oratio. Basileae, Andreas Cratander, 1523.[2]

Quarto, 8 Blätter, mit Titeleinfassung und Druckermarke.[3]

Wien Hofbibl.

5. Allein Gott die eer. | Von dem Euāge | lischen anstoss. | wie | vnnd in was | gestalt das wort Gottes | vffrůr mache. | Durch Otthonem Bruñfelss | newlich vssgangen. | M.D.XXIII. | ¶ Ich bin nit kummē fryd zů sendē, sonder das schwert. | Math. X. Vnd das fewr anzůzündē, Luce. XII. das es breñe. | Mit Titeleinfassung: Vier Stöcke, oben Querleiste, links Schilde, Trommel und Helm, rechts Schwerter und Helm, unten 4 Knaben, wovon sich die beiden mittleren raufen. Auf der Rückseite des Titels: ¶ An ein gemeyne Christliche versammlung. | Otho Brunnfelss. | Am Ende des Vorworts Blatt 2 mit Signatur aII Vorderseite: Gebē zů Newēburg im Breissgaw Simōis et Jude.[4] Anno . M d.xxiij. |

O. O. u. J. (Oppenheim 1523?)

Quarto, 16 gez. Blätter mit den Signaturen AII—DIII, Schwabacher Type.[5]

Strassburg Univ. Bibl., Zürich Stadtbibl., Basel, Meiningen, München, Berlin.

Weller, rep. n. 2373.

6. VEREVM (!) DEI | multo magis expedit au | dire, quàm MISSAM, | Ad Episcopum | Basiliensem. | CHRISTVS IN PA- | rabolis quare locutus est. | EVANGELIORVM | ratio, & authoritas. | Ab Otthone Bruñ- | felsio congesta. | Randeinfassung. Auf der Titelrückseite: JOANNES SCHOTTVS | Lectori S. D. | Ohne Zeitangabe.

---

[1] Zeitschr. a. a. O. S. 286—287.

[2] Die Zeit von 1520 bis 1523 war für Brunfels eine unruhige und unheilvolle. Er war das Leben in der Carthause bei Strassburg müde und wollte das Kloster verlassen. Vgl. Zeits. S. 288. Dazu kam Luthers Auftreten auf dem Wormser Reichstag 1521, so dass Brunfels das Kloster verliess, sich auf der Ebernburg bei Franz v. Sickingen flüchtig aufhielt, und durch Huttens Verwendung Pfarrer zu Steinau an der Strasse ward, von wo er vertrieben sich der Schweiz zuwandte, aber als Prediger zu Neuenburg zwischen Breisach und Basel blieb, bis er auch von da vertrieben ward. Erst zu Neuenburg verlegte sich Brunfels wieder auf die Herausgabe von Schriften. Über diese Vorgänge vgl. Zeits. S. 288—295.

[3] Zeits. S 295.

[4] 28. October.

[5] Zeits. S. 295—296.

Auf der Rückseite des letzten Blattes Schotts Druckermarke. Ohne Jahresangabe. (1523).[1]

Quarto, 21 n. gez. Blätter mit den Signaturen aII—eIIII.

7. VLRICHI AB HUTTEN | Cum Erasmo Roterodamo, pres- | bytero, theologo | EXPOSTVLATIO | A priore deprauatione | uindicata iam. | OTHONIS BRVNFELSII | Pro Vlricho Hutteno defuncto, ad | Erasmi Roter. Spongiam, | RESPONSIO. | Holzschnitt: Kopf Huttens. | Titelrückseite leer. Blatt eIII Rückseite: ERASMO ROT. OTHO | BRVNFEL. S. D. | Blatt eIIII Vorderseite: OTHONIS BRVNFEL | SII, ad ea quae sunt ex prima Erasmi ad | Zwinglium | RESPONSIO. |

O. O. u. J. Duodez, aII—IIII. Auf der letzten Seite das Kopfbild des Erasmus von Roterdam [2]

Darmstadt Hofbibl.

8. DE RATIONE | DECIMARVM | OTHONIS | BRVNN- | FELSII | PROPOSITIONES | Hierony. | Quicquid habent Clerici, pauperū est. | August. | Et Eleemosynae pauperū, sunt Deciãe. | Mit Titeleinfassung wie öfter in Schotts Drucken. Titelrückseite: OTHO BRVNFEL- | SIVS, LECTORIB. S. | Ohne Zeitangabe.

O. O. u. J. (Strassburg, Schott, 1523).[3]

Quarto, 12 n. gez. Blätter mit den Signaturen A_2—C_3.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

9. Oben quer Randleiste wie in des Brunfels Schrift: Von dem Evangelischen Anstoss. O. J.: Schwerter und Helm. | Von dem Pfaffen Zehen | den, Hundert vnnd zwen vnd fyertzig | Schlussreden. | Durch Othonem Brūfelss. | Randleiste, welche ebenfalls in oben genanntem Druck vorkommt, quer unten Trommel, Helm und Schilde. Titelrückseite: ¶ Allen christgläubigen in Christo Jhesu ent- | beut ich Otho Brūfelss den fridē von Gott | dem vatter, vnd vnserem herren Jhesu Chrō. | Ohne alle Zeitangabe. O. O. u. J. u. F.[4]

Quarto, 16 n. gez. Blätter mit den Signaturen aII—dIII, die Rückseite des letzten Blattes leer.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

1524.

10. De disciplina et institutione puerorum. Item institutio puellarum ex epistola Diui Hieronymi ad Laetam.[5]

O. O. u. J. Über die Schrift vgl. Moormeister in rhein. Blätter f. Erziehung. 1867.

---

[1] Zeits. S. 297. Mit einem Brief des Pfarrers Vandalinus Ripigius zu Schliengen in Baden 1523 und einem des Brunfels, der für den Pfarrer gegen den Bischof von Basel sich verwendete.

[2] Vgl. Hartfelder in Zeits. f. Gesch. d. Oberrheins. N. F. VIII, S. 565 f Zeits. S. 297—298.

[3] Zeits. S. 298—299.

[4] Ebenda S. 299.

[5] Zeits. S. 301. — Die Schrift ist wohl bereits zu Strassburg entstanden, nachdem Brunfels vor März 1524 Neuenburg verlassen hatte und am 26. März 1524 Strassburger Bürger geworden war. Vgl. Zeits. S. 300.



Octavo.

Strassburg Univ. Bibl.

11. JOANNES | HVSS | De Anatomia ANTICHRISTI, Liber unus. | De mysterijs iniquitatis Antichristi, Fragmentum 1 | De reuelatione Christi, & Antichristi, Fragmentū 2 | De abolendis Sectis, & traditionib. hominū. Lib. 1. | De unitate Ecclesiae, & scismate uitando. Liber I | De Euangelica perfectione. Liber I | De pernicie traditionum humanarum. Fragment. 3 | De regno, populo, uita, & morib. Antichristi. Lib. 1 | Item Fragmentorum collectanea quaedam. | Cum indice summario contentorum. | APPENDIX OTHO- | NIS BRVNNFELSII | Ratio editionis & condemnationis Joannis HVSS. | De nominibus Christi, & Antichristi. | De Appropriatis Christi, & Antichristi in scripturis. | De nominibus Ecclesiae Christi, & Antichristi, & | filiorum eius. | De nominibus Primatum Ecclesiae Christi, & Antichristi. | De Anatomia Christi & Antichristi per singula membra | ex scripturis desumpta. | Item prophetiae & scripturę de uita & moribus Christi, & Antichristi. | Item de erroribus Joannis Huss Articuli. | JOANNES HUSS Articuli aliquot Euangelici & Christiani. | Increpit Dominus in te, SATAN. | Auf der Titelrückseite: VITA IOANNIS HVSS | Blatt 2 Vorderseite mit Bezeichuung II: OTHO BRVNNFELSIVS, MAR- | TINO LVTHERO APOSTO- | LO CHRISTI. | Ohne Zeitangabe.

Quarto, 8 gez. Blätter + Blätter I—XCVIII mit den Signaturen a—Bb II + 10 gez. Blätter Register von Brunfels gefertigt.

Zweiter Band:

IOANNIS | HVSS | Locorum aliquot ex OSEE, & | EZECHIELE prophe | tis, cap. V. & VIII. De abhor- | renda Sacerdotum et Monachorum | Papisticorum, in | Ecclesia Christi | abominatio | ne, eo- | rumqz impietate detestanda, | Vita item, & regno Antichristi, | TOMVS SECVN- | DVS. | Commendatitia breuis M. LVTHERI | ad Othonem Brunnfelsium, de uitae can- | dore, doctrina & martyrio. | IO. HVSS. | Lege cum iudicio, Chri- | stiane Lector. | Auf der Titelrückseite: Brief Luthers an Brunfels vom 17. October 1524.[1]

Quarto, 4 n. gez. Blätter + lxxIIII gez. Blätter.

Dritter Teil:

SERMONVM | IOANNIS | HVSS | ad Populum, | TOMVS TERTIVS. | Respondens priori, de | Anatomia, Regno | & populo Antichristi. | ❡ Audite haec Sacerdotes. quoniam laqueus facti | estis speculationi. &c. Osse V. | Die Titelrückseite leer. Dem Dr. M. Luther gewidmet als Antwort auf dessen am 1. Februar erhaltenen Brief. Ohne Zeitangabe.

Quarto, 4 n. gez. Blätter + li gez. Blätter + 1 n. gez. Blatt.

PROCESSVS | CONSISTORIALIS | Martyrij JO. HVSS, cum corre- | spondentia Legis | Gratiae, ad ius | Papisticum, | in Simoniacos & fornicatores Papistas. | ET DE VICTORIA | CHRISTI, | Deqz Antichristi degradatione, ac de- | positione. | Ad uetustatis typum | ex-

---

[1] De Wette, Briefe Luthers II, S. 553.

cusus. | A sanctuario meo incipite, dicit | Dominus. Eçech. IX. | Auf der Titelrückseite das Vorwort des Brunfels.[1]

Quarto, 22 n. gez. Blätter, deren letztes leer, mit den Signaturen (a) II — c v, mit Holzschnitten; drei Teile nebst Anhang.

Strassburg Univ. Bibl. (vollst.), Darmstadt Hofbibl. (nur Teil II).

12. Spiegel der Artzney, gemacht durch Laur. Phriesen, gebessert vnd fleissig vbersehen durch Othonem Brunfels.

Strassburg, Beck, 1524.[2]

Folio.

Nürnberg, german. Museum (Nw 938. f.).

Weller, rep. n. 3099. Weigel, Auction. 1857. III n. 357. Bibl. Christ. I. n. 2042.

Davon erschienen folgende Auflagen:

Spiegel der artzney: | gemacht durch den hochgelertē Lau- | rentiū Phriesen, der philosophey vn artzney Doctorē, | gezogē vß den fürnemstē bůchern der altē diser kunst | Auch durch lange fleissige ůbung, vñ erfarūg (welche | ein meister aller ding ist) des obgenanten Doctors zů- | wegen gebracht, mit fast nutzlichen vñ bewertē | stucken, dem menschē sein gesundtheit zů- | behalten. die verloren wider bringē, | vnd zůunderweisung aller, so | sich artzney vnderziehē | wöllen. | Gebessert vnd widerumb fleissig übersehen | Durch Othonem Brunfels. | Mit Holzschnitteinfassung: Über dem Titel Arabeske, links ein Mann, der in einem Theriakgefässe rührt, rechts durch ein Uringlas schauender Arzt. Links vom Titel ein Mann, welcher an einer Blume riecht, darüber GALIENVS. Rechts vom Titel Mann mit Füllhorn und Geflügel, darüber AESCOLAPIVS. Unter dem Titel steht ein runder dreibeiniger Tisch, an dem ein Mann Droguen und Medicamente an Frauen verkauft. Rechts ein Mann mit Mörser.

Blatt 2 Vorderseite die Widmung: Dem Hoch gelerten, vñ hoch erfarnen herren herr Lau- | rentio Phriess, der artzney und der astronomey Doctor, wünsch ich Otho | Brunfelß glück vnd wolffart zů seiner berůffung | vnnd befelch, von Jhesu Christo vnse- | rem herren. |

Blatt 2 Rückseite: Geben zů Strassburg vff den . xviij. tag des Aůgstmonats, im jar | als man zalt . M.D.XXIX. |

Blatt 141 Rückseite: Getruckt . . . in der . . . Statt | Strassburg von Balthassar Beck vff den . xviij. tag des Augst- | monats. In dem jar vnsers seligmachers Jhesu Christi. | M.D.XXIX. . · . |

Folio, CXlj Blätter.[3]

Nürnberg, german. Museum (19, 939).

Weller, rep. n. 3099.

Spiegel der artz | ney, vor zeyten zů nutz vnnd | trost den

---

[1] Zeits. S. 302—303. Die Handschrift dieser Schriften des Huss stammte aus dem Besitz Ulrichs von Hutten.

[2] Erste Ausgabe Strassburg, Johann Grieninger 1518. Folio. Vgl. Klemm, Catalog S. 143 n. 273.

[3] Zeits. S. 303. — Mitteilung aus Nürnberg.

Leyen gemacht, durch Laurentiū | Friesen, aber offt nun gefelschet, durch | vnfleiß der Bůchtrucker, yetzund | durch den selbigen Lauren-| tium, widerum̄ gebessert | vnd in seinen ersten | glantz ge- | stelt. Hiemit sollen widerriefft, vnd falsch declariert sein, alle ex | emplar diß bůchs, so vor disem truck außgangen seind. | MDXXXII | (ohne Punct). Mit Holzschnitteinfassung: Ärzte des Altertums. Auf der Titelrückseite Autorenverzeichniss.

Blatt 2 mit Signatur Aii Vorderseite: Vorwort des Phries mit der Angabe: Metz XXIII tag des Heuwmonats. 1530.

Am Ende: Getruckt zů Straßburg bey Balthasar Beck, vnd | vollendet am . XIIII. tag des Mertzens. Im Jar | M.D.XXXII. | Die Rückseite des letzten Blattes leer.

Folio, 6 n. gez. Blätter + CXlii gez. Blätter mit den Signaturen Aii—Aiiii + B—biiii.

Frankfurt a. M., Senckenberg'sche Bibl.

Spiegel der artz- | ney, vor zeyten zů nutz vnnd | trost den Leyen gemacht, durch Lauren- | tium Friesen, aber offt nun gefelsch- | et, durch vnfleiß der Bůchtrucker, | yetzund durch den selbigen Lau- | rentium, vn̄ M. Othonem Brunfelß, widerumb | gebessert vnnd in | seynem ersten | glantz ge- | stellet. | Hiemit sollē widerrůfft, vnd falsch declariert sein alle ex- | emplar diß Bůchs, so vor disem truck vßgangen seind. | MDXXXII | (ohne Schlusspunct). Mit Randeinfassung: Bildnisse berühmter Ärzte des Altertums, unten Adonis und Venus wie in der andern Ausgabe von 1532. Auf der Titelrückseite Autorenverzeichniss.

Blatt 2 mit Signatur aii Vorderseite Vorwort des Phries: Metz 23 tag Heuwmonats 1530. Blatt 3 mit Signatur aiii Vorderseite Vorwort des Brunfels. Blatt Cxlii Vorderseite: Getruckt zů Strassburg durch Balthassar Beck, vnd | vollendet am . XIIII. tag des Mertzens. Im Jar | M.D.XXXII. |

Folio, 6 n. gez. Blätter + CXlii gez. Blätter, Satzvariante der vorigen Ausgabe.

Mainz Stadtbibl. Eine dieser beiden Ausgaben 1532 auch germanischen Museum zu Nürnberg (1633).[1]

Graesse, trésor I. S. 553.

Spiegel der artzney: | gemacht durch den hochgelertē Lau- | rentiū Phriesen. der philosophey vn̄ artzney doctorē, | gezogē vß den fürnemstē bůchern der altē diser kunst | Auch dnrch (!) lange fleissige ůbung, vn erfarūg (welche | ein meister aller ding ist) des obgenanten doctors zů- | wegen gebracht, mit fast nutzlichen vn̄ bewertē | stucken, dem menschē sein gesundtheit zů- | behalten, die verloren wider bringē, | vnd zůunderweisung aller, so | sich artzney vnderziehē | wǒllen. | Gebessert vnd widerumb fleissig übersehen | Durch Othonem Brunfels. | Mit Titeleinfassung der Ausgabe 1529: quer oben Männer, der Erste in einem Theriakgefäss stossend, der Andere ein Buch haltend, links mitten Galienus, rechts Aesculapius,

---

[1] Bibliothek des german. Nationalmuseums zu Nürnberg. 1855. S. 88.

unten Verkauf von Arzneimitteln an eine Frau, rechts ein Mann mit Mörser. Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 mit Signatur aII Vorderseite Vorwort des Brunfels an Phries. Mit der Zeitangabe: Strassburg 18 August 1529. Rückseite des letzten Blattes: ¶ Getruckt zu Franckfurt am Meyn, | Bei Christian Egenolph, Anno M.D.XLV. | Im Mertzen.

Folio, CLXXXIX gez. Blätter.]

Mainz Stadtbibl.

1525.

13. Geistlicher Bluthandel | Johannis Hussz, zu Costentz | verbrannt Anno Domini | M . CCCC . XV. | am sechsten tag Julij. | Mit gegen vergleichung göttlicher schrifft, vnd | Bäpstlicher satzungen. | Dabey von dem krefftigen | syg Christi, | vnd des Endtchrists prachts, | abgang vnd zerstörung. | Mit zeugnüssz. seiner zeit art | gemåldt vnd figuren. |

O. O. u. J. (1525).[1]

Quarto, 5 ½ Bogen, mit 25 Holzschnitten.

Zürich, Basel, Schaffhausen (Stadt- und Minist.-Bibl.), St. Gallen (Stifts- und Stadtbibl.), Augsburg, München, Dresden, Greifswald, Berlin und Wolfenbüttel.

Panzer, Hutten S. 217. Böcking, opera Hutteni II, S. 426 (Abdruck des Vorwortes). Weller, rep. n. 3437.

14. Joannes Huss. | Von schedligkeit | der menschen satzungen oder Tradition. | Verdeütsch durch Wentzeslaū |. Linck. | Ecclesiasten zu Aldenburgk. | Gedruckt zu Aldenburgk durch | Gabriel Kantz. |[2]

O. J. (1525).

Quarto, 4 Blätter, mit Titeleinfassung, das Vorwort von Brunfels.

München, Dresden, Nürnberg german. Museum.

Weller, rep. n 3439.

15. Dass die Secten vnd Menschenleeren in der Christenheit sollen ausgetilget werden. Johannis Husse. Verdeutscht durch Wenzeslaum Linck Ecclesiasten zu Aldenburgk. 1525.[3]

O. O.

Quarto. Mit Vorwort des Brunfels.

Hirsch, millen. IV, n. 499. Weller, rep. n. 3438.

16. Von der Zucht | vnd vnderweisung der | kinder, Ein leer vnd | vermanūg Otho | Brunnfels. | Item ein vnderweisung | der tôchterlin auß der | Epistel, oder sendtbrieff | des heyligen Hieronymi | die er zů Letam ge- | schrieben hatt. | Vertolmetst durch Fridolinum Meyger. | Mit Titeleinfassung von vier Stöcken Arabesken wie in andern Drucken Wolfgang Köpfls. Auf der Titelrückseite: Dem wolgelerten vnd | fürnemen burger Lux Hackfurt, | der Gemeynd zů

---

[1] Übersetzung obiger lateinischer Ausgabe der Schriften des Huss. Vgl. Zeits. S 303—304.

[2] Uebersetzer ist Linck, Anreger der Uebersetzung aber wohl Brunfels, der eine Vorrede dazu schrieb. Vgl. Zeits. S. 304.

[3] Zeits. S. 305. — Auch diese Schrift leitete Brunfels mit einem Vorwort ein.

Straßburg | diener im almůsen, wünst | Johannes Schweb | lin[1] Gnad vnnd friden. | Am Ende: Leb wol, vß | vnser schůl zů Straß | burg den ersten | tag des Mer- | tzen, Im | Jar | M. D XXV. |

Blatt 3 mit Signatur a III Vorderseite: Allen vättern: so kinder | haben, wünst Fridolinus Meyger | gnad vnd friden in Gott vn- | serm herren. | Ohne Zeitangabe.

Am Ende: AMEN. | Die Rückseite dieses Blattes leer.

Sedez, 32 n. gez. Blätter mit den Signaturen AII—Dv. O. O. u. F. (Strassburg. Wolfgang Köpfl 1525).[2]

Strassburg Univ.-Bibl. (Wilhelmit. 87).

F. W. Röhricht, Zur Gesch. der Strassburger Wiedertäufer. 1860. S. 36.

1526.

17. Almanach ewig werend Teutszsch | vnd Christlich Practick, von dem XXVJ. Jar an, | bitz zu endt der welt aller welt. | Durch Othonem Brūfelß zusamen gesetzt. 1526. |[3]

O. O. u. F.

Quarto, 12 Blätter, zwei Holzschnitte.

Wolfenbüttel, Strassburg Univ. Bibl., Nürnberg german. Museum (42, 329).

Weller, rep. Suppl. n. 3745. Bibliotheca Haeberliniana IV, 288 n. 5782.

Dasselbe. Am Ende: Strassburg, Hans Preuss. O. J. (1541).

Quarto.

Wien Hofbibl.

Dasselbe. O. O. 1544.

Quarto.

Wien Hofbibl.

1527.

18. Pande | ctarum | Veteris et Novi Testa | menti. Libri. XII. | Othonis Brunfelsii. | Argentorati, apud Joan | nem Schottum. | 1527. | Deo gloria. | Mit schöner Titeleinfassung von H. Wechtlin, Rot- und Schwarzdruck.

Kleinoctavo, 20 n. gez. Blätter Titel + Register + 207 gez. Blätter mit den Signaturen a—a5 + aa—cc.[4]

Wernigerode fürstl. Stolberg'sche Bibl. (Hc. 1056 misc. 1), Strassburg Univ.-Bibl., Wien Hofbibl., Leipz. Univ.-Bibl.

Mit den Anhängen:

1. CATALO | GI | Virorum illustrium Veteris et no | ui Testamenti. | Virorum obscurorū utriusqz Test. | Illustrium item Mulierum. | Obscurarum dein Mulierum. | De Bellis, uictoria, et triumphis |

---

[1] Uebersetzung der Schrift: de disciplina et institutione puerorum aus 1524 verfasst von Brunfels, besorgt von Meyger. Schweblin ward später Pfarrer zu Zweibrücken, auch er ist als lutherischer Schriftsteller bekannt. Vgl. Weller rep. 2268—2271, 3161, 3162, 3163.

[2] Vgl. Zeits. S. 304—305.

[3] Ebenda S. 305. Gegen die Astrologen gerichtete Schrift.

[4] Zeits. S. 305—306.

Justorum contra Impios. | Orationes, exhortationes, obsecra- | tiones, Patrum, Prophetarū, Re | gum et uirorum Illustrium. | De Tyrannide et Bellis Impiorum | contra Justos. | Othonis Brunfelsij. | Mit Titeleinfassung, worin unten ein von Engeln gehaltener Schild mit dem Monogramm I S (Johann Schott) wie in andern Drucken Johann Schotts. Auf der Titelrückseite: OTHO Brunfelsius Lectori. | Mit der Zeitangabe: Argentorati . 16 . kalend . Marcij .[1] Anno . 1527 . |

Auf der Rückseite des letzten Blattes J. Schotts Druckermarke. | Argentorati apud Joannem Schottum . | Anno . 1527 . |

Kleinoctavo, 38 gez. Blätter u. 2 n. gez. Blätter Register = 40 Blätter mit den Signaturen Aii—Ev.

Strassburg Univ.-Bibl., Darmstadt Hofbibl., Leipzig Univ.-Bibl.

2. Loci omnium ferme Capitum Euangelij secundum Matthaeum BR. Argentorati, Johann Schott, 1527. Mit Titeleinfassung,

Kleinoctavo, 28 Blätter.

Strassburg Univ.-Bibl.

Panzer, Annales VI, S. 113.

3. Loci in Marcum. Quod & Petri Compend. uel Epitome uocant. BR.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, J. Schott, 1527).

Kleinoctavo.

Strassburg Univ.-Bibl.

4. Loci in Lucam. Axiomata De Autoritate Ecclesiae.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, J. Schott, 1527).

Kleinoctavo.

Strassburg Univ.-Bibl.

5. Loci in Joannem. Mit Titeleinfassung.

O. O. u. J. u F. (Strassburg, J. Schott, 1527).

Kleinoctavo, 10 Blätter.

Strassburg Univ. Bibl.

Panzer, Annal. VI, S. 113.

6. Loci omnium ferme capitum IV. evang. et actorum apostolorum. Mit Titeleinfassung.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, J. Schott, 1527).

Panzer, Annal. VI, S. 115.

1528.

19. PANDE | CTARVM | Veteris et Noui Testa- | menti, Libri. XII. | Oth. Brūfelsij. | Reuisi, emaculati, au- | cti, et restitu- | ti denuo. | Soli DEO gloria. | Argentorati, apud Joannem Schottum. | Zeilen 1, 2, 5 und 9 Rotdruck. Mit Titeleinfassung: Scenen aus dem alten Testament in Rot- und Schwarzdruck von J. Wechtlin. Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 Vorderseite: Prudentissimo iurisconsulto D. Jacobo |

---

[1] 14. Februar.

Schenck, Spirensi,[1] Otho Brunfelsius. S. D. | mit der Zeitangabe: Argentora- | ti. 18. Kalen. Februarij.[2] Anno. 1528. | Auf dem letzten Blatt Rückseite die Druckermarke Johann Schotts.

Kleinoctavo, 18 n. gez. Blätter Titel + Register und 207 gez. Blätter + 1 n. gez. Blatt mit der Druckermarke und den Signaturen AIII—BVI Die Schrift ist umgearbeitete Auflage der von 1527.

Mainz Seminarbibl, Darmstadt Hofbibl., Wien Hofbibl.

Mit den Anhängen:

1. CATA | LOGI | Virorum illustrium Veteris et No | ui Testamenti. | Virorum obscurorū utriusqz Test. | Illustrium item Mulierum. | Obscurarum dein Mulierum. | De Bellis, uictoria, et triumphis | Justorum contra Impios. | Orationes, exhortationes, obsecra- | tiones, Patrum, Prophetarū, Re- | gum et uirorum Illustrium. | De Tyrannide, et Bellis Impiorum | contra Justos. | Othonis Brunfelsij. | Mit Titeleinfassung, worin unten IS wie in der Ausgabe 1527. Auf der Titelrückseite Vorwort mit der Angabe: Strassburg 16. kalend. Marcii.[3] 1528. |

Kleinoctavo, 38 gez. Blätter + 2 n. gez. Blätter = 40 Blätter.

Mainz Seminarbibl., Wien Hofbibl.

2. LOCI | omnium ferme Capitum | Euangelij secundum (!) Matthaeum. | Marcum. | Lucam | Joannem. | ACTORVM item | Apostolicorum. | ❡ Argentorati apud Jo- | annem Schottum. | OT. BR. | Mit Titeleinfassung wie in Vorigem. Die Titelrückseite leer.

Kleinoctavo, mit den Signaturen aII—dIIII + 1 leeren Blatt.

Mainz Seminarbibl., Wien Hofbibl., Wernigerode Stolberg'sche Bibl.

3. LOCI | IN | MARCVM. | OTH. BR. | Mit einer Titeleinfassung die von der vorigen abweicht, unten IS. Die Titelrückseite leer.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, J. Schott, 1528).

Kleinoctavo, mit den Signaturen aII—dIIII.

4. LO | CI | IN | LVCAM. | OTH. BR. | Mit Titeleinfassung, oben die Dreifaltigkeit, Links und Rechts längs Kirchenlehrer, unten die Geburt Christi. Die Titelrückseite leer.

Kleinoctavo, mit den Signaturen aII—g v + 1 leeren Blatt.

Mainz Seminarbibl., Wernigerode.

5. LOCI | IN | IOANNEM. | Lege Lector, et tum | iudica. | OT. BR. | Mit Titeleinfassung. Die Titelrückseite leer. Auf der letzten Seite Druckermarke Schotts.

Kleinoctavo, mit den Signaturen AII—B v, am Ende leeres Blatt.

Mainz Seminarbibl., Wernigerode.

6. LOCI | Othonis Brunfelsij in | ACTA | Apostolo- | rum. | M.D. XXVIIII. | Mit Titeleinfassung. Auf der Rückseite des Titels: Nico-

---

[1] Ueber Jacob Schenk vgl. meinen Aufsatz im Archiv f. das Studium der neueren Sprachen etc. XCV. 3, S. 305—307. Vgl. Zeits. S. 806 und 319.

[2] 15. Januar.

[3] 14. Februar.

lao Mauro suo, Pastori Darmstatensi,[1] Otho Brunfelsius S. D. | Argentorati Idibus Martij[2] Anno M.D.XXVIII. |

Kleinoctavo, mit den Signaturen Aii—B v + 1 leeren Blatt.

Mainz Seminarbibl., Wernigerode.

Davon gibt es noch weitere Ausgaben:

Pandectarum Veteris et Noui Testamenti, Libri duodecim Oth. Brunnfelsii. Revisi, emaculati : aucti, et restituti denuo. M.D.XXVIII. Mense Septembri. Am Ende Druckermarke: Soli deo gloria und: Excudebat Peter Scheffer Wormatiae.

Octavo.

Panzer, ann. IX, S. 102 n. 2. Schunk, Beiträge zur Mainzer Gesch. III, S. 138. Schaab, Gesch. d. Erf. d. Buchdr. II, S. 77. Reusch, indices librorum prohibitorum S. 76, 96. Roth, Wormser Buchdruckereien S. 17 n. 9.

Pandectarum V. et N. T. libri XII. O. O. (Argentorati) 1530.

Octavo.

Wien Hofbibl.

Pandectae scripturarum N. et V. T. Basileae (B. Westhemerus) 1527.

Octavo.

Wien Hofbibl.

Pandectae scripturarum vet. et novi test. Basileae. 1553.

Octavo.

Strassburg Univ. Bibl.

Pandectae, etc. Basileae. 1557.

Octavo.

Strassburg Univ. Bibl.

Pandectae scripturarum V. et N. T. hic inserta sunt a d. Gastio iam olim exempla. Ab vitiis repurgata per Jac. Hertelium. Basileae. 1564.

Octavo.

Leipzig Univ. Bibl.

Pandectae scripturarum V. et N. T. Basileae. Nicolaus Brylinger 1576.

Octavo.

Wien Hofbibl.

20. PANDECTARVM | Liber XIII. de Tropis, Figu- | ris et modis loquendi | Scripturarum. | Item de locis Scripturarum | pugnantibus Parallela. | PROBLEMATA. | Quare quaedam parū curiose | retulerunt Euangelistae. | Prophetae quare in Parabolis | et aenigmatibus sunt | locuti. | Otho Brunfel. | Mit Titeleinfassung. Auf der Titelrückseite: IOANNI HARTMANNO BRI- | tanniae suae splendori. Otho

---

[1] Nicolaus Maurus hiess eigentlich Mohr und stammte aus St. Goarshausen a. Rh., ward Stiftsherr zu Worms und dann Prediger daselbst, hierauf Pfarrer zu Darmstadt 1527, er starb als Prediger zu Frankfurt a. M. am 26. November 1539, alt 56 Jahre. Lersner, Frankfurter Chronik II, 2, S. 138. — Vgl. meinen Aufsatz in den theol. Studien 1896, S. 69—74.

[2] 15. März.

Brun- | felsius S. D. | Mit der Zeitangabe: Argentorati ex nostra diatriba. 19. | Calend. Martias.[1] Anno | 1528. |

O. O. u. J.

Duodez, mit den Signaturen Aiii—Ciii = 19 n. gez. Blätter + 1 leeren Blatt = 20 Blätter. Teil der Pandectenausgabe mit gleicher Titeleinfassung wie die unten folgenden Catalogi.

Darmstadt Hofbibl., Wien Hofbibl.

Pandectarum vet. et nov. test. libri XXII. Nouiss. Edit.

O. O. (Strassburg) 1532.

Octavo.

Strassburg Univ. Bibl.

CATALOGI | Virorum illustriū Veteris et No- | ui Testamenti. | Virorum obscurorū utriusqz Test. | Illustrium item Mulierum. | Obscurarum dein Mulierum. | De Bellis, uictoria, et triūphis. | Justorum contra Impios. | Orationes, exhortationes, obsecratio- | nes, Patrum, Prophetarum, Regum | et uirorum illustrium. | De Tyrannide et Bellis Impiorum con | tra Justos. | Othonis Brunfel. | Mit Titeleinfassung. Auf der Rückseite des Titels Vorwort wie in der Ausgabe 1527 mit gleicher Zeitangabe.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, J. Schott, 1528).

Sedez, mit den Signaturen Aii—Eii = 38 gez. Blätter + 2 n. gez. Blätter Register = 40 Blätter. Teil der Pandectenausgabe mit gleicher Titeleinfassung.

Darmstadt Hofbibl., Wien Hofbibl.

21. PRECA | TIONES | BIBLICAE | Sanctorū Patrum, Illustri- | um Virorū et Mulierum | utriusqz Testamenti. | OTH. BR. | Argentorati apud | Joan- | nem Schottum. | 1528. | Soli Deo Gloria. | Die Zeilen 1, 2, 3, 7, 8 (teilweise), 9 und 11 Rotdruck. Mit Titeleinfassung in Rot- und Schwarzdruck, unten Ezechias auf dem Lager, Rechts neben Banderole: ESAIAS, Links neben Vorhang, oben Sonnenuhr von Löwen gehalten. Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 Vorderseite: Fidelibus omnibus in Christo Jesu, | Otho Brunfelsius. | Unten: Hand Cum gratia et priuilegio. Caes. Maiest: | ad sexennium. Datum . 1 Sept. | Anno . 1528. |

Auf der Rückseite des vorletzten Blattes mit der Signatur q i: FINIS. | Excusum Argentorati apud | Joannem Schottum. | Anno. 1528. | Lindenblättchen | VERBVM | DOMINI | manet in aeternum. | Auf der Vorderseite des letzten Blattes die Druckermarke Schotts, die Rückseite dieses Blattes leer.[2]

Octavo, 8 n. gez. Blätter mit den Signaturen Aiii—Av + 91 gez. Blätter + 1 n. gez. Blatt mit Druckermarke. Am Ende des Registers Blatt 8 Rückseite Holzschnitt: Christus am Oelberg betend, Links und Rechts die schlafenden Jünger. Alle Seiten des Textes sind von interessanten Holzschnitteinfassungen in reichem Wechsel der Darstellungen umgeben, wiederholen sich aber öfter.

---

[1] Dieses Datum ist unmöglich und beruht auf einem Druckfehler. Vgl. Zeits. S. 307.

[2] Zeits. S. 307—308.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

Von dem Euangelischē | anstosz, wie vnnd welcher | gestalt das wort Gottes | vffrur mache. |

Am Ende Vorderseite des letzten Blattes: Getruckt zů Worms bey Peter Schoeffern, | volendt am neunzehenden tag | Weinmonats im Jare | M.D.XXVIII. | Mit Peter Schoeffers Druckermarke auf der Rückseite des letzten Blattes.

Quarto, 16 n. gez. Blätter.

Privatbesitz.

Roth, Wormser Druckereien S. 17 n. 10.

22. Kleine Wundartzney | des hochberümptenn Lanfranci | auss fürbitt des wolerfarnen M. Gregorij Flüguß, Chyrur | gen vnnd Wůndartzt zů Straßburg, durch Otho | nem Brunfels verteutscht. | Dabey viler bewerter Receptenn Haylsamer salben vnd Artzneyen, eyn außzug, bißher von | obgenantē M. Grego. für sich selbst in grossem werd behal | ten, yetz gmeynē nutz zů gůt auch in truck gebē. | Holzschnitt: Arzt in einem Zimmer Pflaster streichend. | Der verlateineten vnd frembden wörter außlegung sůch am end. |

Titelrückseite: Dem Ersamen, Fürnemen, vñ der Chyrurgei | wolberümbten Meyster Georgē Flůgauß, zů Straszburg | meinem besonderen günstigen vnd gůtten Freund, Entbiet ich | Otho Brunfels meynen geneygten willigen Dienst. | Zeile 38: Geben zů Strassburg, Den XII. tag Augstmonats, | Des M.D.XXVIII. Jars. |

Blatt mit Signatur FIII Rückseite Zeile 29: Fomētiern blåhen vndē auf. Ventosen schrepff hôrnlein. | [1]

Quarto, mit den Signaturen A—FIIII, wovon FIIII leer.

O. O. u. J. u. F. (1528).

Nürnberg, German. Museum (3095 b).

Dasselbe. Strassburg, Christian Egenolph, 1528.

Quarto.

Nürnberg, german. Museum (7532).

Lanfrancus, Ein nutzlichs Wundertzney Büchlein . . . . Dabey viel bewerter Recepten, heylsamer salben vnd ertzneyen, ein auszug. Durch Othonem Brunfels verdeudscht.

Zwickaw, G. Kantz, 1529.

Quarto, mit Titeleinfassung.

Ein nůtzlichs Wund | Artzney Bůchlein, des Hochberůmp- | ten Lanfranci, auß fůrbitt des wol er- | farnen Meisters Gregorij Fleugauß, | Chyrurgen vnd Wundartzt zu | Straßburg. | Dabey vieler bewerter Recepten, heylsamer Sal- | ben vnd Ertzneyen, ein außzug, biß her von obgenantem | M. Gregorio fůr sich selbst in grossem werd gehalten, jetzt | gemeinem nutz zu gut auch in Druck geben. | Durch Othonem Braunfelß | verdeutscht. | Holzschnitt: Chirurgische Werkzeuge. | M.D.LII. | Die Zeilen 1, 2, 7, 8, 11, 12 und 13 Rotdruck. Auf der Titelrückseite: Dem Ersamen Für- | nemsten, vnnd der

---

[1] Haeser, Lehrbuch der Gesch. d. Medizin. Jena 1868. II. Aufl. S. 498. Zeits. S. 308. Der Gregor Flüguss, dem die Ausgabe gewidmet, schrieb: Von chirurgischen Experimenten und Salben. 1518.

Cyrurgey, wolbe- | rûmbten M. Gregorio Fleugauß, zu Strass- | burg, meinem besondern gûnstigen vnnd | guten Freund, Entbiete ich Otho | Braunfelß, meinen geneig- | ten willigen dienst. | Ohne Zeitangabe. Auf der Rückseite des letzten Blattes Gülferichs Druckermarke. Der Druck entstand demnach zu Frankfurt a. M.

Quarto, XXX bez. Blätter.

Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl.

Eyn nutzlichs wundartz | ney buchlyn des hochberumbten Lan| franci, auß furbit des wolerfarnen Mey- | ster Gregorij Fleugauß, Chyrurgen | vñ Wundartzt zû Straßburg. | Dabey viler bewerter Recepten. heyl- | samer salben vñ ertzneyen, ein außzûg, biß her | von obgenantem M. Grego. fur sich selbst | yñ grossem werd behaltē, ytzt gemei | nē nutz zûgût auch jn truck gebē. | Durch Ottonē Brunfels verdeuscht. (!) | Holzschnitt: Kranker im Operationsstul von einem Arzt behandelt. | Auf der Titelrückseite: Dem Ersamen furnemē | vnnd der Chyrurgey, wolberumbten | meyster Gregorio Fleugaus, tzû Straßburg, | meynem besondern gunstigen vnnd gûten | freund, Entbiete ich Otto Brunfels | meynen geneigtē willigē dienst. | Ohne Zeitangabe. Auf der Vorderseite des letzten Blattes unten: ¶ Gedruckt tzû Côllen vur S. Lupus. |

Kleinoctavo, 32 n. gez. Blätter mit den Signaturen Aii—D v.

Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl.

1529.

23. CATA- | LOGVS | illustrium Medicorum. | siue de primis Me- | DICINAE | Scriptoribus, | Per OT. BRVNN- | FELSIVM. | Argentorati Apud Joannem | Schottū. Anno 1530. | Cum Priuilegio Caes. Maiest. | Ad Sexennium. | Mit Titeleinfassung: Darstellung berühmter Aerzte der Römer und Griechen. Auf der Titelrückseite: DOCTORI THEOBALDO | Fettich,[1] Vangionum Medico Clariss. | OTHO BRVNNFEL. | S. D. | Mit der Zeitangabe: Argentorati XXVI. Decembr. | Anno Christi. M.D.XXIX. | Sodann Inhaltsverzeichniss.

Auf der Rückseite des letzten Blattes: Hand CVM Priuilegio CAES. | MAIEST. ad Sexen- | nium. XIX. Decembr. | Anno Christi. M.D.XXIX. |

---

[1] Theobald Fettich war Stadtarzt zu Worms. Er war Humanist und lieferte dem Erasmus von Roterdam einen griechischen Codex des Claudius Ptolemaeus für dessen Ausgabe Basel 1533 Quarto. Vgl. epistolae Erasmi ed. 1706 n. MCCXLII Freiburg 1 Februar 1533. Er hatte zu Cöln in der bursa montana studirt und bildete lutherisch gesinnt das Haupt der Wormser Lutheraner. Vgl. epistolae obscur. virorum ed. Böcking I, S. 207, 20, II, S. 370. Becker, Beiträge zur Gesch. d. Stadt Worms, S. 46. Hutteni opera ed. Böcking. II, S. 64, 82. Strauss, Ulrich von Hutten II, S. 171, 190. Er war der Vertraute des Ulrich von Hutten, Martin Bucer und Hermann von dem Busche. Vgl. Haupt, Beiträge zur Reformationsgesch d. Stadt Worms, S. 12. Mit Brunfels hängt Fettich auch als Botaniker zusammen, derselbe nennt in seinem Herbarium und Kräuterbuch I. den Fettich öfter als seinen Helfer.

Quarto, 4 n. gez. Blätter Titel, Vorwort und Inhaltsverzeichniss + Seiten 1—77, II—III, aII—kII als Signaturen.

Darmstadt Hofbibl., Wien Hofbibl., Leipzig Univ. Bibl.

Graesse, trésor I, S. 553.

Dasselbe. Strassburg. 1536.

Quarto.

Graesse I. S. 553.

24. Catechesis puerorum in fide, literis & moribus. Francofurti. O. J. (1529).

Octavo.

Strassburg Univ. Bibl., Leipzig Univ. Bibl.

25. Pandect | Bůchlin | Beylåuffig aller Sprüch | beyder Testament vß- | zugk, in Titel zerlegt, | vnd . XII . Bůchlin | veruasszt. | Otho Brūfelß. | Newlich verteütscht. | M.D.XXIX. | Zeilen 1, 2 und 8 Rotdruck. Mit Titeleinfassung, unten Wappen in der Mitte, Links und Rechts Adam und Eva Aepfel in den Händen, Links und Rechts weibliche Figuren, oben zwei Knaben mit Schilden. Rot- und Schwarzdruck. Die Titelrückseite leer. Blatt 2 mit Signatur AII Vorderseite: Joannes Schott trucker, wünscht dem | Leßer Gotts huld vnd genad. | Blatt 2 Rückseite: ¶ Register diß Pandect Bůchlins. | Am Ende des Registers des Pandectbüchleins: ¶ Das Helden bůchlin beyd mañ vñ weib | alt vñ news Testamēts, folgt daruff in | sonderer zal, vnd Register. |

Blatt 1 mit Signatur a Vorderseite: Gott al- | ler gȯttlicher Schrifft sprüch, historiē, exēpe- | len, leeren, warnungen, vnd straffen, beyder | Testamenten. Alts vnd News, so einem yed- | en Christen not zů wissen, bey der handt sich | zů berichten, yedermann grundt vnd vrsach | seins Glaubens zů legen vnd geben. Durch Othon Brūfelßen in Latin zůsammen ge | lesen, vnd newlich im jar Christi | M.D.XXVIII. verteütscht.

Vorderseite des letzten Blattes Schotts Druckermarke, darunter: ¶ Zů Strassburg bey Hans Schotten | zům Thyergarten. | Die Rückseite dieses Blattes leer.[1]

Mit Sondertitel:

Helden | Bůchlin | Von den herrlichē thaten vñ har | kummen der hohen Gottser- | wȯlten Månneren vnd | Weiberen, | Dargegen auch von den Gotts | verworffenen tyrannischen | Månneren vnd | Weiberen | beyder Testament Biblischer | Schrifft. | Titeleinfassung mit Wappen, unten IS verschlungen, wie öfter in Schotts Drucken. Auf der Titelrückseite: Zů dem Leßer, Otho | Brunfelß. | Ohne Zeitangabe. Auf der Rückseite des letzten Blattes Schotts Druckermarke. | ¶ Zů Strasszburg bey Hans Schotten | zům Thyergarten. |

Duodez, zwei Teile. Das Pandectbüchlein mit 20 n. gez. Blättern + cclv. gez. Blättern + 1 n. gez. Blatt mit Druckermarke und den Signaturen AII—CIII + a—z v, aa—ii v + 1 n. gez. Blatt. Das Heldenbüchlein hat xlj gez. Blätter + 3 n. gez. Blätter Inhaltsverzeichniss und die Signaturen aII—fIII.[2]

---

[1] Zeits. S. 307.
[2] Zeits. S. 307.

Strassburg Univ. Bibl.
Davon erschienen folgende Auflagen:
Pandect Büchlin. (Augsburg, Valentin Othmar, 1544).
Octavo.
Wien Hofbibl.
XII. Pandectbockelkens.[1]
O. O. 1528.
Octavo.
Wien Hofbibl.

Pandect Bůchlin etc. — Nach dem Register S. 1: Gott allain die eer. | Concordantz vnd ver- | gleichung beyleüffig aller Göttlicher | Schrifft, Sprüch, Historien, Exempeln, leeren, | warnungen, vnd straffen, bayder Testamen- | ten, Alts vnd News, so ainem yeden Christen | not zů wissen, sich bey der hand zů berichten, | yederman grundt vnd vrsach seines glaubens | zů legen vnd geben. Durch Otho Brūfelß | erstlich in Latein, nachmals durch Hans Schotten verteütscht, vnd new- | lich getruckt. | Seite 462: Helden | Bůchlin. |
Augsburg, Alexander Weissenhorn, 1533.

Mit Titeleinfassung von Ursus Graf und zwei blattgrossen Holzschnitten. Duodez, 16 n. gez. Blätter Titel + Register + 536 gez. Seiten + 4 Blätter Inhaltsverzeichniss zum Heldenbüchlein. Das Pandectbüchlein hat S. 1—460 mit den Signaturen a—f v, das Heldenbüchlein reicht von S. 461—536, worauf Register zu Letzterem. Schwabacher Type.

Darmstadt Hofbibl. (defect, der Titel fehlt, vorhanden sind die Signaturen bbIII—bb v des Registers = 5 n. gez. Blätter + a—f v = Seiten 1—460, 461—536 nebst Inhaltsverzeichniss, das defect abbricht.)

1530.

26. Precationes biblicae s. patrum, illustrium virorum et mulierum utriusque testamenti. Quibus accessit calendarium, precatio dominica in VII. partes digesta per Des. Erasmum Roterodamum cum aliis haud poenitendis. Lutetiae, Christ. Wechel, 1530. Mit Titeleinfassung und zwei Holzschnitten.
Sedez.

27. HERBA | RVM VIVAE EICONES | ad naturę imitationem, sūma cum | diligentia et artificio effigiatę, | una cum EFFE- | CTIBVS earundem, in gratiam ue- | teris illius, & iamiam renascentis | Herbariae Medicinae | PER OTH. BRVNF. | recens editae. M.D.XXX. | ¶ Quibus adiecta ad calcem, | APPENDIX isagogica de usu & ad- | ministratione SIMPLICIVM. | Item Index Contentorū singulorum. | Argentorati apud Joannem Schottū, cum | Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexennium. | Rot- und Schwarzdruck. Mit Titeleinfassung: Scenen aus der griechischen Mythologie. Die Titelrückseite leer. Dem Stadtrat zu Strassburg gewidmet: Ex libera Argentina Nonis Martii,[2] Anno redempti orbis M.D.XXX. |

---

[1] Zeits. S. 307.
[2] 7. März.

Blatt 4 Vorderseite Epigramm: JOANN. SAPIDVS Lectori S. | Auf der Rückseite dieses Blattes das Strassburger Stadtwappen in Holzschnit. Auf dem vorletzten Blatt unten: ¶ ARGENT. per Jo. Schottum, CA- | ROL. Imp. V. Anno . 10. CHRI- | STI uero Seruatoris, 1530. |

Folio, 4 n. gez. Blätter mit den Signaturen a_2—z_4 + 266 gez. Seiten + Inhaltsverzeichniss und Appendix + den Signaturen A—G_4 + 1 leeren Blatt, mit Holzschnitten.[1]

Mainz Stadtbibl.

Hiervon erschienen folgende Auflagen:

HERBA- | RVM | VIVAE EICONES | ad naturae imitationem, sum̄a cum | diligentia & artificio effigiatae, | una cum EFFE- | CTI-BVS earundem, in gratiam ue- | teris illius, & iamiam renascentis | Herbariae Medicinae, | PER OTH. BRVNF. | recens editae M.D.XXXII. | ¶ Quibus adiecta ad calcem, | APPENDIX isagogica de usu & ad- | ministratione SIMPLICIVM. | Item Index Contentorum singulorum. | Argentorati apud Joannem Schottū, cum | Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexennium. | Mit Holzschnitteinfassung: Oben Venus und Bacchus, mitten Links und Rechts Dioscorides und Apollo, unten die Hesperiden sowie Hercules mit dem Drachen. Nur Schwarzdruck. Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 mit Signatur A_2 Vorderseite: Inclytae urbis ARGENT. prudentissimo Se- | natui, OTTHO BRVNFEL- | SIVS S. D. | Schliesst Blatt 3 Vorderseite unten: Ex libera Argentina Nonis Martij, Anno redempti orbis | M.D.XXX. | Auf der Rückseite dieses Blattes: ¶ AVTORES quorum testimoniis in hoc opere | usi sumus. |

Blatt 4 Vorderseite: JOANN. SAPIDVS Lectori S. |

¶ Qui cupis ingenitas Herbarum noscere uires, |

Auf der Rückseite dieses Blattes das blattgrosse Stadtwappen Strassburgs in Holzschnitt.

Seite 1 des Textes: OTHONIS BRVNNFEL- | SII DE VTILI TATE | et praestantia Herbarum, & | simplicis Medicinae | PRAE-FA- | TIO. | Mit herrlicher Randeinfassung, worin römische Kaiserbilder in Medaillon. Schliesst Seite 18, hierauf ein leeres Blatt.

Seite 21 in Einfassung wie S. 1: INVOCATIO | DIVINI AV- | XILII. | Seite 23 beginnen die Abbildungen und Beschreibungen der Pflanzen und reichen bis S. 266, dann Rhapsodiarum catalogus auf einer Seite und Index contentorum auf vier Seiten, Contenta appendicis sequentis . und mit neuer Signatur A ohne Seitenzählung: Appendix. Am Ende von Blatt 11 Rückseite unten: ARGENT. apud | Joannem Schottum, | M.D.XXXII. | und die Fortsetzung des Appendix zusammen 29 Blätter + 1 leeren Blatt. Auf dem letzten bedruckten Blatt (= 29): NICOLAVS Prugnerus, | candido Lectori D. | und unten: ¶ ARGENT. per Jo. Schottum, CA- | ROL. Imp. V.

[1] Diese Holzschnitte fertigte der Strassburger Maler Johann Weidiz mit Beihilfe des Lorenz Schenkbecher, Probst des St. Thomasstifts zu Strassburg, an. Zeits. 309 und 320. Sapidus nennt in dem Epigramm Weidiz als Fertiger der Zeichnungen für die Holzschnitte.



Anno . 12. CHRI- | STI uero Seruatoris, 1532. | Sodann das leere Blatt.

Folio, mit den Signaturen a_2—z_4 = 4 n. gez. Blätter + 266 gez. Seiten + Inhaltsverzeichniss und Appendix mit den Signaturen A — G_4 + 1 leeren Blatt, mit Holzschnitten.

Berlin K. Bibl., Wien Hofbibl.

HERBA-| RVM | VIVAE EICONES | ad naturae imitationem, suma cum | diligentia & artificio effigiatae, | una cum EFFE- | CTIBVS earundem, in gratiam ue- | teris illius, & iamiam renascentis | Herbariae Medicinae, | PER OTH. BRVNF. | recens editae. | M.D.XXXII. | ɑ Quibus adiecta ad calcem, | APPENDIX isagogica de usu & ad- | ministratione SIMPLICIVM. | Item Index Contentorum singulorum. | Argentorati apud Joannem Schottū, cum | Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexennium. | Holzschnitteinfassung wie in der Auflage 1532. Die Titelrückseite leer. Blatt 2 mit Signatur A_2 Vorderseite Widmung an den Strassburger Stadtrat. Ex libera Argentina Nonis Martij, Anno redempti orbis | M.D.XXX. |

Blatt 3 Rückseite: Autorenregister, Blatt 4 Vorderseite: JOANN. SAPIDVS Lectori s. | Blatt 4 Rückseite das Strassburger Stadtwappen. Blatt 5 Vorderseite die Einleitung über den Nutzen der Medizin. ɑ ARGENT. per Jo. Schottum, CA- | ROLI. Imp. V. Anno . 12. CHRI- | STI uero Seruatoris. 1532. | Auf der Rückseite des letzten Blattes: ɑ ARGENTORATI apud Joannem Schot- | tum librarium. Anno . M.D.XXXVI. |

Folio, A_2 + a_2—z_3 + A—G_4 = 4 n. gez. Blätter + 266 gez. Seiten + Inhaltsverzeichniss, mit Holzschnitten.

Bis auf den Titel und das Schlussblatt Titelauflage der nicht abgesetzten Auflage 1532.

Strassburg Univ. Bibl.

HERBA | RIVM | OTH. BRVNNFELSII, | TOMIS | TRIBVS | Ex acto tandem studio, opera & ingenio, candidatis | Medicinae Simplicis absolutum. | Quorum contenta, Index cuiusq; Tomorum | suo loco explicat. | Hand Cum Caes. Maiest. diui CAROLI V. | Priuilegio ad Sexennium. | ARGENT. apud Joannem Schottum. | M.D.XXXVII. | Titelrückseite leer.

Am Ende des Appendix: NICOLAVS Prugnerus, can- | dido Lectori S. | Die Schlussschrift ist die von 1532.

Folio, Titelauflage der nicht abgesetzten Auflage 1532, Blatt 4 ist umgedruckt, da das Stadtwappen Strassburgs fehlt, ebenso der Titel und das letzte Blatt. Enthalten sind 86 Holzschnitte der ersten Auflage.

Berlin K. Bibl.

Weigel, Kunstkatalog n. 12862. L. Treviranus, die Anwendung des Holzschnittes zu bildl. Darstellung von Pflanzen. Leipzig, 1858. S. 11 f. Choulant in Naumanns Archiv I, S. 139 f. Graesse, trésor I. S. 558.

Herbarium Oth. Brunfelsii tomis tribus exacto tandem studio, opera et ingenio candidatis medicinae absolutum. Argentorati. 1539.

Folio, mit sechs Holzschnitten mehr und vier weniger als in der Auflage 1532.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

Weigel, Kunstkatalog n. 13, 356.

Der erste Teil des Herbariums erschien mithin 1530, 1532, 1536, 1537 und 1539 in sicher vorhandenen Auflagen.

1531.

28. Lindenblättchen IN HOC VOLVMI - Lindenblättchen | NE CONTINENTVR. | Insignium Medicorum, | JOAN. SERAPIONIS ARABIS DE | Simplicibus Medicinis opus praecla- | rum & ingens. | AVERROIS ARABIS, DE EISDEM | Liber eximius. | RASIS FILII ZACHARIAE, | De eisdem Opusculum perutile. | INCERTI ITEM AVTORIS DE CEN- | taureo Libellus hactenus Galeno | inscriptus. | DICTIONVM ARABICARVM IVXTA | atqȝ Latinarum Index ualde | necessarius. | Druckermarke des Ulricher von Andlau. | IN QVORVM EMENDATA EXCVSIONE, | ne quid omnino desyderaretur, Othonis Brunfelsij | singulari fide & diligentia | cautum est. | Lindenblättchen | Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 mit Signatur 2 Vorderseite: GENEROSISSIMO | DOMINO D. BERNARDO CO- | miti à Solms, & Domino in Mintzenberg. D. | & Mecenati suo clementissimo, Otho | Brunfelsius S. D. | Am Ende: Ar- | gentorati. Quarto Calend. Septembris,[1] Anno | à redemptione hominis per Serua- | torem nostrum CHRI- | STVM, Millesimo | quingentesimo, tri | gesimo primo. | Vier Lindenblättchen.

Vorderseite des letzten Blattes: ARGENTORATI EXCVDEBAT GEORGIVS | VLRICHER ANDLANVS ANNO | M.D.XXXI. | MENSE | SEPTEMBRI. | Auf der Rückseite dieses Blattes Ulrichers Druckermarke.

Folio. 10 n. gez. Blätter bezeichnet 2, 3, 4, 5, 6, 7 + 397 gez. Seiten mit den Signaturen $a—z_4$ + $A—K_5$. Das Werk des Ibn Sarâfoun (der Ibn Sarabi ist Erfindung Choulants!), de simplicibus medicinis, umfasst S. 1—312, das des Ibn Rutd oder Averrois Arabis de eisdem S. 313—372, das des Regi oder Rasis filii Zachariae S. 373—397. Das auf dem Titelblatt angekündigte Werkchen eines Ungenannten de centaureo wie auch das arabisch-lateinische Wörterbuch blieben weg.[2]

Strassburg Univ. Bibl.

29. PAVLI AEGI- | NETAE PHARMACA SIM- | plicia, Othone Brunfelsio | interprete. | IDEM DE RATIONE VICTVS | Gulielmo Copo Basiliensi | interprete. | Druckermarke Georg Ulrichers von Andlau. | IN PAVLVM AEGINETAM DE | Simplicibus, iuxta ac de Ratione Victus, | Index tum utilis, tum necessarius. | Lindenblättchen. | Die Titelrückseite leer. Blatt 2 mit Signatur A_2 Vorderseite: INCLYTIS | ET GENEROSIS DOMINIS. D. | Othoni & Volphgango Comiti- | bus à Solms, duarum indigni- | um Ecclesiarum, Argenti- | nensis & Coloniensis, | Canonnicis. (!) D. suis | obseruandissimis | Otho Brun-

---

[1] 29. August.
[2] Zeits. S. 311.

fel- | sius S. D. | Schliesst: Argentorati Calend. Septemb.[1] An. à Christo nostro servatore nato, Millesimo quingentesimo trigesimo-primo. | [2]

Octavo.

Mainz Stadtbibl. (defect, nur Titel und Vorwort sind vorhanden).

30. Tanstetterus (Georg Collinutius), Artificium de applicatione Astrologiae ad Medicinam deque convenientia earundem canones aliquot. Argentorati, Georg Vlricher, 1531. Mit Titeleinfassung. Herausgeber ist Otto Brunfels, der die Schrift dem Strassburger Arzt Michel Herus widmete.

31. Biblisch Bettbüchlein der Altvätter vñ herrlichē Weibern beyd Ald vnd Newes Testaments. Ermanung zu dem Gebett. Strassburg, J. Schott, 1531. Übersetzung der precationes biblicae des Brunfels.

Octavo.

Graesse, trésor I. S. 554.

1532.

32. NOVI | HER | BARII | TOMVS. II. | PER OTH. BRVNF. | recens editus, M.D.XXXI. | ¶ Continens quae uersa pagina | subnotantur. | ARGENT. apud Joannem Schottum, | cum Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexenniū. | Mit Titeleinfassung, welche von der des ersten Teils abweicht. Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 Vorderseite: CONTENTA. | DE VERA | HERBARVM cognitione | APPENDIX, | cui sequentia insunt. | Mit Randeinfassung. Auf der Rückseite dieses Blattes: CONTENTA. | ¶ Rhapsodiae Herbarum TOMI Secundi, |

Blatt 3 mit der Signatur A2 Vorderseite: D. Generosis COMITIBVS, et Dominis | D. Bernardo, Othoni, & Vuolphgango | a SOLMS, patri, cum duobus | filijs, dominis suis gratiosis. | Otho Brunfelsius | S. D.[3] | Schliesst S. 90, hierauf ein leeres Blatt.

Seite 1: DE VERA | HERBARVM cognitione | APPENDIX, | cui sequentia insunt. | Mit gleicher Randeinfassung wie oben. Die Rückseite dieses Blattes leer. S. 199 Holzschnitt: fahrender Mercur, aus des Johann ab Indagine chiromantia, Strassburg, Schott, 1530 entlehnt, hierauf ohne Seitenzählung Inhaltsverzeichniss.

Am Ende: ¶ ARGENTORATI apud Joannem | Schottum librarium. XIIII. Febr. Anno . M.D.XXXII. | Druckermarke Schotts. | Hand CVM Gratia & priuilegio Imperatoriae | Maiestatis ad Quinquennium. |

Folio. Titel + 90 Seiten, wovon 11 und 12 doppelt gezählt sind, + 1 leeren Blatt + 199 mehrfach falsch gezählten Seiten + 5 Seiten Register.

---

[1] 1. September.

[2] Zeits. S. 311—312.

[3] Die Widmung ist gegeben: Argentorati quarto nonas Decembris 1531. (2. Dezember.) Anreger des Buchs waren D. Henrichus de Heppendorf, D. Nicolaus Gerbelius und D. Joannes Sapidus (Witz). Vgl. Zeits. S. 309.

Berlin K. Bibl.

Davon erschienen folgende Auflagen:

NOVI | HERBARII | TOMVS | Lindenblättchen II Lindenblättchen | PER OTHONEM | BRVNFELS | IVM | DENVO NATVS. | ¶.Continens quae uersa pagina | subnotantur. | Subiecto Indice, rem ob oculos omnem uel | digito monstrans. | Hand ARGENT. apud Joannem Schottum, cum | Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexennium. | M.D.XXXVI. | Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 Vorderseite: CONTENTA folio uerso. Item | DE VERA| etc. Blatt 2 Rückseite: CONTENTA. | ¶ Rhapsodiae Herbarum TOMI Secundi. | Blatt 3 Vorderseite steht die Signatur A_3 statt A_2 der Auflage 1532 und oben: D. Generosis COMITIBVS & Dominis | — — — gratiosis, |

Schliesst S. 95, sodann S. 97: DE VERA | HERBARVM cognitione | APPENDIX, | cui sequentia insunt. | Mit Randeinfassung wie oben. Die Rückseite dieses Blattes leer. Schliesst S. 313. Auf der Rückseite des letzten Blattes unten: ¶ ARGENTORATI apud Joannem Schot- | tum librarium. Anno M.D.XXXVI. |

Folio, 313 gez. Seiten + 5 n. gez. Seiten Register. 52 Holzschnitte im Text, welche jedoch etwas anders geordnet sind als in der Auflage 1532. Jedenfalls ist diese Auflage ein der Titelauflage des I. Teils 1536 angepasster Neudruck des Jahres 1536.

Berlin K. Bibl., Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

Jedenfalls existieren auch Nachdrucke 1537 und 1539.

33. COntrafayt | Kreüterbůch | Nach rechter vollkommener art, vnud (!) | Beschreibungen der Alten, besst- | berůmpten ärtzt, vormals | in Teütscher sprach, | der masszen nye | gesehen, noch im Truck auszgangen. | Sampt einer gemeynen Inleytung der Kreüter vrhab, erkant- | nüssz, brauch, lob, vnd herrlicheit. | Durch Otho Brunnfelsz | Newlich beschriben | M.D.XXXII. | ¶ Mit eim besonderen Register, zům fleisszigsten verordnet auff | allerley kranckheyten, nach anzeyg der Kreüther krafft so hyer- | inn begriffen. Bey dem auch ein Kreüter Register. mit sein | en Synonymis vnd beynammen. | Hand Mit Keiszerlicher Maiestät Freyheit | vff Fünff jar, nit nachzůtrucken. x. bey der pen | fünff marck lötigs golds. | ¶ Zů Strasszburg bey Hans Schotten | zům Thyergarten. | Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 mit Signatur aII Vorderseite. Dem Durchleůchtigen Hochgeborenen Fürsten vñ | herren, herren Ludwigen Pfaltzgrauen bey Rhein, Hertzogen in Bay- | eren, vnd Grauen zů Veldentz ꝛc. meinem gnedigen herren, | Entbeüt ich Ottho Brunnfelß mein vnderthän- | ig willig dyenst zůuor. |

Blatt mit Signatur aII Rückseite Zeile 5: Datum zů Straszburg am . 24. tag des Augstmonats, von der geburt Jesu | Christi vnssers heylandt. 1532. | E. F. G. vndertheniger | Ottho Brunnfelss, burger zu | Straßburg. |

Blatt 3 mit Signatur aIII: Vorred. Umfasst 33 Capitel. Am Ende der Vorrede blattgross das Strassburger Stadtwappen wie in den Ausgaben 1530, 1532 etc. des herbariums. Dann beginnen mit

römischer Seitenzählung die Abbildungen und Beschreibungen der Pflanzen mit CCCXXXII Seiten. Seite CCCXXXII in Mitten der Seite: Zů Straszburg bey Hans Schot- | ten zům Thyergarten. | M.D.XXXII.|[1]

Blatt mit Signatur Ff Vorderseite: Hans Schott bůch- | drucker zům Leszer. | Das nun folgende Verzeichniss der Pflanzen, ihrer Synonymen wie auch der Krankheiten rührt von Schott her.

Folio, 16 n. gez. Blätter mit den Signaturen aII—aIIII, b—bIII. c—cIIII + CCCXXXII gez. Seiten mit den Signaturen A—EeIII + 7 n. gez. Blätter mit den Signaturen Ff—FfIII + GgII—GgIIII. Die Lagen a und c haben 6. die Lage b 4 Blätter, die Lagen A—Bb bestehen aus 6 bis zum vierten Blatt bezeichneten, Cc—Gg aus 4 H aus 7 Blättern, HIIII ist eingeklebt. Die Seitenzählung beginnt auf AII Vorderseite mit III, Blatt GgIIII ist leer. Im Text sind eingedruckt 176 meist blattgrosse Holzschnitte, deren viele neu sind, andere aus Teil I und II des Herbariums entlehnt wurden. S. 301 fehlt der Holzschnitt, der Pflanzenname steht allein da.

Nürnberg german. Museum, Wien Hofbibl., Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl., Berlin K. Bibl. (ohne das leere Blatt am Ende).

Davon erschien folgende Auflage:[2]

Kreuterbuch contrafayt, beide theyl vollkommen nach rechter Beschreibung der alten Lerer und ärtzt

Blatt CXV Rückseite die Druckermarke Gülferichs | Gedruckt zů Franckfürdt, | am Mayn, durch Her- | man Gülfferichen, | in der Schnurrgassen, | zum Krug. | 1546. | Teil I und II enthaltend. |

Folio, 115 Blätter + Einleitung, Inhaltsverzeichnis, mit Holzschnitten.

Darmstadt Hofbibl. (Titel fehlt), Wien Hofbibl.

Graesse, trésor I, S 554. Pritzel. thes. bot. n. 1423.

Lindenblättchen CATE | CHESIS PVERORVM, IN | fide, in literis, & in moribus. Ex Cice | rone, Quintiliano. Plutarcho, Angelo | Politiano, Rodolpho Agricola, Era- | smo, Philippo Melanch. atque alijs | probatissimis autoribus, Tomis | digesta quatuor, quorum elen | chus operi pręfixus est. | Per Othonem Brunfels. | CVM INDICE. | COLONIAE | Excudebat Joannes Gymnicus | ANNO M.D.XXXII. | Mense Octobri. | Mit Titeleinfassung: Superbia, Justitia, Avaricia, Spes. Suspitio, Fortuna, Invidia, Prudencia. | Auf der Titelrückseite: GERARDVS NOVIOMAGVS | Lectori. | (Sechs Verse).

Blatt 2 mit Signatur A2 Vorderseite: CLARISSIMIS SENATORIB. D. | Jacobo Sturmio D. Nicolao Cnyebsio, & D. Ja- | cobo Meyer, inclytae urbis Argentinae Scho | larum Praefectis. Dominis suis obser- | uandiss. Otho Brunfelsius. S. |

---

[1] Zeits. S. 310.

[2] Eine Auflage 1534 Strassburg Schott folio bei Graesse I, S. 554 existiert nicht und beruht auf einem Druck- oder Schreibfehler 1537 zu 1534. Verschiedentliche Anfragen in deutschen Bibliotheken ergaben die Nichtexistierung.



Blatt mit Signatur A_2 Seite 4 Rückseite Vorwort des Brunfels. Am Ende: Argentorati Calendis Martij, Anno supra millesimum quingentesimum vigesimo nono. |

Sedez, 155 gez. Seiten + 2 n. gez. Blätter Index mit den Signaturen A_2—K_3. Auf der Rückseite des letzten Blattes Gymnichs Druckermarke. Nachdruck der Ausgabe 1529.

Darmstadt Hofbibl.

34. Theses seu communes loci totius rei medicae. Ex optimis scriptoribus . . . in ordinem digesti. Item de usu pharmacorum, deque artificio Supressam alvum eiendi Liber. Strassburg. 1532. Mit Druckermarke Georg Ulrichers von Andlau.[1]

Kleinoctavo, Vorsatz + den Signaturen A—F_5 oder 232 gez. Blätter.

Mainz Stadtbibl. (Titel fehlt), Strassburg Univ. Bibl., Leipzig Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

Heitz, Elsässer Druckermarken XXII, vgl. S. 44. Pritzel, thes. S. 37 n. 1425.

1533.

35. IATRION ME | DICAMENTORVM SIMPLICI | um, continens remedia omnium morborum, quae | tam hominibus quàm pecudibus accidere | possunt, opus sane praeclarum atqȝ in- | signe, quiq'ȝ hactenus par in lucem | non prodijt, digestum in Li | bros quatuor, quorum | materia uersa pa- | gina docetur. | Druckermarke | Per Othonem Brunfelsium Medicinae | Doctorem. | Nur Schwarzdruck. Auf der Titelrückseite: LECTORI | Salutem. | Inhaltsangabe der vier Bücher des Werks.

Blatt 2 mit Signatur A_2 Vorderseite: ORNATISSI- | MO VIRO DOMINO LAV- | rentio Schenckbecher. Ecclesiae Diui | Thomae apud Argentoratum prae | posito, Otho Brunfelsius. | Medicinae Doctor. | S. D. |

Blatt 3 Rückseite nennt sich Brunfels in der Vorrede an den Leser ebenfalls Medicinae Doctor

Octavo, 32 n. gez. Blätter Titel, Widmung. Vorwort und Inhaltsverzeichnis + 240 gez Blätter mit den Signaturen A_2—D_5 + a—z_5 + A—G_5. Auf der Rückseite des letzten Blattes des Georg Ulrichers von Andlau Druckermarke. O. Jahresangabe (1533).

Teil II:

IATRIONI- | CES MEDICAMENTORVM SIM- | plicium, Liber Secundus, continens | ea quae ad pectus, uentrem, in- | teraneaq'ȝ attinent. | Ulrichers Druckermarke | Othone Brunfelsio authore. | Die Titelrückseite leer.

Octavo, 267 gez. Blätter mit den Signaturen H_2—Z_5 + Aa—Rrq. Auf der Rückseite des letzten sonst leeren Blattes Ulrichers Druckermarke.[2]

---

[1] Zeits. S. 312.

[2] Die Teile I—II in der Strassburger Univ Bibl. Die Widmung an Schenkbecher neu abgedruckt Zeits. S. 320.



Teil III:

IATRIONI- | CES MEDICAMENTORVM SIM- | plicium Liber Tertius, continens | ea quae infernis corporis par | tibus accidunt, ulcerum | item omnis generis, | & uulnerum re- | media. | Druckermarke Ulrichers. | Othone Brunfelsio authore. | Die Titelrückseite leer.

Octavo, 203 gez. Blätter mit den Signaturen Ss_2—Zz_5 + aA—tTq. Auf der Rückseite des sonst leeren letzten Blattes die Druckermarke Ulrichers von Andlau.

Teile I—III befinden sich zu Wernigerode und Mainz Stadtbibl.

Teil IV:

IATRIONI- | CES MEDICAMENTORVM SIM- | plicium Liber Quartus, continens | febrium, morborum, mulie | brium, & omnium ue | nenorum | remedia. | Druckermarke Ulrichers. | Othone Brunfelsio authore. | Titelrückseite leer. Auf der Rückseite des letzten Blattes Ulrichers grosse Druckermarke.[1]

Octavo, 132 n. gez. Blätter (das letzte Blatt falsch als 120 bezeichnet) mit den Signaturen uV_2—zZv + Aaa—Nnn_5.

Wernigerode, Darmstadt (I.—IV. Teil), Wien Hofbibl. (3 Bände complet), Teile II, III und IV zu Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl.

36. Lindenblättchen DE DI- | SCIPLINA ET IN- | STITVTIONE PVERO- | rum, Othonis Brunfelsij | Paraenesis. | HORATIVS. | Est modus in rebus, sunt certi deniqꝫ fines | Quos ultra citraq'ꝫ nequit consistere rectum | Druckermarke. | COLONIAE APVD IO- | annem Soterem. | ANNO M.D.XXXIII. | Auf der Titelrückseite: INDEX CONTENTORVM. | Blatt 2 mit Signatur A_2 Vorderseite: DE DISCI- | PLINA ET PVERO- | RVM INSTITVTIONE. |

Sedez, 16 n. gez. Blätter mit den Signaturen A_2—B v.[2]

Darmstadt Hofbibl.

Eine weitere Auflage davon ist:

De disciplina et puerorum institutione cont. de stud. rat. deque vita iuvent. Basileae. 1541.

Octavo.

Leipzig Univ. Bibl.

37. De diffinitionibus et terminis Astrologiae libellus isagog. Basileae. 1533.[3]

Folio.

Leipzig Univ. Bibl.

38. NEOTERI | CORVM ALIQVOT MEDI- | corum, in Medicinam practicam in- | troductiones. Junioribus Medicis ei ar- | tificio mancipare sese uolen- | tibus, tum utiles, tum | pernecessa | riae. | PER OTHONEM BRVN- | felsium Medicinae professorem. | ARGENTORATI. | AN. M.D.XXXIII. | Die Titelrückseite leer.

---

[1] Zeits. S. 312. In dem Vorwort zum dritten Teil nennt Brunfels den Johann Munterus Arzt als Helfer bei Abfassung des Buchs.

[2] Zeits. S. 313. Jedenfalls nur Cölner Nachdruck. Der Anhang blieb weg.

[3] Zeits. S. 312.

Blatt 2 Vorderseite: GEREONI | SEYLER, INCLITAE VR- | bis Augustae Vindelicorum,[1] Medi- | co Clarissimo, simul et doctiss. | Otho Brunfelsius Medicinae | professor. S. D. |

Am Ende der Vorrede: Et Valeto, Argentorati Kalen. Sept. | Anno M.D.XXXIII. |

Am Ende Rückseite des letzten Blattes: ARGENTINAE PER IOANNEM ALBERTVM, MEN | SE SEPTEMBRI, | ANNO | M D.XXXIII. |[2]

Kleinsedez, 8 n. gez. Blätter + 311 gez. Blätter mit den Signaturen *2—*5 + A—Q_5.

Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl., Wien Hofbibl.

1534.

39. ONOMA | ΣTIKON | MEDICINAE. | CONTINENS | Omnia nomina Herbarum, Fruticum, Suffruticum, Arborum, Senti- | um, Seminum, Florum, Radicum, Lapidū preciosorum, Metallorū,—Colorum, Definitionum medicinaliū, Instrumentorū Medicinae, Vn | guentorum, Diapasmatum, Emplastrorum, Eclegmatum, Acoporū | Suffituum, Electariorum, Pharmacorum, Clysterium, Bolanorū, Pes- | sorum, Pastillorum, Malagmatum, Balnearum, Chirurgiae, Morborū | Pecudū, Animantium omnis generis nomina propria: eorum quae in | myropolijs habentur, Morborum, Medicorum, & Inuentorum | Medicinae, Anatomiae. Ponderum, Philosophię naturalis, | Magiae, Achimiae, (!) & Astrologiae: ex optimis, pro- | batissimis, & uetustissimis Autoribus, cum | Graecis, tum Latinis, Opus recens, | nuper multa lectione | OTHONIS | Brunfelsij, | Medicinae professoris, congestum in | gratiam eorum, qui se priscae MEDICINAE dediderunt. | Praescriptis Operi Tabulis nominum Anatomię, & ęgritudinum | totius corporis humani. | Saladini item iudicio de Ponderibus Medicinalibus. | ¶ ARGENTORATI apud Joannem Schottum, | cum gratia & Priuilegio CAES. Maiest. | ad Quinquennium. | M.D.XXXIIII | Die Titelrückseite leer.

Blatt 2 mit Signatur 2 Vorderseite: LECTORI AEQVO OTHO BRVN- | felsius Medicinae professor. | Schliesst: Bernę. 11. Februarij. Anno. M.D.XXXIIII. |[3]

Folio, 6 n. gez. Blätter Inhaltsverzeichniss, Gewichtstafel und Aussprüche des Galenus, am Ende herrlicher Holzschnitt: Zwei Ärzte mit Uringlas und Salbentopf + 180 gez. Blätter mit den Signaturen a—z + aa—ggIIII. Auf der Vorderseite des letzten Blattes Spalte II unten: ¶ ARGENTORATI | apud Joan. Schottum. 14. April. | Anno Christiano. 1534. | Die Rückseite dieses Blattes leer.

Wernigerode Stolberg'sche Bibl., Darmstadt Hofbibl., Leipzig

---

[1] Gereon Seyler auch Wigiles, Anthopedios und Plomenthaler stammte aus Blumenthal bei Aich. Er kommt in Lenz, Briefwechsel des Landgrafen Philipp des Grossmüthigen von Hessen mit Bucer in Strassburg Leipzig. 1891, I. S. 216 und III, S. 313 vor. Er war der Vater des Rechtsgelehrten Raphael Seyler aus Augsburg.

[2] Zeits. S. 312—313.

[3] Zeits. S. 313.

Univ. Bibl., Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl., Wien Hofbibl., Goettingen Univ. Bibl.

Pritzel, thes. S. 37 n. 1426.

Dasselbe. Argentorati, Jo. Schottus, 1543.

Folio.

Wien Hofbibl., Strassburg Univ. Bibl, Leipzig Univ. Bibl.

Graesse, trésor I, S. 553.

Nachgelassene Schriften des Brunfels.

1. ANNOTATIONES | OTHONIS BRVNFELSII, REI ME- | DICES DOCTORIS PERITISSIMI, THEO- | LOGIAE, TRIVM LINGVARVM, VARIA- | rumqȝ Artium insignite eruditi, in quatuor Euan- | gelia & Acta Apostolorum, ex Orthodo- | xis Sacrarum Literarum scriptoribus | congestae, plusquàm credi po- | test, Diuinarum rerum | Candidatis, usui futurae. | Lindenblättchen | Druckermarke | ARGENTORATI GEORGIO VLRICHERO | Andlana Impressore, An. M.D.XXXV. Mense Septemb. | Auf der Titelrückseite: EFFIGIES DOCT. OTHONIS | Brunfelsij Anno aetatis suae | XXXXVI. | (Brustbild in Holzschnitt, mit Doctorhut, bartloses eingefallenes Gesicht).

Blatt 2 Vorderseite: SENATVI POPVLOQVE | ARGENTINO DOCT. IOANNES | Munterus Gandanus atqȝ | Georgius Vlricher Andlanus. | S. D.[1] | Mit der Zeitangabe: ARGENTORATI AN. D.M (!) XXXV. | Calendis Septemb.[2] | Lindenblättchen.

Blatt 6 Vorderseite: EXPOSTVLATIO CVM ME- | dicina ob mortem Othonis Brunfelsij | eximij Medici. | Joan. Sapido. Autore. |

Blatt 245 Rückseite: Argentorati imprimebat Georgius Vlricher | Andlanus Mense Septemb. Anno | M.D.XXXV. | Auf der Rückseite des sonst leeren folgenden letzten Blattes Ulrichers grosse Druckermarke.[3]

Folio, 6 n. gez. Blätter Titel, Vorwort und Inhaltsverzeichnis mit den Signaturen 1, 2, 3 + A_1 + Blätter 1—245 + 1 leeren n. gez. Blatt mit Druckermarke.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

2. TOMVS | HERBARII | OTHONIS BRVNFELSII | III | COROLLARIIS | Operi praefixis, quibus respondet | Calumniatoribus suis: passim | Errata quaedam priorum | TOM. diluens | LECTORI | S. Habes tandem Lector candide, desyderatum Opus OTH. quod | praematura morte raptus, posthumium reliquit, monumentum inqȝ | laboris sui, quem Herbarum indagationi tanto studio, eaqȝ diligentia | impendit, ut immortalis illum gloria, non immerito sequatur. | uirum & pietate & eruditione nostri seculi clarum, | quemqȝ iure aeques ueterum etiã stemmati- | bus. Tu lege, & fruere gratus. | VALE. | Cum Caes. Maiest. Priuilegio ad Sexennium. | ARGENT. apud Joannem Schottum. | M.D.XXXVI. | Die Titelrückseite leer.

Seite 3: Soli DEO gloria. | D. OTHONIS BRVNF. IN HERBARVM |

---

[1] Neuabdruck in Zeits. S. 318—319.
[2] 1. September.
[3] Zeits. S. 315.

suarum descriptiones COROLLARIA. | In quibus respondet Calumniatoribus suis, | passim Errata quaedam diluens.

Seite 240 unten: ꝗ Atqȝ hic finis esto Operis. |

Seite 241—242 Inhaltsverzeichnis.

S. 243: JO. SCHOTTVS Librarius Lectori S. | Letzte Seite leer.

Folio, 240 gez. Seiten + 2 Blätter, 104 Holzschnitte im Text, wovon manche bereits in Teil I und II vorkommen oder aus dem Kräuterbuch 1532 I. Teil entlehnt sind.

Berlin K. Bibl., Darmstadt Hofbibl. (defect, vorhanden Signaturen A_2—T_4 oder S. 1—228), Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl., Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

1537 und 1539 erschienen weitere Auflagen. Vgl. oben unter 1530.

6. REformation der | Apotecken, welche inhaltet vil gůter | stück, die eynem yeglichen fast nützlich sein, so seiner | gesůndtheyt gern acht haben will, als nemlich von | kreütteren, wurtzlen, safft, samen, blůmen, öle, | feystigkeyten, gebranten wassern, Juleph, | vnd anderm, wie man solche ding | bekommen, behalten vnd | brauchen soll. | Von edlen steynen, wie die zukeñen, vñ wa zů sie nütz sein. | Alles beschriben durch den hochberümpten Otto Brun | felßen, der Artznei Doctor. | Wie man Syrupen, Latwergen, vnd Confect machen | soll, verteütscht auß dem latein durch D. Hansen Eles. | Holzschnitt: Inneres einer Apotheke, vier Personen: Käufer, Apotheker und zwei Gehilfen. | Zů Strass. durch Wend. Riel. M.D.XXXVI. | Auf der Titelrückseite: Inhalt diß Bůchs. |

Blatt mit Signatur AII Vorderseite: Joannes Eles sagt heyl allen | Christlichen lesern in was | standts sie sein. |

Blatt mit Signatur AIIII Vorderseite Zeile 8: Amē. Geben vff den xxxvj (!) Julii im Jar M.D.xxxvj. | Sodann Zeile 9: Den Edlen, strengen, vesten, from- | men fürsichtigen, weisen Herrn, Schultheys vñ Rath, der lòblichen Statt Bern, meinen gnedigen | günstigen lieben Herren. | Unterzeichnet Blatt mit Signatur AIIII Rückseite am Ende: V. G. vnderthäniger D. Ot | to Brunfels Stat Artzet. | Ohne Zeitangabe.

Schliesst auf Blatt mit Signatur PII Vorderseite Zeile 26: Vnderm corrigiern ist übersehen wordē. Blatt xiij. liß | . . . drei Zeilen . . | fol. xliiii: Oleum Cheiri nit Cheruci. | Die Rückseite dieses Blattes leer.[1]

Quarto, 4 n. gez. Blätter mit den Signaturen AII—PII + LIV Blätter zu Lagen von 4 Blättern, deren erste allein bezeichnet. Von Signatur BI an Blattbezeichnung I—XLIIII.

Darmstadt Hofbibl., Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl., Nürnberg german. Museum (694).

7. ANder Teyl des Teütsch | en Contrafayten | Kreüterbůchs. | Durch Doctor Otth Brunnfelß | zůsammen verordnet vnd | beschriben. | M.D.XXXVII. | Holzschnitt: Pflanze. | Mit Keyserlicher Maie-

---

[1] Zeits. S. 314. Die Schrift entstand im Mai und Juni 1534. — Ein Holzschnitt derselben in Mittheilungen aus d. german. Museum I, 1, (1884) S. 83 wiedergegeben.



stât Freyheyt | vff Sechs jar. | ¶ Zû Strasszburg bey Hans Schotten | zûm Thyergarten. | Die Titelrückseite leer.

Folio, 173 Seiten nebst Vorwort und Inhaltsverzeichnis, 96 Holzschnitte im Text.[1]

Darmstadt Hofbibl. (defect, vorhanden clxxIII gez. Seiten).

Graesse, trésor I, S. 554.

Ueber die Auflagen 1534, welche nichts anders als die durch Schreibfehler entstandene nicht existierende Auflage 1537 und die weitere 1539 vgl. oben unter 1532.

Ohne feststellbare Jahreszahlen erschienen:

3. Oben Querleiste. Weiber vnd Kinder | Apoteck. | Das erst Buch. | Von vielen kranckheyten der weiber, | die zûuerkummen, oder zû kurirn, vom haupt an, | durch den gantzen leip, biß zûn füssen 2c. | Das ander Buch. | Von rath vnd sorg, so mann bei seug-| lingen vnd gar jungen kindlin biß sie erwacksen, | haben sol, Mit vnderweisung die vielfaltigen zûfäll, so der | selbigen offt begegnen, zûuersorgen vnd rhat zûthun. | Itzunt von newem auß der Apoteck Otthonis Brun | felsij, verteutscht. Allen kindtbaren frawen, | Hebam̄en, vnd seugam̄en vast dienstlich. | Drei Holzschnitte neben einander: Arzt mit Uringlas, zwei nackte Kinder, eine Frau (Hebamme?). | Getruckt zû Straßburg beim M. Jacob Cammerlander. | Titelrückseite leer.

Blatt 2 Vorderseite: Inhalt dieser zweier Bûchlein.[2]

Auf der Rückseite des Blattes 4, dessen Vorderseite leer: Vorred. | Vorwort Cammerlanders, der den deutschen Auszug aus des Brunfels Apothek besorgte und herausgab.

Quarto, 4 n. gez. Blätter + xlIIII gez. Blätter mit den Signaturen A—LIII = 44 gez. Blätter. Auf der Rückseite des letzten Blattes Cammerlanders Druckermarke. Schwabacher Type.

Strassburg Univ. Bibl., Wien Hofbibl.

Graesse, trésor I, S. 533.

4. De incertitudine et difficultate artis medice. Lateinische Schrift zur Verteidigung seines lateinischen Herbariums verfasst. Erwähnt Contrafayt Kreuterbuch 1532 Blatt B IIII Vorderseite, mithin 1532 vorhanden. Ob diese Schrift je im Druck erschien, war nicht fest- zustellen.

5. VOn allerhandt A- | poteckischen Confectionen, Latt | wergen, Oel, Pillulen, Trencken, Trociscen, | Zucker scheiblin, Salben vnnd Pflastern 2c. | Wie, wann, vnd warzû man jdes brauchen soll, eyn kurtzer Bericht. D. Otthonis Brunfelsij. | Mit Titelholzschnitt Links unter dem Text: Eine Frau verkauft Arzneikräuter an zwei Personen im Garten, Rechts Apotheke, junger Mann rührt in einem Gefäss, zwei Querleisten. | Getruckt zû Straßburg beim J. Cammerlander. | Auf der Titelrückseite blattgrosser Holzschnitt: oben Querleiste, darunter an einem gedeckten Tisch Apotheker Salbe an einen Boten mit Topf verkaufend.

---

[1] Zeits. S. 310. Herausgeber war Michael Herus nach des Brunfels Nachlass.

[2] Jacob Cammerlander aus Mainz war jedenfalls mit Brunfels bekannt. Über ihn vgl. K. Wenzel, Cammerlander und Vielfeld. Berliner Dissertation. 1891. S. 57. Vgl. Zeits. S. 314—315.

Blatt 2 mit Signatur Aɪɪ Vorderseite: Q. Apollinaris zům Leser.| Ohne Zeitangabe.

Auf der Vorderseite des letzten Blattes blattgrosser Holzschnitt: Apotheke, Apotheker einem Arzt Arzneimittel verkaufend. Auf der Rückseite dieses mit D_4 bezeichneten Blattes Druckermarke Cammerlanders.

Nach dem Vorwort ist die Schrift ein Auszug aus des Lorenz Phrieß und Brunfels Büchern gefertigt durch Cammerlander.[1]

Quarto, 16 n. gez. Blätter mit den Signaturen II—Dɪɪɪ, wovon nur die ersten drei Blätter der vierblätterigen Lagen bezeichnet sind.

Darmstadt Hofbibl., Nürnberg german. Museum (15, 300).

8. Von allerhandt Apo- | teckischen Confectionen, Lattwer- | gen, Oel, Pillulen, Trăncken, Trocis- | cen, Zucker scheiblein, Salben vnnd Pfla- | stern etc. Wie, wenn, vnnd war zu man jedes | brauchen soll, ein kurtzer Bericht | D. Otthonis Brunn- | felsii | Holzschnitt: Drei Töpfe. | Gedruckt zu Franckfurdt am Mayn, | durch Hermann Gůlfferichen, inn der | Schnurgassen zum Krug. | M.D.LII. | Die Zeilen 1, 2, 9, 10 und 12 Rotdruck. Die Titelrückseite leer.

Auf der Rückseite des letzten Blattes Gülferichs Druckermarke.

Quarto, 16 n. gez. Blätter mit den Signaturen Aɪɪ—Dɪɪɪ. Nachdruck der vorigen Ausgabe.

Wien Hofbibl., Frankfurt a. M. Senckenberg'sche Bibl., Nürnberg german. Museum (695).

9. PROBLEMATA | OTHONIS | Brunnfelsij. | I | De ratione Euangeliorum. | II. | Quare in Parabolis locutus | sit CHRISTVS. | Ad Joannem Schottum | Libr. Argent. | Mit Titeleleinfassung. | Auf der Titelrückseite: JOANNES SCHOTTVS | Lectori S. D. | Ohne Zeitangabe.

Blatt 2 mit Signatur Aɪɪ Vorderseite die Schrift des Brunfels an Schott gerichtet, herausgegeben von Diesem.[2]

Quarto, 12 n. gez. Blätter mit den Signaturen aɪɪ—cɪɪɪ.

Darmstadt Hofbibl., Wien Hofbibl., Strassburg Univ. Bibl.

10. Der Christen | Practica, durch alle hohe | vnnd nidere stănde, wes die sich, zu jrer leib vnnd | seel wolfart, biß zu ende der Welt, vnnd dises | jămerlichen wesens, zů halten pflichtig. | Durch D. Otho Brunfelß zůsamen gesetzt. | Holzschnitt: Jüngstes Gericht. | Vorderseite des letzten Blattes: ¶ Gedruckt zu Nůrnberg durch Hans Daubman. | Die Rückseite dieses Blattes leer.[3]

Quarto, 10 n. gez. Blätter mit den Signaturen Aɪɪ—C, Schwabacher Type. O. J.

Wernigerode Stolberg'sche Bibl., Wien Hofbibl.

Davon erschienen folgende Auflagen:

Nürnberg. 1548.

Quarto.

Strassburg Univ. Bibl.

Graesse, trésor I, S. 554.

O. O. u. J. u. F. (Strassburg, M. Jacob Cammerlander 1545).

---

[1] Zeits. S. 315.
[2] Ebenda S. 315.
[3] Ebenda S. 316.

Quarto. Möglicherweise die erste Auflage.
Wien Hofbibl.
O. O. (Mühlhausen) 1582.
Quarto.
Strassburg Univ. Bibl.
Zweifelhaft sind folgende Schriften:

1. Die schöne vnd kürtzweilige Historia, von der heirat Isaacs und seiner lieben Rebecca, Spielweis gestellet. Witteberg. 1569.[1]

Octavo.
Graesse, trésor I, S. 554.

2. DE CAVSA | BOEMICA. | PAVLVS CON | STANTIVS. | Vulgo refragari quosdam celeberrimi | Constantiensis Concilii sententiae, qua | HVSSITAE | damnati sunt constat. Quare uisum est | mihi hũc ea | de re in lucem edere librum | ut videtur a doctis quibusdam scriptum | quo palam fiat uniuerso orbi, qua ex causa Hussitae damnati sint, & Sanctae | Romanae Ecclesiae, celeberrimiqȝ Con | cilii illibata maneat auctoritas. | ¶ Lector animum affer liberum, ron | chos, supercilium & rugas ablega | ad Haereticorum Inqui | sitores. | Mit Titeleinfassung von vier Stöcken. | Auf der Titelrückseite der Anfang des Inhaltsverzeichnisses.

Auf der Rückseite des letzten Blattes: EXPLICIT TRACTA | TVS MAGISTRI IOAN | NIS HVS, QVEM COLLE | git Anno Domini M.CCCC.XIII. Et | est pronunciatus publice in Ciuitate | PRAGENSI. |

Quarto, 4 n. gez. Blätter + den Signaturen aa - zz v. O. O. u. J. u. F.
Brunfels soll Herausgeber sein, im Text findet sich davon Nichts.[2]
Strassburg Univ. Bibl.

3. Benedictus Alex., Anatomice sive de hystoria corporis humani, libri quinque. Eiusdem Aphorismorum liber. Aphorismi Damascaeni, Hippocratis ius iurandum. Argentorati, Joh. Hervagius, 1528.

Kleinoctavo. Die Angabe Argentorati ist falsch und muss Basileae heissen. Dem Johann Hartmann Britannicus literarum decor angeblich von Brunfels gewidmet.[3]

Ohne allen Zusammenhang mit Brunfels ist: In Dioscoridis historiam herbarum certissima adaptatio. Der Kreüter rechte wahrhafftige contrafactur, erkanntnüss und namen, kryechisch, lateinisch und deutsch nach der Beschr. Dioscoridis. Argentorati, J. Schott, 1543.

Folio, 372 Seiten. Unternehmen Schotts, das die Brunfels'schen Holzschnitte verwendete und andere beifügte.[4]

Leipzig Univ. Bibl.

---

[1] Zeits. S. 316.
[2] Ebenda S. 316.
[3] Ebenda S. 316.
[4] Ebenda S. 316. Vgl. Pritzel, thes. botan. S. 37. n. 1428. — Das von Pritzel S. 37 n. 1427 erwähnte epitome ex gravissimis authoribus totius rei medicae summam complectens per Othonem Brunfelsium congesta nuper vero emendata et locupletata. Parisiis, in officina Gulielmi Juliani. 1552. Duodez, 104 Blätter, ist mir unbekannt.

XV.

Zwei elsässische Kinderspiele.

Von

Heinrich Menges.

Die beiden Kinderspiele, die ich in den folgenden Zeilen mitteile, tragen im Elsass die verschiedensten Namen. Da beim ersten das Erraten von Namen die Hauptrolle spielt und da meistens Farben oder Vögel dabei vorkommen, nenne ich es: Das Raten von Farben- oder Vogelnamen. Das zweite ist in ganz Deutschland unter dem Namen Brückenspiel bekannt. Und so bezeichne ich es auch hier, obwohl dieser Name im Elsass nicht überall gebraucht wird.

Ich stelle beide Spiele hier zusammen, weil das erste mehrere Züge vom zweiten entlehnt hat. Beide sind mit örtlichen Abweichungen über das ganze Elsass verbreitet. Auch im welschen Sprachgebiete kommen sie vor, z. B. in St.-Blaise im hinteren Breuschthale, wo das erste unter dem Namen «jeu des couleurs», das zweite als «la porte de Saint-Michel» gespielt wird. In den wenigen Orten, die sie nicht kennen, sind sie wohl mit der Zeit in Vergessenheit geraten. Man kann dieses langsame Veralten hier und da durch einen Vergleich der Jugend mit dem erwachsenen Geschlechte beobachten. Trotz dieser weiten Verbreitung sind die Spiele aus dem Elsass meines Wissens nur an einem Orte kurz angegeben, nämlich durch die Vermittlung des Herrn Regierungs- und Schulrats Dr. Stehle in Böhmes Deutschem Kinderlied und Kinderspiel (Leipzig, 1897, S. 636, 531), und zwar das Ratespiel für Orschweier, das Brückenspiel für Westhalten, beide im Kreise Gebweiler. Die Lützelsteiner Form des

Ratespiels hat neuerdings auch das Wörterbuch der elsässischen Mundarten gebracht. August Stöber hat nur das erste in der 1. Auflage seines Elsässischen Volksbüchleins (Strassburg, 1842, S. 37) angeführt, und bloss mit der Bezeichnung «Farwes».[1] Arnold erwähnt gar keins im Pfingstmontag, wo er am Anfange des III. Aufzugs doch eine grosse Menge Strassburger Spiele aufzählt. Daher möge es gerechtfertigt sein, dass ich hier die beiden Spiele für eine Reihe elsässischer Ortschaften von der Nord- bis Südgrenze des Landes mitteile. Ich glaube damit dem Leser ihre hauptsächlichsten Formen bieten zu können.

I. Das Raten von Farben- und Vogelnamen.

Ich gehe von der Spielform aus, die am Schluss einen Kampf aufweist. Mit einem solchen endigt das Spiel z. B. in *Erstein*. Hier geht es auf folgende Weise vor sich. In der wärmeren Jahreszeit sitzen Knaben und Mädchen im Freien neben einander in einer Reihe. Ein anderes Kind, der Spielleiter, steht vor ihnen und sagt jedem heimlich einen Namen ins Ohr, entweder eine Farben- oder eine Blumenbezeichnung. Die Farbennamen kommen dabei am häufigsten vor. Daher heisst der Spielleiter Farwegäner und das Spiel: Farweräterles mache. Zwei andere Kinder stehen abseits; sie heissen Angel und Deifel. Ihnen wird vom Spielleiter die Art der Namen vorher angegeben, d. h. ob Farben oder Blumen vorkommen. Ist die Namengebung beendigt, so ruft der Spielleiter zuerst den Engel herbei mit den Worten: Der Angel sell zersch kumme! Dann tritt der Engel herzu und spricht: Gelinggeling-kling! Spielleiter: War isch do? Engel: Der Angel mitsamt dem Stab. Spielleiter: Was will er? Engel: E Farb (e Blüem). Spielleiter: Was fir aini? Nun rät der Engel eine Farbe. Trifft er eine der gegebenen, so deutet der Spielleiter auf das betreffende Kind und sagt: Dar (die) het d Farb, er (sie) isch im Himmel. Jetzt nimmt der Engel das Kind an der Hand und führt es an einen besondern Platz, welcher der Himmel heisst. Das Kind ist nun ein Engel. Hierauf ruft der Spielleiter den Teufel herbei: Der Deifel sell kumme! Das geschieht auch dann, wenn der Engel falsch geraten und ihm der Spielleiter geantwortet hat: S isch keni do. Der Teufel kündigt sich an mit dem Rufe: Hollehollehoh! Auf die Frage des Spielleiters: War isch do? antwortet er: Der Deifel mit der firige Gawel. Dann geht alles zu wie beim Engel. Nur heissen die Anhänger

[1] Die 2. Auflage von 1859 enthält keine Spiele mehr.

des Teufels: d Deifel; ihr Aufenthaltsort ist d Hell. So wird abwechselnd weiter geraten, bis alle Kinder Engel oder Teufel sind. Dann verspotten die beiden Parteien einander mit dem Ausruf: Äks, äks, ihr sin in der Hell (im Himmel)! Den Schluss des Spiels bildet ein Kampf zwischen Engeln und Teufeln. Nur der Spielleiter beteiligt sich nicht daran, sondern schaut als Kampfrichter ruhig zu. Er zieht einen geraden Strich auf dem Boden. Auf der einen Seite stellen sich die Engel, auf der andern die Teufel auf, und zwar hinter einander in je einer Reihe, die zum Striche senkrecht steht. Jeder fasst seinen Vordermann mit beiden Händen um den Leib. An der Spitze stehen die beiden Rater. Diese reichen einander die Hände. Und nun sucht jede Partei die andere über den Strich zu ziehen. Gelingt das nur teilweise, d. h. zerreisst die Kette auf einer Seite und wird nur der vordere Teil herübergezogen, so muss sich dieser mit seinen Besiegern vereinigen. Der Kampf mit dem Reste wird so lange fortgesetzt, bis eine Reihe ganz überwunden ist. Dann rufen ihr die Sieger zu: Jetz sin ihr au in der Hell (im Himmel)! — Aehnlich ist das Spiel in *Niederbetschdorf* (Kreis Weissenburg). Nur ruft der Teufel hier: Hollehoh! und sagt, er sei der Deifel mit dem Schirhoke (Scheuerhaken). Beim Kampfe halten alle Kinder einander an den Händen. Der Spielleiter wird Herr genannt; das Spiel selbst, das immer seltener vorkommt, heisst: Hollehoh spiele.[1]

Das Spiel enthält an vielen Orten eine neue Bestimmung in dem sogenannten B e z a h l e n d e s e r r a t e n e n K i n d e s z. B. in *Hattstatt* (Kreis Gebweiler). Hat nämlich der Engel (oder der Teufel) richtig geraten, so fragt er den Spielleiter: Was kost't er? Nun giebt dieser eine bestimmte Summe an, etwa zehn Mark, und der Rater muss sie bezahlen, indem er ihm zehnmal auf die hingehaltene flache Hand schlägt. Jetzt erst darf er das erratene Kind in den Himmel (oder die Hölle) führen. Von diesem Bezahlen trägt der Spielleiter den Namen Koifmann. Das Spiel heisst Farwegåwerlis, obwohl gegenwärtig Vögel und andere Tiere häufiger als Farben genannt werden. In Hattstatt ruft auch der Teufel: Klingkling (wie der Engel). Beim Schlusskampfe drückt jede der beiden Parteien nach vorn, und die hat gewonnen, die über den Strich dringt.

Zu dem Bezahlen tritt häufig noch eine andere Spielbe-

[1] Der Ausruf Hollehoh erklärt sich als Ueberbleibsel einer früheren Sitte. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts hat man in Strassburg Hollehoh gerufen, ehe man in ein Zimmer eintrat. Vgl. Arnolds Pfingstmontag, I. 3 (Schluss) und Schmidts Wörterbuch der Strassburger Mundart (Strassburg, 1896, S. 51).



stimmung: der Rater muss dem erratenen Kinde nachlaufen. So ist es in *Gimbrett* (Landkreis Strassburg). Es geschieht hier, weil nur ein Kind rät, der Teufel, dessen Merkmal die Ofengabel ist. Durch das Nachlaufen wird vermieden, dass alle Kinder zum Teufel kommen. Sobald ein Kind erraten ist, ruft ihm der Herr (der Spielleiter) zu: Läuf furt! Und das Kind ergreift die Flucht. Der Teufel darf ihm erst nachlaufen, wenn er dem Herrn die verlangte Summe «bezahlt» hat. Wenn er es einfängt, so stellt ers an einen besondern Platz, d'Hell. Kommt es aber unberührt an seine frühere Stelle zurück, so begiebt es sich von selbst in den Himmel, der ebenfalls aus einem abgesonderten Orte besteht. Beim Schlusskampfe führt der Herr die Gegner des Teufels an. Es werden nur Vogelnamen gegeben, das Spiel heisst: Fäjeles spiele. — Fast gerade so ist es in *Enzheim* (Kreis Erstein). Nur heisst der Spielleiter: der Mann, der Rater: der Judd. Damit das fliehende Kind keinen zu grossen Vorsprung gewinne, braucht der Judd beim Bezahlen nur zweimal zu schlagen, auch wenn eine höhere Zahl angegeben ist.

Sehr häufig tritt an die Stelle des Schlusskampfes das Auspeitschen der Teufel. Dieser Schluss des Spiels ist mit dem Bezahlen und Nachlaufen weit verbreitet. Und doch hat wieder fast jeder Ort seine Besonderheiten. Ich führe hier nur einige an. In *Strassburg*, wo der Spielname «Engel un Deifel» lautet, kündigt sich jeder mit den Worten an: Jetzt kommt der Engel (Deifel) mit dem goldene (iserige) Horn; was git's ze verkaufe? Jeder darf dreimal hinter einander raten, ehe er abtreten muss. Das nicht gefangene Kind kehrt an seinen alten Platz zurück und erhält einen neuen Vogel- oder Blumennamen. Wenn alle Kinder Engel oder Teufel geworden sind, so stellen sich die Engel in zwei Reihen auf, so dass eine Gasse zwischen ihnen entsteht. Durch diese müssen die Teufel hinder einander laufen, dreimal hin und dreimal her. Dabei werden sie von den Engeln mit dem Plumpsack (dem geknoteten Taschentuch) geschlagen. — Ganz ähnlich ist das Spiel in *Weier aufm Land* (Kreis Colmar). Hier kommen als Namen nicht nur Blumen und Vögel vor, sondern auch andere Tiere und menschliche Vornamen (aber andere als die der Kinder). Der Engel ruft: Klingeling! und nennt sich bloss Angel; aber der Teufel ruft: Hollehoh! und kündigt sich mit der Ofegawel an. Der Spielleiter heisst: der Vatter. Er ruft dem erratenen Kinde vor dem Bezahlen zu: Rann furt! Dann darf es nur bis zu einem vorher bestimmten Orte laufen, der ihm als Vorsprung dient. Erst wenn der Teufel (oder Engel) bezahlt hat, läuft es weiter. — In *Bischweier*

(Kreis Colmar) heisst der Namengeber Vogelhändler, weil er Vögel zu vergeben hat. Ist ein Kind vom Engel oder Teufel erraten, so läuft der Vogelhändler mit dem Rater dem ausgeflogenen Vogel nach. Er gehört dem, der ihn fängt. Gelingt es dem Vogelhändler, so giebt er ihm einen neuen Namen. Das Spiessrutenlaufen der Teufel heisst: durchs Feuer schicken. Nicht bezahlen. — In *Schlettstadt* wird der Teufel verächtlich behandelt. Während der Engel sagt, er sei: der Angel mit dem goldene Ring (auch: Stab), muss der Teufel von sich bekennen · Ich bin der Deifel mit de verschissene Hosse! Dann fordert ihn der Herr auf: Geh nüs un putz sie! Nach einer Weile erscheint er wieder und meldet: Ich bin der Deifel mit de geputzte Hosse! Erst jetzt darf er wie der Engel raten, dreimal hinter einander, wenn er's nicht trifft, aber nur einmal, wenn er richtig rät. Dem erratenen Kinde ruft der Herr zu: Fliej üs! Am Ende muss der Teufel seine Anhänger einzeln durch die Gasse der Engel reiten. Beide werden jedesmal mit der Faust oder dem Plumpsack geschlagen. — Noch weniger gilt der Teufel in *Rufach* (Kreis Gebweiler). Hier rät nur ein Kind, der Schutzbangel. Wenn der Herr die Namen (Farben, Blumen, Vögel, Geräte) gegeben hat, ruft er: D Supp isch kocht! Nun kommt der Schutzbangel und sagt: Hollahoh! Auf die Frage: Wer isch do? antwortet er: Der Deifel. Er wird aber nicht angenommen, sondern abgewiesen mit den Worten: Pack di furt, dû brüchsch nit (nichts)! Das geschieht dreimal. Beim vierten Male nennt er sich Schutzbangel. Nun darf er nach einander raten. Jedesmal Bezahlen und Nachlaufen. Fängt er das fortgelaufene Kind, so kommt es in die Hölle, wo nicht, so stellt es sich selbst in den Himmel. Zuletzt Gassenlaufen und Durchpeitschen der Teufel. Das Spiel heisst: Der Schutzbangel mache. — In *Mülhausen*, wo nur Vogelnamen vorkommen und das Spiel daher «Vëgele verkaufe» heisst, raten wieder zwei, der Angel mit der guldige Kett, und der Deifel mit der firige Kett. So nennen sie sich auf die Frage des Herrn: Hollehoh, wer isch do? Jeder darf dreimal nach einander raten. Nach dem Bezahlen laufen beide dem ausgeflogenen Vogel nach. Er gehört demjenigen, der ihn fängt. Durch die Gassen müssen die Teufel einzeln langsam hindurch gehen, einmal hin und einmal zurück. Plumpsackschlagen. — In *Lützelstein* (Kreis Zabern) heisst das Spiel «Blumenemmes», weil nur Blumennamen gegeben werden; der Spielleiter ist daher der Gärtner, der Rater: der Judd. Dem fortgelaufenen Kinde geschieht nichts, wenn es unberührt zum Gärtner zurückkehrt. Wird es aber vom Judd gefangen, so muss es gleich durch die Gasse der andern Kindern hindurch laufen und bekommt Schläge

mit dem Plumpsack.[1] — In *Masmünster* (Kreis Thann) machen die beiden Rater, der Angel und der Deifel, gemeinsame Sache. Die andern Kinder wissen nicht, wer der Engel und der Teufel ist; denn die beiden, ein Knabe und ein Mädchen, nennen sich Mann und Frau. Rät eins falsch, so schickt es der Herr fort mit den Worten: Geh ge Griewe ratsche![2] Das erratene Kind läuft weg. Während es einer der Rater bezahlt, läuft ihm der andere schon nach. Wer es von den beiden fängt, dem gehört es. Kommt es aber ungefangen an seinen früheren Platz zurück, so erhält es einen neuen Namen. Erst wenn alle Kinder erraten und gefangen sind, erfahren sie, wer beim Engel und beim Teufel ist. Die beiden Parteien schreien einander mit aufgehobenen Händen an: Angel! Deifel! Das soll auf der einen Seite den Flügelschlag der Engel, auf der andern die Krallenhiebe der Teufel veranschaulichen. Zuletzt bilden die Engel eine Gasse, durch welche die Teufel laufen müssen, dreimal hin und dreimal her. Schlagen mit dem Plumpsack. Name des Spiels: Farwe gã (rōte). — Auch in *Ingweiler* (Kreis Zabern) erfahren die Kinder erst am Schlusse, wer von ihnen ein Engel und wer ein Teufel ist. Allerdings tragen die beiden Rater von Anfang an diese Namen, und jeder kündigt sich an: Da kommt der Engel (Teufel) mit seinem Stab und möchte gern Farben haben. Aber das erratene und nach dem Bezahlen eingefangene Kind wird gefragt: Witt züem Schijele (kleinen Schuh) odder züem Stiffel? So entstehen zwei Gruppen. Und erst gegen Schluss wird den Kindern vom Spielleiter mitgeteilt, was von ihm und dem Engel und dem Teufel vor dem Spiel heimlich ausgemacht worden ist, nämlich: Wer de Stiffel (oder auch: s Schijele) het, der müess durich d Hell jetz! Die Hölle ist die Gasse, wodurch sie dreimal laufen müssen; Schlagen mit dem Plumpsack. — Aehnlich ist das Spiel in *Eschweiler* (Kreis Zabern). Nur fällt das Bezahlen weg. Die Kinder erhalten bloss Vogelnamen. Der Spielleiter oder Verkäufer heisst Engel, der Rater oder Käufer: Teufel. Der letztere ruft: Klingelingeling! und nennt sich einen armen, armen Mann. Kommt der ausgeflogene Vogel wieder zum Engel zurück, ohne dass ihn der Teufel gefangen hat, so wird er als «flink» bezeichnet. Wenn alle Kinder erraten sind, bestimmen Engel und Teufel heimlich zwei Orte als Himmel und Hölle, z. B. einen Kirschbaum als Himmel, einen Apfelbaum als Hölle.

---

[1] Diese Spielform ist angeführt im Wörterbuch der elsässischen Mundarten von Martin und Lienhart, I, 773.

[2] Griewe sind ausgeschmalzte Fettwürfel aus Schweine- oder Gänsefett. Ratsche bedeutet hier: mit den Zähnen knirschen.

Dann werden die Kinder einzeln gefragt, ob sie an den Kirschbaum oder an den Apfelbaum wollen. Zuletzt wird ihnen mitgeteilt, wer im Himmel und wer in der Hölle ist. Die Teufel müssen Spiessruten laufen.

An vielen Orten ist das Spiel einfacher: Bezahlen, Nachlaufen und Einfangen fehlen; aber Gassenlaufen und Plumpsackschlagen bleiben. So ist es in *Reichenweier* (Kreis Rappoltsweiler). Der Engel (und der Teufel) darf hier dreimal hinter einander raten und stellt dann die erratenen Vögel oder Blumen gleich zu sich in den Himmel (oder in die Hölle). Der Spielleiter heisst Herr, das Spiel: Angel un Deirel spiele. — In *Sulzern* (Kreis Colmar) heisst das Spiel: Farwe rōte. Der Engel mit dem goldenen Ring ruft: Klingklingkling! der Teufel mit der feurigen Kette: klungklungklung! Namen: Farben, Blumen, Vögel, andere Tiere. — In *Altmünsterol* (Kreis Altkirch) erscheint der Engel mit dem goldenen Stab, der Teufel mit der feurigen Gabel. Jeder darf nach einander drei Namen raten. Der Namengeber ist der Meister. — In *Oberenzen* (Kreis Gebweiler) wird der Spielleiter Vatter genannt; die beiden Rater heissen Suhn und Knacht. Der Sohn redet den Spielleiter als Vatter, der Knecht als Meister an. Jeder darf so lange raten, bis er keine Namen mehr weiss (Farben, Vögel, andere Tiere, Blumen, Berufsarten). Die Teufel, die Anhänger des Knechts, müssen fünfmal durch die Gasse laufen. Spielname: Farwerōterlis mache. — In *Holzweier* (Kreis Colmar) heisst das Spiel: Vēgel rōte, obwohl ausser Vögeln auch fliegende Insekten vorkommen. Der Engel ruft: Klingilingiling! und sagt, er sei: der Angel mit dem goldene Ring. Der Deifel ruft im tiefen Tone: Klingilingiling! und nennt sich: der Deifel mit der firige Gawel. Jeder von ihnen darf hinter einander drei Kinder raten. Dann geht er mit ihnen ab. Wenn keine Kinder mehr zu raten sind, fragt jeder der beiden Rater die Seinen einzeln, ob sie lieber ein neues oder ein altes Kleid, dieses oder jenes Haus wollten, und dergl. Je nach der Antwort kommen sie, gemäss einer heimlich getroffenen Bestimmung, in den Himmel oder in die Hölle. — In *Westhalten* (Kreis Gebweiler) heisst das Spiel: alli scheni Farwe. Von den beiden ratenden Kindern wird das eine Schutzangel, das andere Hardepfelmocke genannt. Der Schutzangel kommt zuerst und ruft: Klingkling! Aber der Hardepfelmocke fängt gleich an zu raten (Farben, Vögel und andere Tiere). An dem Spiel beteiligen sich nur Knaben. — In *Barr* (Kreis Schlettstadt) spielen es Knaben und Mädchen, aber jedes Geschlecht getrennt für sich. Die Mädchen wähien meistens Blumen-, die Knaben Farbennamen. Das Spiel heisst: Farwes

spiele oder Himmel-Hell. Die Farbenbezeichnungen sind gewöhnlich Zusammensetzungen, so dass sie schwer zu erraten sind, z. B. budallegrien (flaschengrün) oder ziejelrot. Die Anhänger des Teufels heissen Hellekinder, die des Engels Himmelskinder. Bei den Mädchen schliesst das Spiel damit, dass beide Parteien einander diese Namen zurufen. Bei den Knaben müssen die Höllenkinder durch die Gasse laufen und werden von den Himmelskindern mit dem Plumpsack geschlagen. — In *Bollweiler* (Kreis Gebweiler) spielen Knaben und Mädchen zusammen. Das Spiel wird sogar vom ältesten Mädchen geleitet, das die Müeter ist. Die Rater und ihre Anhänger heissen Angel und Deifel. Die Teufel laufen am Schlusse nicht durch die Gasse der Engel, sondern nach verschiedenen Richtungen fort. Die Engel müssen ihnen nachlaufen und sie mit dem Plumpsack schlagen.

Das Spiel in Bollweiler bildet den Uebergang zu einer Form, in der Nachlaufen und Einfangen vorkommt, Gassenlaufen und Plumsackschlagen aber fehlt. Auch bezahlt wird das erratene Kind nicht immer. In *Ostheim* (Kreis Rappoltsweiler) heisst das Spiel: Fejerlis spiele, weil die Vogelnamen vorwiegen (auch andere Tiere, Blumen und Farben). Es raten gewöhnlich zwei Kinder, Engel und Teufel, bei einer kleinen Anzahl Kinder aber nur der Engel. Er ist der Angel mit dem goldige Fahnele, der Teufel kommt mit der firige Schār (Schere). Jeder darf fünfmal nach einander raten. Der Spielleiter ist der Namegāwer. Nicht bezahlen. — In *Katzenthal* (Kreis Rappoltsweiler) rät immer nur ein Kind, der Käufer. Der Spielleiter ist der Verkäufer. Die andern Kinder tragen allerlei Namen aus dem Tierreich. Das Spiel heisst: Namen geben. Bezahlen. Das erratene Kind läuft auf ein gegebenes Zeichen bis zu einem bestimmten Ziele. Wird es bis dorthin vom Käufer nicht eingeholt, so ist es frei und erhält einen andern Namen. — Auch in *Wittenheim* (Kreis Mülhausen) müssen der Rater und das betreffende Kind bis zu einem Ziele laufen. Es gelten nur Farben- und Blumennamen. Engel und Teufel rufen: Hollahoh! Der Engel kündet sich an: der Angel mit dem Schwārt, der Teufel: der Deifel mit dem Firhoke. Wenn alle Kinder verteilt sind, ruft der Engel den Seinen zu: Ihr liewe Angele, komme alle züe mir! Hierauf tanzen die Engel miteinander. Die Teufel suchen sie dabei zu stören und wegzureissen. — In *Marlenheim* (Kreis Molsheim) werden bloss Vogelnamen gegeben; daher der Spielname: Fejeles mache. Nur ein Kind rät, der Jud. Bezahlen. Das nicht gefangene Kind erhält einen neuen Namen. Sind alle Kinder erraten und gefangen, so beginnt das Spiel von vorn. Der Jud

wird dann gewöhnlich der Herr. — Ganz so ist das Spiel in *Zabern*. Es heisst hier: Fejele verkaufe. Dementsprechend wird der Spielleiter Vöjelhändler genannt. Das ratende Kind ist der Itzig. — In *Petersbach* (Kreis Zabern), wo das Spiel Fejelnämmes, das ratende Kind Engel heisst und Gelingeling ruft, darf das erratene Kind während des Bezahlens einen kleinen Vorsprung zum Fortlaufen nehmen. Bei der etwaigen Erneuerung des Spiels, wenn alle Kinder im Himmel sind, wird das zuletzt gefangene Kind der Engel. — In *Kurzenhausen* (Landkreis Strassburg) heisst der Spielleiter: der Kinni (König). Vögel und andere Tiere. Nicht bezahlen. Jedes erratene Kind läuft gleich weg. Der Rater fängt eins nach dem andern erst dann ein, wenn er alle geraten hat. Bei der Spielwiederholung wird das zuletzt gefangene Kind der König; das zweitletzt gefangene muss raten.

Eine weitere Abweichung besteht darin, dass nur die Engel am Schluss des Spiels fortlaufen und von den Teufeln gefangen werden. Das geschieht z. B. in *Obermorschweiler* (Kreis Altkirch). Hier darf der Engel oder der Teufel jedesmal so lange raten, bis ein vorhandener Name getroffen wird. Wenn das Raten fertig ist, laufen alle Engel mit dem Spielleiter fort und werden von den Teufeln gefangen. Beim neuen Spiel ist der zuletzt Gefangene der Engel, der zweitletzte der Teufel; der Spielleiter wird neu bestimmt. — So ist es auch in *Kestenholz* (Kreis Schlettstadt). Während aber in Obermorschweiler Engel und Teufel gleich ohne Umstände zu raten anfangen, kündigen sie sich in Kestenholz zuerst an, der Engel mit Klingkling, der Teufel mit Hollihoh. Der letztere vergisst auch nicht seine Ofengabel mitzubringen. Die fortlaufenden Engel rufen den Teufeln zu: Deifele, wehr di! — Denselben Ruf hört man auch in *Winzenheim* (Kreis Colmar), wo das Spiel gerade so ist. Nur hat es hier, auch abgesehen vom Engel und Teufel, einen kirchlichen Anstrich: der Spielleiter heisst Petrüs; die Spielbezeichnungen sind Namen und Sachen von Heiligen, z. B. d Müeter Gottes, ihri Schüeh, s Kritz Jesü, s Harz Jesü, der heilig Antonius, d heilig Agathe, u. dergl. — In *St. Pilt* (Kreis Rappoltsweiler) werden Farben, Blumen, Vögel, andere Tiere und Gerätschaften als Namen gegeben. Der Spielleiter heisst Babbe (Papa). Engel und Teufel rufen beim Antritt: Klinggeling! Jeder darf so lange raten, bis er falsch rät. Dann lachen ihn alle Kinder aus, und der Babbe sagt: Kumm später durich! Wird ein Kind vom Teufel in die Hölle geführt, so rufen die andern: O, dü kummsch züem Deifel! Sind alle Kinder erraten, so laufen die Engel mit dem Babbe fort und rufen: I bin nanit (noch nicht) firig! Die

Teufel laufen ihnen nach. Wenn sie einen Engel mit der Hand berühren können, ist er firig; er gehört dann zu den Teufeln und muss die Engel fangen helfen. Der zuletzt gefangene Engel ist beim neuen Spiel der Babbe.

Noch einfacher wird das Spiel, wenn mit dem Bezahlen, Gassenlaufen und Plumpsackschlagen auch das Nachlaufen und Einfangen wegfällt, wie z. B. in Saarunion und Hirzfelden. In *Saarunion* (Kreis Zabern) werden meistens Blumennamen gegeben (mitunter auch Tiernamen). Von den beiden ratenden Kindern wissen die andern nicht, wer Engel oder Teufel ist. Das erfahren sie erst, wenn alle erraten sind. Jeder der Rater darf dreimal hintereinander fragen, falls er nicht das Richtige trifft. Das erratene Kind stellt sich gleich zu seinem Herrn. Am Schluss werden die Teufel einzeln von den Ratern gewogen. Das geschieht so. Die beiden Rater halten einander an den Händen. Das zu wiegende Kind legt sich mit dem Bauch darauf. Dann heben es die Rater in die Höhe, so oft sie können. Die andern Kinder stehen umher und zählen jedesmal die Hebungen. Die zwei Kinder, die am häufigsten gehoben werden konnten, dürfen bei der Erneuerung des Spiels raten. — In *Hirzfelden* (Kreis Gebweiler) beschränkt sich das Spiel auf das Raten von Vogel- und andern Tiernamen. Der Spielleiter heisst Herr, das ratende Kind Engel. Beide reden einander mit Sie an. Jedesmal wenn der Engel fünf Kinder geraten hat, führt er sie an einen besondern Ort, den Himmel. Das ist das ganze Spiel. Diese einfache Form darf aber nicht falsch beurteilt werden, als ob sie aus einer zusammengesetzteren verkümmert wäre. Sie stellt wahrscheinlich ein von Haus aus selbständiges Spiel dar, in dem das Raten nicht bloss der Ausgangspunkt ist, sondern auch die wichtigste Thätigkeit blieb. In den oben mitgeteilten zusammengesetzten Formen sind zu diesem Raten mit der Zeit allerlei Zuthaten getreten, besonders mehrere Züge aus dem Brückenspiele, zu dem ich nunmehr übergehen will.

Vorher möchte ich nur noch auf die weite Verbreitung des Ratespiels hinweisen. Es ist sehr alt. Schon die Knaben der alten Griechen kannten ein ähnliches Spiel unter dem Namen Ostrakinda oder Tag und Nacht (vgl. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz, Leipzig 1857, S. 424). In deutschen Landen kommt es allenthalben vor: in Anhalt-Dessau (vgl. Ed. Fiedler, Volkslieder und Volksreime in Anhalt-Dessau, 1847, Nr. 108), in Ostpreussen unter dem Namen: Vögelchen zu verkaufen (Fr. Frischbier, Preussische Volksreime und Volksspiele, Berlin 1867, S. 184), in Oldenburg: Vogel, flieg aus! (Aus dem Kinderleben, Spiele,

Reime, Rätsel, Oldenburg 1851, S. 20), in Württemberg: Vogelspiel, Farben aufgeben (E. Meier, Schwäbische Kinderreime, Tübingen 1851, S. 116, 117), in Basel: Farbenangeberlis (Baslerische Kinder- und Volksreime, Basel 1857, S. 25) und in der übrigen Schweiz: Farbengeben, das Totenheer in der Mütsche (Rochholz, a. a. O., S. 423 und 438).

II. Das Brückenspiel.

Das Brückenspiel ist in Deutschland ebenso weit verbreitet. Man findet es von Königsberg (Frischbier, a. a. O., S. 179) bis nach Tyrol (Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1897, S. 525),[1] von Schleswig-Holstein (H. Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein, Kiel 1874, S. 83) bis nach Böhmen und Mähren hinein (Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen, Prag 1891, V, Nr. 369 und 370).

Auch im Elsass lebt dieses Brückenspiel. Und da ist es schon alt. In seinem «Buch der Sünden des Munds» erwähnt es Geiler von Kaysersberg 1518 mit den Worten «der faulen Brucken springen». Mit demselben Namen bezeichnet es Fischart 1575 in den Kapiteln 25 und 34 seiner Gargantua: «Spiel der faulen Brucken». Seine heutigen Formen führe ich nach dem an, was die Kinder dabei singen und sagen. Zuerst einige Beispiele mit zusammenhängenden Sprüchen der Kinder. In *Westhalten* heisst das Spiel: s goldige Brickele mache. Zwei Kinder stehen sich gegenüber und halten einander an den aufgehobenen Händen. Diese bilden die Brücke. Die beiden Brückenhalter machen unter sich heimlich aus, wer von ihnen die Hölle und wer der Himmel ist. Oeffentlich geben sie sich andere Namen: Leffel oder Gawel, Kugelhupf oder Torte, Wecke oder Laib Brot, Epfel oder Bir, und dergl. Dann gehen die andern Kinder hinter einanter unter den aufgehobenen Händen hindurch. Die Brückenbildner sagen dabei singend:

> S goldige Brickele isch gebrōche (in Westhalten sonst: broche).
> Mir wann es mache lōne (sonst: lō).
> Gold un Silwer un Diemantstei.
> S letschte müess bezahle.[2]

---

[1] Die genaue Verbreitung und die verschiedenen Formen des Brückenspiels ersieht man in diesem prachtvollen Buche auf S. 522—534.

[2] Wie oben schon angegeben, ist dieser Spruch in Böhmes Deutschem Kinderlied und Kinderspiel auf S. 531 mit kleinen Abweichungen mitgeteilt.

Hierauf sprechen die beiden ein dunkles a und ziehen es so lange, bis das letzte Kind der Reihe durchgeht. Dieses wird durch Herunterlassen der Arme gefangen und gefragt: Witt züem Leffel odder züe der Gawel? Je nach der Antwort muss es hinter eins der beiden stehen. Auf diese Weise werden auch die andern durchziehenden Kinder gefangen und verteilt. Erst jetzt wird ihnen mitgeteilt, welche im Himmel und welche in der Hölle sind. Nun bilden die aus dem Himmel eine Gasse; die aus der Hölle müssen hindurch laufen und werden «bunscht», d. h. mit dem Plumpsack geschlagen. — In *Niederaspach* (Kr. Thann) singen die durchziehenden Kinder:

> D isige Brucke-n-isch verheit.
> Mir wann sie losse mache
> mit Silwer un Gold un Edelstei (mitunter auch Retelstei).
> Hai düre, hai düre!

Sonst ist das Spiel ähnlich wie in Westhalten. Nur findet am Schluss kein Spiessrutenlaufen statt (weil meistens nur Mädchen beteiligt sind). Die beiden Parteien treten sich gegenüber und suchen einander mit zornigen Geberden und aufgehobenen Händen zu vertreiben. — Zu *Küttolsheim* (Landkreis Strassburg) singen die beiden Brückenhalter:

> Steineri, steineri Bruck, Bruck, Bruck.
> D Bruck isch gebroche.
> Mir welle sie widerum mache.
> Mit was?
> Mit Silwer, Gold un Edelstein.
> Der letschte müess bezahle.

Die öffentlichen Namen der Brückenhalter sind hier oft: Kirche und Kapelle. Sonst wie in Westhalten.

Wie der letzte Spruch andeutet und aus andern deutschen Spielformen hervorgeht, war der Gesang ursprünglich **ein Zwiegespräch zwischen den durchziehenden Kindern und den beiden Brückenhaltern.** Ein Rest davon ist noch an manchen Orten vorhanden, z. B. in *Rädersheim* (Kreis Gebweiler). Die Brückenhalter fragen die andern Kindern (auf schriftdeutsch):

	Wo wollen Sie hin?
Kinder:	Auf die eiserne Brück'.
Brückenhalter:	Was ist zerbrochen? (soll wohl heissen: Sie ist zerbrochen.)
Kinder:	Wir wollen sie machen mit Silber und Gold.
Brückenhalter:	Spazieren Sie durch! Spazieren Sie durch!
	Der letzte muss gefangen sein!

Am Schluss müssen die Teufel entweder dreimal Spiessruten laufen, oder sie müssen die Engel auf dem Rücken an einen

bestimmten Platz tragen. — In *Hunaweier* (Kreis Rappoltsweiler) heisst das Spiel: Kolanderbruck mache (wohl entstellt aus: Geländerbruck). Das Zwiegespräch zwischen den Brückenhaltern und den durchziehenden Kindern lautet folgendermassen:

«Wu welle-n-er ane?»
««Uf d'Kolanderbruck.»»
«Si isch verheit!»
««Mir lon si mache.»»
«Mit was?»
««Mit Ise und Stahl»»
«Was isch der Lohn?»
««D'Hinderbohn!»»

Die Engel und Teufel klatschen am Ende in die Hände und rufen sich zu: Angele! Deifele! Dann laufen sie einander nach und schlagen sich. — In *Wittenheim* (Kreis Mülhausen) lautet das Zwiegespräch ähnlich:

«Mir wann iwer d Brucke fahre.»
««Sie isch verheit.»»
«Mir len sie mache.»
««Mit was?»»
«Mit Ise un Stahl.»
««Wer bezahlt?»»
«Der letscht bezahlt»
««So fahre denn, so fahre denn;
der letscht, da (der) müess bezahle!»»

Am Schluss werden die Teufel von den Engeln fortgejagt mit den Worten: Jage der Deifel üs em Land! Oder sie werden auch fortgeschlagen. — In *Emlingen* (Kreis Altkirch) ist der Schluss des Zwiegesprächs veränderlich. Es lautet:

«Wo wollen Sie hin?»
««Ueber die goldene Brücke.»»
«Sie ist zerbrochen.»
««Wir wollen sie machen.»»
«Mit was?»

Die Antwort richtet sich nach den öffentlichen Namen der Brückenhalter. Diese heissen entweder: der Reiche und der Arme, oder: der Warme und der Kalte. Im ersten Fall lautet die Antwort:

««Mit Gold und Silber,
das letzte bezahlt.»» (dann kommt das letzte Kind zu dem Reichen).

Oder:

««Mit Fetzen und Schlappen,
das letzte bezahlt.»» (dann kommt das letzte Kind zu dem Armen).

Wenn die Brückenhalter der Warme und der Kalte heissen, lautet die Antwort entweder:

> ««Mit Feuer und Flamme,
> das letzte bezahlt.»» (das gefangene Kind kommt zu dem Warmen).

Oder:

> ««Mit Schnee und Eis,
> das letzte bezahlt.»» (das gefangene Kind muss sich zu dem Kalten stellen).

Der Gesang oder das Zwiegespräch der Kinder ist oft sehr verkümmert, z. B. in *St. Pilt*. Hier gehen je zwei Kinder mit einander durch die Brücke, und zwar immer ein Knabe und ein Mädchen. Sie singen dabei:

> Es gehen zwäi Engelein
> durchs golde, golde Brickelein.

Eins der beiden fangen die Brückenbildner jedesmal ab. Das zu allerletzt gefangene Kind wird von den andern mit dem Plumpsack verfolgt. Die Brückenbildner richten es so ein, dass dies ein bei den andern missliebiges Kind ist. — In *Gimbrett* sagen die durchziehenden Kinder nur: Wer will durich die Bricke fahre? Und die Brückenbildner rufen: Der letscht müess gfange sin! oder: Der letscht müess alles bezahle! Das letzte Kind der Reihe wird jedesmal gefangen und gefragt: Witt e Schissellümpe edder e Waschlümpe (wiser Win edder roter Win, e Gawel edder e Masser, und dergl.)? Je nach der vorhergehenden Verabredung der Brückenhalter kommt es zum Engel oder zum Teufel. Ist es beim Engel, so wird es von den Brückenhaltern auf den Händen an einen bestimmten Ort, den Himmel, getragen. Hat es aber den Teufel erwählt, so treiben es alle andern mit dem Plumpsack in die Hölle. Am Ende findet ein Kampf zwischen Engeln und Teufeln statt, wie er oben beim Ratespiel für Erstein beschrieben wurde. — In *Sulzmatt* (Kreis Gebweiler) rufen die durchziehenden Kinder: Brucke, Brucke fahre, der letschte müess bezahle! Sonst ist das Spiel wie im benachbarten Westhalten.

Häufig wird die Brücke gar nicht mehr erwähnt. In *Ostheim* hat sie sich nur im Namen des Spiels erhalten: s Katzel iwers Brickel. Sonst kommt das Wort im Spiel nicht mehr vor. In *Rufach* singen die durchziehenden Kinder: Reis düre, reis düre, wer reise will, der letscht müess alles bezahle! Und das wird an vielen Orten gesprochen, z. B. auch in *Masmünster* und in *Weier aufm Land*. An Stelle der deutschen Worte ist an manchen Orten durch den Einfluss der

salles d'asyle vor 1870 ein französischer Text getreten. So singen die Mädchen in *Reichenweier* und *Barr*:

> **Passe par ici, passe par là,**
> **la dernière restera.**

Die französischen Worte werden von den Kindern, die sie nicht verstehen, häufig entstellt. Statt «la dernière» z. B. wird in *Niederbetschdorf* dirlolosche, in *Strassburg* dirlorlosche gesungen. In *Bollweiler* verbinden die Kinder das Französische mit dem Deutschen, indem sie sagen: Passez, ‚passez dūre (durch)! In *Hattstatt*, wo das Spiel s Haidōr (das Heuthor) heisst, wird gar nichts gesprochen.

Dieses Brückenspiel ist germanischen Ursprungs. Wie W. Mannhardt in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde, I V, 303 ff. (1859) ausführlich dargelegt hat, enthält es Reste eines uralten Mythus. Nach der Anschauung unserer heidnischen Vorfahren führte eine feste Brücke von der Erde in das Reich der Götter. Es war die Asen- oder Götterbrücke Bifröst, die in den drei Hauptfarben des Regenbogens erglänzte. Ueber sie mussten die verstorbenen Helden in die Gefilde Walhallas reiten. Gegen die feindlichen Riesen wurde sie stetig bewacht. Doch einst, so erzählen nordische Lieder, sollte sie von Muspells Söhnen zerbrochen und verbrannt werden, wenn die Götter und Helden im Kampf mit den Riesen und Unholden das Ende der Welt herbeiführten. Später aber würde mit der neuen Erde und dem neuen Himmel auch die Brücke neu erstehen. Diese Anschauungen wurden später von christlichen Vorstellungen beeinflusst, was wir aus der althochdeutschen Dichtung Muspilli erkennen. An Stelle des Totenritts trat dann der Kampf zwischen Engel und Teufel vor den Thoren des Paradieses um den Besitz der Seelen der Verstorbenen. (Ausführlicheres darüber auch in der Schrift: Oskar Dähnhardt, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, Leipzig 1898, 2. Heft, S. 110 ff.)

Wie aus den mitgeteilten Spielformen ersichtlich ist, sind vom Brückenspiel mehrere Züge auf das Ratespiel übertragen worden. Daher finden wir in beiden Spielen noch allerlei Anklänge an den alten Mythus. Schon das Wort Brücke enthält einen solchen. Dass die zerbrochene Brücke mit drei Dingen, Silber, Gold und Edelstein, wieder hergestellt werden soll, das deutet auf ihre Dreifarbigkeit hin. An das Reiten der Toten über die Brücke erinnert der Umstand, dass an einigen Orten die Teufel die Engel eine Strecke auf dem Rücken tragen müssen. Das Zerren und Reissen an der durch die beiden Parteien gebildeten Kette, wie es im

Unterelsass vorkommt, versinnbildlicht doch ursprünglich nicht den Kampf zwischen Engel und Teufel, sondern die Zerstörung der Götterbrücke beim allgemeinen Weltbrande. Und dass die zerbrochene Brücke wieder erstehen soll, ist im Spiel deutlich gesagt. So sehen wir auch hier, wie uralte germanische Vorstellungen im Verborgenen still und unbeachtet fortleben. Aus der Eigenart des deutschen Volkstums hervorgewachsen, werden sie noch nach mehr als einem Jahrtausend von diesem Volkstum im Kinderspiel unbewusst weiter überliefert. Auch hier gilt das so oft erwähnte Dichterwort: «Ein tiefer Sinn liegt oft im kindschen Spiel».

XVI.

Die Zerstörung der Strassburger Bibliothek im Jahre 1870.

Von

E. v. Borries.[1]
(Strassburg i. E.)

Die Zerstörung der Strassburger Bibliothek ist eins der beklagenswertesten Ereignisse des deutsch-französischen Krieges. Französische Schriftsteller benutzen es mit Vorliebe, um daran die Barbarei der deutschen Kriegführung darzulegen, und mancher Deutsche mag wohl ein leises Gefühl der Beschämung und der Verlegenheit empfinden, wenn daran erinnert wird. Aber gerade dieser Umstand legt es nahe, der Sache einmal auf den Grund zu gehen; ich möchte jedoch von vornherein betonen, dass meine Absicht nicht ist, zu beschuldigen, sondern zu entschuldigen oder vielmehr womöglich begreiflich zu machen, wie ein von allen Seiten gleichmässig beklagtes Ereignis durch ein Zusammentreffen widriger Umstände eintreten konnte. Daher sehe ich auch gar keinen Grund, der Behandlung dieser Frage aus dem Wege zu gehen, wie mir von einigen Seiten nahe gelegt worden ist; im Gegenteil glaube ich, dass auch in diesem Falle eine leidenschaftslose Erörterung zu einem leidenschaftsloseren und daher gerechteren Urteil führen muss.

Ich habe mich bemüht möglichst zahlreiche Erkundigungen

[1] Der vorliegende Aufsatz ist aus einem im März 1900 gehaltenen Vortrage entstanden, den durch weitere Nachforschungen zu ergänzen ich mich bemüht habe; wenn es mir aus Mangel an Zeit nicht gelungen ist, die auf den Zuhörer berechnete Darstellung ganz in die für den Leser geeignete Form umzumodeln, so bitte ich dies gütigst entschuldigen zu wollen.

bei noch lebenden Zeugen der Ereignisse einzuziehen; allen denjenigen, die ich in dieser Richtung bemüht habe und die so liebenswürdig waren, mir schriftlich oder mündlich Aufschluss zu geben, erlaube ich mir auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

Bei der ungeheueren Litteratur, die über den Krieg von 1870 im allgemeinen und über die Belagerung von Strassburg im besondern vorhanden ist, wird mir natürlich vieles entgangen sein; ich werde daher für jeden Nachtrag, besonders auch für jede Mitteilung von solchen, die die Belagerung miterlebt haben, herzlichst dankbar sein.

Zunächst einige Worte über das zerstörte Gebäude und die vernichtete Bibliothek![2]

Im Jahre 1251 kauften die Dominikaner das jetzt von der Studenten- und der Neukirchgasse, von dem Neukirchplatz und der Münstergasse eingeschlossene Grundstück, 1254 begannen sie zu bauen, und am 26. Juni dieses Jahres wurde durch Bischof Heinrich von Stahleck der nach 1870 wiedergefundene Grundstein der Kirche gelegt, 1255 der erste Gottesdienst gefeiert, 1260 die Schlussweihe vollzogen. 1307 wurde eine Erweiterung des dreischiffigen Baues nötig, die man in höchst sinnreicher Weise so bewerkstelligte, dass man das südliche nach der heutigen Neukirchgasse gelegene Seitenschiff abriss und das, was stehen blieb, also das Mittelschiff und das nördliche Seitenschiff, symmetrisch wiederholte, ein Verfahren, das bei Dominikanerkirchen öfters eingeschlagen worden sein soll. So wurde die Kirche vierschiffig: sie hatte nunmehr zwei Mittelschiffe und zwei Seitenschiffe, von denen das neuhinzugefügte die Höhe der Mittelschiffe erhielt; dadurch wurde die nach dem Neukirchplatz liegende Fassade unsymmetrisch. Der frühere kleine Chor wurde abgerissen und durch einen sehr langen

---

[2] Vgl. F. W. Edel, Die Neue Kirche in Strassburg. Mit 7 Abb. Strassburg, 1825. — G. Kopp, Rückblicke auf die Geschichte der Neuen Kirche in Strassburg 1872. — A. Straub, La première pierre de l'ancienne église des Dominicains à Strasbourg. In Bull. d. l. Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace IX (1876), 89 ff. — E. Salomon, Notice sur l'ancien Temple-Neuf et l'ancien Gymnase de Strasbourg. Ebenda, 225 ff. — A. Reinhard, Le Temple-Neuf à Strasbourg. In den Affiches de Strasbourg 1887, Nr. 85—104. Auch selbständig erschienen: A. Reinhard, Le Temple Neuf à Strasbourg. Strasbourg 1888. — A. Seyboth, Das alte Strassburg, Strassburg 1890, S. 45. — Strassburg und seine Bauten. Strassburg 1894. S. 252 ff. (Dehio). — Fischbach, Die Belagerung von Strassburg. Strassburg 1892. S. 175 ff. Die von mir gegebene Schilderung des Gebäudes und der Bibliothek selbst ist nur eine Zusammenstellung aus den angegebenen Quellen.

aus sechs Jochen bestehenden Neubau ersetzt, der vom Mittelschiff durch einen sehr hohen Lettner getrennt wurde, später mit diesem nur durch zwei Spitzbogenöffnungen und drei Dreipässe in Verbindung stand, die schliesslich, vermutlich im 16. Jahrhundert, zugemauert wurden. Während die eigentliche Kirche fast genau den Platz der heutigen Neuen Kirche einnahm, stand der Chor auf dem heute von dem grossen Hause Neukirchgasse 1—3 eingenommenen Grundstück; er war eines der höchsten Gebäude der Stadt und trug auf seinem das Langhaus überragenden Westgiebel ein 1784 erneuertes Türmchen.

An den Chor lehnte sich nach Norden, also nach dem heutigen grossen Hof des Protestantischen Gymnasiums zu, die Elisabethkapelle an, die kurz vor 1590 abgerissen und durch einen Neubau ersetzt wurde, der im Erdgeschoss ein Auditorium, das nachmals sog. grosse, enthielt, in dem akademische Disputationsübungen und seit 1800 die Preisverteilungen des Gymnasiums stattfanden, während der obere Stock seit 1590 die Bibliothek der Akademie beherbergte.

Die Kirche selbst diente nach dem 1531 erfolgte Wegzuge der Dominikaner kurze Zeit weltlichen Zwecken, nahm von 1550 bis 1561 die durch das Interim ihres Gotteshauses beraubte Münstergemeinde auf und wurde dann wieder als Magazin benutzt, bis 1681 die Münstergemeinde aufs neue in ihr Unterkunft fand. Im Chor hielten von 1538 bis 1577 die flüchtigen französischen Protestanten ihren Gottesdienst; Calvin hat während seines mehrjährigen Strassburger Exils in ihm gepredigt. Nachher diente er der Akademie und dann der Universität bei ihren öffentlichen feierlichen Handlungen, bei Doktor- und Magisterpromotionen und beim Rektoratswechsel, auch fanden bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Preisverteilungen des Gymnasiums hier statt.

Die 1870 vernichtete Büchersammlung[3] bestand aus zwei ihrer Entstehung und ihren Eigentumsverhältnissen nach ganz getrennten Bibliotheken. Bei der Entstehung der einen hat der Mann Pate gestanden, dem Strassburg so unendlich viel verdankt, Jakob Sturm. 1531 veranlasste er den Rat

---

[3] Vgl. R. Reuss, Les bibliothèques publiques de Strasbourg, incendiées dans la nuit du 24 août 1870. Paris 1871. (Sonderabdruck aus der Revue critique d'histoire.) — F. Reussner, L'ancienne bibliothèque de Strasbourg 1871. (Sonderabdruck aus Schneegans, La guerre en Alsace, I.) — E. Wagner, Die Strassburger Bibliothek. In H. J. Meyers Ergänzungsblättern zur Kenntnis der Gegenwart, Jahrgang 1871. — Rathgeber, Die handschriftlichen Schätze der frühern Strassburger Stadtbibliothek. Gütersloh 1876. — Fischbach, a. a. O. S. 172 ff.



zur Beschaffung einer Bücherei für mittellose Gelehrte und Studierende und schenkte selbst eine Anzahl von Büchern dazu. Diese Bibliothek wurde zunächst über dem den heutigen kleinen Hof des Gymnasiums umgebenden Kreuzgang untergebracht. Dies ist der Grundstock für die spätere Akademiebibliothek, oder, wie sie seit 1621 heisst, Universitätsbibliothek geworden. 1590 wurde sie, wie gesagt, in dem Raum über dem sogenannten grossen Auditorium untergebracht. Sie wuchs durch Ankäufe aus der Bibliothek des Hohen Stifts im Jahre 1592, durch Erwerbung der Bibliotheken von Pappus 1614, der Jesuiten von Bockenheim an der Saar 1634, des Matthias Bernegger 1640, in neuerer Zeit des Theologen Haffner und des Philologen Kreiss. Ferner erhielt sie Geschenke von dem Theologen Dannhauer 1668, dem Strassburger Diplomaten Markus Otto 1692, dem Juristen Rebhan 1698, dem Mediziner Scheid 1731, namentlich aber von der Familie Wencker.

Der revolutionäre Sturm fegte 1792 die alte Strassburger Universität hinweg, und ihre Bibliothek wurde Staatseigentum. Als am 30. Floréal des Jahres XI (20. Mai 1803) die Akademie der Protestanten Augsburgischer Konfession wieder errichtet worden war, schenkte ihr der Staat die Gebäude und die Bibliothek der alten Universität. 1808 errichtete Napoleon jedoch eine staatliche Akademie in Strassburg, daher musste die protestantische Akademie den Namen «Protestantisches Seminar» annehmen, augenscheinlich um einen möglichst grossen Parallelismus zwischen den katholischen und den protestantischen Einrichtungen herzustellen. Die Bibliothek verblieb dem protestantischen Seminar und trug von da an bis 1870 den offiziellen Namen: Bibliothek des protestantischen Seminars.

Die zweite der Bibliotheken war die Stadtbibliothek, deren Begründung Schöpflin zu verdanken ist, der ausser seiner bedeutenden Sammlung von Altertümern im Jahre 1765 gegen eine lebenslängliche Rente von 2400 Livres seine Bibliothek von 10792 Bänden, die Manuskripte nicht gerechnet, schenkte, und als ersten Stadtbibliothekar den später so berühmten Historiker, Juristen und Staatsmann Christoph Wilhelm Koch bezeichnete. Die Stadt mochte wohl nicht recht wissen, was sie mit der Bibliothek anfangen sollte, und verständigte sich daher mit der Universität dahin, dass die Sammlung als für sich bestehendes Ganzes für immer in Besitz der Stadt bleiben, die Verwaltung jedoch von der Universität übernommen werden sollte; die letztere habe den Stadtbibliothekar zu ernennen und zu besolden, der dem jeweiligen Universitätsbibliothekar

unterstellt sein sollte, dem Magistrat aber jährlich Bericht zu erstatten habe. Damals wurde im Chor der Neuen Kirche, der, wie gesagt, der Universität als Aula diente, ein Stock eingebaut, um diese Bibliothek unterzubringen. 1783 erhielt sie eine wertvolle Vermehrung durch die Sammlung des bekannten Orgelbauers und Lokalhistorikers Joh. Andreas Silbermann. Hierzu kam ein durch die Ereignisse der französischen Revolution herbeigeführter, an Zahl und Wert ausserordentlich bedeutsamer Zuwachs. Es gelang nämlich dem Professor Jakob Jeremias Oberlin die reichen Bücherschätze der eingezogenen Klöster des Elsass nach Strassburg zu leiten, im ganzen mehr als 100000 Bände, von denen die kostbarsten aus dem Besitz der Strassburger Johanniterkomturei stammten, die allein 2000 Wiegendrucke und 1200 Handschriften enthielt. Aber wohin mit dem Reichtum? Die Sammlung führte zunächst ein Wanderleben, war erst im Ritterhause am Stephansplan, dann im bischöflichen Seminar, schliesslich im heutigen Lyceum untergebracht, bis sie endlich durch Verordnung des ersten Konsuls vom 8. Pluviose des Jahres XI, also 1803, der Stadt übergeben und von dieser ebenfalls in den Chor der Neuen Kirche geschafft wurde, wo zur bequemen Aufstellung 1832 noch ein Stockwerk eingebaut wurde. Bei ihrer Wanderung sind aus den reichhaltigen Klosterbibliotheken viele wertvolle Werke und Handschriften verschwunden, um später in irgend einer Bibliothek Europas wieder aufzutauchen.

Durch die Uebereinkunft zwischen der Stadt und der protestantischen Akademie vom 6. Vendémiaire XII (29. September 1803) wurden die Rechte zwischen den beiden Vertragschliessenden abgegrenzt,[4] allerdings in einer Weise, die guten Willen von beiden Seiten voraussetzte. Nun erhob sich aber in den fünfziger Jahren der Streit zwischen dem Thomasstift und der Stadtvertretung, die Miene machte, Anspruch auf die gesamten Güter des Thomasstifts zu erheben, und durch Beschluss vom 14. Oktober 1854 dem Maire die Ermächtigung erteilte, in den Prozess wegen Zurückforderung jener Güter einzutreten.[5] Der Prozess wurde freilich nicht angestrengt; aber durch diese Verhandlungen wurden die Beziehungen zwischen den Vertragschliessenden so vergiftet, dass die Stadt sich nicht mehr an die Uebereinkunft von 1803 gebunden erklärte, und dass das protestantische Seminar, das sich bei der Verteilung der Verwaltungs- und Er-

---

[4] Reussner, Les bibliothèques publiques de Strasbourg. Note. Strasbourg, 1867. S. 6.

[5] L. Spach, Moderne Kulturzustände im Elsass. Strassburg, 1874, III, 149 f.

haltungskosten der Bibliotheken übervorteilt glaubte, nach dem Tode des verdienstvollen Bibliothekars Jung im Jahre 1863 ohne weiteres dessen Schwiegersohn Reussner für seine Bibliothek ernannte, der Stadt die Schlüssel ihrer Bibliothek übersandte und sie bat, ihrerseits einen Verwalter für ihre Sammlungen zu ernennen. Die Stadt fand diesen in der Person von Alfred Schweighäuser, dem Enkel des berühmten Hellenisten. Als dieser bald darauf erkrankte, wurde er durch August Saum, bis dahin «Inspecteur vérificateur de la librairie étrangère près la douane», also eine Art Zensor, und «Souschef de division à la préfecture du Bas-Rhin», ersetzt.

Was den Bestand der vereinigten Bibliotheken betrifft, so ist es sehr schwer, ein Bild davon zu gewinnen, da der von dem Bibliothekar Jung in einer fast vierzigjährigen Thätigkeit aufgestellte handschriftliche Katalog, der in 78 Foliobänden die Bücher der Stadtbibliothek, in 18 die der Seminarbibliothek aufzählte, mit der Bibliothek verbrannt ist, ebenso wie die fünf Bände, in denen die Handschriften aufgezeichnet und beschrieben sowie der Versuch gemacht war, die wichtigsten sie betreffenden Fragen zu lösen. Gefunden haben sich im Unterrichtsministerium zu Paris die Duplikate von zwei zu den 78 des Katalogs der Stadtbibliothek gehörenden Bände, die die bis zum Jahre 1520 erschienenen Druckwerke enthalten. Marius Vachon[6] hat ihren Inhalt 1882 sehr schlecht und fehlerhaft abgedruckt; es sind 4941 Nummern.

Es ist nicht ganz leicht, die Zahl der in den beiden Bibliotheken vereinigten Bücher auch nur annähernd zu bestimmen; doch werden es etwa 260000—280000 gewesen sein. Eine im Annuaire du Bas-Rhin von 1867 erschienene, 1868 wieder abgedruckte Notiz von Ch. Mehl[7] giebt den Bestand der Stadtbibliothek auf 180000 Bände an, während die Seminarbibliothek auf 80—100000 Bände berechnet wird. Der Katalog der Stadtbibliothek zählte 1842 49061 Nummern.[8] Da nach dem bei der Katalogisierung angewendeten System zwischen die Nummern die neuangeschafften Bücher mit a, b, c, d u. s. w. eingeschaltet wurden, ferner eine grosse Anzahl von Werken natürlich mehrbändig war, so mag man auf etwa 150—180000 kommen; da die Ausgaben für Anschaffungen sehr gering, die Schenkungen im letzten Jahrhundert nicht sehr bedeutend waren, so wird die Bibliothek seit 1842 nicht mehr viel gewachsen sein.

---

[6] M. Vachon, L'art pendant la guerre. Strasbourg, les musées, les bibliothèques et la cathédrale. Paris, 1882.

[7] Ch. Mehl, Bibliothèques de la ville de Strasbourg. Extrait de l'Annuaire du Bas-Rhin pour 1867 et pour 1868.

[8] Reuss, a. a. O., S. 92.

Auf die gedruckten Bücher kommt es jedoch auch nicht so sehr an; selbst die Wiegendrucke — neben den erwähnten fast 5000 der Stadt waren in der Seminarbibliothek etwa 4300 vorhanden — mögen nur einen verhältnismässig geringen Wert gehabt haben. Der Bibliograph Dibdin sah Ende der dreissiger Jahre 400—500 derselben aus der Zeit vor 1500 durch und erklärte nur etwa ein Fünftel davon näherer Untersuchung wert.[9] Inzwischen ist eine so ausserordentlich grosse Zahl von Druckwerken bis zum Jahre 1520 bekannt geworden, dass der Verlust der hiesigen, so traurig er natürlich für die Stadt Strassburg war, für die Wissenschaft vermutlich nicht als ein unersetzlicher zu betrachten ist. Viel schmerzlicher ist der Untergang der Wencker'schen oder Grauen Sammlung, die in ungefähr 500 Bänden nach der Schätzung von Reuss[10] 15000—18000 Flugblätter, Streitschriften, Gelegenheitsreden und -gedichte des 16. und 17. Jahrhunderts enthielt, die jedenfalls nur zum kleinsten Teile durch die Heitz'sche Sammlung ersetzt werden.

Das eigentlich Unersetzliche sind die Handschriften,[11] wohl etwa 2400 an der Zahl, soweit sie noch nicht gedruckt, reproduziert oder verglichen waren, in erster Linie also der Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad von Landsberg,[12] diese Zusammenfassung des gesamten frühmittelalterlichen Wissens und beste Schule für die Erkenntnis der mittelalterlichen Weltanschauung überhaupt, und ferner die zahlreichen ungedruckten Strassburger Chroniken, deren geplante Veröffentlichung unmittelbar vor dem Kriege an der Gleichgiltigkeit des Publikums gescheitert war.

Ausserdem fanden sich eine Anzahl römischer und mittelalterlicher Steindenkmäler vor, die Strassburger Stadtbanner,

---

9 E. Wagner, a. a. O., S. 595. Siehe oben Anm. 6.

10 Reuss, S. 15.

11 Zu dem Anm. 3 erwähnten Rathgeber'schen Buche ist die sehr gründliche, viele Nachträge bringende Besprechung von W. Wiegand in der Jenaer Litteraturzeitung III (1876), S. 685. Nr. 585 zu vergleichen. Es wäre eine sehr mühe-, aber auch sehr verdienstvolle Aufgabe, etwa für einen «Inkunabulologen», so weit es irgend möglich ist, sorgfältig zusammenzustellen, was eigentlich an wertvollen Handschriften und Drucken verloren gegangen ist, da weder das Buch von Rathgeber, noch das von Vachon seinen Zweck erfüllt.

12 Von dem Hortus ist alles, was an Nachzeichnungen und sonstigen Vervielfältigungen erhalten ist, durch die Gesellschaft für die Erhaltung der geschichtlichen Denkmäler des Elsass herausgegeben worden. Dieselbe Gesellschaft hat auch die Bruchstücke der vernichteten Strassburger Chroniken veröffentlicht.

der Zürcher Breitopf, die rote Blechmütze, die 1793/94 das Münster geschmückt hat, das Tintenfass Eulogius Schneiders, der Ehrensäbel des Generals Kleber [12a] und Aehnliches.

Es ist nicht zu verwundern, dass der eingesessene Strassburger diese Sammlungen, die alle Erinnerungen einer ruhm- und ehrenreichen Vergangenheit vereinigten, als eine Art Stadtheiligtum betrachtete, und dass deren Untergang bis in die untersten Schichten der Bevölkerung tiefschmerzlich empfunden wurde. Es ist nach Abzug der üblichen Rhetorik ganz glaublich, wenn Reuss [13] erzählt, dass er am Morgen nach dem Brand vor den rauchenden Trümmern einen einfachen Mann aus dem Volke im Arbeiterkittel getroffen, der thränenden Auges (pleurant à chaudes larmes) ausgerufen habe: «O notre pauvre bibliothèque! C'est là ce qu'ils ont fait de plus indigne.» Es ist um so glaublicher, als einige Jahre vor dem Kriege in den Räumen der Bibliothek ein Lesesaal für die Arbeiterbevölkerung eingerichtet worden war — übrigens ein Beweis für den geringen praktischen Sinn der damaligen Verwaltung, die zwei so verschiedene Dinge wie eine Volks- und eine wissenschaftliche Bibliothek zusammenkoppeln wollte. In den gebildeten und gelehrten Kreisen der Stadt war der Schmerz unbeschreiblich gross. Um noch einmal Reuss [14] zu zitieren, so spricht er das aus, was damals eigentlich alle empfanden, wenn er sagt: «Le souvenir de la destruction [de nos bibliothèques] suffirait seul pour nourrir dans nos coeurs à côté de la douleur la plus profonde, le plus inébranlable mépris pour tous ceux, qui ont concouru à cette destruction sans nom, pour tous ceux, qui l'ont approuvée, pour tous ceux, qui, chaque jour encore, essayent de la défendre.»

Hier sehen wir, wem die ganze Verantwortlichkeit für den unersetzlichen Verlust aufgebürdet werden soll.

So einfach liegt die Sache nun doch nicht. Vielmehr müssen, ehe man sich ein Urteil über die Verantwortlichkeit erlaubt, folgende Fragen gestellt und beantwortet werden:

1. War die Beschiessung der Stadt nach den Grundsätzen des Völkerrechts und der Menschlichkeit erlaubt?

[12a] Die Säbelscheide Klebers und einige wertlose Münzen sind das einzige Gerettete.

[13] Reuss, S. 16.

[14] Ebenda, S. 23. Vgl. auch [E. A. Weber], Von der Schulbank zum Lehrstuhl. 1893.

2. *Wenn das der Fall, war es möglich, die Bibliothek zu schonen?*

3. *War der Verteidiger nicht verpflichtet und in der Lage, etwas zum Schutz der Bibliothek zu thun?*

Was die *erste Frage* betrifft,[15] so ist es mit den Vorschriften des Völkerrechts überhaupt eine eigene Sache; sie sind der Hauptsache nach der Niederschlag der kriegerischen Sitte, wie sie sich unter dem Einfluss des die europäischen Völker immer mehr durchdringenden christlichen Geistes allmählich menschlicher und milder gestaltet hat. Aber es fehlt

---

[15] Um das Verständnis der folgenden Erörterungen zu erleichtern, stelle ich die wichtigsten Daten aus der Belagerung kurz zusammen.

6.	Aug.:	Schlachten bei Wörth und Spichern.
6. u. 7.	»	Ankunft der Flüchtlinge von Wörth in Strassburg.
7.	»	Erklärung des Belagerungszustandes.
8.	»	Erste Aufforderung zur Uebergabe unter Androhung einer Beschiessung.
13.	»	Beschiessung der Werke mit 18 Granaten, 1 Geschoss fällt in die Stadt.
14.	»	Beschiessung des Bahnhofs mit 68 Granaten, einige Geschosse fallen in die Stadt.
14.	»	Vollendung der Einschliessung.
15.	»	General v. Werder übernimmt das Kommando.
15.	»	Abends 11—11½ Uhr: Erste Beschiessung der Stadt mit 36 Geschossen.
19.	»	Beschiessung von Kehl durch die Franzosen.
22.	»	Ankündigung der regelrechten Beschiessung durch Werder.
		Proklamation des Generals Uhrich an die Bevölkerung.
24.	»	Abends 8 Uhr: Beginn der Beschiessung. Vernichtung der Bibliothek.
25.	»	Versuchte Vermittlung des Bischofs, Fortsetzung der Beschiessung.
26.	»	Vergebliche Aufforderung zur Uebergabe und darauffolgende nochmalige Beschiessung.
27.	»	Beendigung der Beschiessung.
27.—29.	»	Uebergang zum förmlichen Angriff.
29./30.	»	Beginn des förmlichen Angriffs.
11.	Sept:	Ankunft der Schweizer.
13.	»	Erklärung der Republik in Strassburg, Wechsel der Civilbeamten, Küss Maire.
15. 17. u. 18.	»	Auszug von Frauen, Kindern und Greisen nach der Schweiz.
19.	»	Ankunft des Präfekten Valentin.
21./22.	»	Besetzung der Lunetten 52 und 53 beim Steinthor durch die Deutschen.
23.	»	Beginn des Brescheschiessens.
27.	»	Nachmittags 5 Uhr: Aufziehen der weissen Fahne.
28.	»	Morgens 2 Uhr: Abschluss der Kapitulation.

ihnen ein wesentliches Merkmal des positiven Rechts, die Erzwingbarkeit, und wer die Macht hat, wird sich, wenn ihm eine Verletzung der völkerrechtlichen Normen aus irgend einem Grunde nützlich scheint, nur dadurch bestimmen lassen, ob diese Verletzung eine Entrüstung des eigenen oder der fremden Völker zur Folge haben wird, die ihm gefährlich werden kann. Andererseits geben die völkerrechtlichen Kodifikationen fast in allen Fällen dem Kriegführenden mit dem «Notrecht» eine Handhabe, sich über alle Satzungen des Völkerrechts hinwegzusetzen.[16] Wenn dieses Notrecht eintritt, so hat der Kriegführende seinen Entschluss nur durch die Erwägung bestimmen zu lassen, welche Massregel den allgemeinen Grundsätzen der Gesittung, aus denen ja auch die völkerrechtlichen Bestimmungen alle geflossen sind, am meisten entspricht.

Wie dem auch sei, das Recht der Beschiessung befestigter Städte ist ernsthaft noch von keinem Völkerrechtslehrer bestritten worden. Als geltendes Völkerrecht darf wohl zur Zeit der im Jahre 1880 von dem Institut de droit international, einer aus den hervorragendsten Vertretern der Völkerrechtswissenschaft aller Nationen zusammengesetzten Kommission, aufgestellte «Manuel» gelten, wo es, nachdem von dem Angriff und der Beschiessung von nicht verteidigten Plätzen die Rede gewesen ist, weiter heisst:[17]

«Si l'on ne conteste pas aux belligérants le droit de recourir au bombardement contre les forteresses et autres lieux, dans lesquels l'ennemi s'est retranché, des considérations d'humanité exigent que ce procédé de coërcition soit entouré de quelques tempéraments, qui en restreignent autant que possible les effets à la force armée ennemie et à ses moyens de défense». Es folgt dann die Vorschrift der vorherigen Ankündigung.[18] Diese Anschauung findet sich in allen Handbüchern des Völkerrechts,[19] mit Ausnahme von einigen französischen. Mit Bedauern müssen selbst Freunde des französischen Volkes bemerken, dass zur Zeit die französischen Gelehrten, wo es sich um Fragen handelt, die nur entfernt der Politik verwandt sind, sich nicht zu der Objektivität

---

[16] J. v. Hartmann. General der Kavallerie, Kritische Versuche. 2. Militärische Nothwendigkeit und Humanität. Berlin 1878. S. 17.

[17] Les lois de la guerre sur terre. Manuel publié par l'Institut de droit international. Bruxelles et Leipzig 1880, S. 14, § 32 ff.

[18] Diese Ankündigung ist in Strassburg erfolgt. S. Anm. 15.

[19] Z. B. C. Lueder. Das Landkriegsrecht. In Holzendorffs Handbuch des Völkerrechts IV, 1889. S. 369 ff., woselbst auch die Litteratur angegeben ist. Siehe im besondern S. 448, § 109.

erheben können, die nun einmal für jede wissenschaftliche Erörterung unerlässlich ist. Man lese nur, was der Professor der Jurisprudenz zu Grenoble, Pillet, über die Belagerung von Strassburg schreibt;[20] manch einer der Offiziere, denen er seine Vorlesungen hielt, mag wohl über den harmlosen Professor gelächelt haben, der von seinem Katheder aus entscheiden wollte, ob und wann eine Beschiessung notwendig und erlaubt sei! Auch Bluntschli, zu dessen Eigentümlichkeiten es gehört, Halbheiten auszusprechen, hat in einer im November 1870 gehaltenen Rektoratsrede[21] im Hinblick auf Strassburg behauptet, zuweilen werde eine unterschieds- und rücksichtslose Beschiessung einer ganzen befestigten Stadt damit entschuldigt, dass dadurch die friedlichen Bürger bewogen werden, die feindliche Besatzung zur Uebergabe zu nötigen. Indessen nur unter sehr seltenen Umständen werde dieses Motiv irgendwie anwendbar sein. In der Regel erscheine es zugleich als militärisch und rechtlich unzulässig und als unwirksam; wenn es den Bürgern zur Pflicht gemacht werde, sich jeder ungeordneten Teilnahme an den militärischen Kämpfen zu enthalten, so könne und dürfe man dieselben nicht auffordern und anhalten, gegen ihre eigenen vaterländischen Truppen Gewalt und Zwang zu üben. Gegen diesen Satz lässt sich in dieser Fassung sehr viel einwenden. Einesteils hat beispielsweise in Strassburg alles, was arbeits- und waffenfähig war, an der Verteidigung mit oder ohne Waffe thatkräftig teilgenommen, so dass die Voraussetzung für den Nachsatz wegfällt, und andererseits kann von einer Aufforderung oder einem Anhalten der Bürger, einen Zwang auszuüben, gar keine Rede sein. Der Druck, den eine durch Beschiessung verängstigte und aufgeregte Bevölkerung auf die Festungsverteidigung ausübt, ist meist kein mit Vorbedacht ausgeübter, sondern ein ungewollter, der sich mit einer Art Naturnotwendigkeit geltend macht. Sehr schlagend bemerkt General v. Hartmann[22] gegen den von Bluntschli ausgesprochenen Satz, wenn man einem Bombardement gegenüber Trennung von Festung und Stadt, von Garnison und Bürgerschaft verlange, so müsse dieselbe folgerichtiger Weise auch angesichts der härtern Massnahmen einer Blockade beansprucht werden. Auch hier wäre zu fordern, dass nur die Besatzung zum Hunger verurteilt sein dürfe, dass

---

[20] A. Pillet, Le droit de la guerre. Conférences faites aux Officiers de la garnison de Grenoble. Paris, 1892. I, 184 ff. Vgl. auch Morin, Les lois relatives à la guerre. 1872. II, 184 ff.

[21] J. C. Bluntschli, Das moderne Völkerrecht im französisch-deutschen Krieg von 1870. Heidelberg, 1871. S. 20 f. Vgl. dazu Lueder bei Holzendorff, a. a. O. IV, 454, Anm. 10 und 455, Anm. 11.

[22] v. Hartmann, a. a. O., S. 90.

den friedlichen Bürgern Lebensmittel zuzuführen seien und dass diesen der Verkehr nach aussen gestattet werde. Bluntschli scheint denn auch von diesem Gedanken zurückgekommen zu sein, wenigstens ist er am Zustandekommen des Brüsseler «Manuel» beteiligt.

Im übrigen haben die Franzosen das Bombardement als etwas ganz Natürliches angesehen und ihrerseits sich nicht einen Augenblick besonnen das offene Kehl,[22a] nahe dessen Mauern sich allerdings Belagerungsbatterien befanden, und ebenso später bei dem Kommuneaufstand Paris von Mont Valérien aus zu beschiessen. Von neutralen militärischen Stimmen erwähne ich nur die eines schweizerischen Artillerieoffiziers,[23] der folgendes schreibt: «Diese Art des Angriffs [die Beschiessung], so viel man auch dagegen einwenden und Krieg mit Humanität paaren wollen mag, wird nun doch einmal, gerade in neuerer Zeit, von den ersten militärischen Autoritäten in der Lehre vom Festungskriege als unter solchen Verhältnissen [wie in Strassburg], und besonders noch einer schwachen Besatzung gegenüber, als durchaus gerechtfertigt anerkannt. Selbst von französischen Militärschriftstellern ist anlässlich der Erörterung der Mängel der Strassburg ähnlichen Festungen die Anwendung des Bombardements seitens eines allfälligen Angreifers als sachgemäss und selbstverständlich vorausgesetzt worden». Völkerrechtlich kann also das Bombardement einer befestigten Stadt durchaus nicht beanstandet werden, und die Kriegswissenschaft wird sich dies in vielen Fällen am schnellsten, und wie wir gleich sehen werden, meist mit den geringsten Opfern zum Ziel führende Mittel nicht aus den Händen winden lassen. Thatsächlich ist auch nach 1870 wie vorher bombardiert worden. Die Engländer haben 1807 Kopenhagen, 1814 Washington, 1854 mit den Franzosen Odessa, 1882 Alexandria, die Franzosen 1849 Rom und 1881 Sfax in Tunesien beschossen.[24] Sebastopol ist zwar durch den Krimkrieg von 42000 auf 7000 Einwohner heruntergegangen, die Beschiessung hat fast die ganze Stadt vernichtet; aber während der elfmonatlichen Belagerung scheint sich in ihr fast keine Civilbevölkerung befunden zu haben.|

22a Siehe Documents relatifs au siège de Strasbourg, publiés par le général Uhrich, S. 29. Fischbach, S. 126, Anm. 8: Am 19. August brannten in Stadt Kehl 14 Häuser und in Dorf Kehl «eine Anzahl» Häuser ab. Pillet, I, 186 Anm. drückt diese Zahl herunter: une demi-douzaine de maisons touchant à la citadelle (?!).

23 Artilleristische Notizen über die Belagerung von Strassburg im Jahre 1870, gesammelt von einem schweizerischen Artillerieoffizier. Frauenfeld, 1871. S. 5.

24 Diese Daten nach Larousse, dictionnaire du XIXe siècle, 2, 906; 14, 448; 17, 606.

Und ferner: Ist es wirklich menschlicher, eine Stadt auszuhungern, als durch eine Beschiessung die Uebergabe zu beschleunigen? In jenem Falle werden gerade die Schwachen, auf deren Schutz die Menschenfreunde bedacht sind, am meisten leiden, in diesem werden in erster Linie die Gesunden und Kräftigen, die auch sonst verpflichtet sind, ihr Leben für das Vaterland aufs Spiel zu setzen, bedroht sein. Die moderne Militärlitteratur spricht sich geradezu in diesem Sinne aus. Generalleutnant v. Müller[25] und General v. Conrady[26] begründen den Entschluss zum Bombardement Strassburgs dadurch, dass die Opfer, die das Bombardement fordern würde, für Strassburg viel geringer als die einer langwierigen regelrechten Belagerung sein mussten, dass die Eroberung des Platzes durch jenes Mittel also in militärischer und in rein menschlicher Hinsicht in erwünschtester Weise herbeigeführt werden könne. Aehnlich Major R. Wagner.[27] In sehr schlagender Weise spricht auch General Faidherbe in einem Briefe an den Sous-préfet von Péronne denselben Gedanken aus. Nachdem er den «Preussen» den Vorwurf gemacht hat, dass sie die Städte bombardieren, heisst es weiter: «Voyez Péronne:[28] sa prise leur a coûté quelques hommes, mettez si vous voulez, quelques centaines d'hommes; et à nous une dizaine de militaires et autant de civils tués ou blessés. Or, savez-vous ce qu' eût coûté un siège en règle de la ville de Péronne bien défendue? Mille à quinze cents hommes aux assiégés et trois à quatre mille hommes aux assiégeants, comparez!»

Rolin-Jaequemyns,[29] dem ich diesen Brief entnehme, setzt hinzu: «Il nous semble que ce dernier calcul est la réfutation péremptoire de l'accusation du général français. Comment en effet qualifier de contraire au droit des gens un

[25] v. Müller, Die Thätigkeit der deutschen Festungsartillerie im Kriege 1870/71. I: Die Belagerung von Strassburg. Berlin 1898, S. 58.

[26] v. Conrady, Das Leben des Grafen August v. Werder. Berlin 1889, S. 121.

[27] R. Wagner, Geschichte der Belagerung von Strassburg im Jahre 1870, S. 230. Vgl. auch J. Hartmann (Generalleutnant, nicht zu verwechseln mit J. v. Hartmann, Anm. 16 und 22), Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Wiesbaden 1885. S. 64 unten; J. v. Hartmann, Kritische Versuche 2, 89; Lueder bei Holtzendorff, IV, 452 Anm. 3, 453 Anm. 7 und 8.

[28] Péronne ist Festung.

[29] G. Rolin-Jaequemyns, La guerre actuelle dans ses rapports avec le droit international I, 1870. II, 1871. Extraits de la Revue de droit international et de législation comparée, années 1870 et 1871 — zwei ausgezeichnete Essais! Siehe II, 17.

procédé qui aboutit à chiffrer les pertes par centaines au lieu de les chiffrer par milliers? Ou bien est-ce que les pierres des maisons seraient plus précieuses que la vie des hommes? Alors même que la convention tacite [de faire le siège des fortifications d'une ville forte en ménageant la ville], dont parle le général Faidherbe, aurait existé, cette convention, ayant été nécessairement fondée sur des raisons d'humanité, ne serait plus obligatoire du moment où l'humanité conseillerait de la rompre.[30] D'ailleurs cette convention tacite n'existe pas» etc.

Man kann kühnlich behaupten, dass es im Kriege immer das Menschlichste ist, einen Erfolg, wenn auch mit grossen augenblicklichen Opfern, so schnell als möglich zu erringen. «The more vigorously wars are pursued, the better it is for humanity. Sharp wars are brief», sagt der amerikanische Völkerrechtslehrer Lieber.[31] Wenn die 65000 Mann und die mehreren hundert Geschütze Werders statt anderthalb etwa drei oder vier Monate vor Strassburg festgehalten worden wären, so hätte das unberechenbare Folgen für den Krieg und ungeheure Verluste auch an Menschenleben nach sich ziehen können. Ein französischer Schriftsteller, allerdings ein Gegner des Generals Uhrich, geht sogar so weit, zu behaupten, dass eine längere Verteidigung Strassburgs den ganzen Krieg zu Gunsten der Franzosen hätte wenden können.[32]

Ganz im Gegensatz zu diesen wohlbegründeten Anschauungen hat die nichtmilitärische französische Litteratur sich bemüht, die Beschiessung Strassburgs als einen Akt des Vandalismus und den General von Werder als einen Barbaren darzustellen. Omar, der angebliche Vernichter der alexandrinischen Bibliothek, wird mit Vorliebe zum Vergleich herangezogen,[33] und das geschmacklose Wortspiel General Mörder[34] statt General Werder findet allseitigen Beifall. Thatsache ist, dass Werder die Beschiessung sehr schwer genommen hat. Er war nach allem, was über ihn bekannt geworden ist, ein sehr gewissenhafter Mensch, eine grüblerische, selbstquälerische Natur; unter oft schroffen Formen verbarg er ein reiches Innenleben, das in einem vom siebzehnten Lebensjahr bis zum Tode

---

30 Vgl. oben S. 313 f. und v. Hartmann, Kritische Versuche 2, 17.

31 Angeführt bei v. Hartmann 2, 17 Anm.

32 P. Raymond Signouret, Souvenirs du bombardement et de la capitulation de Strasbourg. Bayonne 1872. S. 296 f.

33 Z. B. bei Schneegans, La guerre en Alsace I, 112.

34 Z. B. bei Signouret, S. 262; Strasbourg, journal du mois d'août et septembre 1870 . . . par une réunion d'habitants et d'officiers, Paris 1871. S. 58; Hartmann, Erlebtes, S. 108.

fast ununterbrochen geführten Tagebuche seinen Ausdruck fand. Bezeichnend sind seine brieflichen Aeusserungen[35] aus diesen Tagen. Am 24. August schrieb er an seine Schwester Charlotte:

«Die Beschiessung kann beginnen. Es ist dies ein hartes Mittel, weil es vor allem die wehrlosen Einwohner mitnimmt, aber ich kann nicht anders; denn Strassburg soll und muss auf kürzestem Wege à tout prix genommen werden. Du kannst Dir denken, wie schwer mir die Sache wird.»

Und am 25. August an seinen Bruder Albert:

«Wir spielen notgedrungen die Mordbrenner. Gestern erstes erkleckliches Bombardement aus etwa 80 Belagerungs- und 50 Feldgeschützen. Heute Nacht Wiederholung, morgen verstärktes Feuer. Vielleicht ergiebt sich General Uhrich, der aber ein tapferer Mann sein soll. Eine Unterredung mit dem Bischof von Strassburg, der um Gnade für die Stadt bitten wollte, habe ich abgelehnt und meinen Stabschef beauftragt, ihn auf sein Anliegen abschläglich zu bescheiden. Menschlichkeit üben an den Strassburger Bürgern, hiesse unmenschlich sein gegen meine Soldaten, wie gegen das platte Land, und unpolitisch handeln, weil wir die Festung vor dem Friedensschluss[36] notwendig haben müssen. Also immer durch, so schwer es mir auch wird!»

Als besonders belastend für Werder hat man oft die Weigerung angeführt, die er am 21. August der Bitte Uhrichs,[37] Frauen, Kinder und Greise abziehen zu lassen, mit der ausdrücklichen Begründung entgegensetzte, dass die Befestigung grosser Städte ihre Schwäche in den Leiden ihrer Bevölkerungen habe, die den Kugeln des Feindes schutzlos preisgegeben seien, zumal wenn sie wie Strassburg ohne Hohlräume seien. Diese Weigerung scheint um so belastender, als der General späterhin (Mitte September) wohl wenigstens 2000 Personen[38] aus der Stadt abziehen liess. Das erklärt sich aber sehr einfach daraus, dass es sich in den beiden in Betracht kommenden Zeitpunkten der Belagerung um zwei ganz verschiedene Methoden der

---

[35] v. Conrady, Das Leben des Generals von Werder, S. 123. Vgl. Hartmann, S. 64 und 69; Fischbach, S. 327 u. s. w.

[36] Werder glaubte, wie viele andere, nach den Schlachten bei Weissenburg, Wörth, Spichern und Metz an einen baldigen Frieden.

[37] R. Wagner, Geschichte der Belagerung von Strassburg, S. 70.*

[38] Vgl. darüber Lueder bei Holtzendorff, IV, 450 und 456, Anm. 20. Die Zahl der Ausgezogenen genau festzustellen ist mir nicht gelungen. Hartmann, Erlebtes, S. 96 spricht von 2000; Pillet, Le droit de la guerre, I, 184 und Rolin-Jaequemyns, I, 87 von 4000. Vgl. R. Wagner, S. 700 ff.

Bewältigung handelte. Am 21. August glaubte man noch die Stadt durch eine höchstens mehrtägige Beschiessung zur Uebergabe zwingen zu können, deren moralische Wirkung um so grösser sein musste, je zahlreicher die Bevölkerung war. Als dieser Versuch misslang, ging man zum sog. förmlichen Angriff über, der nach der Breschelegung mit einem Sturme endigen sollte. Daher fielen Mitte September die Gründe fort, die den Belagerer am 21. August bestimmt hatten, jede Verminderung der Eingeschlossenen zu hindern.[39]

Um wieder auf die Beschiessung zurückzukommen, so ist auch behauptet worden, sie habe gar keine, ja sogar eine der erwarteten entgegengesetzte Wirkung gehabt. Aber wo in aller Welt ist man denn der Erreichung seiner Zwecke sicher? Und wird ein Mittel darum weniger zweckmässig, weil es einmal seinen Zweck verfehlt? In hundert anderen Fällen hat es sich in vorzüglicher Weise bewährt. In Strassburg war natürlich im ersten Augenblicke die Erbitterung über den durch die deutschen Geschosse angerichteten Schaden sehr gross, so gross, dass ein grosser Teil der Bevölkerung sich zur Verteidigung dem Festungsgouverneur bedingungslos zur Verfügung stellte.[40] Thatsächlich aber gab es eine sehr starke Unterströmung in der Stadt, die schon damals den weiteren Widerstand für unnütz hielt und auf die Uebergabe hindrängte.[41] In der

---

[39] Werder beeinträchtigte durch seine Humanität nicht nur seine Zwecke nicht, sondern er förderte sie sogar; durch die Schweizer erhielten die Strassburger von neutraler Seite Mitteilung über die trostlose Lage und die politischen Veränderungen in Frankreich, die sie den Deutschen nicht geglaubt haben würden; als sich hinter den mit den Schweizern abziehenden Flüchtlingen die Thore Strassburgs wieder schlossen, kamen sich die Belagerten erst recht von aller Welt verlassen vor. Diese Umstände haben die Neigung zur Kapitulation begünstigt, die nur durch des Präfekten Valentin Ankunft am 19. September einige Tage hintangehalten wurde. Vgl., was hierüber sehr richtig der miteingeschlossene Schiffskapitän und spätere Vice-Admiral Bergasse du Petit-Thouars bemerkt bei Fischbach, S. 437.

[40] Schneegans, S. 115; Strasbourg, journal, S. 67; Fischbach, S. 180.

[41] Vgl. z. B. Fischbach, S. 225, 368, 438; R. Wagner, S. 298 f. Erheblich beeinflusst wurde Uhrichs Handeln durch ein ebenso thörichtes wie ungerechtfertigtes Misstrauen gegen die protestantische Bevölkerung, das ihm, wie es scheint, durch den kaiserlichen Präfekten Baron Pron und dessen Umgebung eingeflösst worden war; zu dieser gehörte Herr de Malartic, später Präfekt des Departement Haute-Loire, der diesem Verdacht in einem Büchlein (Le Siège de Strasbourg pendant la campagne de 1870, Paris, 1872) Ausdruck gab, dessen prahlerischer Ton nur von der in ihm sich aussprechenden Frivolität übertroffen wird. Vgl. Fischbach, S. 60 f. Ebenso unsicher fühlte sich Uhrich in politischer

zweiten Hälfte des September machte sich diese Stimmung, namentlich nach dem Erscheinen der Schweizer in Strassburg, sehr deutlich geltend,[42] und in dem ungeordneten Abzug der Besatzung zeigte sich unzweifelhaft auch die niederdrückende Wirkung der Beschiessung.

Um also zusammenzufassen: Die Beschiessung der Stadt war weder völkerrechtlich unzulässig noch eine zwecklose Grausamkeit.

Es fragt sich nun aber weiter: die Berechtigung der Beschiessung zugegeben, war es möglich, ein einzelnes Gebäude zu schonen? Merkwürdiger Weise sind darüber nicht nur die Ansichten der Laien, sondern auch die der Fachmänner geteilt. Eine Anzahl von Strassburgern, die die Belagerung miterlebt haben und von mir über diesen Punkt befragt worden sind, glaubten dies bei der von ihnen teilweise genau beobachteten Art der Beschiessung für unmöglich halten zu müssen.[43] Andere dagegen, unter ihnen namentlich R. Reuss[44] und A. Schneegans,[45] sind der Ansicht, dass es sehr wohl möglich gewesen sei; die deutsche Artillerie habe eine solche Treffsicherheit bewiesen und ihre genaue Kenntnis der Stadt dadurch dargethan, dass sie mit grosser Geschicklichkeit die öffentlichen Gebäude herausgefunden und zerstört habe. Ganz folgerichtiger Weise schliessen jene beiden weiter, die Zerstörung der Bibliothek sei eine vorbedachte Sache gewesen: «il n'y

---

Beziehung der Bevölkerung gegenüber, vgl. Fischbach, 63. 111; La défense de Strasbourg, jugée par un républicain, Neuchâtel 1871, S. 5, 7, 18. Die Kundgebungen der Unzufriedenheit, die sich von Zeit zu Zeit geltend machten, gingen nicht aus unpatriotischer Gesinnung hervor, sondern waren eher durch den Unwillen über das Misstrauen der Behörden hervorgerufen. Im übrigen sind sie nicht stärker gewesen, als in jeder mit Aushungerung und Beschiessung bedrohten Stadt. Fischbach 93, 112, 213, 226, 511 ff. Auffallend häufig wiederholt sich die Behauptung, der Belagerer sei von allen Vorgängen in der Stadt genau unterrichtet gewesen.

[42] Vgl. Anm. 39. Die Munizipalkommission thut jetzt bei dem Kommandanten Schritte zum Zwecke der Kapitulation. Vgl. Mathilde Baum, Joh. Wilh. Baum, S. 128; und Delabrousse, Un héros de la défense de Strasbourg (Valentin), S. 114, 129 note. Bezeichnend für dies Buch, das mit grossem Aufwand von Papier auf mehr als 300 Seiten eigentlich nur das allerdings der höchsten Bewunderung werte Eindringen Valentins in die belagerte Stadt schildert, ist es, dass der in der Darstellung angegebene Weg Valentins mit dem auf der beigegebenen Karte eingezeichneten in keiner Weise übereinstimmt.

[43] Z. B. mein verehrter Amtsgenosse, Herr Professor Krug.

[44] Reuss, S. 17 f.

[45] Schneegans, S. 113 f.

a point moyen de nier, que la destruction de la bibliothèque ait été chose préméditée».[46]

Wenn man auch auf deutscher Seite manchmal geneigt ist, sich dieser Ansicht anzuschliessen, so ist das wohl auf folgenden Umstand zurückzuführen. Der damals in Tübingen lehrende Professor der Geschichte Julius Weizsäcker hat — auch Reuss spielt darauf an[47] — bei Beginn der Belagerung einen Brief an General von Werder geschrieben, in dem er ihn auf die Bedeutung der Strassburger Bibliotheken und Archive aufmerksam machte und ihn unter Beifügung eines Stadtplans, auf dem die betreffenden Gebäude kenntlich gemacht waren, um Schonung derselben bat. Weizsäcker hat, wie man bisher annahm, auf diesen Brief keine Antwort, sondern zu seinem grossen Schmerz bald darauf die Kunde von der Vernichtung der von ihm oft benutzten Schätze empfangen. Ich möchte aber doch behaupten, dass Werder den Brief, wenn auch vielleicht erst nach dem 24. August, erhalten hat; darauf scheint mir folgende Stelle in einem Brief, den er am 17. September an Uhrich schrieb,[48] zu deuten:

«Der Angriff ist nunmehr in ein derartiges Stadium getreten, dass ein Bombardement der Stadt damit verbunden ist. Ich bitte dieserhalb Euer Hochwohlgeboren, die Bürgerschaft auf diesen Akt von neuem vorzubereiten, und dafür gütig Sorge tragen zu wollen, dass alle Kunstschätze und Wertsachen möglichst in Sicherheit gebracht werden.»

Die scheinbare Nichtbeachtung des Weizsäcker'schen Schrei-

---

[46] Reuss, S. 19; Schneegans, S. 114; Mézières in der Revue des deux Mondes vom 15. Oktober 1870, angeführt bei Morin, Les lois relatives à la guerre II, 208: une oeuvre de destruction accomplie de sang froid, de propos délibéré, à dessein.

[47] Reuss, S. 19. Die oben gegebenen Nachrichten über diesen Brief verdanke ich den beiden Söhnen des Verstorbenen, Herrn Dr. Weizsäcker, Direktor des Städel'schen Instituts in Frankfurt am Main, und Herrn Landrichter Weizsäcker in Berlin, so wie Herrn Professor Dr. Ebrard in Frankfurt am Main, dem letztern durch gütige Vermittlung des Herrn Professor Dr. Euting hier. Landrichter W. glaubt sich auch zu erinnern, dass ein Bescheid zurückgekommen sei; im Nachlass finde er sich jedoch nicht mehr. Vermutlich werden wir über diese Episode, wie über manches andere. Aufschluss aus den Aufzeichnungen über den Krieg von 1870/71 erhalten, die General v. Werder bei der königlichen Regierung in Merseburg hinterlegt hat, mit der Bestimmung, dass sie vor 1900 nicht veröffentlicht werden sollten. Ich wendete mich in dieser Angelegenheit an meinen lieben Freund, Herrn Rechtsanwalt Koeppel in Belgard in Pommern, der Mitglied des Kuratoriums für die minderjährigen Erben des Generals ist, und erhielt die Nachricht, dass die Familie zur Zeit eine Veröffentlichung der Aufzeichnungen noch nicht wünscht.

[48] Wagner, S. 124.*

bens hat unzweifelhaft in den ihm nahestehenden Kreisen eine bittere Stimmung erzeugt, die es nicht ausgeschlossen erscheinen liess, dass eine gewisse Absichtlichkeit oder mindestens eine sehr grobe Fahrlässigkeit die Vernichtung der Bibliothek herbeigeführt habe. Nimmt man noch hinzu, dass man in nicht militärischen Kreisen die unfehlbare Treffsicherheit unserer vorzüglichen Artillerie aus Unkenntnis wohl noch überschätzte,[49] ferner von dem ausgezeichneten Kartenmaterial der deutschen Heere eine sehr hohe Meinung hatte, so sah man sich fast wider Willen zu jenem betrübenden Schluss gezwungen.

Und doch kann davon gar keine Rede sein; denn alle übrigen Voraussetzungen als erwiesen angenommen, ist der Schluss doch falsch, weil eine Bedingung nicht erfüllt ist: der Belagerer war über das Innere der Stadt nicht so gut unterrichtet, als man bisher angenommen hat.

Ich muss hier etwas weiter ausholen. Als ich bei meinen Erkundigungen über die Vernichtung der Bibliothek unter andern auch zu dem Direktor des Strassburger theologischen Studienstifts St. Wilhelm, Herrn D. Erichson kam, der während der Belagerung zwar nicht in Strassburg, aber doch den Einschliessungslinien sehr nahe, in Hürtigheim, wohnte, so sagte er mir, es sei ihm mit Bestimmtheit erinnerlich, dass im September 1897 in einer Nummer des «Voltaire» oder des «Figaro» ein Artikel erschienen sei, der die Besprechung der Memoiren eines Kapellmeisters der Strassburger Garnison von 1870 enthalten habe.[50] Darin sei ausgeführt, die Vernichtung der Bibliothek durch die Deutschen habe auf einem Irrtum beruht; man habe falsche Karten gehabt, auf denen das Gebäudeviertel, zu dem die Bibliothek gehört, als Stadthaus eingetragen gewesen sei. Auf die Stadtverwaltung habe man einen Druck ausüben wollen und darum das Gebäude in Brand geschossen. — Ich bemühte mich nun in den Besitz der fraglichen Memoiren zu kommen. Auf der in elsässischer Litteratur sonst so vollständigen Landesbibliothek war nichts davon bekannt; die Zeitungen «Voltaire» und «Figaro» gaben auf Anfragen gar keine Antwort. Auch dem besten Kenner der französischen Litteratur über das Elsass, R. Reuss, an den ich mich wandte, war ein derartiges Werk nicht zu Gesicht gekommen, und schliesslich führte auch eine Anfrage bei einem Militärkapellmeister der Garnison von 1870, der jetzt Direktor des Konservatoriums zu Le Mans ist,

[49] Es ist beispielsweise zu beachten, dass der Wind, sowie die Temperatur und die Dichtigkeit der Luft die Treffsicherheit ganz erheblich beeinflussen können.

[50] Vgl. hierüber jetzt den Nachtrag.

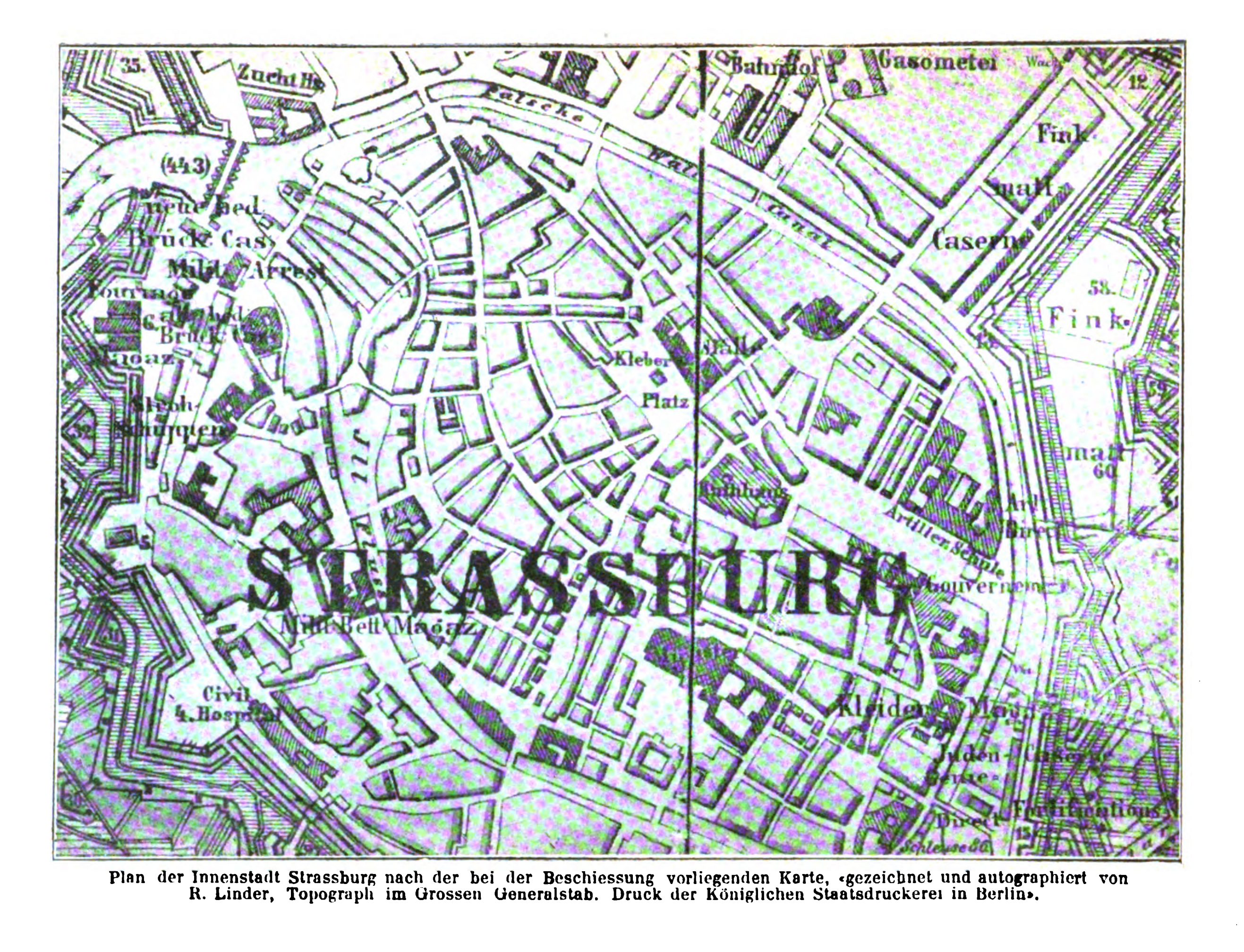
zu keinem Ergebnis. Da nun die Notiz selbst nicht zu erhalten war,[51] so forschte ich nach der Karte. Zunächst fiel mir ein Werk über die Strassburger Belagerung in die Hand, das 1874 bei Fischbacher in Paris erschienen ist und nebenbei bemerkt unter dem Schein dokumentierter Sachlichkeit mit Hilfe gefälschter und verstümmelter Urkunden dem ärgsten Chauvinismus huldigt.[52] Dasselbe enthält einen kleinen Plan im Massstab von 1 : 23000 (wohl Irrtum statt 25000), der den Gebäudekomplex des Protestantischen Gymnasiums, der Neuen Kirche und der Bibliothek mit «Hôtel de ville» bezeichnet. Da in diesem kleinen Plan die Parallelen der Belagerer eingezeichnet sind, war zu vermuten, dass er auf einem deutschen Plane beruhe. Ich beschloss daher gleich an die Quelle zu gehen, auf die hiesige Fortification, wo mir mit grösster Bereitwilligkeit und Liebenswürdigkeit die älteren Pläne der Festung gezeigt wurden. Nach längerem Suchen fand sich schliesslich in drei Exemplaren ein Plan im Massstab von 1 : 10000, «gezeichnet und autographiert von R. Linder, Topograph im Grossen Generalstab. Druck der Königlichen Staatsdruckerei in Berlin,» ohne Jahresangabe. Die drei Exemplare waren nach den Bemerkungen, die auf ihnen standen, als Beilagen zu Berichten in den Jahren unmittelbar nach 1870 verwendet worden; der eine enthielt beispielsweise die Parallelen, in roter Tinte mit der Hand eingezeichnet, und eine vorläufige Skizze der Stadterweiterung und war nach einer handschriftlichen Bemerkung des damaligen Ingenieurs vom Platz, Obersten Grund, im Januar 1872 verwendet worden. Dieser Plan enthält ebenfalls, wie aus der nebenstenden Wiedergabe des ihm entnommenen Stadtplans hervorgeht,[53] in der wünschenswertesten Deutlichkeit den auffallenden Irrtum, dass der Gebäude-

---

[51] Jetzt im Nachtrag abgedruckt.

[52] Das schon mehrfach angeführte Buch: Strasbourg, Journal des mois d'août et septembre 1870 par une réunion d'habitants et d'anciens officiers, Paris 1874.

[53] Da die Simon Schropp'sche Hoflandkartenhandlung in Berlin nicht in der Lage war, mir den Plan zu beschaffen, so bat ich die hiesige Fortifikation um vorübergehende Ueberlassung eines der in ihrem Archiv befindlichen Exemplare. Diese Bitte wurde mir durch den Ingenieuroffizier vom Platz, Herrn Major Roos, in der liebenswürdigsten Weise gewährt, wofür ich auch hier meinen ergebensten Dank ausspreche. In dem Werke, das der Oberst z. D und damalige Redakteur des Militärwochenblattes, also ein zweifellos gut bedienter Mann, Herr A. Borbstaedt, über den deutsch-französischen Krieg von 1870 (Berlin 1872) veröffentlicht hat, findet sich ein jedenfalls auf Grund der Linder'schen Karte entworfner Plan im gleichen Massstab mit demselben Irrtum.



Plan der Innenstadt Strassburg nach der bei der Beschiessung vorliegenden Karte, «gezeichnet und autographiert von R. Linder, Topograph im Grossen Generalstab. Druck der Königlichen Staatsdruckerei in Berlin».

komplex der Bibliothek mit «Rathhaus» bezeichnet ist. Dieser Linder'sche Plan ist 1865 «auf Grund guter [also wohl jedenfalls französischer] Materialien» im Generalstabe hergestellt worden.[54] Mir ist kein älterer Plan von Strassburg bekannt geworden, der den Fehler enthielte; der Irrtum rührt daher wohl von Linder her, dem es vielleicht teilweise zur Entschuldigung dienen kann, dass er die in seinen Vorlagen unzweifelhaft französisch vorliegenden Ortsbezeichnungen erst verdeutschen musste und nicht geradezu kopieren konnte. Dass der Linder'sche Plan bei der Beschiessung den Truppen vorgelegen hat, war an und für sich sehr wahrscheinlich, ist mir aber ausserdem durch den Verfasser der ausgezeichneten Geschichte der Belagerung von Strassburg, Herrn Oberstleutnant a. D. R. Wagner in Berlin,[55] der die Pläne selbst am 18. August von Berlin ins Hauptquartier vor Strassburg brachte, und durch den Verfasser der neuesten kriegsgeschichtlichen Abhandlung über die Belagerung, Herrn Oberstleutnant a. D. Frobenius in Charlottenburg,[56] gütigst bestätigt worden.

Durch die Feststellung dieses Fehlers ist dargethan, dass von einer **absichtlichen** Zerstörung der Bibliothek, die, so sinnlos diese Beschuldigung ja im Grunde auch ist,[57] trotzdem von verschiedenen Seiten angenommen worden war, keine Rede sein kann. Die Batterieen 1, 7, 8, 9, 11 und 12 hatten den Befehl erhalten, die innere Stadt zu beschiessen. Hiervon kommen für uns nur die Batterie 9, die an der Brumather (Weissenburger) Strasse etwa 300 Meter

---

[54] Frobenius, Kriegsgeschichtliche Beispiele des Festungskrieges aus dem Kriege 1870/71. I. Einschliessung. 1. Belfort. 2. Strassburg. S. 142.

[55] Damals Hauptmann in der I. Ingenieur-Inspektion und Adjutant beim Ingenieurstabe vor Strassburg. Vgl. R. Wagner, S. 199; Frobenius, S. 142, v. Müller, S. 40. Ausser diesem Plan lag noch ein Plan von 1 : 2500 und einer von 1 : 40000 vor, von denen der eine für Beschiessungszwecke zu gross, der andere zu klein war. Vgl. R. Wagner, S. 199. Es stellten sich auf diesen Plänen, wie besonders auf dem von 1 : 10000, mit der Zeit eine Anzahl Irrtümer heraus, die auf französischen Festungsplänen zum Zwecke der Irreleitung früher grundsätzlich durchgeführt wurden, wie mir Oberstleutnant a. D. Frobenius gütigst mitteilt. Vgl. v. Müller, S. 83.

[56] Seit dem 19. Aug. 1870 als Premierleutnant in der 1. Festungspionierkompagnie VIII. Armeekorps vor Strassburg thätig. Das Werk ist das Anm. 54 erwähnte.

[57] Ganz richtig bemerkt Baron du Casse, Journal authentique du siège de Strasbourg. Paris 1871, S. 35: «Singulière façon de s'assurer l'amour des habitants d'une cité, que l'on veut s'adjoindre, que celle d'anéantir sans nécessité une des gloires de cette ville!» Aehnlich de Malartic, Le siège de Strasbourg, S. 66 f.

hinter der Kreuzung derselben durch die Mittelhausberger Strasse lag, und die Batterieen 11 und 12, die mit der Batterie 13 in dem Winkel zwischen dem Rhein-Marnekanal und der Ill, etwa 150—200 Meter von der heute Bischheim und Ruprechtsau verbindenden Illbrücke nach der Stadt zu Aufstellung gefunden hatten, in Betracht. Batterie 11 (v. Sichart) und 12 (Pierer) sahen von der Stadt nur das Münster — heutzutage ist auch dies durch die hohen den Kanal begleitenden Bäume verdeckt —, Batterie 9 (Weisswange) vielleicht das sehr hohe Dach der Neuen Kirche und ihres Chors.[58] Aber dieses konnte trotz seines Türmchens ebensowohl ein Rathaus- als ein Kirchendach sein. Eine genaue Feststellung der einzelnen Gebäude, die man etwa zu treffen oder zu schonen beabsichtigte, war also nur mit Hilfe des Planes möglich, und diese Hilfe war in diesem Falle irreleitend.

Nun stellt sich aber eine weitere Frage: Würde es, wenn der Plan vollkommen genau und richtig gewesen wäre, möglich gewesen sein, die Bibliothek zu schonen, d. h. hat der Fehler des Plans **thatsächlich** die Zerstörung des Gebäudes zur Folge gehabt.

Hierauf antwortet eine sehr zuständige Stimme mit Nein!

Herr Oberstleutnant a. D. Wagner schreibt mir am 27. April 1900:

«Da Sie die auffälligen Fehler im Plane 1 : 10000 betonen, so möchte ich nicht unterlassen, meine Ueberzeugung dahin

[58] Vgl. hiezu v. Müller, S. 78, 86; S. 87: «Batterie 9 eröffnete das Feuer gegen die rechte Face von Bastion 12 und den nächstliegenden Stadtteil». «Batterie 11 feuerte mit Erhöhungen für 2100—2650 m gegen die Stadtteile beim Münster: die Geschosse hätten dabei den Raum von Lunette 56 bis zur Kurtine 13—14 treffen müssen. Batterie 12 feuerte mit verschiedener Seitenrichtung und Erhöhungen von 3000—2150 m in die Stadtteile westlich vom Münster. Ihre Granaten hätten den Raum vom nördlichen Ende des Broglie bis zu Lunette 56 erreichen müssen.» Ferner S. 88; S. 90: «Von den Granaten der Batterie 12 erreichten die weitesten die Gegend des Broglie»; S. 99: «die meisten Brände entstanden (in der Nacht vom 25. auf 26. August), wahrscheinlich durch die Batterieen 9—13 bewirkt, wie in der vorigen Nacht, in der Gegend des Broglie bis zum Kleberplatz.»

In der Bibliothek brach der Brand gleich zuerst aus. Damit stimmt v. Müller, S. 91 Anm., «Das Tagebuch der Batterie 9 berichtet: es brennt nach dem 6. Schuss, das der Batterie 11: nach einer halben Stunde brannte es an mehreren Stellen, das der Batterie 12: nach kurzem brannte es.» — Verfolgt man ferner auf einem Plane die Richtungen der Geschosse von Batterie 9 auf die rechte Face des Bastions 12, und von Batterie 11 und 12 nach Kurtine 13/14, so mussten etwas weiter gehende Geschosse genau in den Gebäudekomplex der Bibliothek gehen. Vgl. R. Wagner, S. 290, 293.



auszusprechen, dass diese Fehler für die Wirkung der Bombardementsbatterien im Innern der Stadt ganz gleichgiltig gewesen sind. Die Skizzen, welche die Artillerieoffiziere am 23. August vormittags in Mundolsheim von dem beim kommandierenden General vorhandenen Exemplar des Plans 1 : 10000 durchpausten, hatten für jeden dieser Offiziere fast allein den[59] Zweck, im Terrain die Stellen aufzufinden, wo ihre Batterien in richtiger Lage gegenüber den Festungswerken erbaut werden sollten. Zu diesem Zweck kam es nur darauf an, die nach den Baustellen führenden Wege und die Hauptlinien der den Batterien gegenüberliegenden Festungswerke in den kleinen Planskizzen zu haben. Was innerhalb der Festungswerke lag, war den die Skizzen eiligst durchpausenden Offizieren zunächst ganz gleichgiltig. Vielleicht hat der eine oder der andere in seiner Skizze auch die Lage des Münsters zu seiner Orientierung markiert, andere Gebäude aber höchst wahrscheinlich gar nicht. Es wäre auch nutzlos gewesen! Alle jene Offiziere waren eben erst vor Strassburg angekommen und wegen dringendster anderer Geschäfte noch gar nicht im stande gewesen, sich die Festung von aussen anzusehen. Dazu kam, dass selbst bei Tage aus der allgemeinen Masse der Häuser sich nur die Kirchtürme erkennbar hervorhoben. Auch diese konnten aber mit Ausnahme des Münsters in der dunkeln Nacht anfänglich nicht, sondern erst dann unterschieden werden, als das Bombardement bereits verschiedene Brände hervorgerufen hatte. Die Neue Kirche (Bibliothek) ferner hatte meines Wissens überhaupt keinen von aussen sichtbaren Turm, sondern verschwand von ausserhalb der Festung gesehen, in der Häusermasse, die ausserdem im ganzen für viele Batterieen, namentlich die des linken Flügels, durch Baumwuchs und Baulichkeiten der Vororte verdeckt war».

«Dass in dem Plane 1 : 10000 das Innere der Stadt sehr fehlerhaft gezeichnet war, ist unter allen diesen Umständen für die Wirkung der Bombardementsbatterieen von keinerlei Bedeutung gewesen, namentlich gilt dies von der irrtümlichen Bezeichnung der Stelle, an welcher die Neue Kirche ungefähr zu suchen gewesen wäre, mit dem Worte «Rathaus».»[59a]

---

[59] Die Hervorhebungen rühren von Herrn Oberstleutnant R. Wagner her.

[59a] Auch S. Excellenz, Generalleutnant a. D. Freiherr Roeder von Diersburg, durch seine erste Gemahlin Schwiegersohn des Generals Grafen v. Werder, der vor Strassburg als Hauptmann im Generalstabe thätig war, äusserte mir gegenüber die Ansicht, dass der Irrtum auf dem Plane für die Frage der Vernichtung der Bibliothek unerheblich sei.

Einem militärischen Laien kann es natürlich nicht in den Sinn kommen, Ausführungen eines Mannes, der mit Personen und Sachen auf das genaueste vertraut und an der entscheidenden Stelle selbst lebhaft thätig[60] war, widersprechen zu wollen. Doch mag es mir gestattet sein, die Aeusserungen von Männern, denen man ein Urteil in diesen Fragen auch nicht absprechen kann, anzuführen, die von der oben ausgesprochenen Ansicht abweichen. Es würde mich freuen, wenn diese Zeilen den Anlass zu einer weiteren Erörterung der für uns Strassburger doch nicht ganz unwichtigen Angelegenheit gäben.

Generalleutnant J. Hartmann,[61] der, unmittelbar nach Beendigung der Beschiessung, am 27. August im Hauptquartier vor Strassburg, dem er, damals Oberstleutnant, als Artilleriestabsoffizier zugeordnet war, eintraf, schreibt über das Bombardement:

«Man war aber nicht rücksichtslos ans Werk gegangen. Da man das Innere der belagerten Stadt hinreichend kannte, so hatte man den Batterieen die Gebäude bezeichnen können, welche verschont, und diejenigen, welche der Verteidigung dienten, wie Kasernen, Magazine, Mühlen, und deshalb hauptsächlich beschossen werden sollten. Dass trotzdem viele andere Häuser getroffen wurden, war unvermeidlich, und in der letzten Nacht war das Dach des Münsters in Flammen aufgegangen.»

Das Werk des Generalleutnants v. Müller,[62] der, damals Hauptmann im Pommerschen Feldartillerieregiment Nr. 2 und Adjutant der Generalinspektion der Artillerie, vom 3. September ab als Schiessinstruktor vor Strassburg thätig war, baut sich auf dem sorgfältigst gesammelten Aktenmaterial auf; unter anderem hat der Verfasser die Kriegstagebücher der Batterieen benutzt. An verschiedenen Stellen erwähnt er die Pläne, mit denen für die Beschiessung vom 24. auf den 25. August die Seiten- und Höhenrichtung festgestellt wurde. Im besondern ist für uns wichtig, dass die vom Magdeburgischen Festungsartillerieregiment Nr. 4 besetzten Batterieen des linken Flügels in der That über einen Plan verfügten, den Hauptmann Ströhmer (Batterie 10) von dem Ingenieurgeneral Schulz geschenkt er-

---

60 Oberstleutnant a. D. R. Wagner hat beispielsweise den Entwurf zum förmlichen Angriff aufgestellt. v. Müller, S. 49, R. Wagner, S. 234, Beilage 26 und 26 a.

61 Erlebtes aus dem Kriege 1870/71, S. 64.

62 Schon vielfach angeführt: v. Müller, Die Thätigkeit der deutschen Festungsartillerie im Kriege 1870/71 I: Die Belagerung von Strassburg. Berlin 1898.

halten hatte.[63] Mit dessen Hülfe suchte Ströhmer mit den drei übrigen Kompagniechefs seines Regiments die Plätze für die Batterieen 10—13 aus. Die Batterieen 11—13 wurden, wie oben angegeben, ganz nahe bei einander angelegt, während sich Hauptmann Ströhmer für die seinige (10) eine etwa 500 Meter weiter zurück ebenfalls an der Ill gelegene Stelle wählte. Es ist wohl nicht zu viel vermutet, wenn man annimmt, dass Hauptmann Ströhmer seinen Kameraden zur Feststellung ihrer Ziele seinen Plan nicht vorenthalten haben wird. Nur so wird es erklärlich, dass Batterie 13 «nach sorgsam gewählten Zielpunkten»[64] — der Ausdruck entstammt dem Kriegstagebuch — schiessen konnte, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, mit richtiger Ansetzung der Entfernungen. Es ist ganz selbstverständlich, dass den beiden unmittelbar daneben liegenden Batterieen 11 und 12, die für unsere Fragen hauptsächlich in Betracht kommen, dieselben Mittel zur Verfügung standen, ihre Zielpunkte zu bestimmen, und vermutlich wird auch Batterie 9 an der Weissenburger Chaussee, die zu derselben Abteilung gehörte, an den Vorteilen der andern vier Batterieen teitgehabt haben.

Der andere Schiessinstruktor der Belagerungsartillerie, Premierleutnant Meier vom Magdeburgischen Feldartillerieregiment Nr. 4, bis dahin Assistent der Artillerie-Prüfungs-Kommission, heute Oberstleutnant a. D. in Braunschweig,[65] der ebenfalls am 3. September vor Strassburg eintraf, war so liebenswürdig mir am 13. Mai 1900 folgendes zu schreiben:

«Leider war ich am 24. August 1870 noch in Berlin . . . Sehr zutreffend scheint mir die Annahme, es habe die falsche Bezeichnung des die Bibliothek bergenden Häuserkomplexes mit dem Worte «Rathhaus» dies Unheil befördern helfen, namentlich wenn man in Betracht zieht, dass der 1870 benutzte Plan ausser der Artillerieschule nur das «Rathhaus» als öffentliches, gewissermassen zum Bombardement einladendes Gebäude in der von der Ill umschlossenen Innenstadt hervorhebt.[66] Der

---

[63] v. Müller, S. 53.

[64] v. Müller, S. 87.

[65] Er ist Verfasser eines Aufsatzes über «Die Belagerung Strassburgs», der zuerst in den «Militärischen Blättern», dann in zweiter Auflage gesondert erschien, Berlin 1871. Herr Professor Varrentrapp hier war so liebenswürdig, mir die Anknüpfung zu vermitteln.

[66] Dies ist ein kleiner Irrtum: In dem mir vorliegenden Linder'schen Plan sind in der Innenstadt ausserdem, abgesehen vom Münster, noch folgende Gebäude eingetragen: Gouvernement, Kleidermagazin (militärisches), Ställe, diese bei der Aubette, die sich in der unglücklichen Lage befand, militärische Anstalten und eine Ge-

Batterie 9 an der Weissenburger Chaussee konnte es kaum entgehen, dass sie, gegen Bastion 12[67] eingeschossen, unter Beibehaltung der Seitenrichtung mit der Erhöhung für 4000 Schritt = 3000 Meter unfehlbar diesen grossen Gebäudekomplex erreichen würde. Diese Batterie war von der 15. Kompagnie des 4. Regiments besetzt. . . . ausser Batterie 9 kommen meines Erachtens nur 10—13 in Betracht, besetzt mit der 5., 6., 7. und 8. Kompagnie des Regiments 4.»

Ausserdem erlaube ich mir noch eine Stelle aus dem Werke von Oberstleutnant R. Wagner[68] selbst anzuführen:

«Für den Gebrauch beim Oberkommando war ausserdem ein Plan der Stadt angefertigt worden, in welchem mit Rücksicht auf die einerseits anzustrebende Demolierung der Militäretablissements und die andererseits wünschenswerte Schonung der Lazarete und nichtmilitärischen Gebäude, die verschiedenen Kategorien derselben durch verschiedene Farben kenntlich gemacht waren.»

Dieser Plan lag seit dem 18. August im Hauptquartier,[69] und es ist doch immerhin nicht ausgeschlossen, dass er vom Oberkommando den beschiessenden Truppen zur Kenntnis gebracht worden ist, wenn es bei der grossen Eile, in der die Beschiessung vorbereitet wurde, auch nicht gerade wahrscheinlich ist.

---

mäldesammlung zu vereinigen. (Letztere ist übrigens ebenfalls vollständig vernichtet worden.) Aber die Thatsache ist richtig, dass ausser den militärischen Gebäuden (und dem Münster) nur das Rathaus bezeichnet ist. Die Angabe des Oberstleutnants Meier stimmt übrigens für den bei Borbstaedt veröffentlichten Plan, siehe Anm. 58.

[67] Dies Bastion lag etwa an Stelle des jetzt von Steinring, Hagenauer- und Vogesenstrasse eingeschlossenen Häuserdreiecks. Vgl. über Batterie 9 oben Anm. 58 und v. Müller, S. 86. Uebrigens können natürlich auch von andern Batterien einzelne Schüsse in die Stadt gegangen sein. Z. B. von Batterie 10, von der Granaten bis an das Civilhospital geflogen sein sollen (v. Müller, S. 99), und von Batterie 18, v. Müller, S. 88 und R. Wagner, S. 290. Aber die konsequente Vernichtung des für das Rathaus gehaltenen Gebäudes ging doch wahrscheinlich von einer der Batterieen aus, die in die Stadt schiessen sollten, also in diesem Falle von Batterie 9, 11 oder 12.

[68] R. Wagner, S. 199

[69] Es scheint, dass es dieser Plan ist, der mir durch die Güte der hiesigen Kaiserl. Fortifikation vorliegt. Die Häuserviertel sind in zart Rosa mit dunklerem Randkolorit angelegt, dagegen die Kasernen blau, die meisten Militärgebäude, wie die Artillerieschule und das Zeughaus grauviolett, die Kirchen, soweit sie überhaupt auf dem Plane markiert sind, z. B das Münster, die Jung-St.-Peter- und die St.-Johannkirche, dunkelrot getuscht. Der fälschlich mit Rathaus bezeichnete Komplex ist durch Schraffierung als öffentliches Gebäude bezeichnet, aber nur mit Randkolorit versehen.

Aber wie gesagt, ich überlasse das endgiltige Urteil darüber, ob der Irrtum der Karte die Vernichtung der Bibliothek geradezu veranlasst hat, den Sachverständigen. Hervorzuheben ist nur etwa noch, dass ein Bombardement von Kirchen in Strassburg im übrigen nicht vorgekommen ist, wenn wir von der vorübergehenden Beschiessung des Münsters, die ihre besondere Ursachen und Zwecke hatte, und der Vernichtung der kleinen Kirche in der Citadelle absehen, die natürlich von der Zerstörung der letzteren mitbetroffen wurde. Keine andere Kirche ist irgendwie bedeutend beschädigt worden, obwohl doch beispielweise Jung St. Peter gerade in der Schusslinie zwischen den Schiltigheimer Batterieen und der Bibliothek lag. Nun traf aber schon eine der ersten Kugeln beim Beginn der grossen Beschiessung am Abend des 24. August den Chor der Neuen Kirche,[70] und nachdem einmal der Brand ausgebrochen, wurde in den Feuerherd weitergeschossen, um das Löschen zu verhindern, ein Verfahren, das den Franzosen bei der Beschiessung Kehls abgesehen worden war.[71]

Unter der Strassburger Bevölkerung und in der deutschen Armee[72] war gleich nach dem Kriege das Gerücht verbreitet, die Vernichtung der Bibliothek und der Gemäldesammlung in der Aubette sei die Folge eines Irrtums gewesen; worin der Irrtum bestand, war aber bis jetzt nicht bekannt.

Es bleibt uns noch die Aufgabe, festzustellen, ob von seiten des Verteidigers, oder vielleicht richtiger von seiten der Behörden, denen die Bibliotheken unterstanden, nicht etwas zum Schutz der Sammlungen hätte geschehen können. Dabei ist darauf hinzuweisen, dass die seit 1863 eingetretene Teilung der Leitung auf die Verwaltung der Bibliotheken in ungünstiger Weise einwirkte; Reuss[73] spricht von einem gewissen

---

[70] R. Wagner, S. 293. Die Angaben stimmen nicht ganz überein, aber gegen 9 Uhr stand die Bibliothek in Flammen. Reuss, S. 21.

[71] v. Conrady, Das Leben des Generals von Werder, S. 124, Anm.

[72] Die Kenntnis hiervon verdanke ich freundlichen Mitteilungen des hiesigen Verlagsbuchhändlers Herrn Paul Heitz und des Premierleutnants a. D. Herrn Dr. jur. Abegg; während jener als dreizehnjähriger Knabe die Belagerung in der Stadt erlebte, lag dieser als junger Offizier davor. Die Kunde von einem Irrtum muss aber weit verbreitet gewesen sein, wie sich aus einer Aeusserung des in Anm. 46 erwähnten Mézières ergiebt. Er schreibt: Les Allemands chercheraient envain une excuse, ils attribueraient vainement à une erreur d'artillerie une oeuvre de destruction etc

[73] Reuss, S. 8.

Rückgang im Leben der öffentlichen Sammlungen (une certaine décadence dans la vie de nos collections publiques), und es ist eine alte Erfahrung, dass, wenn zwei Leute sich in die Verantwortung für dieselbe Sache teilen, weniger sorgfältig verwaltet wird, als wenn einer allein zu sorgen hat. So mag es auch hier gegangen sein. Schon früher als die Bibliothekare hat der bekannte Professor der Theologie, Johann Wilhelm Baum, sich über die Bergung der kostbaren Kleinodien Gedanken gemacht. Wie seine Frau berichtet,[74] hat er in den ersten Tagen der Belagerung, in der letzten Sitzung des protestantischen Seminars den Vorschlag gemacht, dass ein jeder Professor einen Teil von dem Kostbarsten in seinem Keller bergen solle; er sei jedoch als unpraktischer Mensch bespöttelt worden und halb ärgerlich, halb beschämt und an seiner bessern Einsicht zweifelnd nach Hause zurückgekehrt. Thatsächlich ist keinem einzigen dieser Keller ein Schaden geschehen. Wäre aber nur, so setzen wir hinzu, in einem Privathause irgend ein wertvolles Manuskript verbrannt, der Chor der Neuen Kirche dagegen verschont geblieben, so wären scheinbar berechtigte Vorwürfe dem allzuvorsichtigen Veranlasser jener Massregel nicht erspart geblieben, und das lässt sich ja allerdings gegen die Verteilung der Werke in Privathäusern einwenden.

Im Uebrigen gebe ich über die zum Schutze der Bibliothek ergriffenen Massregeln das Wort denjenigen Schriftstellern, die wegen der Zerstörung die Deutschen am härtesten beschuldigt haben, R. Reuss, A. Schneegans und Eschenauer.

Reuss[75] schreibt:

«C'est ici le point le plus délicat de ma tâche, mais je dois l'aborder aussi pour rendre hommage à la vérité jusqu'au bout. A-t-on fait tout ce qu'on pouvait pour sauver les bibliothèques aujourd'hui perdues? Non, malheureusement: les mesures de précaution prises avant le sinistre étaient tout-a-fait insuffisantes en cas de danger véritable, et quelques précautions indispensables ont été complètement négligées. A qui la faute? Au désarroi administratif tout d'abord qui fut indescriptible au lendemain de la défaite de Froeschwiller, au manque d'avertissements clairs et précis adressés à la population par les autorités militaires et civiles,[76] mais peut-être aussi au manque

---

[74] Mathilde Baum, Johann Wilhelm Baum. Bremen 1880. S. 126.

[75] Reuss, S. 20 ff.

[76] Anmerkung von Reuss: «Personne ne comprit, si ce n'est lorsqu'il était déjà trop tard pour rien faire, que le général Uhrich avait voulu parler du bombardement, en disant dans sa proclamation du 22 août: «Le moment solennel est arrivé!» —



d'initiative de la part des hommes chargés plus spécialement de veiller à ces dépôts. Jamais malheureusement les intérêts intellectuels de Strasbourg n'ont obtenu de la part des administrateurs et des représentants de la cité l'attention qu'ils semblaient pouvoir exiger dans une ville d'une réputation européenne dans le passé et qui n'avait pas trop démérité dans le présent. Au moment de l'investissement de la cité, il s'agissait de pourvoir à tant de choses que la protection des bibliothèques, archives, musée d'histoire naturelle, musée de peinture etc., parut chose aussi embarrassante que superflue aux personnages qui auraient eu à donner des ordres à ce sujet. Comme je désire m'abstenir de personnalités, hélas! inutiles maintenant, à l'adresse de gens, qui depuis ont acquis des droits à l'indulgence par leur conduite patriotique, je ne répéterai pas les paroles au moins fort étranges qui furent répondues alors aux fonctionnaires venant réclamer des instructions à ce sujet.[77]

Pourquoi poser ainsi des énigmes à une population dont on exigeait de si durs sacrifices, au lieu de lui dire simplement, virilement: «On va nous bombarder, mais ce n'est pas une raison pour nous rendre!»» Und Signouret bemerkt hinsichtlich der Proklamation, S. 123: «Cet appel suprême, appel si déclamatoire et si emphatique, avait, comme la plupart des harangues de cette espèce, le tort de ne rien expliquer, de ne rien préciser.» Vgl. v. Müller, S. 80. Andere Leute jedoch scheinen die Bedeutung der Proklamation sofort begriffen zu haben. Fischbach, S. 166 Der Belagerer hatte jedenfalls in dieser Hinsicht nichts versäumt, da schon am 8. August mit der Beschiessung gedroht worden war und am 22. die regelrechte Ankündigung erfolgte, die dann noch mehrmals wiederholt wurde.

[77] L. Spach, Moderne Kulturzustände im Elsass III, 164. Fischbach, S. 262, 303. Eine Notiz, die Fischbach, S. 90, allerdings erst für Ende August nach einem ihm zur Verfügung gestellten Tagebuche giebt, ist zu charakteristisch, als dass ich sie nicht abdrucken sollte. Sie lautet: «Dienstag, den 30. August. Ich erfahre, dass der Bürgermeister heute morgen die Möbel in die Keller des Stadthauses bringen liess. Als jemand ihn bat, an die Archive zu denken, wies der Bürgermeister ihn barsch ab. André nahm dann sofort mit Rud. Reuss, Lehr und einigen anderen die Sache in die Hand Ich komme um 2 Uhr zu ihnen und helfe ihnen die kostbarsten Bände und Mappen in den Keller tragen. Der Hauptteil der Sammlung bleibt in einem Saale des Erdgeschosses. André hatte einen Genieoffizier um 1000 kleine mit Erde gefüllte Säcke gebeten, um die Fenster dieses Saales damit auszufüllen. Der Offizier schlug diese Bitte in herbem Tone ab, und als André noch weiter darauf bestand, rief er ihm zu: «Noch ein Wort und ich . . . . . .» André fand den Festungskommandanten etwas zugänglicher, und bald waren 20 Soldaten damit beschäftigt, die Säcke zu füllen und sie in die Fenster zu legen.» «In demselben Tagebuch», schreibt Fischbach weiter, «finden wir unter dem 31. August eine Notiz, die etwa folgendermassen lautet: «André hat sich diesen Morgen mit den Sammlungen der Akademie beschäftigt. Der Rektor

Finalement, on se contenta de mettre une demidouzaine d'hommes[78] et quelques cuves d'eau dans les combles du Temple Neuf, mesure tout-à-fait dérisoire en cas d'un véritable incendie. Il y avait si peu de pompes disponibles en ce moment et l'on en avait tellement besoin dans les faubourgs où les incendies avaient déjà commencé qu'il n'y en eut pas de stationnées dans l'enceinte même des bibliothèques. En présence de cette insuffisance absolue des moyens de précaution pris par l'autorité municipale, la Commission administrative de la Bibliothèque de la ville, le corps des Professeurs du Séminaire protestant,[79] auraient dû se réunir d'urgence pour ordonner à leurs bibliothécaires respectifs de prendre des mesures de protection et pour les soutenir de leurs conseils. Cela encore n'eut pas lieu. Abandonnés à leurs initiative personnelle, ces fonctionnaires auraient pu agir encore a leurs risques et périls et sans attendre aucune impulsion officielle; des caisses portatives, qu'on aurait pu facilement se procurer, auraient été remplies des manuscrits les plus précieux et déposées au rez-de-chaussée, dans le musée archéologique. Le feu ayant pris au second étage, le 24 août, on aurait eu le temps, si quelques hommes avaient été là, — et on en aurait trouvé, — de transporter ces caisses à dix pas de là, dans les caves voûtées du Gymnase

---

hat nichts gethan. Der Sekretär Walluitte hat André in unhöflicher Weise abgewiesen »

Eine andere Notiz, die sich aber auf die Zeit vor der Zerstörung der Bibliothek bezieht, verdanke ich der Güte des Herrn Professor E b r a r d (vgl. Anm. 47): Er schreibt: «Man hat die Bibliothekare stets dafür, dass sie n i c h t s thaten, damit entschuldigt, sie seien nicht an Initiative gewöhnt gewesen. Dagegen ist zu sagen: Brucker (der Stadtarchivar) ging am ersten Tage der Belagerung zum Maire (Humann) und verlangte eine Spritze und einen Pompiersposten für das Stadtarchiv. Der Maire erwiderte: «Da müsste ich ja der Bibliothek auch einen geben», worauf Brucker: «Der müssen Sie z w e i geben». Hierauf jagte der Maire Brucker mit einem Wachtstubenfluch fort. Brucker aber trug mit seiner Schwester e i g e n h ä n d i g das g a n z e Archiv in den Keller, trotzdem ihn der Maire dabei gelegentlich verhöhnte, und wohnte mit ihr im Keller bei den Akten bis zur Uebergabe! Dies verdient auch auf die Nachwelt zu kommen.» So mag denn dem bescheidenen und pflichttreuen Beamten, dessen sich alle, die ihn kannten, mit den Gefühlen wahrer Hochachtung erinnern, in dieser Anmerkung, wenigstens in Gedanken, ein Kranz aufs Grab gelegt werden. — Das Bezirksarchiv war in der Krypta des Münsters geborgen. R e u s s, S. 14, Anm. 4.

[78] Wohl in Ausführung des Beschlusses des Bürgermeisters vom 12. August, F i s c h b a c h, S. 87. Von diesem halben Dutzend Männern ist bei der Zerstörung der Bibliothek nirgends etwas zu finden. Vermutlich waren sie am 24. August gar nicht mehr auf ihrem Posten, wenn nicht überhaupt ein Irrtum vorliegt.

[79] Dass einer der Professoren (Baum) wenigstens daran gedacht hat, ist oben S. 333 gesagt.

protestant, où furent déposées plusieurs bibliothèques particulières, entre autres la collection Heitz. Le bâtiment de la bibliothèque lui-même n'avait pas, par malheur, de caves, et d'ailleurs il est probable, qu'elles se fussent effondrées sous le poids des masses énormes, qui s'écroulèrent pendant l'incendie. Malheureusement rien de pareil fut fait. On laïssa tout en place, pas un seul manuscrit ne quitta les rayons et chacun s'abandonnait à ce sujet à la plus trompeuse sécurité ! Personne, je dois le dire, personne n'aurait cru possible, qu'en plein dix-neuvième siècle une nation qui prétend marcher à la tête de la civilisation, qu'un souverain chrétien donneraient l'ordre de réduire en cendres des temples et des églises, et j'aurais, tout le premier, accusé de calomnie celui qui aurait osé soutenir devant moi une opinion contraire. Naïves illusions, dont nous avons chèrement acheté la perte, mais que nous ne devons point nous repentir d'avoir entretenues jadis, puisqu'elles montrent les victimes à un niveau moral auquel leurs vainqueurs n'ont même pas essayé d'atteindre !

Donc quand l'incendie éclata, vers neuf heures du soir, rien n'était prêt : le feu se répandit avec une rapidité prodigeuse ; les vieilles boiseries des salles de la Bibliothèque du Séminaire, qu'elles saisirent d'abord, furent en un clin-d'oeil la proie des flammes ; dès lors le sauvetage du moindre volume devenait presque impossible. L'escalier principal du bâtiment, au lieu d'être en pierre était une légère charpente en bois et sa chute pouvait couper la retraite aux sauveteurs hardis qui auraient pénétré dans l'intérieur des salles encore intactes. En tous cas, c'est là mon intime conviction, on aurait pu vider encore en partie la grande salle du rez-de-chaussée, où se trouvaient beaucoup d'antiquités d'un poids minime (médaillier etc.) et si je ne me trompe, un certain nombre de manuscrits. Mais personne ne vint. Aucun des deux bibliothécaires, soit qu'ils n'aient points été avertis dès le commencement du sinistre (ce qui est fort possible), soit qu'ils aient cru dès l'abord le malheur irréparable et le but à atteindre trop insignifiant en comparaison des dangers qu'il aurait fallu affronter pour le réaliser, ne se présenta pour diriger les efforts des hommes de bonne volonté qui se seraient peut-être trouvés si quelque chef énergique avait été là. Bientôt le feu s'étendant partout et l'ennemi couvrant, selon son habitude, le brasier de projectiles nouveaux pour empêcher toute tentative de l'éteindre,[80] le sauvetage, difficile dès l'abord, devint impossible, alsolument impossible.

---

[80] Vgl. Anm. 71.

Le principal reproche, que l'on puisse faire aux fonctionnaires chargés de la conservation de nos bibliothèques est donc celui d'avoir passivement attendu des ordres qui ne vinrent pas et d'avoir manqué d'initiative, croyant impossibles les actes de vandalisme sauvage que Strasbourg devait voir s'accomplir pendant près de deux mois. Ceci nous pouvons nous l'avouer à nous-même, tout en prenant notre part de responsabilité de cette absence de toute mesure de précaution, parce que tout le monde les croyait inutiles; mais ce qui est révoltant pour tout coeur droit et honnête c'est d'entendre ceux-là mêmes, qui de propos délibéré,[81] ont ainsi détruit nos richesses scientifiques, de les entendre, dis-je, accuser avec une chaleureuse indignation et d'un ton de douleur hypocrite, notre négligence et notre manque d'intérêt pour les choses de l'esprit. Est-ce donc notre faute à nous, si les Prussiens ont réduit en cendres l'église du Temple-Neuf, et serait-ce nous par hasard qui avons mis le feu à nos bibliothèques?»

Diese Ausführungen von Rudolf Reuss sind in ihrer ganzen Ausdehnung wiedergegeben worden, weil sie die Frage des Schutzes der Bibliothek nach allen Seiten und mit bester Personen- und Ortskenntnis am gründlichsten erörtern. Ihr leidenschaftlicher Ton ist bei einem jungen Gelehrten, der den unersetzlichen Verlust eines die reichsten Ergebnisse versprechenden Arbeitsmaterials in seiner ganzen Grösse vollständig zu beurteilen wusste, nur zu begreiflich. Dass die Zerstörung in wohlüberlegter Absicht (de propos délibéré) erfolgt sei, kann und wird nunmehr aber niemand mehr behaupten können.

A. Schneegans und Eschenauer heben mehr die Schuld der höheren Behörde hervor.

Schneegans[82] schreibt:

«Ah sans doute, ceux à qui était confiée la garde de notre bibliothèque, auraient dû à la première menace du bombardement, descendre dans les caves les objets les plus précieux et eux aussi ne sont pas à l'abri du reproche. La municipalité impériale ne professait qu'un médiocre goût pour les arts et pour les sciences, on lui prête des mots cruels en réponse à ceux qui l'adjuraient de mettre en lieu sûr ces trésors.[83] Mais sur qui donc doit retomber la responsabilité la plus lourde, sur celui qui, trop confiant en l'esprit d'humanité de l'ennemi, négligea ces précautions, ou sur celui qui, distinguant l'immense masse noire de ce bâtiment, connaissant son caractère sacré, ne pou-

---

81 Vgl. Anm. 46.
82 La guerre en Alsace I, 114.
83 Vgl. Anm. 77.

vant ignorer sa destination srientifique, n'en ordonne pas moins la destruction.»

Da die letztangeführten Voraussetzungen nicht zutreffen, so wird auch der daraus gezogene Schluss hinfällig.

Eschenauer[84] schreibt:

«Mais aussi pourquoi, ai-je entendu dire cent fois, dans ma récente excursion en Suisse comme parmi vous, pourquoi n'a-t-on pas songé à mettre, sinon tous, du moins les principaux de ces trésors, à l'abri des bombes? Nos bibliothécaires en chef (ils sont deux, et tous deux, permettez-moi de vous le dire, de mes amis) y avaient sérieusement pensé; mais au moment, où ils en parlèrent, l'administration supérieure avait d'autres . . . chats à fouetter, et d'ailleurs, à vrai dire, personne ne s'attendait un instant à une attaque aussi violente, aussi inhumaine, avant toute opération militaire contre la citadelle, les remparts et la garnison.»

Schliesslich noch eine Aeusserung des letzten französischen Maires von Strassburg. Generalleutnant Hartmann[85] war der Ohrenzeuge einer Unterredung, die am 29. September, dem Tage nach der Kapitulation, zwischen General von Werder und dem Professor Küss stattfand, der durch seine Aufopferung in schwerster Zeit sich ein Denkmal im Herzen aller Strassburger errichtet hat. Auf Werders Frage: «Konnte man die Bibliothek nicht retten?» antwortete er in seiner kurzen bestimmten Weise: «Man hat es unbegreiflicher Weise versäumt. Das Werthvollste hätte in kurzer Zeit gesichert werden können. Die Kaiserliche Regierung versäumte ja alles.»[86]

---

[84] Le bombardement de Strasbourg. La Haye 1870, S. 21. Man vgl. hierzu den Auszug aus einem Artikel des «Schwäbischen Merkur» vom 31. Januar 1871 bei E. Wagner in Meyers Ergänzungsblättern zur Kenntnis der Gegenwart 1871, S. 597.

[85] Hartmann, Erlebtes, S. 108.

[86] Ich füge noch einige Aeusserungen aus neuester Zeit hinzu: Dacheux sagt: Passionné pour les richesses confiées à ses soins, ce n'est certes pas lui (der 1863 verstorbene Bibliothekar Jung) qui eut laissé périr, par sa déplorable incurie, les précieux manuscrits de la Bibliothèque, nos vieilles chroniques, et surtout la Herrade. Il a fallu qu'il fût mort pourqu'une pareille chose pût se produire. (Mitt. der Gesellschaft für Erhaltung der gesch. Denkmäler im Elsass. II. Folge, 19. Band, (1898) S. 36). Und A. M. P. Ingold: Nous en (aus Aufzeichnungen Schöpflins, die Grandidier mitgeteilt worden waren) détachons une page, pour accompagner un dessin de Daniel Specklin, qui, s'il n'est pas totalement inconnu, est du moins fort rare et augmentera nos regrets et notre indignation contre l'incroyable indifférence de ceux qui auraient dû préserver de la destruction ces précieux moments. (Ebenda, S. 10.) Diese Urteile sind vielleicht etwas zu hart

Der Schlusssatz ist in dem Munde des republikanischen Gegners der Bonapartes ganz begreiflich und auch in dem Sinne richtig, dass die Verblendung der Regierungsorgane bis in die untersten Verwaltungsstellen hinein eine verhängnisvolle Ansteckungskraft gezeigt hat. Bei der Verteidigung Strassburgs tritt die Kopflosigkeit ganz besonders hervor. Zunächst ernennt man für diesen wichtigsten Grenzplatz, wo ein jugendlich kräftiger, mit allen Künsten des Festungskrieges vertrauter Führer hingehört hätte, einen seit mehreren Jahren seines Alters wegen zur Ruhe gesetzten General, der wohl ein tapferer und ehrenwerter Mann, aber, wie ein späterer Beurteiler[87] wohl kaum zu scharf sagt, «tout simplement un homme sans énergie et sans capacité» war, lässt sodann diesem Platz ein einziges Regiment und so gut wie keine Genietruppen als Garnison, versäumt die notwendigsten Armierungsarbeiten und hat natürlich, als der Feind vor den Thoren steht, keine Zeit mehr, das alles nachzuholen oder gar an den Schutz von Bibliotheken zu denken.

Zum Untergang der kostbaren Strassburger Sammlungen haben sich also, wie wir sehen, verschiedene widrige Umstände verbunden; man kann sich dabei beruhigen, ihn als einen harten Schlag des Schicksals anzusehen. Will man aber durchaus Verantwortlichkeit und Schuld feststellen, so, hoffe ich, werden meine Ausführungen dazu beitragen, das Urteil in dieser Beziehung auf den rechten Weg zu leiten.

Nachtrag.

Als ich damit beschäftigt war, die letzten Zeilen des vorliegenden Aufsatzes niederzuschreiben, am 21. Mai 1900, übersandte mir Herr Direktor D. Erichson den oben S. 323 erwähnten Artikel des «Figaro», den es ihm gelungen war sich wieder zu verschaffen (Nummer vom 26. August 1897); ich bin ihm für seine Bemühungen zu lebhaftestem Danke verpflichtet. Danach berichtigen sich die oben gemachten Angaben namentlich insofern, als es sich nicht um Memoiren, sondern gewissermassen um ein Interview des Kapellmeisters und Komponisten Victor Elbel handelt, dessen Oratorium «der Münsterbau» nach auf den Tag genau dreissigjähriger Pause am 9. Mai 1900 von dem Strassburger Gesangverein «Chant sacré» aufge-

---

[87] La défense de Strasbourg, jugée par un républicain, Neuchâtel 1871, S. 18.



führt worden ist. Es geht aus dem Artikel hervor, dass Elbel thatsächlich im Besitz der bei der Beschiessung dem Belagerer vorliegenden Karte 1 : 10000 gewesen ist. Zunächst einige Notizen über den Genannten, die ich der mir durch Herrn Redakteur Sigel gütigst übermittelten Nummer 128 des «Elsässer Journals» vom 11. Mai 1900 verdanke.

Victor Florentin Elbel ist am 8. Januar 1817 in Strassburg geboren. Im Alter von 16 Jahren trat er als Musikschüler beim 59. Infanterieregiment ein; er nahm an dem Feldzuge in Afrika teil und machte mit seinem Regiment die Einnahme von Bona und von Bougie (1833) mit. Als der junge Musiker zwei Jahre später nach Strassburg zurückgekehrt war, wurde er zum Kapellmeister bei einem Dragonerregiment ernannt, trat jedoch bald in gleicher Eigenschaft zu einem in Lyon liegenden Infanterieregiment über; gleichzeitig wurde er Organist an der St. Polykarpuskirche daselbst. Er gab jedoch bald die militärische Laufbahn auf, um den berühmten Hornisten Vivier auf einer Konzertreise durch Frankreich und ins Ausland zu begleiten, 1848 finden wir Elbel in Paris als Präsidenten des Fortschrittsklubs wieder. Zum Stabskapitän der Nationalgarde ernannt, wurde der frühere Kapellmeister in den Junitagen verwundet und kam nur dank der Hingebung seines elsässischen Landsmannes, des Rittmeisters im Generalstab Peter von Schauenburg, mit dem Leben davon. Nach dem Staatsstreich hielt es Elbel für klug, auf einige Zeit die Grenze zwischen sich und Frankreich zu bringen. Er begab sich nach Berlin, wo er Leiter der Gesellschaftshauskonzerte wurde. Aber schon 1852 kehrte er nach Paris zurück, wo er mit seinem Berliner Orchester eine Reihe Konzerte im Saale Herz und im Wintergarten gab. Später finden wir ihn dann als Leiter der «Concerts de Paris». 1855 leitete er die Kurkapelle in Dieppe. Schliesslich kehrte er in das Elsass zurück und liess sich in Hochfelden nieder, wo er bis zum Kriege wohnte. 1866 wurde er zum Direktor der «Académie de chant» in Strassburg ernannt.

1870 nahm Elbel als Hauptmann der Mobilgarde an der Verteidigung von Strassburg teil. Nach der Uebergabe der Stadt wurde er als Gefangener nach Mainz geschickt und verkürzte sich dort seine unfreiwillige Musse mit Komponieren. Nach Frankreich zurückgekehrt, nahm er Dienst in der Versailler Armee und wurde am 5. Mai 1871 durch die Ehrenlegion ausgezeichnet. 1875 siedelte er nach Nizza über, wo er einige Jahre die städtische Kapelle leitete. Dort ist er auch am 1. April 1894 gestorben.

Seit seinem sechzehnten Jahre hat Elbel fast ununter-

brochen komponiert, religiöse und weltliche Musik, Symphonieen und Opern, Tänze und Lieder. Zu nennen ist unter andern ein Tedeum für Männerchor und Militärmusik, eine beschreibende Symphonie «Berlin bei Nacht», «Betrachtungen über Schillers Gang nach dem Eisenhammer»; in seinem Nachlass fand sich eine komische Oper «Argentine», die 1864 von der Strassburger Theaterdirektion angenommen, aber trotzdem nicht aufgeführt wurde. Seine beiden Hauptwerke sind jedoch die beiden Oratorien: «L'Océan», zum ersten Mal am 9. Mai 1857 aufgeführt, und der oben schon erwähnte «Münsterbau».

Nach diesem Abriss eines Lebens, dessen äussere Thatsachen vermuten lassen, dass auch die innere Entwicklung des Mannes kennen zu lernen nicht ohne Interesse wäre, geben wir den Figaroartikel ohne Verkürzung wieder.

La destruction de la bibliothèque de Strasbourg (23 aout 1870).

L'incendie de la bibliothèque de Strasbourg est un des faits les plus abominables de la guerre de 1870. Cette destruction, inutile à l'assiégeant et qui ne pouvait qu'exaspérer l'assiégé, restera un éternel stigmate au front de la docte Allemagne.

Parmi les personnalités que le hasard ou les circonstances ont, à un certain moment, placés sur mon chemin, se trouve M. Victor Elbel, le musicien bien connu.

En 1870, après la déclaration de guerre, M. Victor Elbel s'était engagé dans les mobiles de l'Alsace, et, en cette qualité, lui, vieux Strasbourgeois, il a assisté à toutes les péripéties du drame funèbre qui s'appelle le siège de Strasbourg. Il m'a donné, sur cet incendie de la bibliothèque, des détails qui ont une grande importance, et, de plus, il m'a mis sous les yeux un document qui tendrait a faire remonter à l'ineptie de l'état-major allemand la responsabilité de cet irréparable désastre.

Je laisse la parole à M. Victor Elbel:

«Les officiers qui descendaient de service se rencontraient habituellement au café de Broglie. Le soir du 23 août, on était en petit nombre, on commentait une proclamation que venait de faire afficher le maire, M. Humann. Cette pièce annonçait un bombardement à outrance et faisait appel au courage et à l'énergie de la population, nous la crûmes exagérée, car, à ce moment, le feu des Allemands s'était ralenti, et le nombre des incendies avait diminué.

«Notre erreur fut de courte durée. A peine avais-je allumé mon cigare qu'un formidable ouragan d'obus s'abattit à quelques mètres de nous, hachant les arbres, éventrant les maisons,

renversant cheminées et toitures, et tous paraissant dirigés vers le même but: le Temple neuf et le Gymnase protestant où se trouvaient renfermés les nombreux blessés de la bataille de Frœschwiller.

«Nous quittâmes le café, dont les vitres commencèrent à voler en éclats, et, nous défilant de notre mieux, nous sortîmes de ce trou à boulets pour courir aux casernes. J'avais laissé mes armes à la maison Stammley, sur la place Kléber, et je dus traverser la zone du feu qui battait le Gymnase.

«Arrivé à l'angle de la rue du Dôme, je m'arrêtai un instant. Le Gymnase et les maisons de la rue de la Mésange commençaient à brûler.

«Au moment où j'allais reprendre le chemin de la place Kléber, un sifflement plus aigu que les autres se fit entendre au-dessus de la brasserie du Roi de Brabant; je levai la tête et je vis le projectile marquer, par un éclat lumineux, son éntrée dans la toiture du Temple neuf, au centre de la nef. Il fut presque immédiatement suivi d'un autre dont j'entendis l'explosion à l'intérieur.

«— Oh! la Bibliothèque! m'écriai-je involontairement.

«A peine une minute s'était-elle écoulée que les flammes jaillirent par les ouvertures, et j'étais à peine arrivé à la rue des Orfèvres que toute la toiture était en feu; en quelques minutes le Temple neuf fut incendié, et la Bibliothèque ne forma plus qu'un immense brasier.

«Rien ne put être sauvé. Un canonnier obscur dont l'histoire n'enregistrera jamais le nom, et qui peut-être s'ignore lui-même, a dirigé sa pièce sur un point indiqué, et, en une heure, a détruit tout un monde de souvenirs et de trésors accumulés par les siècles!

«On a mis en avant, pour expliquer la catastrophe, la conjecture d'un projectile égaré. J'ai vu, de mes yeux vu, une masse d'obus dirigés sur le même point, ce qui prouve que l'ennemi visait un but déterminé et spécial.

«On a prétendu que les Allemands avaient voulu, en incendiant ce riche dépôt, anéantir des documents compromettants pour eux. C'est là une hypothèse insoutenable. Lorsque, dans une bibliothèques publique, il se trouve des documents gênants, il ne manque pas de moyens de les faire disparaître ou de les anéantir.»

M. Victor Elbel me mit alors sous les yeux un plan très complet de la ville de Strasbourg. Aucune construction, aucun sentier, aucun accident de terrain, aucun cours d'eau, sur un périmètre de deux lieues en dehors des fortifications, n'y avait été omis. Il en était de même pour les ouvrages de défense.

On y indiquait, sur les marges, les distances, hauteur, épaisseurs de revêtement, profondeurs des lunettes, profils des ouvrages : en un mot, tout ce qui pouvait être utile à l'assiégeant y figurait avec une rigoureuse exactitude.

«Je tiens ce plan, me dit M. Victor Elbel, d'un dépositaire de journaux de Strasbourg, qui prétendait l'avoir reçu d'un officier supérieur de l'armée prussienne. Il croyait que ce plan avait été dressé à Strasbourg, après la reddition de la place, mais un léger examen me prouva que cette pièce provenait du dépôt de la guerre, à Berlin, et qu'il avait été dessiné bien avant 1870 pour servir, le cas échéant, aux opérations du siège de la ville!»

M. Victor Elbel me fit en effet remarquer que le plan portait cette légende en langue allemande:

Dressé et autographié par R. Linder, topographe au grand état-major, imprimé à l'imprimerie royale de Berlin.

«En étudiant le plan, continue M. Victor Elbel, je remarquai dans l'intérieur de la ville, indiqués en traits noirs, tous les édifices publics désignés au bombardement. Arrivé à un certain quartier de la ville, je m'arrêtai stupéfait : je pouvais à peine en croire mes yeux, je venais de découvrir une erreur colossale.

«Sur la masse des bâtiments formant le Temple neuf et le Gymnase, je venais de lire le mot *Rathaus* (Hôtel de Ville).

«L'erreur était-elle calculée? Qui le saura jamais? Mais je m'expliquai tout de suite l'acharnement avec lequel ce quartier de la ville avait été bombardé pendant cette lugubre soirée du 23 août 1870. Une batterie volante avait sans doute reçu l'ordre de tirer sur l'Hôtel de Ville, à l'heure où l'on croyait le Conseil municipal réuni, et, réglant son tir d'après le plan qu'il avait sous les yeux, le commandant avait détruit, en moins d'une heure : une ambulance, une église, et l'une des plus belles bibliothèques du monde.

«Cette erreur topographique avait échappé d'abord au contrôle du grand état-major prussien, qui l'aura reconnue le lendemain de la catastrophe. Mais ne doit-on pas admirer le silence dont l'Allemagne a couvert la faute commise, aimant mieux encourir l'accusation de sauvagerie que de mettre en péril l'impeccabilité de son infaillible état-major?»

Que vaut l'explication qui m'a été donnée par M. Victor Elbel? Je n'ai pas à me prononcer sur une question aussi délicate. Mais j'ai eu, sous les yeux, le plan de Strasbourg dressé par les soins de l'état-major prussien, et je puis attester que j'y ai remarqué l'énorme erreur qne m'a signalée le patriote strasbourgeois.

Alfred Darimon.

Zu dem hier in seiner ganzen Ausdehnung abgedruckten Artikel ist im einzelnen noch folgendes zu bemerken.

Das Café du Broglie trägt heute noch denselben Namen, es befindet sich Broglieplatz 21. Maison Stammley ist wahrscheinlich verdruckt für maison Stammler; dies ist das Gebäude Gewerbslauben 29/31, das nach dem von Blondel etwa 1765 aufgestellten Baufluchtenplan gebaut ist und daher in den breiten Bürgersteig weit vorspringt. Elbel scheint vom Broglieplatz den Weg durch den Anfang der Münstergasse und durch die Neukirchgasse am Eingang der Goldschmiedgasse vorbei gewählt zu haben, vermutlich um über den Neukirchplatz und durch die Dominikanergasse auf dem nächsten Wege zu dem Stammler'schen Hause zu gelangen. Die Brasserie du Roi de Brabant war in dem grossen, durch ein sehr hohes Gitter von der Strasse getrennten Anwesen Münstergasse 8. Irrtümlich ist die Angabe des Datums; die eigentliche Beschiessung begann und die Zerstörung der Bibliothek erfolgte am 24., nicht am 23. August. Ferner handelt es sich hier nicht um fliegende Batterieen; diese waren nur im Süden und Südwesten thätig und haben die Mitte der Stadt mit ihren Geschossen nicht erreicht; vgl. v. Müller, S. 85. Dieser Irrtum betreffs der im Norden und Nordwesten thätigen Geschütze, der, wie ich aus mündlichen Mitteilungen erfahren habe, auch sonst vielfach geteilt wird, mag sich wohl daraus erklären, dass diejenigen, welche in der dunklen regnerischen Nacht von den Wällen Strassburgs aus die aus der Gegend von Schiltigheim her erfolgende Beschiessung beobachteten, fliegende Batterieen vor sich zu haben glaubten, weil in bestimmten Zeitabständen einmal hier, einmal dort die Schüsse aufblitzten.

Aus den Angaben über die Gleichmässigkeit und Beständigkeit des scheinbar von vornherein auf die Bibliothek und die dazu gehörigen Gebäude gerichteten Feuers (les obus . . . tous paraissant dirigés vers le même but: le Temple neuf et le Gymnase protestant) könnte man eine gewisse Absicht, dies für das Rathaus gehaltene Gebäude zu zerstören, folgern, und endlich schliesst die Angabe, dass die erste zündende Kugel, die in die Bibliothek einschlug, über das Haus Münstergasse 8 hergekommen sei, — wenn sie als richtig gelten darf — die Herkunft derselben von Batterie 9 an der Weissenburger (Brumather) Strasse aus; es kommen dann nur die Batterieen des linken Flügels, in diesem Falle also Batterie 11 oder 12, in Frage.

XVII.

Argentorate.

Von

Rud. Henning.

Die schriftliche Kunde von unserer Heimatstadt beginnt mit ihrem Namen. Argentorate heisst sie in den ältesten Quellen, der hier wohl noch in augusteische Zeit zurückreichenden Tabula Peutingeriana und auf dem Offenburger Meilenstein vom Jahre 73/74 n. Chr.[1] Erst später herrscht Argentoratum. Doch trägt der Name kein römisches Gepräge: er muss den späteren Machthabern schon von der älteren keltischen oder vorkeltischen Bevölkerung überliefert sein. Ueber seinen Ursprung kann nur die Grammatik und die Etymologie entscheiden.

Zunächst fragt es sich, ob das Wort ein abgeleitetes oder ein zusammengesetztes ist. Beide Möglichkeiten sind denkbar. Bei der Ableitung würde das Suffix -ate (vgl. das südgallische Lactora-Lactorate etc.) an die entsprechende von Müllenhoff (Deutsche Altertumskunde 3, 187) besonders für das Ligurische nachgewiesene Endung anzuknüpfen sein. Doch spricht gegen die Ableitung schon der Umstand, dass das erste fortbildende Suffix bei unserem Stamme sonst nicht -ōr- sondern -ăr- ist, vgl. den Mons Argentarius in Spanien und an der etrurischen Küste, Argentarea im Elsass etc. Völlig entscheidend aber wirken die sicher komponierten analogen Ortsnamen: Argento-varia im Elsass, Argento-magus in Gallien bei den Biturigen, der seit dem Jahre 825 belegte Flussname Argento-duprum oder -dublum im südlichen Gallien und wohl auch das gleichaltrige Argento-gelum.[2] Damit aber ist der keltische Ursprung von Argento-rate entschieden.

---

[1] Zangemeister, Westdeutsche Zeitschrift III, 246 f.

[2] Die Belege für die beiden letzten Namen bei Quirin Esser, Beiträge zur gallo-keltischen Namenkunde I, 90 f.

Der erste Bestandteil Argento- ist in der Namengebung in alter und neuer Zeit sehr weit verbreitet,[1] nicht nur in Personen- und Ortsnamen, sondern häufig auch in Flussnamen, vgl. ausser dem angeführten Argentodublum die Argenza, *Argenta ‚Ergers‘ bei Strassburg, die Argentilla (Arentelle) bei St. Dié an der Westseite der Vogesen und am ältesten bezeugt den Argenteus flumen in den südwestlichen, ligurischen Alpen (Dép. du Var). Sie alle verlangen eine umfassende Erklärung, falls überhaupt an der Einheitlichkeit des Wortstammes festzuhalten ist, und nicht verschiedene ganz disparate Stämme darin zusammentreffen.

Einen wichtigen Ausgangspunkt, zugleich aber eine unverkennbare Schwierigkeit bereitet der erste Beleg. Herodot I, 163 erzählt bei den ältesten Tartessusfahrten der Phokäer von dem sagenhaften König 'Αργανθώνιος der 80 Jahre über Tartessus (oder Gades) herrschte, 120 Jahre lebte und zu den Phokäern, die er zur Uebersiedelung aufforderte, in so intime Beziehungen trat, dass er ihnen das Geld gab, um ihre Vaterstadt gegen die Meder mit Mauern zu befestigen. Da diese Tartessusfahrten sicher schon ins 7. Jahrhundert v. Chr. fallen, so kommen wir mit dem Namen in eine Zeit zurück, in der nach allgemeiner Annahme in Spanien von Kelten noch keine Rede sein kann, wo daselbst nur andere fremdsprachige Völker zu suchen sind. So scheint der nächstliegende Zusammenhang mit keltischem arget, argant ‚Silber‘ = lateinisch argentum erschüttert. Auch der Ausweg, welchen Dümmler[2] sucht, dass die Massalioten den Namen von den Kelten übernommen hätten, ist aus denselben völkergeschichtlichen und historischen Gründen unmöglich. Und gleichwohl hatte der reiche Arganthonius zweifellos vom Silber seinen Namen. Denn im Hinterlande des Tartessus lag das Silbergebirge, die Sierra Morena, der Mons Argentarius oder das 'Αργυροῦν ὄρος des alten Periplus, einer Quelle die nach Müllenhoffs Forschungen wiederum in die vorkeltische Zeit Iberiens zurückführt. Hier müssen auch die Phokäer früh schon das Silber geholt haben.

Wie sollen wir diese Sachlage erklären? Die sprachlichen Zusammenhänge von ir. arget, lat. argentum reichen weit, bis zu den fernsten ostarischen Stämmen, da das altpersische erezata- ‚Silber‘, altindisch rajatá-, das freilich im Veda in dieser Bedeutung noch nicht belegt ist, zweifellos dieselben oder damit aufs nächste verwandte Worte sind. Aber an einen gemeinsamen arischen Ursprung, den man unter anderen Umständen auf

---

[1] Holder, Altkeltischer Sprachschatz I, 207 ff.
[2] v. Bradke, Methode der arischen Alterthumswissenschaft. S. 24.

dieser Identität begründen würde, ist gleichwohl nicht zu denken. Dagegen spricht weniger die Thatsache, dass die Germanen, Slaven und Litthauer dafür ein anderes gemeinsames Wort, eben unser ‚Silber' haben, als die archäologische Thatsache, dass den Südariern in Europa das Silber verhältnismässig spät bekannt geworden ist. Selbst in Italien dürfte es, von einzelnen Spuren abgesehen,[1] während der Bronzezeit so gut wie gänzlich fehlen, und in ganz Mittel- und Nordeuropa, wo es nirgend älter als das Eisen zu sein scheint und erst während der Hallstattzeit in Umlauf kommt, wird es chronologisch eine noch jüngere Stellung haben.

Im nichtarischen Süden Europas ist das Silber dagegen sehr viel älter. In Spanien haben die Gebrüder Siret es in Ansiedelungen gefunden, die ins 3./4. Jahrtausend v. Chr. gesetzt werden. Auf Cypern ist es nicht minder alt,[2] und die Silberbarren und Gefässe der zweiten, verbrannten Stadt von Troja[3] wird man heute auch wohl ins 3. Jahrtausend v. Chr. zu setzen geneigt sein. In Kleinasien gehört es gleichfalls einer sehr frühen Zeit an.

So haben die europäischen Arier das Silber zweifellos erst im Laufe der Zeit von ihren südlichen Nachbarn erhalten, ob damit auch das Wort argeto-, argento-, dessen weithin übereinstimmende Form auf einen gemeinsamen Ursprung deutet, steht noch dahin. Man pflegt es an das griechische ἀργός, ἀργής ‚weiss, glänzend' anzuknüpfen, vielleicht mit Recht, aber welche Vorsicht geboten ist, lehrt der Umstand, dass auch im Iberischen derselbe Stamm in derselben Bedeutung vorhanden war. Im Baskischen, das als der einzige Repräsentant übrig geblieben, ist die Sippe weit verbreitet: argi ist ‚hell, glänzend' oder ‚Licht', argitasun ‚Glanz', argitu ‚erhellen', argitara-tu ‚bekannt machen', argizagi ‚der Mond'.[4] Leider ist grade der Name des Silbers nicht bekannt, da bask. zillar ‚argent' doch wohl vom germanischen Silber nicht zu trennen ist.

So mag das Wort noch seine besondere und vielleicht sehr alte Geschichte haben, die weiter zu verfolgen ist, ins Keltische aber kann es — mit der Sache — erst verhältnismässig spät, im Beginn des letzten vorchristlichen Jahrtausends gedrungen sein, mit Suffixen von denen das eine (-eto-) ein sehr weit verbreitetes ist, während das andere (-anto-, -ento-) zwar auch

---

[1] Montelius, La civilisation primitive en Italie, Taf. 36, 13.

[2] Ohnefalsch-Richter in der Zeitschrift für Ethnologie 31 S. (392).

[3] Schliemann, Ilios S. 524 f. und Götze im Globus 71 S. 217 ff.

[4] van Eys, Dictionnaire basque-français S. 23 f.

im Iberischen vorkommt, aber scheinbar nicht in dem Masse, wie bei den ligurischen [1] und italischen Nachbarstämmen.

Im Keltischen muss das Wort dann aber eine grosse Verbreitung gefunden haben. Im Irischen ist es lange das allgemeine Wort für ‚Geld' geblieben. Dass es daneben noch ein anderes, vom Silber unabhängiges keltisches argento- gegeben, bleibt unerweisbar. Die vielfache Anwendung des Wortes in Orts- und Flussnamen könnte zunächst befremden, aber die modernen keltischen Analogien sind so zahlreich und, wie mir scheint, so durchschlagend, dass keine weiteren Zweifel begründet sind.

Für Irland, wo arget nur ‚Silber' ist, bietet das Werk von Yoyce, [2] ein reiches Material, vgl. besonders II, S. 365 f. Bei Ballycastle in Antrim liegt ein Ort Moy-arget, genau das umgekehrte Argento-magus, ‚Silberfeld', an anderen Stellen Arget-ros ‚Silverwood', Cloon-argid ‚Silberwiese'. Mehrere kleine Seen heissen Loch Anargit (Loch-an-argait) ‚Silbersee', einer am Fusse von Silverhill. In der Landschaft Kork ist ein Fluss Arigideen ‚Silberchen' wie sonst ein Glasheenanargid ‚Silberflüsschen' (S. 71). Zur Erklärung der Fluss- und Wassernamen will Yoyce weniger an die silbergraue Farbe des Wassers als an die Schatzsagen denken, welche vielfach an solche Orte geknüpft sind. Dass im Wasser nicht nur Schätze deponiert, sondern als an geheiligten Orten auch Weihgeschenke dargebracht wurden, ist bekannt.

Einfacher, aber sachlich noch aufschlussreicher ist der zweite Teil von Argento-rate. Die nächste Anknüpfung bietet das häufig belegte lautentsprechende altirische ráth, ráith ‚Burg', worauf schon des öftern, so von d'Arbois de Jubainville, Zimmer u. A. verwiesen ist. Da die keltische Grundform von ráith, ráth nur ratis, rate oder ratum lauten kann (vgl. Stokes, Urkeltischer Sprachschatz S. 226), so ist das Zusammentreffen in der That ein vollständiges. [3]

Dies irische ráith, ráth hat nun einen ziemlich technischen Sinn. O'Curry, Manners and Costums III Ind. (vgl. Windisch, Irische Texte I, 732) übersetzt es als ‚a residence surroundet by an earthen rampart'. In der Regel bezeichnet es einen runden Erdwall, im Book of Armagh (vgl. Stokes a. a. O.) auch wohl bloss einen entsprechenden sichernden Graben. Wie im

---

[1] Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 3, 187 f.

[2] The Origin and History of Irish names of places (Dublin 1883).

[3] Holder. Altkeltischer Sprachschatz I, 211 übersetzt es durch ‚Menhir, Stein'. Die Begründung hierfür bleibt abzuwarten. Ich habe eine entsprechende Bedeutung nicht zu entdecken vermocht.

Simplex ist es auch im Kompositum im altirischen rig-ráith, rig-ráth ‚Königsburg‘ mehrfach belegt (Windisch, Glossar S. 741).

Dieses rath war und ist in Irland eine sehr verbreitete Benennung.[1] In 700 Ortsnamen soll es als (uneigentliches) erstes, seltener als zweites Kompositionsglied vorkommen. Es entspricht dies der thatsächlichen Verbreitung solcher runden Erdwälle, die auf Irland zu den volkstümlichsten Einrichtungen gehören. Auf den Survey-Karten sind viele hunderte derselben, häufig unter mit Rath- komponierten Namen, eingetragen. Oefters liegen sie bei einer Ortschaft, in der Regel aber — der irischen Siedelungsweise entsprechend — in freiem Felde als ein Zufluchtsort der Bauern oder als die Umwallung eines — meist verschwundenen — Herrensitzes. Die gewöhnliche englische Uebersetzung bleibt ‚litle fort‘. In der That scheint rate, ratum im Gegensatz zum keltischen dunum ‚arx, castrum‘ eine kleinere Wallburg zu bezeichnen.

So steht Argento-rate im genauesten Zusammenhang mit der sonstigen keltischen Namengebung. Und wenn beide Kompositionsglieder in derselben Reihenfolge auch nicht belegt sind, so werden sie nach Joyce II, 369 in der umgekehrten Anordnung als Rath-argid in den irischen Ortsnamen doch häufig genug verbunden. Eine bessere Gewähr ist kaum zu erwarten.

Durch die angeführten, irischen Analogien wird auch die Annahme von Holder, der in Argentorate, Argentomagus etc. nicht das gewönliche Nomen, sondern einen Personennamen Argentos sucht,[2] beseitigt. Argento-rate bleibt wie Rath-argid die ‚Silberburg‘ oder ‚Schatzburg‘. Höchstens wäre zu erwägen, ob nicht hier wie auch sonst in die Bedeutung von Argento (vgl. oben S. 348 und Argentovaria-Horburg d. i. Sumpfburg), der Silbername des Wassers mit hineinspielt. Zu der ganzen Strassburger Scenerie würde es nicht übel passen. Jedenfalls aber lässt der Name keinen Zweifel darüber, dass Strassburg schon in der vorrömischen Zeit eine alte keltische Wall- und vielleicht auch Wasserburg gewesen. Ob der Zufall und die mannigfachen Grabungen von diesem ‚Rat‘ noch eine wirkliche Spur erbringen werden, bleibt abzuwarten. Doch ist über die archäologischen Funde von Argentorate an anderer Stelle zu berichten.

[1] Joyce I, 274 ff. Zimmer, Zs. f. vergl. Sprachforschung 32, 171 f.

[2] Altkelt. Sprachschatz I, 211, über Holders -rate ‚Menhir, s. oben S. 348. Die älteren Deutungen sammelt Weissgerber, Quelques mots sur l'origine des Noms de Strasbourg. 1896.

XVIII.

Chronik für 1899.

12. Jan. stirbt in Strassburg Theaterdirektor Franz Krükl, geb. 1840 in Znaim, hoch verdient um das Kunstleben Strassburgs.

14. Jan. stirbt in Oran der Satiriker und Lustspieldichter Friedrich Kettner, geb. 10. Mai 1844 in Strassburg.

24. Febr. Der Präsident des Landesausschusses, Dr J. v. Schlumberger, feiert den 80. Geburtstag.

14. März stirbt in Lunéville Emil Erckmann, geb. in Pfalzburg 22. März 1822.

19. April stirbt in Paris Alexandre (Abraham) Weil, geb. in Schirrhofen 10. Mai 1810.

3.—5. Mai. Anwesenheit des Kaiserpaares im Elsass.

4. Mai. Die Stadt Schlettstadt macht die Hohkönigsburg dem Kaiser zum Geschenk.

8. Mai. Einweihung der ersten elektrischen Bergbahn im Elsass auf Drei Ähren.

8. Mai. Goethes Tasso als Festvorstellung im Stadttheater zu Strassburg.

11.—25. Mai. Goetheausstellung in der kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek.

8. Juni. Aufführung der «Fischerin» von Goethe in der Orangerie.

25. Juni. Generalversammlung des Vogesenclubs in Strassburg.

9.—11. Juli. Tagung der deutschen Kirchengesangvereine in Strassburg.

4. Sept. Kaiserparade in Strassburg. Der Kaiser bleibt bis zum 6. Sept.

25. Sept. Deutscher Archivtag.

26.—28. Sept. Generalversammlung der Geschichts- und Altertumsvereine Deutschlands in Strassburg.

6.—9. Okt. Generalversammlung der deutschen Vereine für innere Mission in Strassburg.

12. Nov. Einweihung des neuen Postgebäudes in Strassburg.

XIX.

Sitzungsberichte.

1. Vorstandssitzung

am 19. November 1899, vormittags 10½ Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Erichson, Euting, Lienhart, Luthmer, Martin, Mündel, Renaud, Stehle. — Entschuldigt die Herren Francke, Kassel, v. Schlumberger.

Der Vorsitzende, Prof. Dr. Martin, teilt den ihm brieflich angezeigten Austritt des Vorstandsmitgliedes Herrn Faber mit und schlägt vor, bei der Ersatzwahl in der allgemeinen Sitzung den Kreisschulinspektor Herrn Menges aus Saarunion zu empfehlen.

Bei der Versendung des 15. Jahrgangs unseres Jahrbuchs hat sich herausgestellt, dass infolge unvorhergesehenen Mitgliederzuwachses 100 Stück zu wenig vorhanden waren; diese sollen auf anastatischem Wege hergestellt und verteilt werden. Auf Antrag von Prof. Dr. Wiegand sollen vom nächsten Jahrbuch 2500 Abzüge gedruckt werden.

Der Vorsitzende ersucht den als Vertreter des historisch-litterarischen Zweigvereins in die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine entsandten Herrn Prof. Wiegand, in der allgemeinen Sitzung einen kurzen Bericht zu erstatten.

Herr Geheimrat Barack berichtet über die mit dem Zweigverein in Schriftenaustausch stehenden Gesellschaften und Vereine. Laut Sitzungsbericht vom 27. November 1898 betrug ihre Zahl 129; neu hinzugekommen sind 1. die Redaktion des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung in St. Petersburg; 2. das schweizerische Landesmuseum in Zürich; 3. das Kaiser-Franz-Josephsmuseum für Kunst und Gewerbe in Trop-

pau; 4. der Mannheimer Altertumsverein in Mannheim; 5. der Birkenfelder Verein für Altertumskunde zu Birkenfeld, so dass die Gesamtzahl der Tauschvereine jetzt auf 134 gestiegen ist. Davon entfallen auf Deutschland 78, die Schweiz 20, Oesterreich 14, Belgien 11, Frankreich 5, Russland 3, Luxemburg 2, Schweden 1.

Die für das nächste Jahrbuch bereits vorliegenden Arbeiten werden kurz besprochen und zur Beurteilung unter die Vorstandsmitglieder verteilt. Es folgt darauf die

Allgemeine Sitzung.

Der Vorsitzende eröffnet dieselbe mit dem Rechenschaftsbericht über das abgelaufene Vereinsjahr, aus dem die Mitteilung hervorzuheben ist, dass der Zweigverein z. Z. 2124 Mitglieder zählt. Der Vorschlag betr. die Herstellung der noch fehlenden 100 Stück des Jahrbuchs sowie der Druck von 2500 Abzügen des nächsten Jahrgangs wird von der Versammlung angenommen.

Die Prüfungen der Rechnungen durch die Mitglieder Dr. v. Borries und Dr. Horst ergab deren Richtigkeit, so dass dem Schatzmeister Entlastung erteilt werden konnte.

Bei der nun folgenden Vorstandswahl schlägt Dr. v. Borries der Versammlung vor, den Vorstand durch Zuruf wiederzuwählen. Der Vorsitzende nimmt im Namen der übrigen Vorstandsmitglieder die Wahl dankend an. An Stelle des ausgegeschiedenen Mitgliedes Herrn Faber wird auf Vorschlag des Vorsitzenden Herr Kreisschulinspektor Menges gewählt.

Prof. Martin berichtet sodann über den Stand der Sammlungen für das Goethedenkmal und spricht die Hoffnung aus, zu Ende des Monats das Preisausschreiben für die Künstler versenden zu können. Im ganzen seien bis jetzt 120000 M. eingegangen.

Hierauf erstattet Herr Prof. Wiegand einen eingehenden Bericht über die Generalversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und teilt mit, dass die Protokolle gedruckt und den Mitgliedern des Zweigvereins zugänglich gemacht werden sollen.

Zum Schluss hielt Herr Dr. Leitschuh einen Vortrag über Dürer im Elsass.

2. Vorstandssitzung

am 7. März 1900, nachmittags 3 Uhr, im germanistischen Seminar der Universität.

Anwesend die Herren Barack, Erichson, Euting, Lienhart, Luthmer, Martin, Menges, Wiegand. — Entschuldigt die Herren Kassel, v. Schlumberger, Stehle.

Der Vorsitzende teilt mit, dass der Fürst Statthalter dem Zweigverein zu den Kosten des Jahrbuchs 1899 eine weitere Beihülfe von 300 M. zugewiesen habe.

Nach einer eingehenden Besprechung der für das Jahrbuch eingelaufenen Arbeiten wird die Reihenfolge für den Druck festgesetzt.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden kann für besondere Fälle die allgemeine Sitzung statt Sonntags auch an einem Mittwoch nachmittags abgehalten werden.

Schluss der Sitzung: 4 Uhr.

